This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600086738

Pestalozzi's sämmtliche Werke.

Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen

von

L. W. Seyffarth,
Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

Dritter Band.

Brandenburg a. H.
Druck und Verlag von Adolph Müller.
1869.

275. o. 105.

Lienhard und Gertrud.

Dritter Theil.

Einleitung.

Pestalozzi hatte anfangs nicht die Absicht gehabt, auf den ersten Theil von Lienhard und Gertrud noch drei andere folgen zu lassen. Erst in der Vorrede zum zweiten Theile machte er diesen Entschluß bekannt. Sie lautet in der ersten Ausgabe, (in der letzten fehlt sie): „Hier ist der zweite Theil eines Buches, das ich mit dem ersten beendigt glaubte. Aber so, wie ich jetzt mein Ideal träume, mögen noch zwei solche Bändchen folgen. Ich verspreche sie aber nicht und könnte sie nicht versprechen. Ich muß vielmehr selbst warten, ob und wie die Erfahrungen reif werden wollen, die mich in den Stand setzen können, mit Muth und Zutrauen auf mich selber in diesem Werk fortzuschreiten."

Die beiden ersten Theile entwickelten die Ereignisse in schneller Folge, im dritten und vierten Theile schreitet die Entwickelung langsamer vorwärts, der Verfasser verweilt in den Tiefen und auf den Höhen, um dem Leser entweder ihr Grausen oder ihre Lieblichkeit zu enthüllen. In der ersten Ausgabe sind diese Betrachtungen nicht in dem ausgedehnten Maße enthalten, als in der letzten und diese abstracten Ausführungen sowohl, wie die Erweiterung der historischen Grundlage haben im dritten und vierten Theile der letzten (Cottaschen) Ausgabe eine vollständige Veränderung herbeigeführt. Es trat an den Herausgeber die Frage heran, ob er der jetzigen Ausgabe die erste oder die letzte Ausgabe zu Grunde legen sollte. Er mußte sich für die letzte entscheiden, nicht nur weil die darin enthaltenen Betrachtungen von unermeßlicher Tragweite sind, sondern auch weil die Erweiterungen der Erzählung zugleich Vertiefungen derselben sind, während die erste Ausgabe doch manches Veraltete enthält. Doch sind die bedeutsamsten Stellen aus dieser mit aufgenommen,

während in den Betrachtungen mannichfache Zusammenziehungen und Verkürzungen (so hauptsächlich in den abstracten Abhandlungen des vierten Theiles) vorgenommen sind, so daß die jetzige Ausgabe als eine ziemlich veränderte und eigenartige erscheint.

In der Einleitung zum dritten Theile werden wir uns hauptsächlich mit der Fabel (der „historischen Grundlage") beschäftigen, während die des vierten Theiles mehr in die abstracten Partieen, die in diesem Theile überwiegen, einführen soll. Ein fünfter Theil, der in der Cotta'schen Ausgabe ganz fehlt, wird endlich den Abschluß des Ganzen bringen.

Die Fabel hatte mit dem zweiten Theile in ästhetischer Beziehung einen gewissen Abschluß erreicht: die frühern Uebelthaten waren durch die Darstellung des Vogt in juridischer wie psychologischer Hinsicht gesühnt. Die Hauptsache ist also nicht mehr die Entwickelung des Romanes, sondern die Lösung der durch die Ereignisse selbst aufgeworfenen Fragen, die unausgesprochen in des Lesers Seele aufgestiegen waren. Der Lösung dieser Fragen nun sind die beiden folgenden Theile gewidmet. Darum tritt die Erzählung hier stellenweise ganz zurück, während die philosophirende Betrachtung das Uebergewicht erhält. Halten wir nur immer fest, daß Pestalozzi nicht einen Roman schaffen wollte, sondern daß er selbst, wie er in der Einleitung zur ersten Auflage sagt, es als einen Versuch darstellt, „dem Volk einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art zu sagen, die ihm in Kopf und ans Herz gehen sollte": so werden wir darin auch den rechten Maßstab zur Beurtheilung dieser zwei Bände haben, nämlich, daß wir die geschichtliche Grundlage nur als ein wirksames Mittel zur Verbreitung seiner Ideen, nicht als Zweck in sich betrachten.

Die erschütternden Ereignisse, die den bodenlos versumpften Zustand des Dorfes aufgedeckt haben, erheischen gebieterisch eine Besserung. Anknüpfend an die Predigt und die frühern Lebensumstände Hummels, welche letztere den Dorfschaden als allgemeinen Landesschaden erkennen lassen, wirft Arner,

der als das treibende Princip des Guten in der Erzählung erscheint, dem Pfarrer gegenüber die Frage wegen der Besserung des Dorfes auf. Wichtig ist hierbei, wie der Pfarrer sich in den Dienst des Guten stellt, frei von aller Eigenliebe und Selbstsucht, ein wahrer Vertreter der Wissenschaft, die nicht für sich leben, sondern für das allgemeine Beste wirken soll, zugleich aber auch der Vertreter der Kirche, die ja gegenüber dem starren Gesetzeswesen des Staates, das den Menschen nur als Rechtsobject betrachtet, die Subjectivität des Einzelnen wahren soll, eine Forderung, der leider unsere Zeit nicht genügt. „Es bleibt die schöne Wirkung der Kirche, in welcher, so lange sie ihrem Berufe treu ist, der einzelne Mensch nimmer einen bloßen Marktpreis hat, einer Staatsansicht, welche am Ende die Menschen nur als Stoff des Staates betrachtet, die Wage zu halten, indem sie als geistige Macht den Werth wahrt, welcher dem allgemeinen Staat entgegen gesetzt ist, den Werth des Menschen als Einzelnen, in welchem sie das Unvergängliche sucht, des Menschen als Person in sich.“*) — Ich bin weit entfernt, den Geistlichen als alleinigen Vertreter der Kirche anzusehen — nach dem ächt evangelischen Princip des allgemeinen Priesterthums ist jedes erwachsene Mitglied ein solcher —, hier aber soll der Pfarrer Ernst die Kirche repräsentiren und er erkennt seinen Beruf und wirkt in ihm. Weit entfernt, nach einer wissenschaftlich dogmatischen Richtung das Leben anzuschauen oder es gar danach gestalten zu wollen, ja einer solchen sogar, wie sie sich im Hartknopf darstellt, im Volksleben scharf und siegreich entgegen tretend, faßt er den Menschen auf nach seiner besondern Individualität und der darin ausgeprägten sittlichen Richtung; nicht auf Meinungen sieht er, sondern auf die Thaten; seine neugestaltende Einwirkung — man denke an seine Seelsorgerarbeit am Vogt, der Vogtin, dem Michel, dem Wüst, dem Treufaug, dem Hartknopf u. A. — gründet er nicht auf sein Amt, sondern

*) Dr. A. Trendelenburg: Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr v. Zedlitz. Berlin 1859. S. 28.

auf die Macht des Geistes, und wo das bürgerliche Gesetz hart straft, sucht er den Getroffenen aufzurichten, ja, wo die Strafen nicht bessernd, sondern zerstörend wirken würden, sucht er sie sogar durch seine Fürbitten und Vorstellungen abzuwenden. Bei einem solchen Manne sucht Arner, der Vertreter des Gesetzes und der bürgerlichen Ordnung, Rath und findet ihn. Er bietet gern die Hand zur Herbeiführung besserer Zustände, aber fern von eitler Selbstüberhebung erkennt er seine Wirksamkeit als unfruchtbar, wenn nicht im Volke selbst die wahren Helfer gefunden werden. „Ein Pfarrer ist für das, was Sie suchen, wenn ihm sonst im Dorf Niemand hilft, wie das fünfte Rad am Wagen."

Durch seinen Vorschlag wird eine neue Person in die Handlung eingeführt: der Baumwollenmeyer und durch diesen seine Schwester, das Mareili. Durch Fleiß und Umsicht hat er sich ein ansehnliches Vermögen erworben; er betreibt die Baumwollenweberei ins Große und gibt dem größten Theile der Dorfbewohner Arbeit und Verdienst. Im Gespräch mit Arner, Glülphi und dem Pfarrer erscheint er als ein erfahrungsreicher Mann, der sehr wohl das Verderben des Dorfes und seine Quellen, aber auch die Mittel kennt, durch die geholfen werden könnte, die er aber nicht im Gesetz oder irgend einem äußern Zwange, sondern in der freien Selbstbestimmung erblickt, welche nur angeregt und zum Guten gelenkt werden muß. Pestalozzi führt auch hier sein Princip der sittlichen Selbstbestimmung durch und gerade das ist es, was seinen Ideen ihre eigenthümlich ansprechende und anregende Kraft gibt und ihnen ihre bleibende Bedeutung sichert. Wissend, daß das Gute von kleinen und unscheinbaren Anfangspunkten ausgehen muß, baut Meyer seine Hoffnung auf die „Stillen im Lande", die unter der frühern traurigen Regierung haben schweigen müssen. Aber er kennt auch die Feinde jeder Aufklärung und sittlichen Regeneration des Volkes. „Die selbstsüchtigen Schlauköpfe, die sich in Rücksicht auf ihre Revenuen gewissermaßen als zur Civilliste des Staates gehörig ansehen und denen die Administrationen aller Geld-, Ehren- und Rechtsangelegenheiten im Staate

gleichsam als Erbgut zufallen, lieben es natürlich gar nicht, wenn Leute, die in dieser Hinsicht nicht zu ihnen gehören, sich zu irgend einem Einflusse auf das öffentliche Wohl berufen und zur Mitwirkung für dasselbe fähig glauben" — in diesem Worte Glülphi's findet er seine eignen Anschauungen wiedergegeben. — Von praktischem Sinne zeigen seine weitere Vorschläge zu Volkssparkassen und deren Begünstigung, sowie zur wahren Verbesserung der Schulen, die er in ihrer jetzigen Gestalt als Mistbeete bezeichnet, weil sie auf unnatürliche Weise den Menschen sich selbst entfremden, ihn vom Leben hinwegführen und mit ihm in Widerspruch setzen, ein Gedanke, den der feurige Glülphi mit Lebhaftigkeit auffaßt und weiter ausführt. Wir kommen später darauf zurück und weisen nur noch auf den furchtbaren Ernst hin, der in dem Gespräche über den Einfluß der Obrigkeit liegt und auf die Mittel zur Abhülfe in der Wahl der Vorgesetzten und wie Pestalozzi auch hier für die Selbstbestimmung eintritt: alles Grundsätze, die damals eben so neu als gewagt waren und die vielfach die Ursache sind der Anfeindungen, die Pestalozzi damals erfuhr und heute noch erfährt — man denke an die Verfolgung oder wenigstens Nichtbeachtung der pestalozzischen Bestrebungen in vielen deutschen Staaten — und die zum großen Theile der Grund sind zum Mißlingen seiner Pläne, was er freilich selbst wenig erkannte und was auch uns heute nicht mehr zu erforschen möglich ist. Und dennoch waren seine Grundsätze wahr, denn wir finden sie in neuster Zeit vielfach durchgeführt in Bildungs-, in Spar- und Creditvereinen, theilweise im allgemeinen Wahlrecht und hie und da auch in den Schulen. Hier schwebt der Kampf noch, aber auch hier wird die Wahrheit siegen.

Das Hauptmittel zur Volkshebung sind die Schulen. „Alles, was Sie thun werden", sagt Meyer zu Arner, „auch das Herz der bessern Leute im Dorf zu gewinnen, wird nicht im Stande sein, befriedigend dahin zu wirken, wohin Sie zielen, wenn nicht für die Nachwelt und die Jugend durch die Schulen besser gesorgt wird."

Auf die Frage, wie eine solche Schule wohl eingerichtet

werden müſſe und wer ihnen dazu behülflich ſein könne, weiſt Meyer, der als Arbeitsgeber die meiſten Haushaltungen kennt, auf Gertrud hin, die in ihrer Wohnſtube ihre Kinder ſelbſt bildet nach naturgemäßen Grundſätzen.

Jetzt tritt eine andere Seite der Thätigkeit Gertruds in den Vordergrund: die erziehliche. Es wäre ganz verkehrt, was hier in dichteriſcher Darſtellung ausgeführt wird, aufs Leben übertragen zu wollen, noch dazu in einer Zeit, wo das Princip der Arbeitstheilung immer weitere Fortſchritte macht; aber nicht minder verkehrt iſt es, die Darſtellung für verfehlt zu erachten, weil ſich davon nicht eine einfache Nachahmung im Leben machen läßt. Gegenüber ſolchen Beurtheilungen nehmen wir für Peſtalozzi die dichteriſche Licenz in Anſpruch, die in der Form ſich wohl vom praktiſchen Leben entfernen darf, wenn nur die zu Grunde liegende Idee der Wahrheit entſpricht. Noch weniger der Wirklichkeit entſprechend wird z. B. in den Fabeln und Gleichniſſen die Wahrheit dargeſtellt. Und daß es gar nicht in der Abſicht Peſtalozzi's liegt, in Gertruds Schule eine bis aufs Einzelne im Leben durchzuführende Maßregel geben zu wollen, beweiſt ja eben die Einführung eines beſondern Schullehrers neben der Gertrud, in deſſen Schule auch ſie ihre Kinder ſchickt; hätte er die Schule und den Lehrer für überflüſſig erklären wollen, er hätte den Gang der Erzählung ſo einrichten müſſen, daß Gertrud's Schulſtube in immer mehr Familien Durchführung erhalten hätte. Aber eben Glülphi und ſeine Schule und die Geſpräche über die Schulen beweiſen, daß Peſtalozzi nicht im Entfernteſten daran gedacht hat, der Mutter allen Schulunterricht noch neben ihren häuslichen Geſchäften und, wie es beſonders im Arbeiterſtande der Fall iſt, neben ihrem Broterwerb übertragen zu wollen. Daß das eine Unmöglichkeit iſt, wußte Peſtalozzi wohl, aber er wußte auch, daß eine Mutter ſich um ihre Kinder kümmern und vorzüglich in den erſten Jahren ihre phyſiſche, intellectuelle und moraliſche Bildung in ihren erſten Keimen pflanzen und pflegen ſoll; er tritt jenen Aſtermüttern entgegen, die aus zärtlicher Sorgfalt für ihren Leib — die nicht einmal eine Sorgfalt

ist, denn sie widerstreitet dem Naturgesetz — die erste Ernährung den Ammen und die erste Bildung den Bonnen überlassen, eine schwere Versündigung an Leib und Seele der Kinder.

Und wenn Gertrud als in der Schule mit thätig dargestellt wird, so ist auch hierin Pestalozzi ein praktischer Fehlgriff nicht vorzuwerfen. Gertrud tritt hier auf als die personificirte Mutterliebe, die als bestimmendes Princip den schaffenden Geist der Schule bilden muß und dadurch der Hauptfactor des erziehlichen Unterrichts ist. Bei ihr holt sich Glülphi Rath, findet er Unterweisung und Anfeuerung zur selbstlosen Hingabe an die Kinder — man vergleiche das treffliche Capitel (III, 31): „Ueber den Zusammenhang des Mutterherzens mit dem innern Wesen einer guten Schule", — dieser Geist der Mutterliebe allein kann den Unterricht auch in seinem mehr mechanischen Theile heben und schaffen, daß er etwas mehr wird als ein bloßes Abrichten in einigen Schulfertigkeiten und ein Mittheilen von nützlichen Kenntnissen. Und ebenso vertritt das Mareili in Glülphi's Schule eine Idee, die nämlich, daß die Schule vom Hause respectirt und geachtet werden muß, wenn sie ihren höhern Zweck erreichen soll, eine Idee, die leider unserer Zeit ganz abhanden gekommen zu sein scheint. Wie könnte man sonst den Lehrer und seine Familie so vielfach darben lassen? — So spricht also Pestalozzi in Gertrud und Mareili ein subjectives und objectives Postulat aus und stellt in beiden die auf Liebe und Achtung gegründete Wirksamkeit der Schule dar, eine Darstellung, die, wenn sie auch nicht der prosaischen Wirklichkeit entspricht, jedenfalls eine tiefe ideale Wahrheit enthält.

Glülphi, der früher nur nebenbei erwähnt wurde, tritt jetzt als eine Hauptperson mit in Action, als Träger der Idee der neuen Schule, des erziehlichen Unterrichts gegenüber der banausischen Praxis, dem alten Schlendrian, der vom alten Schulmeister repräsentirt wird und auf eine jämmerliche Weise endigt. Dagegen erhebt sich Glülphi durch die Macht der neuen Idee, die ja ein Ausfluß der modernen Staats-

und Weltidee überhaupt ist, zu einer kaum geahnten Höhe und zeigt in seinen „Träumen" in immer weiter gehender Perspective die Folgen und den Einfluß dieser Idee auf Staaten und Völker.

Er ist früher Soldat gewesen, also in einer strengen, auf unbedingte Subordination gegründeten, zu Festigkeit, Ordnung, Muth und Ausdauer erziehenden Schule gebildet worden; seine tiefere Bildung hat ihn vor der Rohheit des Soldatenhandwerks (im vorigen Jahrhundert) bewahrt. Die Feldmessungskunst, welche er längere Zeit schon ausgeübt hat, hat ihn mit dem Landbau und den Verhältnissen der Landleute in verschiedenen Ländern bekannt gemacht; vielfache Lebenserfahrungen haben ihn die Menschen kennen gelehrt von ihrer guten, wie von ihrer schlechten Seite und mit klarem Blick erfaßt er das Leben. Leicht erregbar, wird er von dem traurigen Zustande in Bonnal aufs Tiefste ergriffen und erkennt die Schäden in ihren tiefern Wurzeln, zu deren Ausrottung beizutragen er einen mächtigen Drang in sich fühlt. Der Hinweis des Baumwollenmeyer, daß nur durch eine bessere Bildung des heranwachsenden Geschlechtes das Uebel in seinen Wurzeln zerstört werden könne und die überraschenden Leistungen einer fast ungebildeten Maurerfrau, die er in der Stube der Gertrud erblickt, bringen ihn nach einem kräftigen innern Kampfe zu dem Entschlusse, Schulmeister zu werden.

Rechnen und Raumlehre (Zahl und Form) waren Lieblingsfächer Pestalozzi's und wir begreifen, warum er gerade einen in diesen Fächern vorzüglich gebildeten Mann zum Schulmeister macht. Er hielt diese beiden Gegenstände — und mit Recht — für vorzüglich geeignet, den Kopf aufzuräumen und klar zu machen, zu scharfem Beobachten und tiefem Denken anzuregen und vor Irrthum und Gedankenlosigkeit zu bewahren und das stellt er, indem er Glülphi in jenen Fächern eine vorzügliche Bildung gibt, als Hauptpostulat an die Schulen hin, noch dazu in einer Zeit, wo durch einen gedankenlosen Mechanismus die Menschen noch mehr verdummt und in ihrem Aberglauben bestärkt wurden.

In der ersten Ausgabe sagt Pestalozzi: „Recht sehen und hören ist der erste Schritt zur Weisheit des Lebens und Rechnen ist das Band der Natur, das uns im Forschen nach Wahrheit vor Irrthum bewahrt, und die Grundsäule der Ruhe und des Wohlstandes, den nur ein bedächtiges und sorgfältiges Berufsleben den Kindern der Menschen bescheert."

Ich darf wohl kaum darauf hinweisen, wie falsch es wäre, wenn man aus dieser Persönlichkeit den Schluß ziehen wollte, Pestalozzi verachte die besondere Fachbildung des Lehrers. Er weist vielmehr ausdrücklich auf deren Nothwendigkeit hin und stellt in der Person Glülphi's nur die Grundbedingungen zur Ertheilung des Unterrichts in erziehlicher Weise auf, vor allen Dingen Begeisterung für den zwar schweren, aber hohen und heiligen Beruf eines Menschenbildners und Liebe zu den Kindern. Vorzüglich gelungen ist hierin der Uebergang vom ersten zum zweiten Schultage (IV, 31). Die Schlechtigkeit, die ihn am ersten Tage nur empören konnte, erregt am zweiten sein Mitleiden und „er fühlte in diesem Mitleiden eine Kraft sich entfalten, die ihn jetzt doppelt freute, weil sie ihm gestern so sehr mangelte." Später (IV, 61) wird dieser Geist näher charakterisirt, auch in seinen Früchten: „Es war in der Führung der Gertrud eine stille Kraft, die dem festen Ernst, mit welchem Glülphi zu Werke ging, in einem hohen Grad zu Hülfe kam und wesentlich dazu beitrug, daß die sichtbar wachsende Lieblichkeit im Zusammenleben dieses Schulhauses in keiner Rücksicht in Schwäche ausartete und dieses Haus sich dem heimathlichen, sich gegenseitig in Freiheit und Frohsinn liebenden und dienenden Leben täglich mehr näherte, das man sonst in einer Schule so selten findet, ohne welches aber jede Schule mehr ein Gewalthaus der Abrichtung zu irgend einem Kenntniß- und Fertigkeitsfach, als eine Bildungsanstalt zur freien und harmonischen Entfaltung des ganzen Umfangs der menschlichen Anlagen und Fertigkeiten ist."

So stehen also diese drei: Glülphi, Gertrud und Mareili, als Repräsentanten verschiedener Seiten einer guten Schule da. „Die liebevolle Unschuld der Gertrud, das feste

Benehmen des Mareili, sowie die ausgezeichneten Kenntnisse, die großen Lebenserfahrungen und die unermüdliche Thätigkeit des Lieutenants konnten nicht anders, als auf den guten Fortgang der Schule einen entscheidenden Einfluß haben." — „Die erhabene Seele der Gertrud entkeimte dem Geiste der Frömmigkeit, das Mareili lebte weniger erhaben, aber fest in ihrer Wahrheit und Glülphi hob sich mit jedem Tage im wachsenden Fühlen ihres Segens höher empor."

Später treten Gertrud und Mareili zurück, an Gertruds Stelle tritt Margarethe zur Leitung, Unterweisung und Beaufsichtigung hauptsächlich der Mädchen in ihren Handarbeiten.

Glülphi tritt aber neben seinem Schulamte noch auf eine andere Weise in die öffentliche Wirksamkeit ein: er dient dem Gesammtleben durch seine Kenntnisse, wie sich das beim Baumsetzen zeigt und weiß auch diese Handlungen der Schule dienstbar zu machen, indem er sich dadurch und dabei den nöthigen Respect verschafft. Voll köstlichen Humors (der übrigens auch sonst in vielen Stellen durchbricht) ist die Scene, wo er den Dorfmeistern, die in ihrem nunmehrigen Schulmeister ein willenloses Spielzeug ihres Witzes sehen, entgegentritt und wie kleinlaut sie ihm folgen, seine persönliche Ueberlegenheit anerkennend.

Diese geistige Ueberlegenheit ist dem Lehrer nothwendig, natürlich darf sie sich nicht als Hochmuth zeigen, sondern muß, wie beim Glülphi, mit Liebe verknüpft sein. Es ist natürlich, daß, wo der Lehrer nur mit den Kenntnissen einer einklassigen Dorfschule ausgerüstet in die Gemeinde tritt, so daß ihn jeder Bauernsohn, der nur eine Stadtschule besucht hat, übersieht, sein Ansehen und das Ansehen, sowie auch die einflußreiche Wirksamkeit der Schule dahin ist! Einem solchen Lehrer ist seine Stellung eine Last, seine Arbeit ist eine geistige Tagelöhnerarbeit. Ohne höhere, wissenschaftliche Bildung in seinem Berufsfache fehlen ihm auch die höhern, begeisternden und treibenden Ideen, ohne Muth und Freudigkeit schleppt er seine Tage mühsam dahin, eine Hingabe an die Kinder, ein Leben in ihnen fehlt ihm ganz und die Treue

in seinem Amte, die sich bei ihm höchstens auf ein Innehalten der festgesetzten Zeit und eine Absolvirung und Einpaukung des befohlenen Pensums bezieht, ist nicht eine Folge seines eignen Lebens und Strebens, sondern eine Folge äußerer Nöthigung des Gesetzesbuchstabens und der bevormundenden Beaufsichtigung — eine traurige Verwechselung! — Wer will sagen, daß Pestalozzi's Idee eines Lehrers, wie sie sich in Glülphi darstellt, überall durchgeführt wäre? Ach es fehlt unserer Zeit noch viel, noch sehr viel daran. Die ersten Keime eines solchen Lebens sind durch die leidige Reaction fast überall in Deutschland erstickt und selbst da, wo ein auf innerer Freiheit sich erbauendes Leben noch zu herrschen scheint, sind es oft nichts, als liberale Phrasen, wie manches deutsche Ländchen einen Beleg dazu liefert.

Es ist nur eine Folge dieser idealen Höhe, auf der Glülphi steht, daß er sein Schulamt nicht als etwas Isolirtes auffaßt, sondern als einen Theil des Ganzen, für welches mitzuwirken er nun auch auf andere Weise sich veranlaßt fühlt. Diese weitere öffentliche Wirksamkeit wird dargestellt in seiner Theilnahme an den Sonntagsversammlungen, dem Vereine zur Hebung des Dorfes und zur Beförderung des Volkswohles. Will der Lehrer nachhaltig wirken fürs Leben, so muß er das Leben kennen, muß in ihm stehen, muß in dasselbe mit eingreifen. Wir reden damit nicht einer agitatorisch politischen oder kirchlichen Wirksamkeit das Wort, mag sie sich nun der rechten oder der linken Seite zuwenden, nur das ist damit gesagt, daß der Lehrer nicht dem Leben entfremdet werde und mit ihm in Gegensatz trete, wie es leider durch die einseitige und abgeschlossene Bildung desselben nur zu häufig geschieht. Wie schön stellt Diesterweg diese Seite der Lehrerwirksamkeit dar! „Der Schullehrer soll ein Mann des Lebens sein; nichts darf ihn gleichgültig lassen, was das Leben fördert. — Das Volk schmachtet noch vielfach unter dem Alp des Aberglaubens. Schulmeister heran! Wir werden es von bösen Gewohnheiten zu befreien suchen, die Branntweinpest austreiben — auf! — Wir werden auch die Verbrecherkinder auf den Arm legen, — wo irgend

ein Verein das Volk berührt, werden wir euch brauchen. Kurz, eure Hülfe wird man überall bedürfen, wo immer gemeinnützige Zwecke kostenfrei ausgeführt werden sollen . . . Darum werdet ihr jede Art der freien Entwickelung in euern Gemeinden nicht nur mit Freuden begrüßen, sondern sie auch nach euern Kräften zu fördern bemüht sein. Die Schulverhältnisse stehen im Wechselverhältnisse mit allen andern; gedeihen diese: die religiösen, die socialen, die ökonomischen, die juridischen, die polizeilichen ꝛc., es kommt der Schule zu gut und umgekehrt.“*)

Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen über die in Glülphi dargestellten Ideen und bemerken nur noch, daß auch die Sonntagsgesellschaft, die Vereinigung Arners, des Pfarrers, des Lehrers mit den geistig und sittlich hervorragenden Persönlichkeiten des Dorfes ebenfalls einen Reichthum von Ideen in sich birgt, wenn die Form, in der sie erscheinen, auch nicht in allen Einzelheiten der Wirklichkeit entspricht. Wahr ist es, daß je höher die Ideen sind, die die Menschheit bewegen, desto mehr auch die Standes- und Rangunterschiede verschwinden und als etwas Aeußerliches und Unwesentliches zurücktreten, wie man denn auch umgekehrt den Schluß ziehen kann, daß eine Zeit, welche von solchen äußern Formalitäten beherrscht wird, an einer innern Ideenarmuth leidet. Die Ideen sind mächtiger, als die von den Menschen geschaffenen äußern Verhältnisse. Wahr ist es ferner, daß nur da, wo keine schroffe Scheidung im Volke herrscht, wo auch die Regierung mit dem Volke Hand in Hand geht, wo die Regierung den wahren Bedürfnissen des Volkes lauscht und das Volk auf den Weg des Guten leitet, ihm selbst die Ausführung überlassend ohne bureaukratische Bevormundung, daß nur da für das Gemeinwohl Ersprießliches erreicht werden kann, während nothwendiger Weise das Ganze leiden muß, wo Jeder seinen Weg geht oder wo die einzelnen

*) Dr. A. Diesterweg: Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer. Vorrede von 1844.

Stände zur Erreichung egoistischer Interessen sich gegenseitig absondern und befeinden.

Der Egoismus, als der Gegensatz der Liebe, kennt außer sich keine andern Zwecke; er nimmt auf die Welt außer sich nur so weit Rücksicht, als sie ihm selbst dient; er ist der ärgste Feind der menschlichen Gesellschaft, deren Gedeihen er untergräbt. Wir lernten ihn in den beiden ersten Theilen im Vogt Hummel kennen und sahen seine zerstörende Macht, aber er war durch die Macht des Guten besiegt worden. Jetzt tritt er in einer neuen Gestalt auf, weniger craß, aber um so verderblicher. Seine Repräsentanten sind Helidor, Fräulein von Wildheim, Sylvia und die Eichenbergerin, deren bereites Werkzeug.

Um die ersten beiden bildet sich in der Hauptstadt ebenfalls ein Verein, der mehr oder weniger in ihren Interessen arbeitet. Es ist eine Wohlthätigkeitsgesellschaft, die aber unter dem Scheine, der Armuth aufzuhelfen, nur zur Verherrlichung ihrer Spitzen dient und so mit der Strahlenkrone christlicher Nächstenliebe prahlend alle heiligen Fundamente des Volkslebens untergräbt und die Quellen des geistigen, sittlichen und bürgerlichen Elends des Landes noch vergiftet. Hier ist Fräulein von Wildheim, die unter der Larve hoher weiblicher Anmuth und äußeren Anstandes und unter dem Scheine christlicher Frömmigkeit die höchste Verhärtung des Herzens verbirgt, das eigentliche treibende Princip. Pestalozzi nennt diese wohlthätige Gesellschaft „ästhetische Dilettanten der Sittlichkeitskraft, deren innere Wahrheit sie in sich selbst verloren haben."

Welch einen Contrast bildet diese Gesellschaft mit ihren pomphaften Wohlthätigkeitsübungen gegen die stille Wirksamkeit der Sonntagsgesellschaft in Bonnal! Welche Gegensätze zwischen Arner und Helidor, Sylvia und Gertrud, dem Fräulein von Wildheim und dem Mareili! Je schwärzer der Schatten, desto heller das Licht: gerade auf diesem dunkeln Hintergrunde des hauptstädtischen Lumpenlebens hebt sich die still schaffende Thätigkeit der guten Seelen auf jenem einsamen Dorfe so wirksam ab, daß sie unwillkürlich jedes

edle Gemüth für sich und ihre Bestrebungen gewinnen muß, wie denn auch eine Königin Luise in ihrer schwersten Trübsal das herrliche Wort gesprochen hat: „Ich fühle mich wohl in diesem Dorfe.“

Helidor ist ein Mann dunkler Herkunft; seine seltenen Anlagen und seine Bildung scheinen ihm seine Stellung am Hofe verschafft zu haben. Aber mit seinen Anlagen und seiner Bildung tritt er nicht in den Dienst der Gesellschaft, sondern gegen sie. Sein Grundsatz von der „Vernunft der Macht“ tritt in sophistischer Auslegung und Anwendung aller freien Selbstbestimmung entgegen und führt ihn damit auch consequenter Weise zur Verachtung der Menschennatur, für deren inneres göttliches Wesen er allen Sinn verloren hat. Natürlich verachtet er damit auch alle sittlichen Gesetze, sein Egoismus ist ihm alleinige Norm seines Handelns und der Diebstahl, den er beim Herzog begeht, ist die einfache Consequenz seiner Principien. Mag diese Darstellung auch zu drastisch sein: es liegt ihr nichts desto weniger eine tiefe Wahrheit zu Grunde, daß nämlich dem Menschen, der in egoistischer Verblendung das Menschliche verachtet, nichts mehr heilig ist.

Natürlich ist er der entschiedenste Gegner von solchen Bestrebungen, wie sie in Bonnal sich zeigen. Im Anfange hat er zwar nur ein vornehm spöttisches Lächeln darüber; als er aber merkt, die Sache könnte weitere Folgen haben, könnte auch ihm schaden oder wenigstens unbequem werden, da sie auch in der Hauptstadt und sogar am Hofe Vertheidiger findet hauptsächlich an seinem Collegen Bylifsky, läßt er sich erst geheime Berichte abstatten und sucht Arner Schwierigkeiten zu bereiten, als dies aber nichts fruchtet, tritt er öffentlich dagegen auf, um durch die Macht seiner Stellung schwachen Gemüthern Furcht einzuflößen. Ob Pestalozzi vielleicht die preußischen Minister Wöllner und Bischofswerder vorgeschwebt haben? Ob er in dem edeln Freiherrn von Zedlitz (unter Friedrich II.) vielleicht die Grundzüge zu seinem Bylifsky gefunden hat? Bekanntlich begünstigte v. Zedlitz die Bestrebungen des Herrn von Rochow, wie

Bylifsky die Arners; und daß v. Rochow's Perſon wenigſtens Peſtalozzi bekannt war, läßt ſich aus ſeinem „Schweizerblatt“ ſchließen, in welchem er ein Gedicht dieſes Mannes aufgenommen hat; läßt ſich auch vermuthen aus dem großen Anklange, den die philanthropiſchen Beſtrebungen auch in der Schweiz fanden.

Sylvia, Helidors Helfershelferin, von der Natur ebenfalls mit guten Anlagen ausgeſtattet, aber auch mit einer ſtarken Neigung zum Böſen, ſtellt ein abſchreckendes Beiſpiel der widernatürlichen Erziehung dar, ein Zeugniß zugleich gegen Rouſſeau's natürliche Erziehung, oder vielleicht eine Ironie darauf. — Anſtatt die böſen Neigungen, die durch die Verhältniſſe ihrer frühſten Jugend zu einer furchtbaren Macht geworden ſind, in der Wurzel zu heilen, wird ſie im Kloſter durch eine unmenſchliche Behandlung und in der Penſion durch Belebung des Ehrgeizes auf äußere Tournüre abgerichtet und bringt nun in ihrer Schlechtigkeit wenn auch nicht Verwirrung in das Dorf, ſo doch vielfachen Verdruß und andere Unannehmlichkeiten.

Ein Charakter, der zwar zunächſt in den Gang der Ereigniſſe nicht beſtimmend eingreift, ſchließlich aber einen befriedigenden Abſchluß (im 5. Bande) herbeiführt, iſt der Herzog. In ſeinen erſten Regierungsjahren philanthropiſchen Träumereien nachhängend, aber in ſeiner Gutmüthigkeit von ſchlauen Betrügern hintergangen, denkt er bisweilen voll Wehmuth noch an ſeine getäuſchten Hoffnungen und fehlgeſchlagenen Verſuche zur Hebung des Volks, ohne ſich jedoch zu einem wirkſamen Glauben an eine wahrhafte Hülfe wieder erheben zu können, während ſein Miniſter Bylifsky in Arners Beſtrebungen die Principien – nicht zur Glückſeligkeit, wie die Philanthropiſten, wohl aber zu einer Abſtellung des alten Verderbens und einer materiellen Hebung, einer intellectuellen Weckung und ſittlichen Kräftigung erkennt. „Ich bin mit deinem Meyer ganz überzeugt“, ſchreibt er an Arner, deſſen Studiengenoſſe er iſt, „daß, wenn es je möglich iſt, dem Volk des Landes aus ſeinem Verderben wieder aufzuhelfen, ſo iſt es nur durch das Volk und ſeine Menſchlichkeit

selber. Der Gedanke: Gib dem Volke, was in ihm selbst liegt, belebe in ihm, was es selbst hat, rege die Menschlichkeit, die in ihm selbst liegt, an und thue hierfür dein Möglichstes, so kann es in dem Wesentlichen, Wenigen, das es bedarf, sich wirklich selbst helfen und hilft sich selbst — dieser Gedanke füllt jetzt meine ganze Seele." —

Durch die Einführung von Personen höherer gesellschaftlicher Stellung wird eine neue Verwickelung angebahnt, auf deren Lösung wir um so gespannter sind, weil sie eben in den höhern Regionen der Gesellschaft spielt und darum auch einen größern Einfluß auf das Ganze ausüben muß. Der Uebergang der Erzählung aus dem einsamen Dorfe an den herzoglichen Hof ergibt sich aus der tiefern Erfassung der Grundsätze ganz von selbst, steht mit ihr im Wechselverhältniß. Je erhabener und allgemeiner die Idee der Wahrheit ist, desto mehr drängt sie selbst auf eine weitere Verbreitung und die weiteste Verbreitung kann sie eben nur von den höchsten Spitzen der menschlichen Gesellschaft aus erhalten. Es ist also nicht das Streben, die Erzählung pikanter zu machen und neue, spannendere Verwickelungen herbeizuführen, das Pestalozzi den herzoglichen Hof einführen läßt, sondern die Macht der Wahrheit und ihre allgemeine Geltung treiben den geschichtlichen Gang ganz von selbst auf diese Höhen und er harmonirt hierin mit den erhabenen Ideen, auf welche die Ereignisse im Dorfe wie von selbst hinleiten.

So viel über die Hauptcharaktere, die die weitere Entwickelung veranlassen.

Im Dorfe selbst geht, nachdem die Macht des Bösen in ihrer Spitze und ihrem weitgreifenden Einflusse besiegt ist, die Entwickelung des Guten in langsamem, aber sicherem Gange vorwärts. Die Wahrheit, die in Arners ganzem Denken und Thun liegt, gewinnt immer mehr Boden und übt ihren belebenden Einfluß nicht blos auf die Mitglieder der Sonntagsgesellschaft, sondern auf Alle, die mit ihm in Berührung kommen, — dieser Einfluß wird hauptsächlich am Rudi und am Lienhard veranschaulicht — und bringt ...ar Schelme auf den Weg des Guten. Ein schlagendes

Beispiel ist Michel, der, vorher zu allen Schelmenstreichen fähig, jetzt mit innigster Ueberzeugung und Hingebung dem Guten dient. Er ist bald dem Lienhard auch bei der Arbeit der Liebste und bei dem Geißenkauf ist er es allein, der sich der kranken Kienastin erinnert und für sie um eine Geiß bittet.

Wo aber einmal das Licht der Wahrheit im Herzen ausgebrannt ist, da kann es auch durch keine Flamme wieder angezündet werden. Nur wer noch Spuren der Wahrheit in sich trägt, hört der Wahrheit Stimme. Als Repräsentanten solcher ausgebrannten Herzen treten der Treufaug, der alte Schulmeister, die Barbel, der Kriecher und der Hartknopf auf.

Der Treufaug ist abgelebt und hat keine Kraft mehr zu einem neuen Aufschwunge. Er geht wieder hin, wo er hergekommen ist — zum Henker.

Mit dem alten Schulmeister ist's nicht besser, er wird ein vollständiger Narr und geht schließlich — ins Bad.

Der Kriecher, der Repräsentant der dümmsten und niederträchtigsten Scheinheiligkeit, hat durch sein langes, sich selbst betrügendes Lumpenleben jede Spur eines höhern menschlichen Seins in sich ertödtet und — kriecht weiter.

Die Barbel aber wird abgethan, indem sie sich selbst vor allem Volke als eine gleißnerische Heuchlerin entlarvt und in der durch sie veranlaßten lächerlichen Scene bei der öffentlichen Rechnungslegung den allgemeinen Hohn und Spott als Lohn ihrer Thaten davon trägt.

Der wichtigste Charakter unter diesen ist jedenfalls der Hartknopf. Auch in ihm stellen sich, ebenso wie in der Kienastin, die furchtbaren Folgen einer einseitigen und verkehrten religiösen Erziehung dar. An dem Unglück der Kienastin ist nur der Pfarrer Flieg in Himmel (sehr bezeichnender Name!) schuld. Er hat zwar das Beste gewollt, aber er versetzte die Kinder durch seine Lehre aus dieser Welt heraus in eine eingebildete, die mit dem realen Leben nicht übereinstimmt, weshalb seine Zöglinge auch hier nicht fortkommen; er überfütterte sie mit frommen Sachen und

untergrub dadurch ihre Lebenskraft; die schlechtesten Leute im Dorfe sind seine Zucht. Das ganze 47. Capitel im III. Bande enthält einschneidende Wahrheiten, die so Mancher in unserer Zeit sich noch sehr zu Herzen nehmen könnte. „Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütze, das ist ganz wahr; aber das Träumen über die Gottesfurcht und das Maulbrauchen darüber ist nicht zu allen Dingen nütze und hat keine Verheißung weder des gegenwärtigen, noch des zukünftigen Lebens.“ Diese Wahrheit stellt sich im Hartknopf in concreter Gestalt dar. Er ist so recht das Bild eines aufgeblasenen und intoleranten „Meinungennarren“, wie es nicht treffender gezeichnet werden kann. In ihm stellt sich die nur auf's Gedächtniß und die Phantasie wirkende religiöse Bildung in ihrer ganzen sittlichen Haltlosigkeit dar. Auch unsere Zeit ist noch reich an Exemplaren dieser Gattung und dies Geschlecht wird nicht vergehen bis an das Ende der Tage. Bei all seiner Eigengerechtigkeit und seinem Glaubensstolze verfällt er in die offenbarste Uebertretung des göttlichen Sittengesetzes (Rockfuttergeschichte); trotz aller seiner Kraftlosigkeit fürs bürgerlich praktische Leben offenbart er den eifrigsten Fanatismus in Gedankendingen und ob er wohl für das gemeine Beste nicht das Geringste beiträgt, hält er sich doch für besser, als alle Andern. Auch da, nachdem ihm seine Schlechtigkeit nachgewiesen ist, behält er noch seine gute Meinung von sich und nennt sogar den Pfarrer einen Ungläubigen; als ihn dieser aber treffend widerlegt (II, 61) gesteht er ein, daß er eigentlich in der Welt zu nichts mehr nütze sei und schiebt dem Magister Heiligenzahn, — und wohl nicht mit Unrecht — die Schuld zu. „Wärst du ein fleißiger, braver Strumpfweber geblieben und hättest deinen Kopf immer recht warm bei deinem Stuhle und deinem Garne gehabt, so wärst du viel ehrlicher, viel zufriedner und an Leib und Seele gesünder geblieben, als du jetzt bist mit all deinem dummen papiernen Kram (er war ja hauptsächlich der Vertreter des Teufels- und Gespensterglaubens), den du im Kopfe hast.“ — In der That ist ein Bekenntniß, das nicht die Folge der innern sittlichen

Erhebung und Wiedergeburt ist, nur papierner Kram, etwas Angelerntes, Lüge und Heuchelei, mag auch der, der mit diesem papiernen Kram handelt, noch so sehr von der Vortrefflichkeit und Aechtheit seiner Waare überzeugt sein. Wenn Pestalozzi dieser unwahren Richtung entgegen tritt, so tritt er deswegen nicht feindlich auf gegen irgend welches Bekenntniß. So will auch die von ihm begründete Pädagogik nicht auf kirchliche Bekenntnisse vernichtend oder umgestaltend einwirken, aber sie verlangt das Bekenntniß als Erzeugniß des innern religiösen Lebens und nicht umgekehrt das sittliche Leben als Erzeugniß des Bekenntnisses. Wie wenig er die Absicht hat, auf kirchliche Bekenntnisse einwirken zu wollen, beweist er durch die Einführung eines evangelischen und eines katholischen Pfarrers, die er ja als vollständig einverstanden mit seinen Principien erscheinen läßt, was er gewiß nicht gethan hätte, wenn er seine Bestrebungen als mit irgend einem kirchlichen Bekenntnisse im Widerspruche stehend geglaubt hätte. Wohl aber kämpft er gegen die Maulbraucherei über religiöse Dinge, die, anstatt das religiöse Leben zu fördern, den Menschen nur entnervt und entsittlicht. — Der Hartknopf sieht endlich sein Unrecht ein und macht einen Versuch wieder einzulenken zu einem thätigen Leben, aber es fehlt ihm die Kraft und so schleppt er sein armes Leben dahin im alten Gleise, aber in die neue Zeit paßt er nicht mehr mit seinem Kram und bringt darum auch seinen alten Verdienst kaum auf den Zehnten.

So treten die Verhärteten, weil sie sich einmal nicht in die neue Ordnung der Dinge schicken können, vom Schauplatze der Geschichte ab; ihre Macht und ihr Einfluß ist gebrochen, deshalb aber noch nicht die Macht des Bösen, das wie das Unkraut auf dem gepflügten Acker immer wieder emporsprießt und Rückfälle veranlaßt z. B. die Scenen bei der öffentlichen Rechnungslegung (unter „Kindern" sind nicht Schulkinder, sondern mehr Erwachsene zu verstehen) mit dem Vogt; die Versuche der neuen Vogtin, ihre Schwägerin dem Ochsenfeist zu verkuppeln und ihr den Rudi leid zu machen, weshalb sie die böswilligsten Gerüchte über ihn

ausstreut; die Opposition der Dorfmeisterweiber gegen den Zug und gegen die Sparkassen u. s. w., aber unaufhaltbar durch solche Machinationen schreitet das Gute vorwärts und breitet sich immer weiter aus, wie das in Arner einmal erwachte Streben auch durch keine trüben Erfahrungen verhindert werden kann. Wohl kann er trauern und einmal die Natur für schöner halten, als den Menschen, aber ein Hirtenknabe bringt ihn von diesem Gedanken ab und wendet sein ganzes Herz der Menschheit wieder zu. Diese Stelle (III, 46) gehört zu den schönsten der ganzen Erzählung. Der Rudi erhält doch die Meyerin (diese Partie bildet eine idyllische Episode voll ergreifender Scenen); und der Zug wird doch in Gang gebracht. Aber am Schlusse des vierten Theiles scheint noch einmal der alte Geist aufzuwachen, auch eine Art freier Selbstbestimmung, aber sie richtet sich selbst. — Damit schließt die Erzählung in der Cotta'schen Ausgabe.

Diese Einleitung in die historische Grundlage macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sollte sie das wollen, so würde ein Raum erfordert werden, der vielleicht sogar der des Romanes selbst überstiege. Es sollen nur andeutende Bemerkungen sein, die aber hoffentlich hinreichen werden, die Bedeutung dieses Buches für unsere wie für alle Zeit klar zu legen.

Wir haben noch die Vorrede Pestalozzi's zum dritten Theile zu geben, wie sie in der ersten Auflage enthalten ist; in der letzten fehlt sie.

Vorrede Pestalozzi's
zur ersten Ausgabe.

Ich fahre in meinem Buch, sowie in meinem Stillschweigen über das, was es sein soll, fort.

Zufrieden, das Gefühl rege gemacht zu haben, daß Volksbücher nützlich, erwarte ich früher oder später ähnliche Versuche. Diese werden dann den Werth des meinigen bestimmen, die Schwierigkeiten desselben enthüllen und die Unmöglichkeit ins Licht setzen, allen Gesichtspunkten, welche sich mit einem solchen ABCbuch der Menschheit verbinden lassen, in ihrer ganzen Ausdehnung ein Genüge zu leisten. Ich komme indessen, indem ich mich dem Ende des meinigen nähere, in den gewohnten Fall der Schulmeister, die erfahren, daß das PQ den Kindern der Menschen nicht so leicht in den Kopf hinein will, als das ABC.

Ich fahre aber in der Ueberzeugung, daß es in dieser Lage der Sachen nicht um mich, sondern um die Kinder, die buchstabiren lernen sollten, zu thun ist, in meiner Ordnung fort, will auch dem verwöhntesten Kinde es nicht bemänteln, daß es mit seinem ABC nichts thun und nichts machen kann, wenn es nicht zum TZ fort lernt.

Ich kann darüber den Namen eines guten Schulmeisters verlieren, aber ich hielt es wider meine Pflicht und meinen ersten Endzweck, darauf zu achten, und habe deshalb, ohne einige Aufmerksamkeit auf gewisse Kinder, die zu glauben schienen, ich hätte ihnen meine ersten Buchstaben blos um Guggaus und Guggein damit zu machen dargeworfen, fortgefahren, mein ABCbuch also zu schreiben, wie es mir gut und brauchbar erschien, sie buchstabiren zu lehren, und nicht, ihnen zu helfen, Guggaus und Guggein zu machen.

Geschrieben in meiner Einsamkeit, den 10. März 1785.

1. Wirkung dieser Predigt.[10])

Die Wirkung dieser Predigt in Verbindung mit der Lebensbeschreibung des Hummel, die der Pfarrer ein paar Tage vorher in die meisten Haushaltungen des Dorfs geschickt, war sehr groß.

Renold sagte schon vor der Predigt zu mehrern Männern: Wenn die ganze Gemeinde in der Schule gelernt hätte, was man aus dieser Predigt lernen kann, so hätten die Lumpen- und Schelmenstreiche, die in unserm Dorf zur Gewohnheit geworden, gewiß nicht begegnen können und der Vogt wäre bei aller seiner Schlechtigkeit und bei aller seiner Schlauheit denn doch nicht im Stande gewesen, das zu thun, was er gethan. Aber vielen Dorfmeistern und Vorgesetzten mißfiel die Predigt im höchsten Grade. Einer von diesen sagte überlaut, er habe sein Lebtag gehört, die Geistlichen sollten sich nicht in Sachen mischen, die sie nichts angingen, und wenn und wo sie es thäten, da gehe es immer am schlimmsten; solche Predigten halten heiße in der Gemeinde Feuer anzünden, und die Pfarrer sollten eher das Feuer löschen, als es anzünden. Schon am Tage vor der Predigt sagten viele Leute, sie wollten jetzt doch gern sehen, was der Pfarrer dem Vogt sagen werde, wenn er unter die Kanzel müsse*), jetzt aber, da er nicht in die Kirche kam, sagten wieder viele, der Pfarrer hat die ganze Gemeinde

*) „Unter der Kanzel stehen" ist eine Kirchenstrafe für Verbrecher, auf die der Pfarrer dann noch eine Strafpredigt halten muß.

für den Vogt unter die Kanzel geſtellt. Andere bemerkten, er habe Niemand geſchont, auch den alten Junker nicht. Ein ſteinalter Vorgeſetzter, der den Vikar wohl kannte, ſagte: Aber was wird der ſagen, wenn er vernimmt, daß der Pfarrer alſo auf ihn gepredigt? Und wenn der Schreiber noch lebte, er würde dem Pfarrer gewiß einen Prozeß anhängen. Andere aber widerſprachen und ſagten, er würde das Prozeßanhängen unter dem jetzigen Junker wohl gut ſein laſſen. Viele fanden es nicht recht, daß er den Vogt ſo geſchont, und meinten, wenn er dem Hauptſchelm das „Unter der Kanzel ſtehen“ ſchenken wollte, ſo hätte er andere Leute auch eben ſo ſchonen können, wie ihn. Weit die meiſten aber ſagten, die Predigt habe ſie ſo ſehr erbaut, daß ſie um vieles in der Welt nicht wollten, ſie wären nicht drin geweſen. Der Hartknopf aber ſagte: Es waren wohl ſchöne Worte, aber der Geiſt, der Geiſt mangelte ganz; er mangelt immer in Allem, was der Pfarrer ſagt, und da mag man mir ſagen, was man will, wo der Geiſt mangelt, da iſt alles Andere nichts. Aber was iſt denn der Geiſt? fragte ihn der Lindenberger. Das machte ihn etwas verlegen. Er antwortete dies und antwortete das. Alles aber, was er ſagte, waren leere Worte, aus denen auch nur von ferne kein Geiſt hervorguckte. Aus allem Unverſtändlichen und Herzloſen, das er ſagte, kam endlich doch ſo viel heraus, das, was der Pfarrer auf der Kanzel geſagt, ſei nicht ſo gemodelt und gedrechſelt geweſen, wie das Götzenbild, das er, der Hartknopf, ſich in ſeiner Einbildungskraft von der Religion geſchnitzelt und das er in ſeinem Kopfe herumträgt, deſſen Geiſt er in den Buchſtaben und Silben ſuchte, die er in ſeiner Jugend im Katechismus auswendig gelernt, und wo ein ſolcher Buchſtabe und eine ſolche Silbe fehlte, da, meinte er, fehle denn auch der Geiſt der Religion und des wahren Glaubens.

So vielſeitig und zum Theil wunderlich war der Eindruck der Predigt im Dorf. Auch auf den Junker machte ſie einen ſehr großen Eindruck, beſonders in den Stellen, in denen der Pfarrer vom Einfluß des Schloſſes auf das Ver-

derben des Dorfs redete. Er ſagte, von dieſem Eindruck belebt, ſchon in der Kirche und in dem Augenblick, in dem der Pfarrer ſich ſo ſtark darüber ausdrückte, zu ſich ſelbſt: Man glaubte es bisher immer und glaubt es im Allgemeinen noch jetzt, man müſſe dergleichen Wahrheiten den Bauern nicht an die Naſe ſtreichen, aber ich bin jetzt überzeugt, es iſt gut, wenn der letzte Bauer im Dorf weiß, was daran wahr iſt. Noch beſſer aber wäre es freilich, der Herzog wüßte es ſelber, er würde dann gewiß der Erſte ſein, den Quellen dieſer Uebel im Lande Einhalt zu thun; aber ſo lange der Miniſter Helidor fortfährt, die Leute, die den Herzog täglich umgeben und dadurch den größten Einfluß in allen Ecken des Landes haben, alle Tage mehr glauben zu machen, ein Leben, das ein jeder gemeine Menſch und Bürger für ein liederliches, leichtſinniges, dem Recht, der Ehre und dem Wohlſtand ſeiner Mitmenſchen hohnſprechendes Leben anſehen muß, könne unter gewiſſen Umſtänden nicht als ganz unverträglich mit den Verhältniſſen des Edelmanns und dem Perſonal, mit dem er Standeshalber umgeben ſein muß, angeſehen werden, ſo lange wird es freilich unmöglich ſein, zu verhüten, daß es auf ihren Schlöſſern zugeht, wie unter meinem Großvater auf dem ſeinigen. Aber mag es auch auf hundert und hundert Schlöſſern des Herzogthums alſo zugehen, ich will ſicherlich weder der Kamerad Helidors, noch der Erbe der Sünden meines Großvaters werden.

Der Pfarrer war nach der Predigt nicht gleich beim Junker. Er ging erſt nach derſelben zum Vogt und ſagte ihm Vieles daraus. Es ſchien ihn ſehr zu freuen, daß er den Leuten in der Kirche geſagt habe, ſie ſeien eben nicht viel beſſer als er, und dann konnte er nicht genug Worte finden, ihm zu danken, daß er nicht unter der Kanzel habe ſtehen müſſen. Er wiederholte mehrere Mal, dieſe Schande hätte ihn tödten können. Der Pfarrer wollte noch viel Anderes und Wichtigeres mit ihm reden, aber er ſchien jetzt keinen Sinn für irgend etwas Anderes zu haben und wollte ihm immer nur danken, daß er nicht unter die Kanzel

mußte. Das that dem Pfarrer weh. Er zeigte ihm seinen Unwillen und ging unzufrieden von ihm weg.

Sobald er in die Stube zum Junker kam, stand dieser auf, umarmte ihn, dankte ihm herzlich für seine Predigt und sagte mit Lebendigkeit, sie wollten vereinigt alles Mögliche thun, dem großen Unglück ihres Dorfs abzuhelfen, und setzte hinzu: Ich habe mich unter den armseligen Elendigkeiten, die mir diese Woche vor Augen kamen, democh vollkommen überzeugt, daß noch viel Gutes im Dorf ist und daß es uns an Theilnahme zu dem, was wir suchen, nicht ganz fehlen wird.

Aber wer meinen Sie, sagte jetzt der Pfarrer, der für Ihre Zwecke der wichtigste Mann im Dorf wäre?

Das ist unser lieber Herr Pfarrer und sonst Niemand anders, sagten jetzt der Junker und Glülphi einstimmig.

Der Pfarrer erwiederte: Ein Pfarrer ist für das, was Sie suchen, wenn ihm sonst im Dorf Niemand hilft, wie das fünfte Rad am Wagen.

Dieses fünfte Rad am Wagen, das der Pfarrer nicht gern sein wollte, machte alle lachen, und der Lieutenant sagte: Nein, wir wollen kein fünftes Rad am Wagen; aber da wir nur unser drei sind, brauchen wir nothwendig ein viertes Rad an unserm Wagen, und der bravste und tüchtigste Mann im Dorf muß dieses vierte Rad sein.

Aber wer ist dieser? fragte der Junker. Der Pfarrer erwiederte: Das ist der Baumwollen-Meyer und Niemand anders. Er und seine Schwestern seien wie Niemand geeignet, das, was sie suchten, im Dorfe zu befördern. Aber es werde die Frage sein, wie weit dieser Mann sich zum thätigen Mitwirken verstehen werde. Unberufen wenigstens mische er sich nicht leicht in etwas, das ihn nichts angehe.

Ich will den Mann noch heute kennen lernen, sagte jetzt der Junker.

Sobald die Mittagskirche vorüber sein wird, führe ich Sie zu ihm, erwiederte der Pfarrer.

2. Es erſcheint ein Mann, auf den man, nach einer alten Redensart, Häuſer bauen könnte.

Sobald der Pfarrer aus der Mittagspredigt kam, ging er mit dem Junker zum Baumwollen-Meyer. Dieſer ſaß, als ſie bei ſeiner Gartenthür anlangten, mit einem Kind auf dem Schoße vor ſeiner Hausthür und ſah unter einem reiche Früchte tragenden Apfelbaum neben ſeinem Brunnen ſeinen Kindern zu, wie ſie ſich mit andern Kindern aus dem Dorf luſtig machten, aber er dachte an nichts weniger, als daß die Herren, die er ſchon lange die Kirchgaſſe herabkommen ſah, zu ihm wollten.

Erſt als ſie vor ſeiner Gartenthür ſtill ſtanden und der Pfarrer die Hand nach dem Riegel ausſtreckte, ſah er, daß ſie zu ihm wollten. Da ſtellte er das Kind, das er auf dem Schoße hatte, auf die Bank, auf der er ſaß, ging den Herren bis zur Gartenthür, durch die ſie eben eintraten, entgegen und grüßte ſie, ſich ländlich bäuriſch bückend, aber mit einem Blick voll Ernſt, Würde und Ruhe, der einen ſolchen Eindruck auf ſie machte, daß Glülphi, der ſonſt jedem Landmann, der ihn freundlich grüßte, ſeine Hand darzuſtrecken gewohnt war, dem Baumwollen-Meyer ſie nicht darſtreckte, und auch der Junker duzte ihn nicht, wie er ſonſt alle ſeine Angehörigen duzte, ſondern redete ihn, durch den Eindruck, den er auf ihn machte, beinahe unwillkührlich dazu gezwungen, mit den Worten an: Verzeiht, wenn wir euch ungelegen kommen. Was ungelegen, erwiederte der Meyer, ich freue mich und danke.

Sie wollten ſich zu ihm auf die Bank unter dem Apfelbaum ſetzen, aber er bat ſie, ſie ſollten in die Stube hineinkommen, es ſei doch beſſer, als an der Luft und auf der harten Bank, auf der er geſeſſen. Ja, ich will die Stube gern ſehen, in die das Dorf die ganze Woche durch ſo viel wallfahrtet, erwiederte der Junker. Und der Meyer: Solche Pilger hab' ich doch noch nie darin gehabt. Das weiß man nicht, ſagte der Glülphi, denn er hatte ſchon gehört, daß oft auch reiche Kaufleute mit Pferd und Wagen

bei ihm abſtiegen. Der Meyer nahm jetzt ſeine Kappe von der Bank unter den Arm und das Kind, das er auf dem Schoße gehabt, an die Hand und führte die Herrn in ſeine Stube.

Seine Schweſter ſaß, wie es am Sonntag nach dem Eſſen ihre Gewohnheit iſt, bei ihrer offenen Bibel am Tiſch und war eben einen Augenblick eingenickt und lag mit Kopf und Händen über derſelben. Sie erwachte mit einem lauten „Herr Je!“ als die Thür aufging und die Herren in die Stube traten, drückte ihre Haube, die beim Liegen ein wenig in Unordnung gekommen war, wieder zurecht, machte ihre Bibel zu und legte ſie auf das Brett neben die Rechnungsbücher ihres Bruders, nahm dann einen Schwamm, befeuchtete ihn in einem zinnernen Handbecken, das wie Silber glänzte, und wiſchte damit die Rechnungen ab, mit denen ihr Bruder vorher den halben Tiſch voll gekreidet und ſagte dabei: Es iſt eine Ordnung bei uns, ihr Herren, daß wir uns ſchämen müſſen.

Wir ſehen nichts dergleichen, ſagten die Herren und wollten ſie an dem Abwiſchen hindern, denn ſie glaubten, ſie könnten ihrem Bruder noch dienen. Er aber ſagte zu ſeiner Schweſter: Mach' nur fort, ich brauche ſie nicht weiter. Es war ſchon geſchehen und ſie trocknete den Tiſch wieder ab, brachte dann ein großes, reinliches, feines Tiſchtuch, und legte neue zinnerne Teller und ſilberne Löffel, Meſſer und Gabeln auf den Tiſch. Was machſt du da? ſagten die Herren, wir haben ſchon zu Mittag gegeſſen. Ich denk' es wohl, ſagte das Mareili, aber weil ihr einmal in eine Bauernſtube hineingekommen, ſo müßt ihr jetzt auch einen Augenblick mit unſerer Bauernordnung vorlieb nehmen. Der Junker lachte, nahm einen ſchweren, ſilbernen Löffel in die Hand und ſagte: Das iſt doch keine Bauernordnung. Wohl freilich, ſagte das Mareili, wenn man's hat und vermag, ſo iſt das auch eine Bauernordnung.

Die Herren lachten, das Mareili aber ging ſchnell in die Küche und brachte auf zwei Tellern Bauernküchlein und einen ſchönen Schinken, der ſo groß war, als kaum einer

im Dorf ist. Arner, Glülphi und der Pfarrer fanden, daß das eine recht schöne Bauernordnung sei, und setzten sich ganz freundlich zu den glänzenden Tellern, die das Mareili ihnen hingestellt hatte. Der Meyer aber stand neben dem Tische und das Mareili hatte weder für sich noch für ihn einen Teller hingestellt. Glülphi aber, der das bemerkte, sagte: Ihr müßt euch beide auch zu uns setzen, sonst rühren wir keine Gabel und kein Messer bei euch an. Das Mareili sagte, das schicke sich nicht. Aber der Junker erwiederte, es solle nicht närrisch sein und mit seinem Bruder sich zu ihnen setzen. Der Meyer nahm jetzt ganz einfach einen Stuhl, stellte ihn zu unterst an den Tisch und setzte sich mit einer Verbeugung gegen die Herren zu ihnen; das Mareili aber ging wieder in die Küche, brachte für sich und ihren Bruder ihre gewohnten Hausteller, von denen sie täglich aßen, und ihre gewohnten Messer, Gabeln und zinnernen Löffel, ungeachtet auf dem Nebentisch noch mehrere neue Teller und silberne Messer, Löffel und Gabeln waren, und legte dieselben unten an den Tisch. Da sie nun endlich so beide bei ihnen saßen, nahm Glülphi den schönen Schinken und schnitt ihn an, obgleich der Meyer es nicht zulassen, sondern die Herren selber bedienen wollte. Aber Glülphi war nicht der Mann, der, wenn er so eine Arbeit einmal in den Händen hatte, sie sich so leicht wieder nehmen ließ; er legte dem Meyer und dem Mareili, trotz alles Sträubens, die ersten Schnitte des Schinkens vor, und dann erst dem Junker, dem Pfarrer und sich selbst. Der Wein, den der Meyer den Herren vorsetzte, war so gut, daß der Junker sagte, er hätte nicht geglaubt, daß er in Bonnal solchen finden würde, er habe in seinem Schloßkeller keinen so guten. Der Meyer erwiederte: Gnädiger Herr, glauben Sie doch nicht, daß ich diesen Wein gekauft, er ist mir geschenkt worden. Die Herren, von denen ich Baumwolle kaufe, schicken mir zu Zeiten etwas, zu dem ich in meinem Leben sonst nicht gekommen wäre, — und oft Sachen, sagte das Mareili, von denen wir nicht einmal wissen, was sie sind und wie man sie braucht, und brachte einen Augenblick darauf einige

Tafeln sehr feine Chocolade und sagte: Das ist uns auch so verehrt worden, aber ich weiß nicht einmal, ob man es essen oder trinken muß.

Du weißt doch, daß man's essen kann, du hast es ja vor meinen Augen versucht, sagte der Bruder. Es antwortete ihm: Ja freilich weiß ich das, und es ist recht gut, aber die Herren haben gesagt, man müsse es trinken. Und der Junker sagte jetzt: Mareili, das erste Mal, daß du zu uns ins Schloß kommst, muß dir meine Frau zeigen, wie man das kocht, damit man es trinken könne. Der Meyer erwiederte: Das ist nicht nöthig, Junker, wir haben wirklich schon zu viel Gutes in unserm Haus, von dem es vielleicht besser wäre, wir wüßten noch nicht, was es wäre und wie man es braucht. Dieser Meinung war das Mareili nicht. Ja, Bruder, du magst jetzt sagen, was du willst, so macht es mir doch Freude, wenn ich weiß, wie man das kocht, damit man es trinken könne, sagte es.

Sie waren schon eine Weile am Tisch, als der Baumwollen-Meyer erst gewahr wurde, daß der Junker ihn nicht, wie jeden andern seiner Angehörigen, duze; aber sobald er das merkte, stand er von seinem Stuhl auf und sagte: Gnädiger Herr, ich weiß, wer ich bin und will auch nicht mehr sein, als ich bin, aber wenn Sie nicht mit mir reden, wie mit jedem andern Ihrer Angehörigen, so darf ich keinen Augenblick mehr so treuherzig neben Ihnen am Tische sitzen, wie ich es sonst gern thue und wie jeder andere Ihrer Angehörigen, wenn Sie es ihm erlauben, treuherzig neben Ihnen sitzen darf. Jetzt stand der Junker auch auf, bot ihm freundlich die Hand und sagte: Nun, wenn du es so willst, so soll es so sein; ich will gern, daß du immer und je länger je mehr so treuherzig neben mir sitzest. Und mich kann nichts mehr freuen, als wenn ich das je länger je mehr thun darf, erwiederte der Meyer.

Als aber die Herren bald darauf anfingen, ihren Garten, ihr Haus und ihr ganzes Wesen etwas stark zu loben, sagte das Mareili: Ihr Herren, es war auch nicht immer also

bei uns, wir waren vor etlichen und zwanzig Jahren so arm, als die Aermsten im Dorf.

Der Junker antwortete ihm: Ich weiß es und es ist wunderbar, wie euch das Baumwollengewerb aufgeholfen hat, indessen es so viele tausend Haushaltungen elend gemacht.

---

3. Auch das Baumwollenspinnen ist eine Ursache von der Schlechtigkeit des Volks, aber nicht eine der ersten.

Das führte zu einer ernsten Unterredung über das Baumwollenspinnen; denn als der Junker sagte: Es sind das Land auf und das Land ab keine schlechteren Leute, als die Baumwollenspinner und Baumwollenweber, erwiederte der Meyer: Gnädiger Herr, ich möchte das nicht sagen, wohl aber sage ich: Es gibt das Land auf und das Land ab keine schlechteren Leute, als die Fabrikarbeiter. Das ist wahr, erwiederte der Lieutenant, die Leute, die täglich vom Haus weg in die Fabriken gehen und darin vom Morgen bis in die Nacht sind und keinen Augenblick zu Vater und Mutter heim kommen, sind gewöhnlich noch weit schlechtere Leute, als die, so zu Haus Baumwolle spinnen und weben. Mehr wollte ich auch nicht sagen, erwiederte der Meyer. Es weiß auch Niemand in der Welt besser als ich und meine Schwester, daß die Baumwollenspinner und Baumwollenweber im Allgemeinen schlechte Leute sind, aber das Spinnen und Weben ist nicht die Hauptschuld, warum sie es sind und warum sie es werden müssen.

Nun, was ist denn die Hauptschuld daran? fragten jetzt die Herren fast aus einem Munde.

Der Baumwollen-Meyer zeigte einige Augenblicke, daß er Bedenken trage, sich hierüber freimüthig zu äußern, aber da die Herren ihn freundlich und dringend baten, er möchte ihnen unverholen sagen, was er darüber denke, antwortete er: Wenn man ein Dorf oder einen Ort tief verdorben

sieht, so muß man immer denken, das kommt nicht von heute und von gestern her, und die Ursache des Verderbens liegt nicht in dem, was sie heute und gestern treiben, sondern in dem, wie sie dazu gekommen, dieses zu treiben. So ist es auch mit dem Baumwollenspinnen. Man muß auf den Ursprung sehen, wie es in ein Land gekommen, und da ist ganz gewiß, daß es, wenn es in ein Land kommt, zuerst in die ärmsten Dörfer hineingreift und im Anfange meistens Leute beschäftigt, die ihre Lebtage nichts Eigenes hatten und nichts Eigenes besorgten, und solche Leute lernen gewöhnlich gar nicht leicht wirthschaftlich sein; es ist immer äußerst schwer, dergleichen Leute dahin zu bringen, daß sie die ersten Batzen, die sie zu verdienen Gelegenheit erhalten, zusammen sparen; so wie sie aber diese ersten Batzen verlumpen, ist auch der erste Anfang zu allen Angewöhnungen, die das Lumpenleben pflanzen, unterhalten und verstärken, so gemacht, daß das, was daraus folgt, fast nicht mehr zu vermeiden und zu verhindern ist. Der Baumwollenverdienst ist gewöhnlich, wo er eingeführt wird, sehr gut, und die armen Leute, die sich zuerst auf ihn werfen, finden durch ihn leicht Mittel, besser zu essen, zu trinken und sich besser zu kleiden, als es vorher die Reichen im Dorf thaten und thun konnten, und sobald eigenthumloses und ungezogenes Volk einmal so weit ist, so ist der Weg zum Fressen, Saufen, Schuldenmachen und damit zu Allem, auch zu den äußersten Ausschreitungen des Lumpenlebens schon gebahnt. — Jetzt hielt er einen Augenblick inne, warf einen freundlichen, zutrauungsvollen Blick auf die Herren und sagte dann weiter: Ich glaube, ich darf jetzt fortfahren und auch das sagen, was ich unter der langen alten Hummelzeit nicht hätte sagen dürfen.

Einstimmig erwiederten die Herren: Du darfst Alles sagen, was du diesfalls für wahr findest, und wir bitten dich noch darum, daß du es thust.

4. Das tiefſte Verderben der Baumwollenſpinner kommt von Leuten her, die nicht Baumwolle ſpinnen.

Er fuhr ſogleich fort: Wenn nun in einem ſolchen Dorfe die Vorgeſetzten noch Schelme ſind und ſelbſt in den Schlöſſern und Schreibſtuben Verbindungen anknüpfen können, die ſie in die Lage ſetzen, daß ſie das Volk faſt mit vollkommener Sicherheit ausſaugen und ihm ſein verdientes Geld mit Wirthshauskünſten und Prozeßkniffen alle Tage aus der Hand ſpielen und in ihren Sack locken können, ſo muß es freilich mit dem Baumwollenſpinnen dahin kommen, wohin es in unſerm und in vielen andern Dörfern damit gekommen iſt. Das Baumwollenſpinnen und Baumwollenweben iſt aber an ſich an einem ſolchen Zuſtand ſo wenig Schuld, als die arme Menſchenhaut an ſich ſelbſt daran Schuld iſt, wenn durch einen räudigen Menſchen, der in ein ſchweiniſches, unreinliches Dorf kommt, das ganze Dorf angeſteckt wird. Der Baumwollen-Meyer drang immer tiefer und umſtändlicher in das Weſen dieſes Gegenſtands hinein und ſagte unter Anderem: Das Baumwollenſpinnen und Weben iſt indeſſen wirklich eine von den ſchlechteſten Beſchäftigungen, die man in ein Dorf bringen kann. Die Leichtigkeit, Gedankenloſigkeit, Kunſt- und Kraftloſigkeit, mit der es betrieben werden kann, ſetzt dieſe Arbeitsgattung weit hinter die meiſten andern Arbeits- und Berufsgattungen des Volks zurück.

Der Junker unterbrach ihn mit den Worten: Das iſt ſonderbar, du redeſt dem Baumwollenſpinnen gar nicht das Wort.

Der Meyer erwiederte: Ich habe das Baumwollenſpinnen von jeher ſo angeſehen, wie ich jetzt davon rede; ich habe es auch nicht ins Dorf hineingebracht, es iſt einige und zwanzig Jahre vorher ſchon allgemein eingeführt geweſen, ehe ich daran Theil genommen. Freilich iſt wahr, ich habe von den Umſtänden, wie ſie eben da waren und vorgelegen, für mich und die Meinigen ſo viel Vortheil zu ziehen geſucht, als ich mit Recht und gutem Gewiſſen davon habe

ziehen können. Uebrigens wollte ich gewiß lieber, Bonnal, das ich immer noch als meine liebe Heimath ansehe, wäre nicht ein einseitig verkrüppeltes Baumwollenspinnerdorf geworden oder hätte wenigstens seinen großen Baumwollenverdienst dazu benutzt, sich im Feldbau und in der Hauswirthschaft weiter vorwärts zu bringen, so wie in einigen Fächern der Industrie, die mehr Geistes- und Kunstbildung voraussetzen und die darum aber auch eher zu einem soliden, häuslichen Wohlstand hinführen; aber es lag nicht in meiner Macht, hierauf einigen Einfluß auszuüben. Er fuhr fort, er habe im Gegentheil, seitdem ein Wunsch zu so etwas in ihm hätte aufsteigen wollen, sich in einer Lage befunden, Alles, was außer seiner Hausthür geschehen, als ihn nichts angehend und als einen Stein, den er nicht zu heben im Stande sei, und sogar als etwas anzusehen, an dem er, wenn er es auch nur anzurühren versuchen würde, gar leicht seine beiden Hände verbrennen könnte.

Die offene Erklärung dieses Mannes über seine Lage und besonders, daß er dem Baumwollenwesen, das ihn doch zu dem Manne gemacht, der er jetzt war, so wenig Werth beilegte, setzte die Herren in eine Art von Erstaunen. Es war, da er ausgeredt hatte, eine Weile Alles still. Aber bald sagte der Junker: Du gabst uns großes Licht über das, worüber wir Licht suchten, aber es ist jetzt nur die Frage: Wie können wir den Uebeln abhelfen, die so drückend auf Bonnal liegen? und über diese Frage hätten wir jetzt eben gern, daß du mit der Deutlichkeit und Offenheit mit uns redetest, mit der du uns über den Ursprung des Volksverderbens in deinem Dorf ins Klare gesetzt hast.

---

5. Man muß dem Volksverderben zu Stadt und Land durch die Bravsten im Land abzuhelfen suchen, und man kann es auch, wenn man es will und versteht.

Der Meyer erwiederte: Wenn Bonnal geholfen werden soll, so muß man es dahin bringen, daß die bravsten Leute

im Dorf zusammenstehen und vereinigt die Mittel suchen, durch welche die Väter, Mütter und Kinder der unordentlichen und verdorbenen Haushaltungen einzeln mit Liebe, und wenn es nicht mit Liebe allein gehen will, mit Ernst und sogar mit einiger Gewalt genöthigt werden können, nach und nach von ihrem Lumpenleben abzustehen.

Junker. Aber, Meyer, wer will die Stillen im Land hierzu zusammenbringen?

Meyer. Wie es im ganzen Land möglich, davon weiß ich nichts, aber in Bonnal meine ich, wäre es mit Zeit und Fleiß wohl möglich.

Pfarrer. Meyer! Meyer! Die Stillen im Land stehen in nichts gern zusammen, das sie selber nichts angeht, sie sind immer gern nur bei sich selbst und jeder gern bei den Seinigen, und es sind immer nur die schlechten und bösen Kinder der Selbstsucht und der Leidenschaften, die gern zusammenlaufen und zusammenstehen, um gemeinsam durchzusetzen, was sie gelüstet, aber nicht, was recht und was gut ist.

Meyer. So wenig als ich gern von dem rede, was im Land allgemein ist, so meine ich doch, auch die Braven stünden gern zu allem Guten zusammen, das geeignet ist, das heilige Fundament alles Haussegens des Volks und der heiligen Wohnstube zu befestigen, wenn sie überzeugt wären, dasselbe durch ihr Zusammenstehen befördern zu können. Aber es ruft sie zu so etwas Niemand zusammen, und freilich ist auch wahr, es treiben die Stillen im Land keine wilden Gelüste von selbst an, für irgend etwas zusammenzulaufen, wozu sie Niemand zusammenruft und wozu man sie hie und da, wenn sie unberufen zusammenliefen, noch nicht einmal gern bei einander sehen würde.

6. Fortsetzung der Ursachen, warum die Stillen im Land keinen Einfluß auf das haben, was dem Land nützt und noth thut.

Glülphi bestätigte mit Eifer diese Ansicht des Baumwollen-Meyer und sagte: Die Stillen im Land wären freilich zu vielem Guten brauchbar, wenn man sie dazu brauchen wollte, aber man läßt sie an vielen Orten, und zwar an solchen, wo sie am vorzüglichsten brauchbar wären, nicht nur stehen, wo sie stehen, man zeigt ihnen auch deutlich, daß man sie zu nichts will. Wir können uns nicht verhehlen, daß in unserm, in allen Stücken einer festen Gesetzgebung mangelnden Lande, wo so unendlich viel von der Routine und der Laune der Gewalthaber abhängt, die brauchbarsten und bedeutendsten unter den Stillen im Lande hie und da sehr übel ankommen würden, wenn sie auch nur so thäten, daß sie sich zu irgend etwas, zu dem sie nicht berufen werden, tüchtig glauben. Die Sache ist aber in unserm Lande natürlich nur diese: Die selbstsüchtigen Schlauköpfe, die sich in Rücksicht auf ihre Revenüen gewissermaßen als zur Civilliste des Staats gehörig ansehen und denen die Administrationen aller Geld-, Ehren- und Rechtsangelegenheiten im Staate gleichsam als Erbgut zufallen, lieben es natürlich gar nicht, wenn Leute, die in dieser Hinsicht nicht zu ihnen gehören, sich zu irgend einem Einfluß auf das öffentliche Wohl berufen und zur Mitwirkung für dasselbe fähig glauben. Wo es aber so ist, da können auch die Stillen im Lande das öffentliche Wohl auf keine Weise besser befördern, als wenn sie sich desselben gar nicht annehmen.

Meyer. Ich freue mich der Offenherzigkeit, mit der Sie in dieser Rücksicht von dem traurigen Zustande unsers Vaterlandes sprechen. Es ist nur zu wahr und stimmt mit den Erfahrungen, die ich im kleinen Kreise meines Dorfes zu machen die Gelegenheit hatte, nur zu sehr überein; aber ich hätte es doch nicht wagen dürfen, die Resultate meiner

thun zu wollen, man muß es auch können, und dazu kommt man nur durchs Lernen. Aber die Schulen, wie wir sie jetzt bei uns allgemein haben, sind beinahe so viel als Mistbeete und Treibhäuser von allen den Fehlern, gegen die wir in Bonnal Hülfe suchen müssen.

Junker. Ist das auch nicht zu viel gesagt?

Glülphi. Nein, nein, er hat ganz Recht; die wesentlichsten Fehler, gegen deren Folgen wir in Bonnal zu kämpfen haben, finden in unsern Dorfschulen, wie sie jetzt sind, Nahrung, wie die Pflanzen in den Treibhäusern, oder, wenn Sie lieber wollen, wie giftige Schwämme auf den Misthaufen.

Meyer. Ich habe bei meiner Vergleichung der Mistbeete und Treibhäuser mit den Schulen nicht einmal so weit gedacht, als der Herr Lieutenant, und will dieselbe meinerseits auch nicht so weit getrieben wissen. Nehmen Sie sie, gnädiger Herr, auch nur in so weit für richtig an, als Sie sie passend finden.

Junker. Je mehr wir davon reden, desto passender finde ich sie.

Meyer. So viel ist gewiß, daß unsere Schulen wesentlich mit allem Guten, das im häuslichen Leben statt findet und noth thut, in der engsten Uebereinstimmung stehen sollten, daß sie den ganzen Umfang der Kräfte des Kindes durch das, was zum Glück des häuslichen Lebens erfordert wird, beleben sollten, und mit diesem Allem stehen sie doch ganz gewiß in einem starken Widerspruch.

Der Glülphi nahm jetzt wieder das Wort und sagte: Es ist unstreitig, daß ein großer Theil unserer Schulen in einem, den ersten Bedürfnissen des häuslichen Lebens ganz entgegengesetzten Sinn auf unsere Kinder einwirkt. Er fuhr mit Lebendigkeit fort: Die Heterogenität dessen, was in denselben gelernt und die Art, wie es darin gelehrt wird, ist mit dem, was das häusliche Leben bedarf und der Art, wie dieses den Kindern gegeben werden sollte, im eigentlichen Gegensatz des ewigen, unabänderlichen Fundaments aller wahren Bildung unsers Geschlechts, vermöge dessen jeder

Schritt dieſer Bildung die Menſchennatur in ihrem ganzen Umfang an Seel und Leib mit Herz, Geiſt und Hand zu ergreifen geeignet ſein ſoll. Dieſes Ergreifen der Bildungsmittel, das ſich im häuslichen Leben ſo einfach, ſo vielſeitig und ſo leicht gibt, mangelt in den gemeinen Schulen, wie ſie jetzt ſind, ſo viel als ganz. Es iſt aber auch eben ſo unleugbar, daß alle iſolirten, einſeitigen und oft noch öden Unterrichtsgegenſtände, wie ſie ohne dieſes Eingreifen in die Geſammtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder betrieben werden, gar leicht auf die Untergrabung und Zerſtörung der Harmonie der menſchlichen Kräfte und Anlagen einwirken. Aller Unterricht, folglich auch aller Schulunterricht, der nicht Herz, Geiſt und Hand zugleich ergreift, ſteht nicht mit dem bildenden Geiſt und Weſen des häuslichen Lebens in Uebereinſtimmung, er ſteht im Gegentheil mit demſelben im Widerſpruch. Aller Unterricht, der den Widerſpruch mit dem bildenden, häuslichen Leben verhüten und im Gegentheil in Uebereinſtimmung mit demſelben gebracht werden ſoll, muß darum auch die Mittel dazu in Uebungen ſuchen, die, indem ſie das Herz, den Geiſt und die Hand des Kindes zugleich ergreifen, geeignet ſind, das reine Fühlen, das richtige Denken und das vollendete Können gemeinſam zu erzielen und dem Kind durch das Leben ſelber habituell und gleichſam zur andern Natur zu machen. Man muß die Mittel zu dieſer Belebung des Ganzen im Menſchen weſentlich in der Thatſache des menſchlichen Fühlens, Denkens und Handelns und nicht in der Erkenntniß, noch viel weniger in der Traumſucht über das menſchliche Fühlen, Denken und Handeln ſuchen. Alles, was immer einzelne Kräfte gleichſam außer dem Kreis der Wahrheit, die in uns ſelbſt und in unſern Umgebungen liegt, ergreift und feſthält, wirkt dem reinen Einfluß des menſchlichen Lebens und den göttlich und ewig gegebenen Grundlagen der naturgemäßen Entfaltung unſrer Kräfte entgegen, und alle Schul- und Unterrichtsübungen, die in dieſem Sinn auf die Menſchennatur wirken, ſind weſentlich fehlerhafte Erziehungsmittel, die, indem ſie das, was Gott innig vereinigt, gewaltſam

trennen und zur Herzlosigkeit in Geistesübungen, zur Geistes-losigkeit in Herzensübungen, so wie zur Seelenlosigkeit in den Anstrengungen der physischen Kräfte hinführen, dadurch in sittlicher, geistiger und Kunsthinsicht die thierische Abrichtung unserer Natur zur Folge haben und dem innern, heiligen Wesen der wahren, menschlichen Bildung tödtlich entgegen wirken.

Aber wie eine Schule einrichten, die, also aus dem häuslichen Leben hervorgehend, auf den ganzen Umfang der Kräfte unsrer Natur bildend einwirken würde? das war jetzt die Frage, die zwischen dem Junker, dem Pfarrer und Glülphi, und zwar in der besondern Rücksicht auf ihre Endzwecke in Bonnal, zur Sprache kommen mußte, und der Junker meinte, es sei kein Mensch in der Welt, der ihnen hiefür besser Rath und Wegweisung geben könne, als der Baumwollen-Meyer. Dieser aber sagte darüber ganz ernsthaft zum Junker: Ich kenne eine Spinnerfrau in Bonnal, die das ohne alle Vergleichung besser kann als ich.

Das ist nicht möglich, erwiederte der Junker und Glülphi; aber diese Frau möchten wir doch kennen, von der Sie das sagen.

Der Meyer nannte ihm Gertrud und der Junker erwiederte mit Lebhaftigkeit: Ich kenne diese Frau, und wenn je die Anbahnung von Endzwecken, die so weit führen als die unsrigen, von einem Bauernweib zu erwarten wäre, so würde ich an Gertrud denken; aber zu dem, was wir suchen und wollen, brauchen wir einen Mann, und einen Mann, wie du bist, Meyer.

Meyer. Es kommt bei der Einrichtung einer Schule, wie wir eine wünschen, auf Erfahrungen und Fertigkeiten an, für welche eine gute Frau, wie Sie, Junker, Gertrud selber erkennen, weit mehr Sinn hat, als irgend ein Mann; und ich tauge hierzu gar nichts. Ich bin ein schon ziemlich alter, eingefleischter Berufsmann, der nun über zwanzig Jahre vom Morgen bis an den Abend fast nichts in seinem Kopf herumschleppte, als sein Baumwollenwesen und was mit diesem zusammenhängt; Gertrud hingegen hat sich fast

eben so lange mit nichts, als mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt und Erfahrungen gemacht und sich Fertigkeiten erworben, die sie dahin gebracht, in der Erziehung ihrer Kinder das Unglaubliche zu leisten. Ihr Herren, ich versichere euch, sie hat ihre Baumwollenstube für ihre Kinder zu einer Schulstube gemacht, wie ich noch keine gesehen und mir nicht leicht eine bessere denken und wünschen kann; aber Sie müssen diese Stube sehen und dann werden Sie bald selbst gewahr werden, ob sie oder ich besser im Stande sei, zu der Einrichtung einer guten Dorfschule Rath und Handbietung zu leisten.

Die Herren erstaunten auf der einen Seite über diese Aeußerung, auf der andern Seite aber schien's ihnen doch, als ob er ihnen Gertrud vorschiebe, weil es ihn zu viel Mühe kosten würde, sich dieser Sache anzunehmen, und der Junker sagte lachend zu ihm, er könne sich vortrefflich aus dem herausziehen, was er vielleicht nicht gern thue. Glülphi aber sagte: Meyer, es mag jetzt damit sein, wie es will, so müssen wir diese Stube nothwendig sehen und wollen morgen schon zur Gertrud. Er setzte aber noch hinzu, weil sie noch bei einander wären und ehe sie zu ihr hingingen, müsse er ihnen mit einiger Bestimmtheit sagen, was er für das Wesentliche und Eigenthümliche der Erziehungskunst dieser Frau halte.

Ich kann's durchaus nicht sagen, erwiederte der Meyer, aber ihre Wirkung springt in die Augen. Ihre Kinder sind lebendig, froh, heiter, thätig. Was sie sagen, ist verständig, überlegt, gradsinnig und liebreich. Was sie arbeiten, kann man nicht besser wünschen, als sie es machen. Sie beten mit Andacht. Sie singen mit Jubel. Sie lesen die Bibel mit Glauben. Sie antworten in der Kirche, Herr Pfarrer, das wißt Ihr selbst, wie keine im Dorf. Jedes von ihnen ist in seinem Alter, in seiner Lage und in seinen Verhältnissen, was es sein soll und sein kann. Das in der Wiege ist das beste Wiegenkind, das ich kenne. Das zweijährige, das vierjährige, das siebenjährige, jedes ist, was es für sein Alter und für seine Lage sein kann und

ſein ſoll, und zwar in dem Grade, daß mir wenigſtens, wenn ſie meine Kinder wären, ihrethalben nichts zu wünſchen übrig bliebe. Wie ſie aber das macht und wie ſie dahin kommt, darüber kann ich nicht Rechenſchaft geben, und euch, Ihr Herren, etwas darüber in den Tag hinein zu ſchwatzen, wovon ich mir ſelbſt nicht Rechenſchaft geben kann, das mag ich ſo wenig an mich kommen laſſen, als ich es an mich kommen ließe, mit einem Kaufmann über einen Handlungsartikel, den ich nicht ſelber führe und nicht wohl kenne, in den Tag hinein zu ſchwatzen.

Die Herren ſahen, daß er ſich nicht weiter in dieſen Gegenſtand einlaſſen wollte, wiederholten, daß ſie morgen Gertrud beſuchen wollten und kamen in ihrem Geſpräch allmählich wieder auf ihre frühere Unterredung.

Der Lieutenant faßte die Nothwendigkeit, durch Vereinigung der beſten Leute im Dorfe ſich eines entſcheidenden Einfluſſes auf die ſchlechtern Haushaltungen zu verſichern mit dem Bedürfniß einer beſſern Schuleinrichtung zuſammen ins Auge und ſprach dabei den Grundſatz aus, das wirkliche Leben der Haushaltungen mache weſentlich den Boden der Erziehung aus, und jeder Schulunterricht, der nicht auf einem ſolchen guten Boden ruhe, tauge für das Ganze der menſchlichen Bildung gar nichts und könne nichts dafür taugen; und nachdem er die verſchiedenen Abirrungen von der menſchlichen Natur vielſeitig berührt hatte, ſagte der Pfarrer: Die Wirkung ſolcher bodenloſen Unterrichtsübungen in einzelnen Gegenſtänden bringt mir das Gleichniß des Säemanns im Evangelium zu Sinn, wo der weit größere Theil des Samens auf die Straße fiel, auf der ihn die Vögel auffraßen, oder unter die Steine, wo er nicht Wurzel faſſen konnte, und unter die Dornen, unter deren höherer Wurzelgewalt er erſticken mußte.

Der Lieutenant erwiederte: Das Gleichniß paßt vollkommen auf unſere Sache. Der weit größere Theil des ohne Zuſammenhang mit dem häuslichen Leben beſtehenden Schulunterrichts iſt ganz gewiß ſolchem Samen gleich, der

auf dem Wege, unter den Steinen und zwischen den Dornen nicht aufwachsen kann.

Die Herren kamen in ihrem Gespräch wieder dahin, bei dem Meyer und bei seiner Schwester nachzufragen, was für Männer und Weiber im Dorf etwa zu einer solchen Vereinigung tauglich wären, durch die man das Dorf allmählich wieder zu einer bessern Ordnung und zu bessern Gesinnungen zurücklenken könnte, und das Mareili, das sonst so gradsinnig ist und Alles, was es denkt, gerade heraus sagt, meinte jetzt einmal doch, es müßte höflicher sein, als es zu sein gelernt habe und sagte, wo man eine Obrigkeit habe, wie wir jetzt, da sei das, was die gemeinen Leute im Dorf nachhelfen könnten, eben wenig. Aber der Bruder war nicht der Meinung. Er sagte: Du mußt das nicht sagen, Mareili; eben wo die Obrigkeit im Land gut ist, da sind die braven Leute im Dorf für dasselbe etwas werth und können darin etwas ausrichten; da, wo die Obrigkeit schlecht ist, da ist es für die braven Leute im Lande besser, wenn ein jeder sich, so gut er kann, in sein Schneckenhaus zurückzieht, bei sich selbst ist und für sich selbst sorgt, als daß sie sich zu irgend etwas Gutem unter einander vereinigen. Er sagte ferner, unter schlechten Obrigkeiten seien beinahe alle Bestrebungen der braven Leute, sich in etwas Gutes einzumischen, eine Thorheit und eine unnütze und vergebliche Zudringlichkeit. Sie könnten der Schlechtigkeit, die in diesem Fall bei den Vögten und Richtern im Dorf einen Rückhalt habe und wesentlich von ihnen selber herrühre, auf keine Weise abhelfen und nichts weiter ausrichten, als sich selber bei Leuten verhaßt machen, die ihnen schaden und sehr schaden könnten.

Der Lieutenant stimmte ganz des Meyers Ansicht bei und sagte: Du hast völlig Recht, Meyer, wo die Obrigkeit schlecht ist, da muß der brave Mann allerdings zu sehr für sich selbst und für seine eigene Haut sorgen, als daß ihm nicht die Lust vergehen sollte, sich um das zu bekümmern, was unter einem Dach vorgeht, das nicht sein ist; aber unter einer guten, edelmüthigen Obrigkeit geht auch ganz

gewiß jedem braven Mann das Herz für das öffentliche Wohl auf, und ein Jeder ist für jede Vereinigung zu irgend etwas Gutem bereit, und ihrer Viele stehen dann mit Gut und Blut zu allem Guten, das im Lande einzuführen und auszurichten möglich ist.

Dieses Gespräch führte die Herren tief in den frühern Zustand ihres Dorfs hinein und der Meyer sagte in der Lebhaftigkeit seiner Unterredung, zwar mit Schonung, aber bestimmt heraus: Unter einer schlechten Obrigkeit finden alle Matadore und Blutsauger in den Dörfern durch ihre Verbindung mit den Schulzen, Weibeln, Agenten, Notarien, Kopisten und wie alle diese Stadt- und Landnotablen heißen, einen Schutz, der so weit langt, daß sie nicht nur bei den läßlichen Sünden der Mißgriffe, die sie sich gegen bloß gemeine Leute erlauben, ohne irgend eine ernste Ahndung durchschlüpfen, sondern auch bei Verbrechen, die wirklich an die Justizstellen gelangen, durchaus nicht auf die gewohnte Weise als Verbrecher wie andere Leute, sondern auf eine Weise behandelt werden, daß dergleichen Leute immer hundert und hundert Auswege, um mit heiler Haut durchzuschlüpfen und ihrer Strafe zu entrinnen, offen finden, die allen gemeinen, nicht so notablen Leuten verschlossen sind. Wo aber das ist, da ist auch die Verantwortlichkeit der Dorfmatadore und Blutsauger in hundert und hundert Fällen eine bloße Scheinsache, deren äußere Formen oft absichtlich mehr zu ihrer Sicherheit, wenn sie fehlen, als zur Aufdeckung dessen, worin sie fehlen, geeignet ist. So wird denn das Schelmenleben der Dorfmatadore und Blutsauger zu einer Art von privilegirtem Ehrenleben im Dorfe und es bildet sich denn auch unfehlbar immer sehr bald daselbst eine Ehr- und Ansehensclique, von deren öffentlichen und geheimen Vorzügen die ganze niedere Volksklasse im Dorf ausgeschlossen und als unwürdig, daran Theil zu nehmen, zwar nicht wörtlich erklärt, aber thatsächlich behandelt wird; und wenn es einmal in einem Dorf so weit gekommen, so ist auch den Meistern und Vormündern solcher Cliquen kein Weg, der zur Erhaltung dieses Ehrenlebens und

6. Fortsetzung der Ursachen, warum die Stillen im Land keinen Einfluß auf das haben, was dem Land nützt und noth thut.

Glülphi bestätigte mit Eifer diese Ansicht des Baumwollen-Meyer und sagte: Die Stillen im Land wären freilich zu vielem Guten brauchbar, wenn man sie dazu brauchen wollte, aber man läßt sie an vielen Orten, und zwar an solchen, wo sie am vorzüglichsten brauchbar wären, nicht nur stehen, wo sie stehen, man zeigt ihnen auch deutlich, daß man sie zu nichts will. Wir können uns nicht verhehlen, daß in unserm, in allen Stücken einer festen Gesetzgebung mangelnden Lande, wo so unendlich viel von der Routine und der Laune der Gewalthaber abhängt, die brauchbarsten und bedeutendsten unter den Stillen im Lande hie und da sehr übel ankommen würden, wenn sie auch nur so thäten, daß sie sich zu irgend etwas, zu dem sie nicht berufen werden, tüchtig glauben. Die Sache ist aber in unserm Lande natürlich nur diese: Die selbstsüchtigen Schlauköpfe, die sich in Rücksicht auf ihre Revenüen gewissermaßen als zur Civilliste des Staats gehörig ansehen und denen die Administrationen aller Geld-, Ehren- und Rechtsangelegenheiten im Staate gleichsam als Erbgut zufallen, lieben es natürlich gar nicht, wenn Leute, die in dieser Hinsicht nicht zu ihnen gehören, sich zu irgend einem Einfluß auf das öffentliche Wohl berufen und zur Mitwirkung für dasselbe fähig glauben. Wo es aber so ist, da können auch die Stillen im Lande das öffentliche Wohl auf keine Weise besser befördern, als wenn sie sich desselben gar nicht annehmen.

Meyer. Ich freue mich der Offenherzigkeit, mit der Sie in dieser Rücksicht von dem traurigen Zustande unsers Vaterlandes sprechen. Es ist nur zu wahr und stimmt mit den Erfahrungen, die ich im kleinen Kreise meines Dorfes zu machen die Gelegenheit hatte, nur zu sehr überein; aber ich hätte es doch nicht wagen dürfen, die Resultate meiner

Lebenserfahrungen mit der Stärke und Unbefangenheit auszudrücken, mit der Sie es gethan haben.

Glülphi. Warum solltet Ihr es nicht dürfen? Es thut noth. Die Uebel unsers Vaterlandes sind auf einen Punkt gekommen, daß es jedes ehrlichen Mannes Pflicht ist, hierüber nicht hinter dem Berge zu halten, sondern seine Ansichten mit Bestimmtheit zu äußern und, Gott Lob! die Stunde ist da, in der es jeder ehrliche Mann, wenigstens in Bonnal, auch darf.

Meyer. Es empört das Menschenherz im Innersten, wenn man so oft sehen muß, daß schlechte, über den wahren Zustand des Volks ganz blinde Subjecte, wenn sie auch nur die gewöhnlichsten Schreiberdienste verrichten, sich als die weisen und privilegirten Stützen des öffentlichen Wohls angesehen und behandelt wissen wollen und den edelsten und einsichtsvollsten Männern, wenn von Gegenständen des öffentlichen Wohls und seiner guten Besorgung die Rede ist, auf eine Weise begegnen, wie kaum ein Aufseher in einem Tollhaus einem Narren begegnen dürfte.

Junker. Ihr führt mich mit euren Bemerkungen in eine neue Welt hinein, und wenn es wirklich wahr ist, daß die einsichtsvollsten und bravsten Männer, die ihr die Stillen im Lande heißt, so wie ihr meint, im Stande sind, zu Allem, was ihrem Wohnort frommen und aufhelfen kann, mit Erfolg mitzuwirken und zu diesem Zweck sich gern mit einander vereinigen würden, so könnte man wirklich Hoffnung schöpfen, auch Bonnal wieder aufzuhelfen.

Meyer. Meine Ueberzeugung ist vollkommen, die Stillen im Lande, selbst die Armen unter ihnen, wären zu dem wesentlichsten Guten, das im Lande mangelt, im höchsten Grade brauchbar. Aber ich sage noch einmal, man muß sie gewinnen. Unberufen und unvereinigt sind sie für das öffentliche Wohl eben so kraftlos, als sie im entgegengesetzten Fall kraftvoll wären.

Junker. Aber wer soll z. B. in Bonnal diese Stillen im Lande zusammenfinden und zusammenrufen?

Meyer. Wer anders, als Sie und der Herr Pfarrer?

Junker. Und wie?

Meyer. Je stiller desto besser. Wenn Sie, Ihre Gemahlin, der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin jede Gelegenheit, das Herz der Bessern unsrer Gemeindegenossen, wie sich die Gelegenheit dazu je zuweilen von selbst geben wird, zu gewinnen, mit Eifer und Sorgfalt ergreifen und benutzen werden, so werden Sie das Herz der bravern Leute im Dorf gewiß gewinnen und bald einige von ihnen in dem Grad für Ihre Zwecke brauchbar finden, als Ihnen die ersten Schreier für das öffentliche Wohl unbrauchbar sind und Ihnen, je mehr Sie mit den Stillen im Land bekannt sind, als unbrauchbar in die Augen fallen werden.

Diese Ansicht des Mannes ergriff den Junker in seinem Innersten, nur sagte er: Aber wie sich die Gelegenheiten, den bravern Leuten im Dorf das Herz gewinnen zu können, so leicht und gleichsam von selbst geben werden, das leuchtet mir noch nicht ein. Ich fürchte im Gegentheil, solche Gelegenheiten könnten sehr selten eintreffen.

Der Meyer erwiederte: Die besten und weitgreifendsten Mittel dazu können Sie selbst machen. Sie haben, wenn Sie wollen, alle Augenblicke Gelegenheit in Ihrer Hand, Sachen zu thun, die geeignet sind, Ihnen das Herz von hundert und hundert Ihrer Angehörigen zu gewinnen.

Junker. Zum Exempel?

Meyer. Wenn Sie z. E. einem jeden Kind, das von nun an, bis es 20 Jahr alt ist, alljährlich 10 Gulden von seinem Spinnerverdienst beiseite legt und erspart, etwa einen zehntfreien Acker schenkten, so machen Sie mehr als zwei Drittel der Dorfhaushaltungen eine Freude, die nicht anders als dahin wirken kann, Ihnen das Herz der braven Leute im Dorf näher zu bringen.

Junker. Das kann ich leicht und will es gern thun.

Meyer. Aber Alles, was Sie thun werden, auch das Herz der bessern Leute im Dorf zu gewinnen, wird nicht im Stande sein, befriedigend dahin zu wirken, wohin Sie zielen, wenn nicht für die Nachwelt und die Jugend durch die Schulen besser gesorgt wird. Es ist nicht genug, recht

thun zu wollen, man muß es auch können, und dazu kommt man nur durchs Lernen. Aber die Schulen, wie wir sie jetzt bei uns allgemein haben, sind beinahe so viel als Mistbeete und Treibhäuser von allen den Fehlern, gegen die wir in Bonnal Hülfe suchen müssen.

Junker. Ist das auch nicht zu viel gesagt?

Glülphi. Nein, nein, er hat ganz Recht; die wesentlichsten Fehler, gegen deren Folgen wir in Bonnal zu kämpfen haben, finden in unsern Dorfschulen, wie sie jetzt sind, Nahrung, wie die Pflanzen in den Treibhäusern, oder, wenn Sie lieber wollen, wie giftige Schwämme auf den Misthaufen.

Meyer. Ich habe bei meiner Vergleichung der Mistbeete und Treibhäuser mit den Schulen nicht einmal so weit gedacht, als der Herr Lieutenant, und will dieselbe meinerseits auch nicht so weit getrieben wissen. Nehmen Sie sie, gnädiger Herr, auch nur in so weit für richtig an, als Sie sie passend finden.

Junker. Je mehr wir davon reden, desto passender finde ich sie.

Meyer. So viel ist gewiß, daß unsere Schulen wesentlich mit allem Guten, das im häuslichen Leben statt findet und noth thut, in der engsten Uebereinstimmung stehen sollten, daß sie den ganzen Umfang der Kräfte des Kindes durch das, was zum Glück des häuslichen Lebens erfordert wird, beleben sollten, und mit diesem Allem stehen sie doch ganz gewiß in einem starken Widerspruch.

Der Glülphi nahm jetzt wieder das Wort und sagte: Es ist unstreitig, daß ein großer Theil unserer Schulen in einem, den ersten Bedürfnissen des häuslichen Lebens ganz entgegengesetzten Sinn auf unsere Kinder einwirkt. Er fuhr mit Lebendigkeit fort: Die Heterogenität dessen, was in denselben gelernt und die Art, wie es darin gelehrt wird, ist mit dem, was das häusliche Leben bedarf und der Art, wie dieses den Kindern gegeben werden sollte, im eigentlichen Gegensatz des ewigen, unabänderlichen Fundaments aller wahren Bildung unsers Geschlechts, vermöge dessen jeder

Der Meyer antwortete: Ich will es gerade heraus sagen, ich dachte an Ihre letzte Vogtswahl.

Junker. Ja, Meyer, ich habe mich schrecklich in diesem Manne geirrt.

Meyer. Das ist wahr. Es ist kaum möglich, daß ein Mensch für den Vogtsdienst weniger tauge, als er. Auch können Sie versichert sein, daß im ganzen Dorf nicht zwei Menschen sind, die im Ernst glauben, er werde je ein guter Vogt werden.

Wüßte ich nur eine Wahlordnung, die mich sicher stellen würde, daß ich nie mehr also fehlen könnte, ich würde sie auf der Stelle einführen, sagte jetzt der Junker, und der gutmüthige Pfarrer äußerte sich: Es wäre vielleicht am besten, man ließe das Volk seine Vorgesetzten selbst wählen. Aber der Lieutenant, der die Welt besser kannte, widersprach ihm laut und sagte: Alle Volkswahlen öffnen der Bestechung und mit ihr und durch sie allem Unrecht und aller Gewaltthätigkeit den Weg und würden bei uns nur dahin führen, daß die Schlausten, Verfänglichsten oder die Reichsten und Stolzesten, die wir im Land haben, und niemals die Geradsinnigen, Kraftvollen und Selbstsuchtlosen, niemals die Stillen im Lande zu Vorgesetzten erwählt würden.

Der Junker sagte: Aber wenn ich mir vom Volke drei oder vier Männer vorschlagen ließ, und dann einen von diesen auswählte?

Glülphi widersprach auch diesem und sagte: Damit ist nichts gemacht. Das Volk, das dadurch das Uebergewicht in der Wahl erhält, wird auch auf diesem Wege dahin gebracht werden, wohin es auf dem ersten, bei freier Wahl, kommen würde. Sicher würden Ihnen die schlausten, verfänglichsten und stolzesten Männer im Land zur Auswahl vorgelegt werden, die redlichsten, besten und einsichtsvollsten würden aber durchfallen, und Sie würden dann bei voller Ueberzeugung, daß die Vorgeschlagenen nichts taugten, doch keine Andern mehr wählen dürfen. Ich wollte fast lieber, Sie möchten dem Volke drei Männer vorschlagen und es dann einen von diesen auswählen lassen. Aber im Grund

hat auch dieſer Vorſchlag die nämliche Schwierigkeit, wie der erſte.

Junker. Das iſt richtig; ich kann mich dreifach irren wie einfach; auch bin ich nicht verſichert, daß Einer meiner Nachfolger ſich bei dieſen Vorſchlägen von einem Hummel leiten laſſen werde, wie mein Großvater ſich von dem alten Vogt hat leiten laſſen.

Die Herren fanden allerſeits die Sache ſehr ſchwierig; der Baumwollen-Meyer aber miſchte ſich ſehr lange nicht mehr in ihr Geſpräch. Er wußte, daß der Junker der Vogtſtelle halber auch an ihn dachte und wollte diesfalls kein Wort verlieren, hinter welchem man etwa eine Nebenabſicht vermuthen könnte. Es wunderte die Herren, daß er jetzt ſo ſtill war.

Sie fragten ihn, warum er ſich über dieſen Gegenſtand nicht äußere, wie über jeden andern. Er antwortete: Er iſt über meinen Kreis. Doch als ſie noch lange kreuz und quer über dieſen Gegenſtand ſprachen, ohne zu irgend einem Ziele zu kommen und zuletzt den Gegenſtand faſt als eine unlösliche Aufgabe ins Auge faßten, konnte er ihr Geſpräch nicht mehr ſtillſchweigend anhören und ſagte zu ihnen, er halte den Gegenſtand gar nicht für ſo ſchwierig, als ſie ihn anzuſehen ſchienen. Jetzt baten ihn die Herren einſtimmig und dringend, er ſolle ihnen ſeine Meinung darüber ſagen. Er erwiederte ganz unbefangen: Wie ich die Sache anſehe, iſt es einfach darum zu thun, eine Wahlordnung zu finden, worin auf der einen Seite jede Beſtechung verhütet, auf der andern Seite der reine Wille geſichert werde, den würdigſten und zuverläſſigſten Mann zu einer Vorgeſetztenſtelle zu erwählen.

Das iſt freilich beſtimmt die Frage, ſagten der Junker, der Pfarrer und Glülphi und ſetzten hinzu: Aber wie würdeſt du es denn anſtellen, dich deſſen zu verſichern?

Meyer. Wenn ich ein Junker oder eine Perſon wäre, wie ich es nicht bin, die die Pflicht einer ſolchen Wahl auf ſich hätte, ſo würde ich bei jedem Falle zuerſt die Gemeinde, und zwar an einem heiligen Feſte in der Kirche verſammeln

und jeder Gemeindegenoß müßte mir eine Stunde nach dem genoſſenen Abendmahl und nach einem hierzu eingerichteten Gebet und Ermahnung auf drei ihm gegebenen Zetteln ſchriftlich anzeigen, erſtlich, welches die drei Männer ſind, die er für die frömmſten und gutmüthigſten im Dorf hält, zweitens, welche unter den Reichſten im Dorf die drei ſind, auf deren Treue, Redlichkeit und Uneigennützigkeit man Gemeindehalber das größte Vertrauen haben dürfe, drittens die drei Männer, die er unter den bravſten und zuverläſſigſten für diejenigen achte, die nach ihren Einſichten, Kenntniſſen und Mitteln am geſchickteſten und fähigſten wären, der Gemeinde in allen Rückſichten mit Rath und That an die Hand zu gehen. Dann würde ich einen jeden Mann, der in einer dieſer drei Rückſichten die Stimme der halben Gemeinde in ſich vereinigte, als einen Wahlmann des mangelnden Vorgeſetzten erklären und dieſe Wahlmänner am nächſten Sonntag in der Kirche nach dem Gottesdienſt in einer geheimen Abſtimmung nur zwei, höchſtens drei Männer vorſchlagen laſſen, von denen ich dann denjenigen, der nach meiner Anſicht und Ueberzeugung der tüchtigſte iſt, zum Vorgeſetzten erwählen würde.

Der Junker, der Pfarrer und Glülphi erſtaunten ſämmtlich über die Wahlordnung, die der Meyer ihnen vorſchlug. Der Junker nahm ihn bei der Hand und ſagte: Meyer, wie kommſt du zu dieſer trefflichen Wahlordnung? —

Meyer. Ich weiß nicht, ob ſie trefflich oder nicht trefflich iſt, aber es dünkt mich, ſie ſei natürlich und dazu geeignet, das Weſentliche, worauf es bei jeder ſolchen Wahl ankommt, zu ſichern, nämlich daß darin auf der einen Seite keine Beſtechung möglich, auf der andern Seite aber ein reiner Wille, den würdigſten und zuverläſſigſten Mann zum Vorgeſetzten zu bekommen, allgemein geſichert werde. Wenigſtens glaube ich, daß bei einer ſolchen Vorgeſetztenwahl weder der Herrſchaftsherr, noch die Bauern Gefahr laufen könnten, überliſtet zu werden und anſtatt der beſten und bravſten Männer, die Sie zu Vorgeſetzten bedürfen, die ſchlechteſten, die im Land ſind, zu erhalten.

Der Junker, der Pfarrer und Glülphi gingen mit einem seltenen Eindruck von Hochachtung von diesem Mann weg und beschlossen, morgen darauf wieder nach Bonnal zu fahren, um Gertrud, von der der Baumwollen-Meyer ihnen gesagt, sie könne ihnen für die Einrichtung einer guten Dorfschule viel besser als er rathen, zu sehen.

7. Die Dorfkinder geben dem Baumwollenmareili ein gutes Zeugniß, indem sie in ihrer Angst und Noth Rath bei ihm suchen.

Der Junker hatte nach der Morgenpredigt durch den Weibel im Dorf herumsagen lassen, am Donnerstag werde die Gemeindeweide vertheilt und am Freitag müsse Jedermann, der dem Hummel schuldig, mit ihm unter der Linde rechnen. Diese Anzeige löschte, sobald man sie vernommen, in vielen Haushaltungen den guten Eindruck der Morgenpredigt in einem Augenblick so aus, daß man plötzlich von ihr aufhörte zu reden und nur des Weibels Bericht im Kopf und im Munde hatte. Es war den Dorfmeistern noch immer ein Dorn in den Augen, daß die Gemeindeweide vertheilt und die Nutznießung davon jetzt in die Hände eines jeden Lumpentauners*) kommen solle. Aber das war doch nicht der Hauptjammer im Dorfe. Die Freitagsrechnung unter der Linde war jetzt das, was den meisten Leuten den Angstschweiß austrieb, und das Baumwollenmareili, das gleich nach dem Mittagessen im obern Dorf etwas zu thun hatte, traf die ganze Gasse hinauf und hinunter in allen Ecken Leute an, die ihre Köpfe zusammenstießen, und besonders nahe bei seinem Haus einen ganzen Haufen Spinnerkinder**), die gar nicht bei einander standen, wie Kinder bei

*) „Tauner" heißen in der Schweiz eigenthumslose Taglöhner.

**) Unter Kindern sind schon mehr erwachsene Töchter und Söhne zu verstehen, die aber noch keinen eignen Hausstand haben.

Sie that das Salz, das sie in der Küche vergessen in die Suppe, und aß zu Mittag, ohne eben den Mann zu suchen und ihn zu bitten, daß er auch miteſſe.

Die Joslin war in gleichem Jammer. Der elende Mantel, deſſentwegen ſie ſo oft mit ihrem lieben Mann gezankt, daß ihn die Bettler, die bei ihnen übernachtet, ſollten geſtohlen haben, war jetzt leider auch beim Vogt und ſie mußte es ihrem Mann bekennen. Der Mantel und das Verſaufen und Alles thut mir nicht halb ſo weh, als daß du immer mit mir gezankt und erzwingen wollen, ich ſolle glauben, die Bettler, die uns unſer Lebtag nichts genommen, hätten uns dieſen Mantel geſtohlen, ſagte ihr Mann, da ſie jetzt ſo bekannte. Es thut einer Frau auch ſo weh, wenn ihr der Mann lieb iſt und er ſie für eine Diebin hält, erwiederte die Frau, und war jetzt auch halb zufrieden, daß er es einmal wiſſe.

Noch größer als Alles war der Jammer der Barbel, die den Namen einer Frommen hat, aber eine Heuchlerin iſt ohne gleichen. Sie konnte, ſeitdem ſie die Rechnung vom Freitag vernommen, nicht mehr in der Bibel leſen und nicht mehr in ihrem liebſten Betbuch beten, ohne an dieſe unglückliche Rechnung zu denken. Alle ihre frommen Bücher ließen ſie ganz ohne Troſt in ihrer Noth, ſo ſehr ſie den Kopf darüber hängte und ihre Thränen darauf fallen ließ. Endlich auf einmal hob ſie den Kopf wieder auf und rief eilend ihre Dienſtmagd und Mithalterin ihrer ſtillen, ehrbaren Abendtrünke aus der Küche, wo ſie ihr eben fünf Eier zum Nachteſſen im Nidel ſchwang, zu ſich in die Stube und ſagte dann zu ihr: Gott Lob! Gott Lob! Ich hoffe, der liebe Gott werde dieſe Schande von mir wegnehmen; denk', was mir der liebe Gott in den Sinn gegeben, als ich ihn ſo eifrig dafür angerufen: Das Spinnerbabi heißt wie ich, und wenn ich ihm das ſchuldige Geld und einen halben Gulden zum Lohn gebe, ſo geht's gewiß gern für mich unter die Linde und ſagt, es ſei dem Vogt die fünf Gulden ſchuldig, und der Vogt bringt mir's nicht us, er hat mir mein Lebtag nichts ausgebracht. und hat

gewiß auch nicht ein so böses Herz, wie jetzt alle Leute thun. Ich will, sobald es Abend ist, zu ihm und mit ihm reden.

9. Weiber-Jammer und Mutter-Irrthum.

Am andern Morgen, da das Mareili zu den Eltern, deren Kinder gestern bei ihm gewesen, hinging, jammerten etliche Mütter viel mehr über diesen Freitag, als ihre Kinder. Es hatte die Haue auf der Achsel und that, wie wenn es nur sonst ins Feld wollte; die meisten Eltern riefen ihm noch selber auf die Gasse hinaus, es solle doch ein wenig zu ihnen in die Stube kommen, und es wußte die Sache so gut einzurichten, daß die meisten Kinder ohne Ohrfeigen davon kamen.

Aber die Kaminfegerin hatte das Wasser in den Augen, sobald es nur das Wort Freitag in den Mund nahm und eh' es noch ihres Lisebethlis gedachte, fing sie an zu heulen und sagte, sie stehe in Gottes Namen auch in der erschrecklichen Rechnung und wisse ihres Lebens nichts anzufangen; der Kaminfeger schlage sie zu Tod, wenn er's vernehme. Und mehrere Weiber sagten ihm fast die nämlichen Worte, wie die Kaminfegerin, und baten es, wie ihre Kinder, daß es doch um tausend Gottes willen mit ihren Männern rede.

Es gab ihnen, wie den Kindern, zuerst die nämliche Antwort: Das Zuchthaus wäre besser für sie, als seine Fürsprache, und es stehe ihm nicht an, ihnen, wenn sie Schelme an ihren Männern seien, das Wort zu reden. Am Ende aber that es doch, was sie wollten.

Aber zwei Schwestern, die beim Kreuzbrunnen einander gegenüber wohnen (die eine hat einen Lindenberger und die andere einen Hügi), haben sich bei diesem Anlaß wie erzgute Mütter in ihren Kindern geirrt. Die Lindenbergerin merkte, daß ihrer Schwester Kind, das neben ihr ganz still am Ofen stand, etwas im Kopf steckte und fragte es, wo es ihm fehle, daß es seit dem Mittag immer herumstehe, wie wenn

es nicht heim dürfe? Das Kind fing im Augenblick an zu weinen, bekannte Alles und bat sie dann, daß sie doch mit ihrer Mutter rede, es dürfe ihr sonst nicht unter die Augen. Ich will freilich mit iht reden und ihr sagen, was du für ein Kind bist, sagte die Lindenbergerin, stand im Augenblick auf, aber rief, noch ehe sie zur Thüre hinaus war, zum Kind: Komm du mir nur nicht mehr ins Haus, wenn du so ein Kind bist, du könntest mir meins auch noch verführen, daß es würde, wie du.

Damit ging sie zum Haus hinaus und um den Brunnen herum zu ihrer Schwester. Da traf sie, sobald sie die Thür aufthat, ihr eignes Kind an, das völlig, wie der Schwester ihres, daheim am Ofen stand und den Kopf hängte. Was thust du da, du Müßiggängerin? Es ist gar nicht nöthig, daß du den ganzen Tag da stehst, sagte sie im Augenblick zu ihm, noch ehe sie nur ihre Schwester grüßte.

Das verdroß diese so, daß sie, ebenfalls ohne zu grüßen, zu ihr sagte: Es ist doch besser, es steckt bei mir, als im Wirthshaus. Was? sagte die Lindenbergerin; meinst du, ich habe auch so ein Kind, das ins Wirthshaus geht und Saufschulden hat, wie du eins hast? Behüt' mich Gott davor, daß ich so ein Kind hätte; aber du hast so eins, sagte die Hügin; und die Lindenbergerin: Ha — ich komme eben jetzt von deinem weg, das daheim am Ofen steht und mich um tausend Gotteswillen gebeten hat, ich solle dir sagen, daß es am Freitag unter die Linde müsse. Ei mein Gott, sagte die Hügin und zeigte mit der Hand gegen den Ofen, den Augenblick steht deines da und bittet mich, daß ich es dir sage.

So kamen die zwei Schwestern fast bis zum Zanken, ehe sie merkten, daß sie beide wie gute Mütter sich in ihren Kindern geirrt.

Es gab fast in allen Häusern dergleichen Auftritte wegen der Rechnung mit dem Vogt, die am Freitag sein sollte.

10. Der Feuerheerd und ein gutes Weiberwort.

Der Gertrud Stube war beinahe die einzige, in welcher der Segen der Morgenpredigt auf das Gemüth der ganzen Haushaltung den ganzen Tag über fortdauernd ſichtbar war und ſich in allem Reden und Thun dieſer guten Leute bewährte. Im erſten Augenblick, nachdem Gertrud aus der Kirche kam und in die Stube trat, ſagte ſie: Es iſt nicht recht, daß der Pfarrer in der Predigt meiner gedacht; wäre ich nur nicht in der Kirche geweſen; ich habe mich vor den Leuten ſchämen müſſen, daß ich kein Auge mehr habe aufheben können.

Liebe Mutter, und mich hat's gefreut, daß er von dir geredet hat, erwiederte jetzt der Heirli. Und mich auch — und mich auch, ſagten dann alle andern Kinder, und ſelber ihr Lienhard: Liebe Frau, du haſt es doch um mich und um deine Kinder wohl verdient.

Aber was geht das die Gemeinde an, und was braucht der Pfarrer öffentlich darüber in der Kirche zu reden? erwiederte Gertrud.

Ja, Mutter, es war uns allen eine Ehre, daß er das that, ſagte das Liſeli.

Und die Mutter: Du hochmüthiges Kind! Schon an dir zeigt es ſich, daß er Unrecht gehabt. Die Kirche iſt nicht dazu da, dich und deines gleichen noch hochmüthiger zu machen, als ihr ſchon ſeid.

Lienhard. Du haſt des Liſelis halber wohl recht. Die Kirche iſt gewiß nicht dazu gemacht, die Leute noch hochmüthiger zu machen, als ſie ſonſt ſind; aber es ſind auch nicht alle Leute ſo, wie das Liſeli, und es hat gewiß auch mancher braven Frau wohl gethan, auf dich als auf ein gutes Beiſpiel aufmerkſam gemacht zu werden.

Gertrud. Das glaub' ich nicht. Das Rechtthun und das Bravſein ſelber kann brave und auch ſchlechte Menſchen auf andere aufmerkſam und dadurch beſſer machen; aber wenn mit den Fingern auf eine Frau in der Kirche gezeigt und von der Kanzel ausgerufen wird, ſie ſei die bravſte,

das macht gewiß keine andere beſſer und bringt nur Eifer und böſes Blut unter die Leute. Doch wir wollen jetzt davon ſchweigen und, wie ſonſt, von der Predigt ſelber reden. Sie iſt mir, ehe er meinen Namen ausſprach, unausſprechlich zu Herzen gegangen.

Auch mir, liebe Frau, erwiederte der Lienert.

Gertrud. Wie konnte es anders ſein? Ich glaubte und hoffte in unſerm Elend immer, und du ſelbſt haſt es gewiß auch gethan, der liebe Gott werde den Berg des Elends, den der Hummel auf uns gewälzt, noch von uns nehmen, ehe wir ganz zu Grunde gegangen. Unſer kleiner Glauben hat uns geholfen und das Wort iſt wohl an uns erfüllet: Wenn ihr Glauben habt, wie ein Senfkorn, ſo werdet ihr zu dieſem Berg ſagen, heb' dich von uns und er wird ſich von uns wegheben.

Sie nahm jetzt den Lienhard bei der Hand und ſagte ihm: Wir wollen täglich zu Gott beten, daß er unſern Glauben ſtärke.

Und ihm danken, daß es uns jetzt gut geht, ſagte der Heirli.

Ja, Gott danken, Heirli, und immer mehr recht thun, erwiederte die Mutter.

Dann nahm ſie, wie gewohnt, am Mittag ihre Bibel, las an der Seite des Vaters einige Kapitel daraus mit ihren Kindern, und als ſie dieſes geendet, ſang ſie noch mit ihnen das Lied:

Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut,
Im Himmel und auf Erden u. ſ. w.

Nach der Mittagspredigt ſaßen ſie wieder ſo alle zuſammen um den Feuerheerd, denn es war etwas kalt. Die Erhebung, die das Wort: Wenn ihr Glauben hättet, wie ein Senfkorn ꝛc. dieſen Morgen in der Seele der Gertrud bewirkt, war noch immer lebendig in ihr. Sie redete wieder von dieſer Rührung und ſagte: Alle Hülfe, die uns Gott für dieſes Leben gibt, iſt nichts gegen die Hülfe, die er uns durch Jeſum Chriſtum zum ewigen Leben erworben. —

Alle ſaßen jetzt herzlich bei einander, und eine Thräne entfiel der Gertrud, als ſie ſagte: Unſer einziges Ziel iſt doch, daß wir einſt in der Ewigkeit alle wieder ſo bei einander ſind.

Der Lienhard erwiederte: So auf Erden bei einander zu ſein, wie wir jetzt bei einander ſind, führt gewiß dahin, einſt im Himmel ſo wieder zu einander zu kommen.

Der Heirli ſagte: Ja, ſo bei einander beim Feuerheerd ſitzen, iſt doch ſchön! — Gelt, Mutter, man wird brav, wenn man ſo bei einander ſitzt und mit einander von Gott redet, und betet und ſingt?

Der Feuerheerd war den Alten heilig, aber es hat ihm wohl noch Niemand eine beſſere Lobrede gehalten, als unſer guter Heirli. Auch nahm die Mutter, ſobald er das Wort ausgeſprochen, ihr Betbuch von dem Tiſch weg, um den ſie ſich gewöhnlich bei ihren Andachten herumſetzten, las, betete und ſang jetzt eine Stunde nach einander mit ihnen beim Feuerheerd und ſtand auch, als die Gebetſtunde vorüber, noch nicht davon auf. Vater, Mutter und Kinder blieben den ganzen Abend bis zu ihrem Nachteſſen ſo bei ihrem Heerd. Kein Menſch von ihnen ging zur Hausthüre hinaus, und Gott und Ewigkeit, und ihr Erlöſer, Jeſus Chriſtus, und auch das Glück, das ihnen durch den Junker widerfahren, erfüllte den ganzen Abend ihr Herz und ihr Mund war von der Herzlichkeit ihrer Gefühle darüber voll.

Wer immer jetzt ſo den ganzen Abend bei ihnen geſeſſen, der hätte gewiß fühlen müſſen, warum die Alten den Feuerheerd heilig hielten, und wie wahr das Wort iſt, das ſie darüber ſagten: Eine Frau, die bei ihrem Feuerheerd viel an ihren Mann und an ihre Kinder ſinnet, habe nicht leicht ein unheiliges und ungeſegnetes Haus. Gertrud that das immer, wo ſie auch den Tag über war; am wenigſten beim Feuerheerd that ſie irgend etwas, wobei ſie nicht an ihren Mann und an ihre Kinder dachte. Wenn ſie ihm auch nur Erdäpfel kochte, ſo kochte ſie ſie ihm ſo, daß er ihnen immer anſah, ſie habe an ihn gedacht, — und Gott ſegnete und heiligte ihr Haus.[11])

11. Die große Aenderung des guten Lienhard und die neue Noth, in die ihn die Schlechtigkeit seiner Tagelöhner beim Kirchbau gebracht.

Ich rede gern von dieser Frau, deren häusliche Kraft und Tugend die Reihenfolge der Begegnisse veranlaßt hat, die wir bisher gesehen; sie steht mir immer vor Augen und hat in meinen Augen den größten Werth unter allen den Menschen, von denen ich bisher etwas geredet. Sie geht täglich ihren stillen Gang vorwärts und ihr Haus ist täglich mehr gesegnet. Sie genießt aber jetzt auch die Folgen ihrer Tugend und ihres Muthes, mit dem sie in ihrer Noth zu Arner ging und bei ihm Hülfe und Rath suchte, in vollem Maße. Ihr guter, aber ehemals so schwacher Mann, der ihr vorher so vielen Kummer gemacht, ist seitdem ein ganz anderer Mensch geworden. Jedermann glaubte, da er jetzt am Kirchbau Geld verdiene, so werde er augenblicklich wieder in sein altes lüderliches Leben verfallen. Aber es war nicht so. Er ist alle Morgen der Erste an der Arbeit. Noch vor 6 Uhr, eh' er auf den Kirchhof geht, macht er eine Stunde oder zwei vorher im Haus allerhand in Ordnung, das er vorher mit keiner Hand angerührt hatte; er mistet den Stall, er melkt die Kuh und thut noch viel Anderes, das er vorher ganz seiner Frau überließ, und ist auch bei dieser Arbeit so munter und heiter, als er in der Wirthshauszeit bei derselben oft unwillig und unwirsch war. Er singt jetzt wieder, wie er, seitdem er das erstemal mit dem Hummel gerechnet und ihm viel schuldig geworden, nicht mehr gesungen. Wenn seine Kinder mit der Mutter ihr Morgenlied singen, so singt er meistens auch mit und tönt oft ihre Melodie vom Haus weg noch pfeifend fort bis auf den Kirchhof.

Aber wenn er dahin kam und ihn auch nur die Luft vom Kirchhof anhauchte, oder vielmehr, sobald er von ferne einen der Lumpen, die ihm daran arbeiteten, sah oder hörte, verging ihm das Singen auf der Stelle. Er hat daselbst

neun Gesellen und acht Tagelöhner, und mit diesen letzten, die fast alle ein lüderliches, abgeschwächtes und anmaßliches Baumwollengesindel sind, fast alle Augenblicke Verdruß; mit den Gesellen weniger. Diese sind landsfremd und wissen auch mehr, was allenthalben der Brauch ist und was selber beim Lüderlichsein noch gehen und nicht gehen mag. Die Tagelöhner hatten zwar auch schon in Verbindung mit vielen Andern als Gehülfen der Maurer an einem Bau gearbeitet, aber sie kannten alle Lienhard von früher her und meinten, da er eben wie sie und mit ihnen lange ein lüderlicher Bursch gewesen, so dürfe er jetzt auch nicht streng mit ihnen sein, er müsse vielmehr um deswillen ihnen hie und da etwas zu gut halten und durch die Finger sehen, was freilich nicht ein jeder Andre thun würde. Auf dieses Fundament hin machte es ihnen gar nichts, alle Augenblicke gegen ihn zu fehlen, wie es ihnen nur in den Sinn kam. Bei Vielen schien es, als ob sie es bestimmt darauf anlegten, daß bei der Arbeit Alles viel koste und recht viel dabei zu Grund gehe.

Der Kalk kostet in Bonnal, weil man ihn wohl 4 Stunden übers Gebirg herführen muß, fast das Doppelte, als jenseit des Gebirgs, und der Maurer hatte dem Kriecher schon von Anfang an alle Tage gesagt, er solle ihn doch sparen, weil er so theuer sei. Aber er konnte lange reden, der Kriecher warf so viel Kalk in den Sand und arbeitete ihn so schlecht, daß die Maurer alle Augenblicke ganze Schollen unverarbeiteten Kalk darin fanden und dem Lienert selber sagten, er solle den lüderlichen Burschen von dieser Arbeit wegjagen oder ihn doch anhalten, daß er seine Arbeit besser mache. Das verstand aber der gute Lienhard nicht wohl; er sagte es ihm freilich alle Tage wohl zehn Mal, aber es half nichts. Endlich that er ihn und noch einen andern, der eben so lüderlich war, von dieser Arbeit weg und an eine andere, bei der er, wie der gute Meister glaubte, doch wenigstens nicht so viel verderben konnte, als beim Pflastermachen. Dafür brauchten sie denn hinter seinem Rücken ihr Maul, hießen ihn einen Wohldiener, Unglücksstifter und

ägyptischen Treiber und dergl., brummten daneben wie alte Bären, die ihr Meister eben geprügelt und sagten unter einander: Wenn der Kalk sein wäre und er ihn zahlen müßte, so wäre es ein Unterschied, aber es gehe ihn ja nichts an, und der Junker würde noch der Junker bleiben, der er sei, wenn er auch das Fäßchen Kalk, das der Maurer aus ihnen herausschinden wolle, weniger hätte.

Der gute Lienhard hätte sie geradezu wegschicken und nicht an eine andere Arbeit schicken sollen. Sie verdarben ihm jetzt aus Rache doppelt so viel, als sie ihm beim Pflastermachen verderben konnten, und es ist, als ob sie nicht von dem Kirchhof wegkönnten, ohne daß sie einen Laden mit den Schuhen von einander getreten, oder ein Stück Holz unnütz gemacht, oder sonst etwas dergleichen gethan. Und dann waren diese zwei nicht einmal die Einzigen, von denen er Verdruß hatte. Der Rütimarx thut zu Allem, was er angreifen muß, so lahm, daß, wenn er etwas in die Hand nimmt, immer drei oder vier die Hände still halten und den Narren wegen seiner Ungeschicklichkeit angaffen. Er und der Kriecher sind aber doch auch die schlimmsten und platterdings zu nichts nutz, als etwa einen leeren Korb, einen Nagel oder ein Seil einem andern zu bringen, der dann den Korb füllen, den Nagel einschlagen und das Seil anbinden kann, wenn er gern will. Diese zwei Schwächlinge im Lumpenleben sperbern auch den ganzen Tag auf solche Gattung Arbeit; dem Lenk aber übergeht allemal die Galle, wenn er diese Burschen so etwas auf den Müßiggang einrichten sieht, und es ist dann auch noch, wie wenn er allemal dazu kommen müßte; und da er selber auch ein schlechter Kerl ist, so hat das eine sehr böse Wirkung auf ihn. Wenn er darob unwillig wird, so arbeitet er dann auch selber nicht, wie er es sonst thut, im Gegentheil wiegelt er noch die andern Arbeiter auf und hat erst neulich zu ein paar andern gesagt, sie seien Narren, daß sie sich so angriffen; die so an Händen und Füßen wie lahm wären und den ganzen Tag herumstünden und den Maulaffen feil hielten, bekämen den gleichen Lohn wie sie.

Es ist aber auch zum Rasendwerden, wie weit diese zwei Burschen ihre Unverschämtheit treiben. Vor Kurzem rief ein Maurer dem Kriecher vom Gerüst herunter, ob er keine Schnur (Bindfaden) bei sich habe? Der Kriecher schlüpfte im Augenblick unter dem Pflasterkorb, den er schon auf der Achsel hatte, hervor, suchte in allen Taschen, ob er nicht etwas finden könne, das einem Schnürlein gleich sehe, und das er anstatt des Pflasterkorbes die Leiter hinauftragen könne. Er fand auch wirklich etwas dergleichen, nahm es im Augenblick in beide Hände und trug es also Schritt für Schritt die Leiter hinauf an eben den Ort, wo er den Pflasterkorb hätte hintragen sollen. Der Lienert stand gerade neben ihm, da er seinen Korb abstellte und mit dem Schnürli in den Händen die Leiter hinaufging. Ohne ein Wort zu sagen, nahm jetzt der Lienert den Pflasterkorb selber auf die Achsel und trug ihn ihm auf dem Fuß die Leiter hinauf nach. Wer seines Wegs fortging und nicht that, als ob er merke, daß Jemand hinter ihm herkomme, das war der Kriecher. Er hätte ihn auch sicher bis an Ort und Stelle so hinter ihm hergehen und sich den Korb nachtragen lassen, wenn ihm nicht ein Maurer von dem Gerüst zugerufen hätte, ob er sich nicht schäme, den Meister so hinter sich her den Pflasterkorb hinauftragen zu lassen und mit leeren Händen voranzugehen; da kehrte er sich nach einigem Brummen um und sagte zum Lienert, er habe ihn nicht gesehen und geglaubt, es pressire mit der Schnur. Er wollte jetzt aber doch dem Meister den Korb abnehmen; aber dieser gab ihn ihm nicht und sagte: Wenn du nicht ein Müßiggänger wärest, so hättest du ihn schon unten auf der Achsel behalten und mit sammt dem Schnürli hinauftragen können. Der Kriecher gab zur Antwort: Ich meine, ich thue meine Sache so gut als ein Anderer und schnurrte von ihm weg.

Auch der Lehmann steht die halbe Zeit herum, zu schauen, wo die Vögel herumfliegen, und wenn der Sigrist oder der Todtengräber, oder sonst ein altes Weib über den Kirchhof

geht, so hat er allemal etwas ganz Nothwendiges mit Jedem zu reden.

Der Marx, der stiehlt gar, und es ist kein Nagel, kein Seil, oder sonst nichts bis auf die Speckschwarten vor ihm sicher. Einmal, als er sein Brod aus seinem Schnappsack herausnahm, war es schneeweiß. Der Maurer Jacob, der ehrlichste unter des Lienerts Gesellen, stand eben bei ihm zu und sagte ihm: Marx, Marx, es ist gar kein gutes Zeichen, wenn einem Maurer das Brod im Sack weiß wird. Warum? warum? sagte der Marx.

Jacob. Es mahnt Einen so stark ans Kalkstehlen.

Marx. Ich habe keinen gestohlen.

Jacob. Das Brod ist dir, denk' ich, von den Erdäpfeln so weiß worden, die du in deinem Schnappsack hast.

Marx. Gewiß nicht vom Kalkstehlen.

Der Jacob antwortete nichts mehr. Er warf nur einen verächtlichen Blick auf ihn. Das machte ihm zwar das Herz klopfen, aber er ward doch nicht roth. Er konnte nicht wohl, denn das, was schwarz und dunkelgelb ist, wird gar schwer roth. Doch sagte er noch: Ich hab' gestern Mehl im Sack gehabt und wusch zugleich das weiße Brod im Bach ab, der vor ihnen floß. Du wirst fürchten, sagte jetzt der Jacob, das Mehl brenne dich im Magen, wenn du das Brod nicht abwäschest. Erbittert, daß der Jacob noch jetzt nicht schweigen wollte, sagte ihm der Marx: Ich mag das Brod einmal nicht essen, wie ein Schwein. Aber der Jacob schwieg auch jetzt noch nicht, sondern erwiederte: Du hast ganz Recht, dergleichen Mehl könnte auch ein Schwein tödten, wenn es ein wenig zu viel davon bekäme, und ging dann weiter.

Solche Leute hatte der Liener den ganzen Tag um sich. Doch auch andere. Mit den Gesellen war er meistens zufrieden und von den Tagelöhnern machten ihm auch Etliche dann und wann Freude.

12. Vaterfreuden.

Außer dem Michel, den er allenthalben brauchen konnte, war ihm Keiner ſo lieb, als der junge Bär. Dieſer ſang und pfiff immer bei ſeiner Arbeit, wenn ihm auch der Schweiß tropfenweis von der Stirne lief. Viele konnten das nicht an ihm leiden und der Lenk ſagte einmal beim Abendbrod ihm ins Geſicht, er könnte mit ſeinem Singen und Pfeifen wohl warten, bis er ein ganzes Hemd hätte. Aber der Bär pfiff ſein Lied fort, ſchüttelte dabei den Kopf und ſagte erſt, nachdem er ſein Lied ausgepfiffen und noch einen Mundvoll von ſeinem Abendbrod gegeſſen, zum Lenk: Meinſt du etwa, es mache Einem die Hemden ganz, wenn man nicht pfeift?

Es ſparte keiner wie er den Taglohn und keiner ſprang ſo mit ihm heim, ihn ſeiner Frau zu bringen und zu zeigen. Den erſten Samſtag war er außer Athem und konnte vor Freuden faſt nicht zu Worten kommen, da er die Hand aufthat und den Thaler, der von Schweiß ganz naß war, ſeiner Frau zeigte. Sie nahm ihn fröhlich aus ſeiner Hand und er konnte jetzt wieder friſcher athmen und ſagte noch: Gelt, Frau, ſo hundert, dann wäre ich ein braver Mann? Wenn du nur ſo zehn zu einander bringen kannſt, ſo bin ich mit dir zufrieden, ſagte die Frau. — Und er: Du mußt auch einmal etwas recht Gutes hoffen. Dann nahm er ihr den Buben ab, den ſie auf dem Schoß hatte und ritt mit ihm auf allen Vieren in der Stube herum.

Der Lienert ritt mit ſeinem Heirli nicht ſo auf allen Vieren herum, aber er hatte eben ſo viele Freude mit ſeinen Kindern, inſonderheit mit ſeinem älteſten Knaben. Er zeigte ihm, wenn er am Abend heim kam, allemal etwas von ſeinem Handwerk. Sie bauten ſeit etlichen Wochen alle Abend mit einander an dem Thurm zu Babel, wie er in der Kinderbibel der Großmutter ſelig abgemalt iſt, aus einem Haufen Lehm mit einander in der Stube. Er hat ihnen faſt gar nicht gerathen wollen und ſie mußten manche halbe Nacht daran probiren, wie breit unten die

Treppe sein müsse, wenn sie so zwanzigmal um den immer schmäler werdenden Thurm herumgehen und oben sich mit ihm ausspitzen müsse — und viel Anderes mehr. Er lehrte ihn rechnen, was es zu den Sachen brauche, wie viel Kalk und Stein und Sand es zu einer Klafter Mauer erheische, wenn sie so oder so dick ist. Auch das Bleimaß, das Richtscheit und das Winkelmaß lehrte er ihn in der Wohnstube brauchen und zeigte ihm die Vortheile, wie er die Steine beim Mauern zur Hand nehmen müsse, wenn sie dick oder dünn, glatt oder höckerig sind.

Erst vor Kurzem kaufte er ihm eine Pflasterkelle und ein Schurzfell. Ich darf wohl sagen, die Freude eines Königssohnes, wenn er das erste Mal an einem festlichen Tage eine Krone tragen darf, ist nichts dagegen, wie sich Niklaus freute, da er ein Schurzfell und eine Pflasterkelle bekam. Er nahm einen Gang an die Stube hinauf und hinunter, wie wenn er schon ein Maurergesell wäre, und sprang dann im Fell einmal über das andere zu Vater und Mutter, nahm sie bei der Hand und beim Rock, sagte alle Augenblicke, er wolle auf der Welt thun und machen, was sie wollten, wenn sie ihn nur auch bald zum Handwerk aufdingten. Der gute Vater wußte nicht, was er machte, so hatte er seine Freude daran, und er konnte seine Thränen nicht zurückhalten, da er den guten Knaben auf den Schoß nahm und zur Mutter sagte: Wenn ich nur noch erlebe, daß er aus der Fremde als ein Meister zurückkommt, der mehr gelernt hat, als ich, und dann auch einer Frau mehr Freude machen und an seinen Kindern mehr thun kann, als ich zu thun im Stande bin, so will ich gern aus der Welt, wenn's Gottes Wille ist.

Gertrud. Will's Gott, lebst du dann noch lange, bis alle unsere Kleinen erzogen sind. Gott Lob können wir jetzt auch schon an ihnen mehr thun, als bisher, und wir wollen doch jeden Heller zusammensparen, damit wir an keinem etwas versäumen müssen, was ihm helfen könnte, sich mit Gott und Ehren durch die Welt zu bringen.

Lienhard. Es geht mir ans Herz, was ich in dieser

Beziehung schon gefehlt habe, und ich will jetzt auch gewiß früh und spät sein, um wieder gut zu machen, was ich gefehlt. Aber du mußt mir jetzt auch glauben und nicht mehr an mir zweifeln.

Gertrud. Lieber, ich glaube dir gewiß. Ich seh' es ja, daß du es thust. Du könntest nicht braver sein, als du jetzt bist.

Lienhard. Das ist wohl zu viel gesagt. Aber will's Gott, will ich immer braver werden und machen, daß du immer mehr siehst und immer mehr glaubst.

Lienhard und Gertrud hatten beide Thränen in den Augen. Aber Niklaus, der dem Vater auf dem Schoße saß und das sah, meinte, sie sollten jetzt nicht weinen, sah beide eine Weile wehmüthig an und faßte dann mit der einen Hand den Vater und mit der andern die Mutter um den Hals und Thränen fielen auch auf seine Wangen, da er zu ihnen sagte: Warum weint ihr doch? Sie antworteten ihm, sie weinten aus Freude und hofften, er werde ein braver Maurermeister werden.

Niklaus. Das will ich auch, aber ihr müßt darum nicht weinen.

Sie wollten jetzt gerne aufhören, aber konnten nicht. Sie drückten ihn beide an ihr Herz, weinten fort und auch er war von ihrer Wehmuth ergriffen und lange nicht mehr so fröhlich, als er war, ehe er sie weinen sah. Er nahm selber die Pflasterkelle eine Weile nicht mehr vom Boden auf.

---

13. Folgen der Erziehung oder vielmehr der Nicht-Erziehung.

So innig lebten jetzt Lienhard und Gertrud im Kreis ihrer Kinder mit einander. Er war aber den Tag über wenig zu Hause, er fehlte keine Stunde an der Arbeit beim Kirchbau. Am Abend, wenn er heimkam, traf er meistens des Rudi Kinder auch in seiner Stube an. Es ist un-

glaublich, mit was für Geduld und Liebe Gertrud sich dieser Kinder annimmt. Sie sind an gar keine Ordnung und an keine anhaltende Anstrengung gewöhnt und haben ihre Augen, anstatt auf der Arbeit, immer in den Lüften, und so wird das Garn bald zu dick, bald zu dünn und nie recht, und wenn sie es so verderbt, zerrten sie noch ganze Hände voll davon ab, warfen es fort zum Fenster hinaus, oder auf dem Heimwege in den Bach und hinter die Häge. Aber Gertrud, die ihnen alle Tage ihre Arbeit wiegt, fand gar bald, daß etwas fehlte, und fragte die Kinder, wie das komme. Sie wollten leugnen; aber der Gertrud Heirli sagte dem Liseli: Du mußt jetzt nicht leugnen, ich hab' es ja gesehen, wie du aufgestanden und es zum Fenster hinaus gethan hast. Weißt, ich hab' dir ja gesagt, die Mutter merke es, aber du hast mir's nicht geglaubt.

Dieses Liseli war das älteste und in der Lüderlichkeit so verhärtet, daß es sich im Anfang gar nicht in die Ordnung der Gertrud finden konnte. Es war ihm fast gar nicht möglich, vom frühen Morgen bis an den späten Abend ganz anders zu sein, als es seine Lebtage gewohnt war, und fiel auch zu Zeiten in eine so böse Laune, daß ihm oft die schlechtesten Worte entfielen, z. B. sie müßten sich ja fast zu Tod spinnen; es wollte gern, sie hätten es nur, wie da sie noch arm waren, und jetzt seien sie doch reich; sie hätten doch auch ruhig ausschlafen können und wären nicht alle Tage so angespannt gewesen, wie arme Hunde.

Sie sagten im Anfang alle, das Spinnen sei gar schwer; aber des Maurers Heirli lachte sie aus und sagte ihnen, es sei nicht schwer, es sei so leicht, daß man es blind könne. Und als die Mutter aus der Küche in den Garten ging, stand er im Augenblick auf und sagte dem nächsten Kind, das bei ihm saß: Verbinde mir jetzt nur die Augen. — Dann saß er mit verbundenen Augen an seinem Rad, nahm seinen Baumwollenflocken in die Hand und spann fort, wie wenn er die Augen frei hätte.

Das hätte ich doch nicht geglaubt; nein, ich hätte nicht geglaubt, daß das möglich wäre, sagten alle Kinder des

Rudi. Oh, wenn man etwas nicht blind kann, so kann man's gar nicht, sagte der Heirli. Das ist nicht wahr, sagten die ältern Kinder der Gertrud, man kann nicht Alles auch blind machen, was man sehend kann. Was weiß ich, sagte der Heirli, ich kann einmal blind spinnen, wie sehend. Aber können wir's auch so lernen? sagten des Rudi Kinder. Der Heirli antwortete: Wenn ihr darauf sperbert, wie gestern, da ihr Sommervögel fangen wolltet, so lernt ihr's gewiß wie ich. Ja, Sommervögel fangen ist etwas Anderes, sagten des Rudi Kinder. Warum? sagte der Heirli. Die Kinder antworteten: Man muß sitzen zum Spinnen. Ja, das ist wahr, sagte der Heirli, man muß zuerst lernen sitzen, ehe man kann lernen spinnen.

Als Gertrud in die Stube kam, erzählten sie ihr ihr Gespräch über das Blindsein im Spinnen.

Lernt ihr jetzt nur zuerst sehend spinnen, sagte sie, untersuchte dann einem jeden sein Garn, verglich es mit dem gestrigen, war damit zufrieden, und alle Kinder des Rudi, das Liseli ausgenommen, waren schon freudig und fröhlich und gewöhnten sich schon sehr an die Ordnung der Gertrud; diese gab ihnen dafür heute den Feierabend eine Viertelstunde früher.

---

14. Eine Art von Wiedergeburt in der irdischen Hülle.

Gertrud thut an dem guten Rudi nicht weniger als an seinen Kindern. Es vergeht kein Tag, daß sie nicht in sein Haus geht und sich eine Weile darin aufhält; und wo sie immer im Stall, in der Scheune oder sonst etwas nicht in der Ordnung findet, so bringt sie es in Ordnung, ehe sie wieder zum Haus hinausgeht, und wenn dann der gute Rudi sie also sieht viel thun, was er wohl fühlt, daß er hätte thun sollen, so schämt er sich allemal und wird so eifrig, daß er immer vor neun Uhr, um welche Zeit Gertrud mehrentheils kommt, in allen Ecken herumläuft und Sorge trägt

daß sie nichts in Unordnung finde. Er wäscht sich alle Tage, er strehlt sich besser, er läßt sich den Bart öfter abnehmen und kleidet sich reinlicher, daß er wirklich um einige Jahre jünger aussieht, als vor etlichen Wochen. Er hat seine Stube, die ein schwarzes Rauchloch war, ganz geweißt, und die Fenster, die den Schmutz von vielen Jahren auf sich trugen, beim Brunnen selber gewaschen, und am letzten Markt hat er sogar den Heiland am Kreuz, die Mutter Gottes mit dem Kindlein Jesu, den Nepomuk, den Kaiser Joseph II. und den König von Preußen und einen weißen und einen schwarzen Husaren gekauft, seine Stube zu verschönern. Das freute die Gertrud sehr und sie sagte den Kindern: Rührt mir die Heilgen nicht an, daß sie nicht schwarz werden, sonst strafe ich euch. Das gefiel den kleinen Jungen nicht. Sie hatten ihre Finger gern auf den schönen Farben und der Rudeli sagte zu ihr: Du kannst doch Niemand verbieten, sie schwarz zu machen.

Wem kann sie's nicht verbieten? sagte der Vater.

Den Fliegen, Vater. Du weißt wohl, setzte er hinzu, die Fliegen haben der Mutter selig ihr großes Kreuz und ihre Himmelsleiter so schwarz gemacht, daß man kein Wort mehr darauf hat lesen können.

15. Weiberkünste gegen ein Weib.

Aber wenn sie so alle Tage in des Rudi Haus mußte und mit ihm und mit den Kindern Mühe hatte, dachte sie doch oft bei sich selbst: So kann's in die Länge nicht gehen, dieser Mann muß wieder eine Frau haben, und sann hin und her, wer sich doch am besten für ihn schicken würde. Gar oft kam ihr vor, Niemand wäre für ihn besser, als des Untervogt Meyers Schwester. Und als sie einmal so in seiner neuen Stube zum Fenster hinaus sah, kam diese eben die Gasse herunter gegen das Haus; da hat Gertrud schnell das Fenster auf und rief ihr über die Gasse einen guten Tag zu. Diese dankte ihr freundlich und

ſetzte hinzu: Biſt du hier daheim? Gertrud antwortete: Für jetzt wohl, aber nur, bis eine Beſſere an meine Statt kommt. Es wird nicht ſo bald eine Beſſere daran kommen, ſagte die Meyerin. Und die Gertrud: Das weiß man nicht. Aber willſt du nicht auch kommen, zu ſehen, wie es jetzt in des Rudi Haus ausſieht?

In einem Sprung war die Meyerin die Treppe hinauf in der Stube und that Mund und Augen auf, da ſie eine weiße Wand und eine ganz neue Ordnung darin antraf. Sie ging von einem Stück zum andern, ſchaute in allen Ecken Alles aus und ſagte einmal über das andere: Das iſt auch anders worden! Gertrud führte ſie dann aus der Stube in den Stall zu der ſchönen Kuh, die Arner dem Rudi geſchenkt. Als die Meyerin ſie ſah, ſagte ſie: Eine ſchönere hab' ich in meinem Leben nicht geſehen und trat der Kuh bald auf dieſe, bald auf jene Seite, tätſchelte ſie, ſtrich ihr Rücken, Kopf und Hals und ſagte: Es muß doch eine Luſt ſein, ſo eine zu melken. Möchteſt du ſo eine melken? ſagte die Gertrud. Ja, das möcht' ich, erwiederte die Meyerin. Und Gertrud: Du haſt doch auch zwei recht ſchöne zu Haus; aber ſie konnte das Lachen kaum unterdrücken, da ſie das ſagte. Die Meyerin merkte es nicht und ſagte ganz unſchuldig: Sie ſind nichts gegen dieſe. Gertrud erwiederte: Es iſt wahr, es iſt weit und breit keine ſolche im Lande und rühmte dann das Thier, wie ſie ſo viel Milch gebe und wie gut dieſe ſei, wie viel ſie Rahm und Butter gebe, dann auch, wie treu ſie ſei und wie freundlich, und wie ein jedes Kind mit ihr machen könne, was es wolle.

Die Meyerin hörte ihr zu, wie in einer Predigt, und ſagte: Man ſieht ihr wohl an, daß ſie ein gutes Thier iſt, und erzählte der Gertrud, wie ſie daheim auch eine hätten, die ſo gut ſei, und wie die vorige Woche ihres Bruders Kind mehr als eine Viertelſtunde unter ihr auf dem Boden gelegen, ohne daß es Jemand gewußt, und wie die Kuh es geſchont; ich glaube, ſetzte ſie noch hinzu, wenn es ihr Kalb geweſen wäre, ſie hätte ihm nicht mehr Sorge tragen können.

gefiel, sagt der Bub und steht still an ihrer Hand, wie ein Schaf.

Dann ging sie noch in die Nebenkammer, brachte des Rudi kleines Bübli auf ihrem Arm heraus und gab es der Meyerin.

Sie holt es alle Tage, wenn's schön Wetter ist und die andern zu ihr kommen und spinnen, und legt es, wenn's schlafen will, mit ihrem Greteli in der Nebenkammer in die gleiche Wiege.

Jetzt war es eben erwacht und hatte die ganze volle Farbe des gesunden Säuglings, der eben aus dem Schlaf kommt. Es schüttelte und reckte sich auf der Meyerin Arm und rieb sich die Augen, da es noch nicht vollends erwacht war. Sie herzte es, war gar freundlich mit ihm, und fuhr ihm mit ihrem Finger die Lippen herauf und herunter, daß es tönte. Jetzt wurde es auch zutraulich, langte mit seinem Händchen gegen ihren Mund, wollte ihr auch so machen, daß es töne, da schnappte sie ihm das Händchen in den Mund und hielt es mit den Lippen fest; das dünkte das Kind lustig und es wandte lachend alle Kräfte an, das im Mund der Meyerin so freundlich gefangene Händchen wieder aus demselben herauszuziehen, und schüttelte sich dann vor Lachen, als es ihm nach vieler Mühe gelang.

Jetzt mitten in der Freude über dieses Kind sagte die Gertrud: Wenn das arme Närrchen doch nur wieder eine Mutter hätte!

Aber wie ein Blitz spürte die Meyerin, daß Gertrud nicht in ganz zweckloser Unschuld ihr so Alles in diesem Haus zeigte und Alles darin rühmte, und schämte sich, daß sie das nicht früher gemerkt; sie sagte zu sich selbst: Der Sinn wäre mir doch eher an den Tod gekommen, als daß der Hübelrudi an mich dächte. Die Meyerin und die Gertrud sahen auch einen Augenblick einander an, daß beide wohl merkten, sie verstünden einander, und die Meyerin wollte jetzt des Rudi Kleinen der Gertrud wieder auf den Arm geben.

Diese aber sagte: Was ist jetzt das? Und die Meyerin:

Ich muß doch wieder heimgehen, es dünkt mich, ich ſei lange genug hier geweſen. Gertrud aber nahm ſie freundlich bei der Hand und ſagte: Aber findeſt du nicht auch, dieſe guten Kinder haben wieder eine Mutter nöthig? Die Meyerin erwiederte: Wer ſagt nein?

Gertrud. Es ſind gewiß im ganzen Dorf keine, die, wie dieſe, ſo ſehr wieder eine nöthig hätten.

Meyerin. Das iſt doch nicht ſo.

Gertrud. Wie meinſt du das?

Meyerin. Ich meine es, wie ich es ſage. Es ſind vielleicht im ganzen Dorf keine, die eine Mutter weniger nöthig haben, als dieſe.

Gertrud ahnte nicht, was ſie meinte und ſagte: Du ſollteſt darüber nicht ſcherzen.

Meyerin. Ich ſcherze gewiß nicht. Es iſt mir ganz ernſt. Du gehſt ihnen für ſieben Mütter. — Mit dem Wort wandte ſie ſich an die Kinder und ſagte zu ihnen: Nicht wahr, ihr wolltet dieſe Frau lieber, als eine neue Mutter?

Das glaub' ich, das glaub' ich, riefen die Kinder aus einem Mund, lieber als hundert neue Mütter.

Gertrud. Das iſt doch dumm, wie du mir's machſt.

Meyerin. Es iſt mir, du habeſt es mir nur zu geſcheidt machen wollen.

Gertrud. Aber wie das?

Meyerin. Das wäre auch, wenn du's nicht wüßteſt.

Gertrud. Zuletzt meine ich, wie's der Rudi jetzt hat, dürfe er ſich um eine Frau anmelden, wo er wolle.

Meyerin (lächelnd). Das wird ihm ſicher auch Niemand wehren.

Gertrud. Du ſagſt das ſo ſpöttiſch.

Meyerin. Willſt du, daß ich dir ſage warum?

Gertrud. Ja freilich.

Meyerin. Es macht mich etwas lächeln, daß du ſo parteiiſch ſeine Fürſprecherin biſt.

Gertrud. Worin?

Meyerin. Es ſcheint mir, du meinſt, es werde eine

Jede beide Hände danach ausstrecken, bei sieben Kindern Stiefmutter zu werden.

Gertrud. Ich möchte ihnen eine Mutter und nicht eine Stiefmutter suchen.

Meyerin. Es könnte sein, daß sich manche noch zu diesem Schritt besinnen würde; sieben Kinder sind immer sieben Kinder. Du glaubst selbst nicht, daß nicht eine jede sich darüber sehr bedenken würde.

Gertrud. Mir würde das nichts machen.

Meyerin. Man weiß es doch nicht.

Gertrud. Wenigstens die meisten sind gute Kinder.

Meyerin. Dawider habe ich nichts.

Gertrud. Und er ist wie die liebe Stund.

Meyerin. Ich dachte wohl, du würdest das auch noch bringen.

Gertrud. Es ist ja wahr.

Meyerin. Und dann ist er auch noch gar jung.

Gertrud. Das hab' ich nicht gesagt.

Meyerin. Es nimmt mich eben Wunder.

Gertrud. Aber er scheint doch gewiß jünger.

Meyerin. Als vor sechs Wochen.

Gertrud. Dünkt es dich denn nicht?

Meyerin. Ich will jetzt heim.

Gertrud. Wart' nur auch noch einen Augenblick.

Meyerin. Nicht einen halben.

Gertrud. Ich bitte.

Meyerin. Nein, ich muß gehen.

Gertrud. So unfreundlich lasse ich dich einmal nicht von diesen Kindern weg, du mußt ihnen doch auch noch behüte Gott sagen.

Meyerin. Nun, das kann ich ja wohl. Behüte Gott, ihr Kinder! — und dann lachend zur Gertrud: Hast jetzt gehört? Ich habe behüte Gott zu ihnen gesagt.

Gertrud. Und wenn du wieder kommst, so sagst du: Gott grüß euch!

Ja, sobald ich wieder komme, sagte die Meyerin, that die Thür auf und ging fort. Aber sie war feuerroth, sah

noch unter der Thür gegen die Seite der Stube, wo des Rudi Kinder saßen, und ging einen ganz andern Schritt die Treppe hinunter und über die Gasse, als der ist, in dem sie sonst fortgeht und herkommt.

Gertrud sah ihr vom Fenster nach und fand an diesem Schritt und an Allem, der erste Wurf für den Rudi sei nicht übel ausgefallen.

---

16. Ein Großmuttergemälde.[12])

Als der Junker am Sonntag heim kam, war es schon Nacht. Therese hatte mit Ungeduld auf ihn gewartet und das Nachtessen stand schon lange auf dem Tische. Arner sagte: Ich habe etwas Gutes zum Nachtisch und gab ihr des Mareili Bauernkuchen mit den Worten: Das ist ein Geschenk, das dir eine brave Tochter von Bonnal schickt, und erzählte dann vieles von ihr und ihrem Bruder. Alle fanden den Kuchen sehr gut und aßen ihn bis auf das Letzte auf, ehe sie vom Tisch aufstanden, und Therese sagte zu Arner: Du gehst morgen wieder nach Bonnal und mußt mir dem guten Mareili für seinen Kuchen ein Gegengeschenk bringen, und übergab ihm dafür einige Ellen sehr feine Leinwand. Der Junker aber blieb bis nach Mitternacht mit Glülphi am Tisch und unterhielt sich anhaltend mit ihm über den vielseitigen und wichtigen Inhalt der Unterredung, die sie diesen Nachmittag mit dem Baumwollen-Meyer in Bonnal gehabt hatten.

Am Morgen verreisten sie früh nach Bonnal, stiegen beim Pfarrer ab, und sobald sie ankamen, sandte er seinen Klaus zum Mareili mit einem Gruß von seiner Frau.

Aber da das Mareili das Papier aufthat und die schöne Leinwand sah, die ihm die Junkerin sandte, sagte es wohl dreimal zum Klaus: Bist du auch nicht verirrt und ist's auch wahr, daß die Junkerin mir das schickt? —

Der Klaus mußte lachen und sagte, er sei gewiß nicht verirrt, der Junker und seine Frau hätten es ihm beide be-

fohlen. Mareili aber ſtellte dem Klaus vor, was es im Haus hatte, Brot und Wein und Käs, und bat ihn, wenn er etwa noch nüchtern ſei und etwas anders wolle, ſo ſolle er es doch ſagen. Dann lief es mit ſeinem ſchönen Geſchenk die Treppe hinauf zu ſeinem Bruder, der noch im Bett war, und zu einem Kind nach dem andern, und zeigte ihnen, was es heute am Morgen ſchon von der Junkerin für ein Geſchenk bekommen.

Es kam aber bald wieder herunter und ſuchte dem Klaus vom feinſten Garn, das es im Haus hatte, aus zu einem Paar Kappen, legte ihm wohl das halbe gutes türkiſch rothes und dunkelblaues dazu, daß ſie ſo ſchön werden ſollten, als man dergleichen im Land habe, und er mußte es nehmen, ſo ſehr er ſich ſträubte und ſagte, er dürfe es nicht; das Mareili ließ ihn nicht zum Haus hinaus, bis er das Garn genommen hatte. Dem Junker aber hieß es ihn nicht danken, es lief mit ihm ins Pfarrhaus und that es ſelbſt.

Der Junker ſagte ihm mit Lachen, es ſolle einmal ins Schloß kommen und ſeiner Frau ſelbſt danken. Wie ſollte ich auch das dürfen? ſagte das Mareili, und der Junker: Warum ſollteſt du das nicht dürfen? Darauf ſagte es wieder: Es iſt jetzt über dreißig Jahr, ſeitdem ich in Ihrem Schloß geweſen, da Ihre Großmutter — nein — Ihres Großvaters Mutter noch gelebt hat, aber ſie iſt gerade im Sommer darauf geſtorben — da bin ich einmal darin geweſen, und fing dann an zu erzählen:

Es war um die Weihnacht herum, und ich hab' in Gottes Namen gebettelt und bin vor Kälte faſt erſtarrt, ehe mich Jemand geſehen. Da iſt die ſteinalte Frau, die mich am Fenſter muß bemerkt haben, die beiden Treppen vor dem Schloß zu mir herunter gekommen, und, Junker, wenn ſie meine Mutter geweſen wäre, ſie hätte nicht beſſer mit mir ſein können. Sie hat mich im Augenblick an der Hand in eine warme Stube geführt, die unten im Hof war. Aber man ſagt, es ſei jetzt Alles anders. Sie ließ mir eine Milchſuppe kochen und Brod geben, ſo viel ich mochte. Ich konnte vor Frieren im Anfang gar nicht eſſen und

wärmte mich zuerſt am Ofen und weinte. Da hat ſie bei mir geſtanden und hat Stück für Stück alle Fetzen, die ich angehabt, in die Hände genommen, und es iſt mir, ich ſehe ſie noch jetzt vor mir den Kopf ſchütteln und ein paar Mal ſeufzen, da ich auch gar nichts Ganzes und nichts Warmes an mir hatte. Sie iſt da fortgegangen und eine Viertelſtunde darauf mit einem ganzen Bündel Kleider wieder heruntergekommen und hat ſie mir ſelber vom Kopf bis zu den Füßen anlegen helfen, und Schuhe gegeben, und beide Taſchen im Rock ſind dann noch voll gedörrter Birnen und Zwetſchgen geweſen.

Jetzt ſah das Mareili den Junker an, wie wenn es ihn durchſehen wollte und ſagte dann: Herr Jeſus! Sie ſehen ihr auch gleich; es iſt mir, ſie ſtehe jetzt wieder vor mir. Und ich meine, ſie hätte Sie an der Hand gehabt. Da ſie das andere Mal die Treppe herunter kam, hatte ſie einen ſchönen, jungen Knaben, der ihr nahe am Herz gelegen ſein muß, bei ſich, und hat die ganze Zeit, da ſie mich angekleidet, faſt nur mit ihm geredet, und ich meine, ich wollte noch ſagen können, was ſie zu ihm geſagt.

Der Junker konnte es nicht mehr aushalten. Er mußte beiſeits gehen und ſeinen Thränen den Lauf laſſen. Er wußte ſich noch aller Umſtände zu erinnern, wie ihn die liebe Ahnfrau in des Bauern Stube neben das Kind auf die Ofenbank hingeſetzt und während ſie es ankleidete, zu ihm geſagt hat: Lieber Karl! Ich bin nicht mehr lange bei dir, aber denke daran, die Zeiten werden ſchlimm und man macht ſich nichts mehr daraus, ob die Menſchen, die Einem zugehören, verfaulen oder verderben. Um Gottes willen, Karl, trachte, daß du mit Ruhe alt werdeſt und nicht ſo etwas mit dir ins Grab nehmen müſſeſt. Wehre den Anfängen und mache, daß dein Lebtag dir kein Kind aus deinen Dörfern ſo vor die Augen komme, wie das. —

Man ſagt ſo viel, was es brauche, Land und Leute zu regieren; ich möchte jetzt ſagen, es braucht ſo eine Großmutter und ein Herz, das dreißig Jahr ſo an ein Großmutterwort denkt, ohne es zu vergeſſen. Wer das hat, kann

viel, das man jetzt zum Regieren nöthig zu haben glaubt, entbehren.

Der Werth der Menschen war in dieser Stunde groß in Arners Augen. Er verließ das Mareili mit Thränen in den Augen und ging mit dem Pfarrer und Glülphi zur Gertrud.

---

17. Eine Maurersfrau, deren Herz sie so richtig und so weit führt, als den Baumwollen-Meyer sein Kopf.

Es war noch früh, als sie zur Gertrud kamen. Diese war eben mit ihrer gewohnten Hausordnung beschäftigt und ahnte gar nicht, daß ein Fremder, geschweige drei solche Herren zu ihr in ihre Stube kommen würden. Sie war auch im Anfang bei ihrem Eintreten etwas betroffen; denn ihre Stube war noch nicht in Ordnung, wie sie es eine Stunde später gewesen wäre. Da sie kaum ihre Morgensuppe gegessen, so lagen ihre Teller und Löffel noch auf dem ungereinigten Tische; aber die Herren waren ganz freundlich und sagten: Das ist eine rechte Ordnung; man kann die Teller und Löffel ja nicht vom Tisch wegnehmen, bis man gegessen hat. Dann halfen alle Kinder der Gertrud Teller und Löffel vom Tisch wegnehmen und ihn reinigen. Sobald sie das aber gethan hatten, setzte sich ein jedes von ihnen ohne Säumniß an seinen Arbeitsplatz und die Herren baten Gertrud noch einmal, sie solle doch ihrer nicht achten und völlig in ihrer Ordnung fortfahren, wie wenn sie nicht da wären. Es war auch bald Alles in Ordnung. Die Kinder setzten sich sämmtlich an ihre Arbeit und die Herren nahmen, nachdem sie der Gertrud gesagt, sie möchten ihre Hausordnung kennen lernen und ihrem Unterrichte zuhören, alle drei in einer Ecke, in der ein Tischchen stand, mit einander Platz und redeten weiter kein Wort, nur nahm der Lieutenant das Schreibzeug, das er beständig bei sich führte,

hervor und zeichnete zu Zeiten etwas auf, ohne ein Wort dazu zu reden. Gertrud that nach der ersten halben Stunde, in der sie sich etwas verlegen fühlte, völlig, wie wenn kein fremder Mensch in der Stube wäre. Nachdem die Kinder sich alle an ihre Arbeit gesetzt, sangen sie ihre gewohnten Morgenlieder. Eins davon lautet:

Wir stehen am Morgen früh auf,
Wir beten früh morgen zu Gott,
Wir lesen früh morgen sein Wort;
Wir glauben, wir glauben sein Wort.
Es segnet und stärket uns alle,
Es heiligt uns alle sein Wort.

Dann nahm Gertrud ihre Bibel, las ihnen ein Capitel daraus vor, und die Kinder mußten es ihr während ihrer Arbeit von Wort zu Wort nachsprechen und die lehrreichsten und rührendsten Stellen davon so lange wiederholen, bis sie selbige auswendig konnten. Aber Gertrud erklärte sie ihnen nicht. Sie glaubte das Lesen der Bibel und das Auswendiglernen ihrer erbaulichsten Stellen gar nicht geeignet, als Verstandes- oder Sprachübung für ihre Kinder zu dienen, sondern als eine Handlung der innern Erhebung ihres Herzens durch Vorstellungen von Gegenständen, die sie glauben und über die sie nicht grübeln sollten.

Ihr ältestes Mädchen machte in dieser Frühstunde in der Nebenkammer bei der offenen Stubenthür die Betten der Kinder schnell und sorgfältig zurecht; Glülphi und die Herren bemerkten von dem Platz aus, auf dem sie saßen, daß es das, was die Kinder laut vorsagten, bei sich selber während des Bettens still nachsprach und die Thür um deswillen offen gelassen hatte. Dann ging es in den Garten, brachte einen Zuber voll Kraut in die Stube und sagte dann mit den andern Kindern die Bibelsprüche nach, die die Mutter ihnen vorsprach, indem es sein Kraut zum Mittagessen reinigte.

Es war den Kindern etwas Neues, so drei Herren in einem Stubenwinkel bei sich zu sehen; sie blickten bei ihrem Spinnen oft gegen sie hin. Gertrud sah es, winkte und

ſagte zu ihnen: Es dünkt mich, ihr ſeht mehr auf dieſe Herren, als auf euer Garn. Aber der Heirli, der die Augen am meiſten auf die Herren warf, antwortete: Nein, nein, wir ſpinnen brav, du wirſt ſehen, du bekommſt heute noch ſchöneres Garn als ſonſt. Sobald Gertrud ſah, daß einem ihrer Kinder etwas am Rad oder an der Baumwolle fehlte, ſtand ſie von ihrer Arbeit auf, machte ihm zurecht, was fehlte und ſetzte ſich wieder an ihre Arbeit. Die Kleinſten, die noch nicht ſpinnen konnten, ſaßen um ſie herum, zertheilten mit ihren kleinen Fingern die Baumwolle, um ſie zum Karden vorzubereiten, und laſen das Unreine und die Bollen aus derſelben mit einer Gewandtheit heraus, die die Herren in Verwunderung ſetzte. Gertrud beſaß in einem hohen Grade die wichtige Gabe, die Arbeitsgattungen ihrer Kinder in geordnete Stufenfolgen zu bringen, die ſo vom Leichtern zum Schwerern fortſchreiten, daß nicht nur eine jede Arbeitsgattung dem Alter, in dem ſie dem Kind zugemuthet ward, angemeſſen, ſondern noch dazu einerſeits geeignet war, daſſelbe auch in dieſem Alter anzuſprechen und ihm wirkliches Vergnügen zu gewähren, anderſeits aber daſſelbe zu der zunächſt auf dieſe Stufe folgenden Arbeitsgattung vorzubereiten. Sie war in den beſchränkten Umſtänden, in denen ſie lebte, wirklich zum Verwundern erfinderiſch, und zwar einerſeits darin, daß ſie auch den kleinſten Kindern ſolche Vorbereitungsübungen für mehrere Arbeitsgattungen zur Hand brachte, die an ſich ſelbſt Reiz für ſie hatten, anderſeits, daß dieſe Uebungen vorzüglich geeignet waren, ihre Sinne zu ſchärfen und die Gewandtheit ihrer Hände und Finger mit der erzielten Schärfe ihrer Sinne in Uebereinſtimmung zu bringen. Sie ließ ſie z. B. ganz früh kleine Nadeln vom Tiſch aufnehmen und einfädeln und eben ſo Erbſen, Bohnen, Wicken, ehe ſie in die Küche gebracht wurden, von den kleinſten Samen- und Sandſtäubchen reinigen, die darin ſind, und ſo vieles dergleichen.

So ſehr ſie ſich aber auch Mühe gab, die Arbeitsfertigkeiten ihrer Kinder früh in ihnen zu entwickeln, ſo wenig

übereilte sie sich, sie früh lesen und schreiben, wohl aber, sie früh recht und bestimmt reden zu lehren. Sie meinte, das Reden sei das erste, das man sie lehren müsse und sprach in aller Einfalt das weitführende Wort aus: Was nützt es dem Menschen, schreiben und lesen zu können, wenn er nicht reden kann? Das Lesen und Schreiben ist ja nur eine künstliche Art des Redens, das natürliche Reden muß ihm also vorhergehen. Und wie die Armuth allgemein gute Köpfe und besonders gute Mutterköpfe für ihre Kinder erfinderisch macht, so ging es hier auch der Gertrud. Sie hatte ein altes ABCbuch, das ihr für ihre Kinder in dem Alter, in dem man dasselbe gewöhnlich braucht, nicht dienen konnte, aber da der ganze Umfang der deutschen Silben in gehörig geordneten Reihenfolgen in demselben zusammengestellt war, so brauchte sie dasselbe, um ihre Kinder diese Reihenfolgen der deutschen Silben aussprechen zu lassen und sie also durch eben die Mittel reden zu lehren, durch die man sie gewöhnlich, und nur zu oft, ehe sie recht reden können, lesen lehrt. Sie sagte: Wenn sie dann ein paar Jahre später, nachdem sie nicht bloß die Töne ihrer Muttersprache alle richtig und geläufig aussprechen gelernt, sondern sich auch über Alles, was sie wirklich wissen, mit Bestimmtheit und Deutlichkeit aussprechen, d. i. wenn sie eigentlich reden können, dann wird das Lesenlernen dieser Silben für sie eine Arbeit von wenigen Stunden sein, indem es dann nichts anders erfordern wird, als die Einübung der nämlichen Töne durch den Sinn des Auges, die sie sich schon vorher durch den Sinn des Ohrs geläufig gemacht haben. So bestimmt sie indessen das Redenlehren vor dem Lesenlehren betrieb und ihm in dieser Rücksicht also den Vorzug gab, so war ihr dennoch auch dieses auf eine Art eine Nebensache, die sich mehr durch sich selber, als durch das Lehren ergeben sollte.

18. Nicht Kunſt, nicht Buch, das Leben ſelbſt iſt das Fundament der Erziehung und des Unterrichts.

Das Leben ſelbſt in ſeinem ganzen Umfange, wie es auf ihre Kinder wirkte, wie es ſie ergriff, wie ſie ſich darein fügten und es benutzten, das war eigentlich das, wovon ihre Lehre ausging und in das das Redenlehren gleichſam nur als ein untergeordneter Gegenſtand hineinfiel. Sie redete außer ihren Einübungen der Sprachtöne und der ſich daraus bildenden einfachen Wörter kein Wort mit ihren Kindern in der bloßen einſeitigen Abſicht, ſie reden zu lehren, auch nicht in der Abſicht, ihnen durch das eigentliche Redenlehren Kenntniſſe beizubringen; ſie gab ſich ſogar nicht einmal Mühe, den Kindern die Namen der Gegenſtände, die ſie ſchon kannten, als eigentlichen Unterrichtsſtoff einzuüben und ſie ihnen dafür vor die Ohren zu bringen. Darum führte ſie mit ihren Kindern nie die Sprache des Unterrichts oder der unterrichtenden Mutter; ſie ſagte ihrem Kind nie: Kind, das iſt dein Kopf, das iſt deine Naſe, das iſt deine Hand, das iſt dein Finger u. ſ. w., auch nicht: Wo haſt du dein Auge? wo haſt du dein Ohr? wo haſt du dein Haar? im Gegentheil, ſie führte der Sprache halber die Sprache der Beſorgung, die Sprache der beſorgenden Mutter, und ſagte, vom Bedürfniß des Kinds angeregt und in der Thatſache ſeiner Beſorgung lebend: Komm, Kind, ich will dir dein Händchen waſchen; ich will dir dein Haar kämmen; ich will dir die Nägel an deinen Fingern abſchneiden; reinige doch deine Naſe; trag' den Kopf nicht krumm u. ſ. w. Ihr Redenlehren war in keinem Augenblick ein leeres Geſchwätzwerk über irgend etwas, das in dieſem Augenblick der Lage, den Umſtänden, dem Bedürfniß und der Pflicht des Kindes, folglich der Behelfung der Menſchen fremd war. Jedes Wort, das ſie mit ihrem Kinde redete, war im innigſten Zuſammenhang mit der Wahrheit ſeines Lebens und ſeiner Umgebungen und in dieſer Rückſicht ſelber Geiſt und Leben. Der wörtliche Unterricht verſchwand gleichſam in dem Geiſt und Leben ihres wirklichen Thuns,

aus dem der Unterricht immer hervorging und zu dem er immer hinführte. Jeder Händedruck, den sie ihrem Kind gab, jeder Blick, den sie ihm zuwarf, ergriff sein Herz, belebte seinen Geist und machte seine Hand thätig zu Allem, was noth that und frommte. Es war, wie wenn ein unsichtbarer Geist sie, ihrer selbst unbewußt, innerlich zu der Wahrheit und Kraft der Stufenfolgen erhob, mit der die Natur die Kräfte unsers Geschlechts in uns selber entfaltet, mit der unser Kunsteinfluß in dem Grad in Uebereinstimmung stehen sollte, als er leider durch unser Zeitverderben mit derselben im Widerspruch steht. Daher aber kam es auch, daß jedes ihrer Kinder auf der Stufe seines Alters bestimmt in dem Grad und auf die Weise überlegt, gewandt und thätig war, wie es auf dieser Stufe sein sollte und von ihm gefordert werden kann, daß keines naseweis, keines in den Lüften schwebend, alle voll Frohsinn und unermüdet, zwar in Vielem, das in den Schulen gelehrt wird, unwissend, aber in Allem, was sie konnten und wußten, auf der Stufe, auf der sie standen, vollendet waren.

Was sie wissen, wissen sie nicht halb, sie wissen es, wie es ihnen in ihren Umgebungen durch gereifte Anschauungen und ihre Kräfte entfaltende Uebungen zum klaren Bewußtsein gebracht worden, und da sie Alles, was sie konnten, auch belebte, konnten sie sich über das, was sie wußten, zwar einfach, aber eben so bestimmt und kraftvoll ausdrücken. So einfach, als sich ihr Inneres bildete, so kunstlos erschienen sie auch äußerlich. Außer Spinnen und Nähen und allen Hausgeschäften, die sie meisterlich konnten, und einigen Anfängen im Zeichnen und Schreiben, konnten sie wenig, und von allem dem, was man eigentlich Kunstbildung heißt und was eigentliche Fertigkeiten im Künstlichen sind, gar nichts; dabei aber waren die Grundkräfte zu aller Kunst allgemein und lebendig in ihnen angeregt, ihr Augenmaß war genau, ihre Hand fest, ihre Einbildungskraft rege und bewegte sich vielseitig um biblische Gegenstände, und ihr Schönheitsgefühl, da es mit dem göttlich Hoher

ihres innerlich belebten Glaubensgefühls übereinstimmend war und wesentlich von ihm ausging, zum Hohen und Erhabenen hingelenkt. Das Leben ihrer weisen und frommen Mutter ging in der ganzen Fülle seiner Wahrheit und seiner innern Höhe in sie hinüber. Sie gab ihnen Alles, was sie wußte, hatte und konnte. Es war in ihrer Armuth äußerst wenig, aber auch das Kleinste, das Geringste, das sie ihnen gab, war durch die Art, die Kraft und die Liebe, mit der sie es ihnen gab, bildend und groß. Jedes einzelne Wort ihres Unterrichts wirkte, als gleichsam aus dem Ganzen ihres mit dem Leben ihrer Kinder verwobenen Lebens hervorgehend, nicht als ein einzelnes Wort, sondern als etwas, das, aus dem Ganzen ihres mütterlichen Seins und Verhältnisses hervorgehend, durch die Innigkeit der Verbindung, in der sie mit ihr lebten, in seinen Keimen gleichsam schon zum Voraus in ihren Kindern selbst lag. Ihre Kunst war ihr Leben und ihre Bildung ging ganz aus diesem Leben hervor. Darum war aber auch der Erfolg jedes ihrer Worte kraftvoll und ein ganz anderer, als er gewesen wäre, wenn ihre Worte nicht in dem lebendigen Zusammenhang ihres Lebens mit dem Leben ihrer Kinder gestanden hätten. Sie ergriffen deshalb aber auch Alles, was sie ihnen zeigte, wie wenn sie nichts lernten, wie wenn es schon vorher in ihnen gelegen hätte. Es war aber auch so. Ihr Lernen legte eigentlich nicht in sie hinein, es entfaltete nur die Kräfte, die in ihnen selbst lagen und durch welche sie das, was sie äußerlich erkannten, in sich selbst aufnahmen und als einen reinen Erwerb ihrer selbst und ihrer eignen Kraft, und nicht als etwas fremdartig in sie Hineingelegtes in sich selbst liegend erkannten.

So wie ihr Redenlehren mit ihrem Leben verbunden war, also ging auch ihr Rechnenlehren aus demselben hervor und war ganz mit der Wirklichkeit ihres Lebens verbunden. Sie zählte mit ihnen, wie viel Schritte ihre Stube habe, und da zufälligerweise in einem ihrer Fenster an jeder Reihe nur 5 Scheiben waren, wie an der Hand 5 Finger, so nahm sie auch am Fenster zwei Reihen zusammen und

konnte dann dadurch in der Anſchauung der zehn weiter fortfahren als an den Fingern. Auch die Fäden beim Spinnen konnten ſie zählen und die Umgänge an der Haspel, wenn ſie das Garn zu Strängen aufwanden. Sie zeigte ihnen die Grundformen des Meſſens in der Verdeutlichung der Anſchauungen für kurz und lang, für ſchmal und breit, für ſpitz und ſtumpf, für rund und eckig. Sie machte ſie auf die Erſcheinungen der Natur, wie ſie im häuslichen Leben, in der Küche, in der Stube, im Stall, im Garten, im Wald und im Feld ihnen vorlagen, auf die vielſeitigſte Weiſe aufmerkſam, und zwar nicht als Unterricht, ſondern als Theilnahme an dieſen Erſcheinungen, wie ſie in den Vorfällen, Pflichten, Freuden und Bedürfniſſen ihres Lebens ſelber ihnen vorlagen. So wie ſie ihr halfen, die Speiſen bereiten, das Feuer anmachen, Holz und Waſſer zutragen u. ſ. w., ſo lernten ſie an ihrer Seite durch die einfache, aber genaue Anſchauung der Gegenſtände, zu der ſie die Beſchäftigung mit denſelben gleichſam nöthigte, die Wirkungen des Feuers, des Waſſers, der Luft, des Windes, des Rauches, die Veränderungen des Waſſers im ſtillſtehenden Zuber, im laufenden Brunnen, ſeine Verwandlung in Eis, Regen, Schnee, Rieſel, Hagel, ſeinen Einfluß auf die Auflöſung des Salzes, auf das Löſchen des Feuers u. ſ. w. erkennen, eben ſo die Veränderungen des Holzes in Kohlen und Aſche und ſeinen Uebergang in Fäulniß. Alles dieſes aber lernten ſie nicht durch vieles Reden über dieſe Gegenſtände, ſondern durch Feſthaltung ihrer Aufmerkſamkeit auf das, wie ihnen die Gegenſtände vor ihren Sinnen lagen und ſich vor ihren Sinnen veränderten.

In Rückſicht auf alles dieſes überließ ſie ihre Kinder ganz dem Eindruck, den dieſe Gegenſtände auf ihre freilich gebildete Anſchauungskraft und Aufmerkſamkeit durch ſich ſelber machten, und dachte nicht daran, ſie hierin durch irgend einen Schatten von Unterricht einen Schritt weiter zu führen, als ſie darin durch ſich ſelbſt hinkamen; aber das Wenige, worin ſie ſie wirklich unterrichtete, das, was ſie

wirklich lernen mußten, mußten sie denn auch vollkommen lernen. Sie sprach es bestimmt aus, nur das Vollendete ist brauchbar, nur das Vollendete führt weiter. Das Bewußtsein der Kraft, die dem Menschen Alles, was er vollenden kann, in allem seinem Thun und Lassen gibt, war auch in einem hohen Grad lebendig in ihren Kindern, und zeigte sich ganz besonders darin: Wenn die Mutter ihren ganz Kleinen etwas vorsprach oder zeigte, so sprangen die ältern gar oft von selbst zu ihr hin und baten sie: Mutter, laß du mich meinem Brüderchen, meinem Schwesterchen das zeigen; ich kann es ja wie du. — Die Mutter ließ sie das auch recht gern, wenn sie nämlich das vollkommen recht konnten, was sie den Kleinen zeigen wollten. Welche Freude, welche Wonne war es dann für die Kinder, wenn sie ihnen das erlaubte, und wie froh, wie herzlich, wie kindlich, wie brüderlich fingen sie dann an, ihren kleinen Geschwistern vorzusprechen und vorzuzeigen, was ihnen die Mutter erlaubte.

Eben jetzt, da die Herren da waren, saß der Jonas in der Mitte zwischen zwei Kleinen und sprach ihnen die Silben des ABCbuches, durch welche Gertrud sie nicht lesen, wohl aber reden lehrte, und die sie noch nicht aussprechen konnten, vor, und später zeigte er ihnen auch den Unterschied der ersten zehn Zahlen, die sie noch nicht kannten. Indem er sie ihnen so zeigte, umschlang er sie mit beiden Händen um den Hals, sprach ihnen die Namen der Zahlen vor und machte die Arme von diesem lieblichen Umschlingen seiner Geschwister nicht los, als wenn sie ihre Augen nicht fest auf die Bohnen hinhielten, woran er sie zählen lehrte, dann waren seine Hände geschwind von dem Halse des lieben Brüderchens weg, und er zeigte mit den Fingern, worauf sie mit ihren Augen hinschauen sollten. Eben so setzte das Liseli sich mit dem Spinnrad zu zwei jüngern Geschwistern hin, sang ihnen, währenddem beide, sie und es, fortspannen, Lieder vor, deren Worte sie schon auswendig konnten und probirte, währenddem es immer fortarbeitete, mit Ruhe und Geduld, ob sie die verschiedenen Töne nachsingen könnten.

Der Eifer der ältern Kinder, die Kleinen zu lehren, was sie konnten, war so groß, daß sie ihnen oft selber beim Essen etwas vorsprachen und sie in den Freistunden auf den Schoß nahmen, sie etwas nachsprechen zu lassen.

---

19. So wie das Leben das Fundament der Erziehung und des Unterrichts ist, so ist Glauben und Liebe, Freiheit und Freude das Fundament des Lebens selber.

Auch wirkte dieser gegenseitige häusliche Unterricht so bildend auf die Kinder durch den Glauben und die Liebe, aus denen er hervorging, und durch die Freude, mit der er gegeben und ausgeführt worden, als jeder gegenseitige Kinderunterricht, der nicht also aus Liebe hervorgeht und nicht mit dieser Freiheit gegeben und empfangen wird, verbildet und durch Verbildung zu allen den Fehlern und zu aller Verhärtung des Geistes, des Herzens und der Kunst hinlenkt, und wohin auch alle einseitigen Abrichtungskünste des Menschengeschlechts hinführen. Das, was auch im Unterricht der Gertrud abrichtend war (wie denn einige Theile des Unterrichts und der Bildung nur dadurch eingeübt werden können), war durch Liebe und Glauben geheiligt und veränderte dadurch gleichsam seine Natur; der Eindruck der harten, aus dem thierischen Wesen unsrer Natur hervorgehenden und ihr wesentlich anpassenden Abrichtungskünste wurde menschlich gemildert und der Eindruck dieser Künste dem Höhern des Bildenden und Erhebenden in der Erziehung untergeordnet und durch diese Unterordnung unschädlich gemacht. Das war indessen in der Lage der Gertrud und bei dem Baumwollenspinnen, worauf sich das Meiste ihres Abrichtungseinflusses bezog, nichts weniger als leicht. Das Baumwollenspinnen ist in Rücksicht auf das wenige, unbedeutend Bildende, das in ihm liegt und hingegen auf das höchst Einseitige, Kunst-, Kraft- und Geistlose der Abrichtungs-

fertigkeiten, die es erfordert, eine, ich möchte fast sagen, Leib und Seel so erlahmende Arbeitsgattung, daß nicht leicht in der Welt eine so elende, Leib und Seel erlahmende Arbeit sein kann, und doch wurden die Kinder der Gertrud alle dabei so geistig und gemüthlich belebt, so kraftvoll und gesund, so frohsinnig, so heiter, als wenn sie den ganzen Tag kein Baumwollenrad in die Hand genommen hätten. Sie zeichneten sich selber in einigen Schulkenntnissen, an Schulgewandtheit und Schulfertigkeiten aus, eben wie die andern Spinnerkinder sich in der Schule durch schlechtes Benehmen, Unwissenheit und Ungeschicklichkeit auszeichneten.

Der Junker und Glülphi wunderten sich im Anfang, wie dieses möglich, aber sie sahen es jetzt. Die Kinder der Gertrud fürchteten Gott. Sie beteten täglich mit der Mutter um seinen guten, heiligen Geist. Sie liebten die Mutter. Sie sahen sie von Kindheit auf oft weinen. Sie sahen sie oft Mangel leiden und voll Sorgen und Kummer einhergehen. Sie wußten, daß das Spinnen ihnen Brod gebe und der Mutter Sorgen mindere. Sie spannen also nicht gedankenlos und herzlos und auch nicht gedankenlos und herzlos gezwungen; die Liebe zur Mutter und das Bewußtsein, daß sie mit ihrem Spinnen die Noth ihres Hauses erleichterten, machte sie ihre Kräfte gern anstrengen. So verlor sich auch an dieser Arbeitsgattung durch Liebe und Glauben die Wirkung der Elendigkeit, die in ihr liegt, und des verderblichen Einflusses, den es unter andern Umständen auf die Menschennatur hat und haben muß. Es konnte diesen Einfluß in der Gertrud Wohnstube nicht haben. Diese war mitten in ihrer höchsten Armuth und selber durch sie ein Heiligthum Gottes, in der keine Verhärtung der Menschennatur statt finden kann. Ihre Kinder lebten und arbeiteten darin im Glauben und in der Liebe, in Freiheit und Freude; und Arbeit und Anstrengung aus Liebe und Glauben stärkt, erheitert, belebt, erhebt und segnet in eben dem Grade, als Arbeit und Anstrengung in Liebloſigkeit und Unglauben, in Unmuth und Zwang abschwächt, verhärtet, erniedrigt, vergiftet und tödtet. Die Kinder der Gertrud

ſangen und lachten ermüdet von Arbeit bei Waſſer und Brod mehr als die Kinder der Vornehmen im Dorfe, die in der böſen Ruhe des Müßiggangs und in der Niederträchtigkeit ſtolzer Anmaßungen die, ſo mit Waſſer und Brod vorlieb nehmen, verachten und in Freude ihr Geld ſpiegeln und zu Schlechtigkeiten gebrauchen, und alle Einſichten, alle Fertigkeiten und alle Luſt, einen ſegensreichen, gottesfürchtigen Gebrauch davon zu machen, verlieren.

Leſer! Du fragſt mich jetzt nicht mehr, warum das Baumwollenſpinnen, das tauſend andere zu Grund richtet, den Kindern der Gertrud nichts ſchadete; — du fragſt mich nicht mehr, warum ſie, wenn ſie auch bis nach Mitternacht ſpannen, nicht müde wurden und am Morgen darauf wohl noch früher und munterer aufſtanden, als wenn ſie geſtern zeitig ins Bett gegangen wären.

---

20. Der Junker, der Pfarrer und Glülphi erkennen die Würde der Menſchennatur in der Stube einer armen Maurersfrau.

Als die Herren von der Gertrud weggingen, ſagten ſie ihr noch, ſie wollten morgen wieder zu ihr kommen und ſie antwortete ihnen: Warum das? Ihr werdet morgen und immer wieder nur das Nämliche finden. Glülphi erwiederte ihr: Du könnteſt dich und dein Thun nicht beſſer rühmen, als mit dieſem Wort. Und er hatte Recht. Das, was ſich immer gleich bleibt, nähert ſich dem, was ewig bleibt, ſo wie das, was ſich immer verändert, dadurch zeigt, daß es nichtig und vergänglich iſt.

Gertrud erröthete über dieſe Antwort, ſchlug die Augen nieder und ſtand verlegen da, als ſie ihr beim Abſchied noch freundlich die Hand drückten. Sie aber, als ſie von ihr weggingen, konnten nicht ſatt werden, von dem Eindruck zu reden, den Gertrud und ihre Stube auf ſie gemacht hatte. Sie ſahen, daß in Allem, was ihre Kinder vom Morgen

bis an den Abend thaten, ihr Kopf, ihr Herz und ihr Wille, folglich die drei Grundkräfte, von denen alles Fühlen, Denken und Handeln der Menſchen ausgeht, gemeinſam und in Uebereinſtimmung unter ſich ſelbſt angeſprochen, belebt, beſchäftigt und geſtärkt wurden. Sie ſahen und überzeugten ſich ganz, daß alles Thun der Gertrud, indem es von Glauben und Liebe ausgehe und zum Glauben und zu der Liebe hinführe, geeignet ſei, ihre Kinder mit Seelenruhe und Geiſtesfreiheit in lieblicher Anmuth zu den erſten Früchten des Glaubens, zu Anſtrengung, Gehorſam und Selbſtüberwindung zu erheben. Sie ſahen alle, daß das unabänderliche und allgemeine Ziel aller Menſchenerziehung, nämlich die Kinder zu gottesfürchtigen, menſchenliebenden, verſtändigen, ihrer Beſtimmung gewachſenen, der nöthigen Thätigkeit und Anſtrengung gewohnten Menſchen zu machen, von allen Seiten in ihnen begründet und belebt ſei. Sie fanden einſtimmig und ſprachen es aus: Das Weſen des Unterrichts und der Lehre dieſer Frau ſind nicht Worte, es iſt ihr Thun, es iſt ihr Leben ſelbſt. Dieſes Leben, ſagten ſie alle, iſt vom Morgen bis an den Abend nichts anders, als thatſächlicher Ausdruck ihrer Sorgfalt und Liebe für ihre Kinder. Sie lernen weſentlich dadurch, daß ſie beſorgt werden und ſich ſelber beſorgen müſſen. Das Wort der Lehre iſt gleichſam nur der Wiederhall des innern Geiſtes ihrer Mutterſorge, aus welchem die Lehre ſo natürlich und einfach herausfließt, daß ſie dem Kind ſelber ganz eigentlich als Sorgfalt und nicht als Lehre ins Auge fällt. Es erhob das Herz aller drei, da Glülphi es ausſprach: So wie ihre Mutterſorge und ihre Muttertreue, die ihr jedes Wort der Lehre in den Mund gibt, ſo geht auch jedes Wort ihrer Lehre als Mutterſorge und als Muttertreue in die Seele der Kinder hinüber, und das ganze Räthſel, warum es als Lehre ſo außerordentlich wirkt, iſt dadurch gelöſt.

21. Glülphi's Nacht, in der er sich entschließt, Schulmeister in Bonnal zu werden.

Glülphi sagte in dem Augenblick, in dem er von der Gertrud wegging: Das höchste Ziel der Volkserziehung, das ich mir je träumend vorgestellt, steht gelöst vor meinen Augen. Die Kinder dieser Frau sind für ihre Lage und Umstände so geschult und gebildet, daß ich noch keine gesehen, die für ihre Lage und Bestimmung besser geschult und erzogen waren.

Er war schon durch des Meyers Unterredung zur glühenden Sehnsucht, dem Zustand Bonnals helfen zu können, erhoben, aber der Anblick der Wohnstube der Gertrud ergriff ihn, daß nicht wohl ein Mensch durch irgend eine Ansicht des Lebens tiefer ergriffen werden kann. Er saß da neben Arner und dem Pfarrer in sich selbst gekehrt. Was diese sagten, machte nur wenig Eindruck auf ihn. Er hörte es kaum. Er saß, von der Wohnstube der Gertrud ergriffen, da, wie ein Spanier in Peru, den ein Zufall auf eine offene Goldgrube hinführt. Der Glückliche kann nicht vom Platz. Er sichert sich des Orts, weicht keinen Schritt von ihm weg, bis er ihn von allen Seiten ins Auge gefaßt und sich sicher gestellt, ihn wieder zu finden. Das Allerwenigste, das ihm in den Sinn kommt, ist, nach Mexico oder gar nach Cadix zu reisen, den Bergbau und die Metallurgie zu studiren, um seine Goldgrube auf das allervollkommenste benutzen zu können; o nein, o nein, er eilt nur heim, um Karst, Pickel, Schaufel und Hände zu holen; er eilt nur heim, zu graben, zu öffnen die Grube, die er gefunden. Er steht bei keinem Bruder still, um mit ihm von der Grube zu reden. Er sagt Vater und Mutter kaum ein paar Worte davon. Er eilt, er eilt mit Karst, Schaufel, Pickel und Händen zu graben, Gold zu graben in der Grube, die er jetzt gefunden. So wie der Spanier von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester weglief zu seiner Grube, also mußte Glülphi von Arner und dem Pfarrer weg. Es drängte ihn in seinem Innersten, allein zu sein und sich mit

dem zu beſchäftigen, was er geſehen und gehört. Ein Gedanke, ein einziger Gedanke ergriff ihn jetzt und verſchlang ſeine Seele: Was iſt zu thun? — was iſt zu thun?

Er mußte von ihnen weg, eilte auf ſeine Stube und ſo wie er hineintrat, ſprach er das Wort aus: Ich muß Schulmeiſter werden in Bonnal. Aber er ſprach es aus, wie ein Menſch, der von einem unausſprechlichen Traum aus dem Schlaf erwacht und ſelbſt noch nicht weiß, ob er wacht oder träumt; ſo ſprach Glülphi das Wort aus: Ich will Schulmeiſter werden in Bonnal. Dann aber fragte er ſich doch bald: Aber iſt's möglich, kann ich's werden? Kann ich Schulmeiſter werden, wie Gertrud es iſt? Kann ich zu einer Schulſtube kommen, wie ihre Wohnſtube eine iſt? Dann ſagte er: Es muß ſein, es muß ſein; ich muß mich nicht fragen, ich muß nicht zweifeln, es muß ſein, ich muß Schulmeiſter werden.

Er ſaß ohne Licht in ſeiner Stube. Seine Augen waren geſchloſſen, aber Gertrud, ihre Stube und ihre Kinder ſtanden vor ſeiner Seele. Er hielt ihr Bild feſt. Es verwandelte ſich alle Augenblicke in neue Geſtalten; aber lebendiger ſtand es nicht vor ſeiner Seele, als er ſie und ihre Kinder ſelbſt ſah und hörte. Das Bild, das vor ihm ſtand, war nicht etwas, das ihn bloß träumend als äußere, auf ihn wirkende Wahrheit belebte, nein, nein, es war etwas, das ihn als in ihm innerlich glühendes Leben wirklich verſchlang. Zwiſchen hinein ſtanden auch die Glaubensworte des Meyers in der unerſchütterlichen Kraft ihrer Wahrheit vor ſeinen Augen und erhöhten durch ihre unermeßliche Tendenz die glühenden Farben, in welchen das Bild der Gertrud und ihrer Baumwollenſpinnerſtube vor ſeinen Augen ſtand. — Alſo erhöht die unermeßliche Weite des Weltmeers im Orient die glühenden Strahlen der aufgehenden Sonne vor den Augen der ſie bei ihrem Aufgang und bei ihrem Niedergang anbetenden Völker.

Er entſchlief erſt gegen den Morgen, aber als er erwachte, ſprach er das Wort: „Ich will Schulmeiſter werden," ehe er die Augen recht geöffnet, laut aus, wie wenn es ihm

beim Entschlafen noch auf seinen Lippen stecken geblieben und er es erst jetzt auszusprechen vermochte. Aber so wie er es ausgesprochen, war ihm ganz wohl. Er zweifelte nicht mehr. Er fragte sich nicht mehr: Kann ich's? Bin ich's im Stand? Er war jetzt in seinem Entschluß, Schulmeister in Bonnal zu werden, fest und glaubte an sich selbst und an die Hülfe dessen, der diesen Entschluß fest in seine Seele gelegt.

22. Ein Ruhepunkt.

Leser! Hier steht der Alte von Bonnal, der dir Alles erzählt, eine Weile still. Er ist von dem Gedanken des Glülphi ergriffen, wie dieser von der Wohnstube der Gertrud. Der Gedanke erhebt mein Herz; welch ein Segen, wenn Glülphi es durchsetzt und eine Schule einzurichten vermag, die in diesem Geist anfängt, dem tiefen Verderben, in welches das Strohfeuer unserer Träumerzeit, die Eisberge unserer Selbstsucht und die Bodenlosigkeit unserer Vielwisserei den Geist unsers Erziehungswesens hinabgestürzt, in seinen Fundamenten entgegen zu arbeiten! Welch ein Segen, wenn es geschieht und die Edeln der Nachwelt die Quelle des Verderbens unserer Zeit im Mangel der heiligen Kräfte der Wohnstuben des Volks erkennen und alle Kräfte aufbieten werden, den Grundübeln unserer Tage durch Wiederherstellung und Wiederbelebung ihrer heiligen Kräfte ein Ziel zu setzen.

23. Glülphi erklärt sich, Schulmeister zu werden.

Von diesem Augenblick an war Glülphi von seinem Entschluß, Schulmeister zu werden, ganz hingenommen und am Morgen darauf, als sie zeitig ihr Frühstück eingenommen, um bald in Bonnal anzulangen, fiel das Gespräch in dem ersten Augenblick, da Arner und Glülphi sich sahen, wieder

auf das Unglaubliche, das Gertrud in ihrer Stube geleistet, und auf die Nothwendigkeit, Schulen in diesem Geiste einzurichten. Aber wo ist's möglich, fiel der Junker mit Lebhaftigkeit ein, Schulmeister für die Dörfer zu finden, die das Unglaubliche, das Gertrud in ihrer Stube leistet, auch nur zu lernen geneigt, ich will nicht einmal sagen, auszuüben fähig sind?

Glülphi erwiederte lächelnd: Schneien wird es dergleichen Schulmeister freilich nicht und man wird sich im Anfange, denke ich, mit einem oder zweien, die das zu leisten im Stande und Willens sind, begnügen müssen.

Junker. Aber wo diese zwei oder auch nur diesen einen hernehmen?

Glülphi. Einen wollte ich wenigstens wissen, der gern Schulmeister in Bonnal werden möchte.

Junker. Und auch bei der Gertrud lernen, diese Schule einzurichten?

Glülphi. Auch das.

Junker. Sie machen mich neugierig. Halten Sie ihn auch dazu fähig, was Sie von dem Ideal Ihres Schulmeisters fordern?

Glülphi. Wenigstens wird er sich alle Mühe geben, es zu lernen, denn er hat Lust, Schulmeister in Bonnal zu werden. Wollen Sie ihn auf meine Empfehlung hin annehmen?

Junker. Das sind Sie. Es kann kein Mensch dazu Lust haben, als Sie.

Glülphi. Und wenn ich's bin?

Junker. Sie sind es. Ihr Blick sagt mir, daß Sie es sein wollen und ich wünsche mir Glück dazu.

Glülphi ist gerührt. Der Junker umarmt ihn und sagt ferner: Wäre ich in der Lage, daß ich's könnte und dazu fähig, wie Sie, ich würde Lust haben, zu thun, was Sie thun.

Glülphi erwiederte: Wenn jetzt nur Gertrud mir hilft, so ist Alles in Ordnung; aber ohne sie vermag ich die Sache nicht. Ich kann mir die Grundsätze und einige Mittel dazu

auch wohl eigen machen, aber sie hat das Alles auf eine Weise im Herzen und in Händen und Füßen, wie es sich nur eine Mutter, und ich muß fast hinzusetzen, nur eine arme Mutter ins Herz, Hände und Füße hineinbringen kann. Anspannen! anspannen! rief jetzt der Junker, wir wollen eilig zu ihr hinfahren.

---

24. Der Unterschied in der Art, wie drei edle Männer von den Ansichten des Baumwollen-Meyer und dem Thun in der Wohnstube der Gertrud ergriffen und zu einer eignen Selbstthätigkeit hingerissen wurden.

Es ist merkwürdig, seit den Besuchen bei dem Baumwollen-Meyer und der Gertrud waren Arner, der Pfarrer und Glülphi von dem Eindruck dieser Besuche ganz hingerissen. Dennoch waren die Gründe, aus welchen ein Jeder von ihnen so weit davon ergriffen worden, bei jedem Einzelnen verschieden.

Arner sah sein liebes Bonnal mit all seinem Verderben im ganzen Umfang seiner Quellen und Ursachen, besonders insofern sie von den Schwächen und Fehlern des Schlosses abhingen, vor Augen und freute sich hauptsächlich der Hoffnung, durch die Schulen und durch den mitwirkenden Einfluß auf das häusliche Leben, so wie durch die Möglichkeit einer bessern Wahl der Vorgesetzten dem Unglück, dem das Dorf unterlegen, für die Zukunft in seinen Quellen abzuhelfen.

Dem Pfarrer fiel der Zusammenhang der kindlichen Freiheit, des kindlichen Muths und der kindlichen Freude und Liebe, das in allem Thun der Gertrud und ihrer Kinder statt fand, mit ihrer kindlichen Unschuld und ihrem rein christlichen Glauben und Leben auf eine Weise auf, daß ihm der Einfluß auf die Beförderung des wahren, christlichen Glaubens, den ein Pfarrer in einem Dorf haben kann und

zu haben suchen soll, in einem ganz neuen und so hinreißenden Lichte vor Augen kam, daß er die merkwürdigen Worte aussprach: Ich habe für die mir wahr scheinenden Ansichten des Christenthums oft gestritten und mich fast gezankt, aber ich sehe jetzt, das war nicht gut. Ich sehe jetzt mehr als je, das wahre Christenthum, der wahre christliche Glaube, diese Kraft Gottes zum Heil eines Jeden, der da glaubt, muß jeden einzelnen Christen zu dem kindlichen Muth, zu der kindlichen Freiheit, und zu der kindlichen Freude und Liebe hinführen, die die Kinder der Gertrud beten und spinnen, arbeiten und in der Bibel lesen macht; und es ist gewiß, der wichtigste Einfluß, den ein Pfarrer zur Beförderung des wahren Christenthums haben kann, muß auf diesem Wege angebahnt und befördert werden.

Glülphi war ganz vom Entschluß, Schulmeister in Bonnal zu werden, hingenommen, aber auch er fühlte, daß seine Schule nur in so weit gelingen und als ein wahres, menschliches und christliches Bildungsmittel dastehen könne, als in ihr eben die Liebe, eben der Muth, eben die Freude und eben die Freiheit herrschen werde, die sich in der Stube der Gertrud so hinreißend ausspricht. Er träumte sich auch den Erfolg seiner Schule nur dann und nur dadurch erzielt, wenn einst die aus seiner Schule austretenden Kinder diesen menschlichen Muth, diese menschliche Freude und Freiheit mit der Unschuld ihrer christlichen Liebe und der Freiheit und Kraft ihres christlichen Glaubens in ihrem wirklichen Leben vereinigen werden. Der Traum seiner Schule war durchaus ein Traum von der Möglichkeit, alle Kraft und alle Kunst des häuslichen Lebens, die er in dieser Stube in sittlicher, geistiger und Berufsübereinstimmung vereinigt gesehen, in eben dieser Vereinigung in Schulkräfte und Schulmittel zu übertragen, und er sah die Möglichkeit dieser Uebertragung vom ersten Augenblick an, in dem diese Ansicht sich in seiner Seele entfaltete, nur allein durch die höchste Vereinfachung aller Schulmittel und durch die sorgfältigste Bildung aller Schulkräfte erreichbar. Er fand sich selbst nicht einfach genug. Ich bin, sagte er zu sich selbst, schon

ein alter, verschrobener Kerl, und die Schulmeister müssen Wohnstubenschulmeister, sie müssen Kinder werden, nur dadurch können sie dahin kommen, Schulen einzurichten, die in ihrer Führung so einfach sind, daß Kinder selber Schulmeister werden können und wollen. Er fühlte seine Träume noch unreif, aber er hing ihnen mit einer Gewalt nach, daß er auf dem ganzen Wege nach Bonnal in sich selbst gekehrt war; er redete wenig und eilte, sobald er ankam, man kann nicht mehr eilen, zur Gertrud.

---

25. Abermal ein edler Herrschaftsherr, ein guter Pfarrer und ein welterfahrner Soldat in der Stube einer armen Baumwollenspinnerfrau, deren Herz sie Menschenbildungshalber so weit führt, als der beste Kopf einen edeln Mann hinzuführen im Stand ist.

Der Pfarrer, der bis spät in der Nacht bei einem Kranken in Bonnal gewesen, war kaum aufgestanden. Er hatte seinen Thee noch nicht getrunken, als die Herren in Bonnal ankamen. Die Frau Pfarrerin meinte, sie müßten jetzt doch auch eine Tasse mit ihm trinken; aber der Lieutenant war kaum dahin zu bringen. Doch da Arner eine annahm, legte er seinen Stock und Hut auch ab und setzte sich zu ihnen hin. Aber er war mit seiner Tasse so bald fertig und alle Zeichen, daß es die letzte sei, die er trinken wolle, waren sichtbar gegeben, daß der Pfarrer wohl merkte, er dürfe Anstandshalber nicht halb so lange an seinem Thee trinken, als er sonst gewohnt war. Er trank so geschwind, als er es sonst in dem einzigen Fall thut, wenn eben ein Kranker ihn zu sich rufen läßt. Der Lieutenant sah diese Eilfertigkeit nicht, so recht sie ihm war, die Frau Pfarrerin aber und der Junker merkten es und die erste dachte, ihr lieber Mann dürfte seine Tasse Thee doch etwas langsamer

trinken, und es pressire doch auch nicht so gar damit, zu der Gertrud gehen, es sei ja noch so früh. Aber sie sagte nichts. Doch sah sie ihren Mann auf eine Weise an, daß er wohl merkte, was sie meine. Auch der Junker merkte es, lachte und sagte: Aber, Herr Pfarrer, trinken Sie doch ihren Thee ruhig und wie gewohnt aus, es ist ja lange bis zu Nacht, so sehr eilt es nicht. — Jetzt merkte der Lieutenant, daß er sich zu ungeduldig geberdet und bat die Frau Pfarrerin freundlich lächelnd noch um eine Tasse Thee.

Es ist Ihnen nicht ernst, Sie wollen lieber keine, erwiederte die Frau Pfarrerin.

Er. Nein, nein, es ist mir ernst, geben Sie mir noch eine.

Sie. Aber wollen Sie sie mit Geduld austrinken?

Er. Ich will der letzte sein, der noch einen Tropfen in seiner Tasse hat.

Sie. Da könnte Sie mein Mann sträflich plagen, wenn er seine Tabakspfeife noch anstecken würde, wie er's sonst zum Thee gewöhnlich thut.

Nein, nein, Herr Lieutenant, sagte der Pfarrer, diese stecke ich jetzt gewiß nicht an — und damit trank er seine letzte Tasse aus und stand auf, dann auch der Junker und erst nach ihnen trank der Lieutenant seinen letzten Tropfen Thee auch aus.

Nun gingen sie alle drei zur Gertrud. Diese hatte sie erwartet, aber um deswillen auch nicht das Geringste in ihrem Sein und Thun verändert. Alles war vollends wie gestern, und es fiel dem Lieutenant als sehr wichtig auf, daß es so war. Er sagte zum Junker französisch: Das Größte in dieser Sache ist, wie es mich dünkt, daß bei der Freiheit und dem Leben, das im ganzen Thun dieser Stube herrscht, doch Alles sich immer gleich ist und gleichsam wie an einer Schnur fortläuft. Dieser Zustand ist ohne die tiefste psychologische Begründung und ohne die höchste Einfachheit und Uebereinstimmung, die aus ihr hervorgehen muß, nicht zu erzielen. Auch ist Alles, was in dieser Stube geschieht und wie ein Uhrwerk immer fortläuft, so bestimmt, daß,

wenn man Stunden lang zusieht, gar nichts davon als außerordentlich vorfällt; im Gegentheil, man meint, eine jede andere Frau sollte das auch können.

Der Junker erwiederte: Ich bin sicher, hundert und hundert Weiber, die nicht werth sind, ihr diesfalls den Schuhriemen aufzulösen, würden, wenn sie uns so in der Stube dasitzen und aufschreiben sähen, was darin geschieht, zu einander sagen, sie und hundert andere Weiber könnten und thäten das Alles, wo nicht besser, doch vielleicht eben so gut als Gertrud.

Da sie so französisch redeten, kehrte sich der Heirli gegen eine seiner Schwestern, die neben ihm saß, um, sagte mit halb lauter Stimme: Parle, parle frangse, und suchte alle französischen Worte, die er hörte, nachzusprechen.

Gertrud sah's, winkte ihm und er war im Augenblick mausstill.

Der Gertrud Kinder lasen, da die Herren in die Stube kamen, wie das letztemal, zuerst in der Bibel. Da dieses vollendet, fingen sie an zu singen. Die Morgensonne schien eben im reinsten Glanz in ihre Stube und die Kinder sangen, ohne daß die Mutter es ihnen vorschrieb, das Lied:

Wie schön, wie herrlich strahlet sie,
Die Sonne dort, wie sanft, und wie
Erquickt, erfreut ihr milder Glanz
Das Aug', die Stirn', die Seele ganz! u. s. w.

Auch das ist eine Eigenheit der Führung dieser Stube, daß die Mutter und die Kinder mitten in der festesten Ordnung ihres Pflichtlebens offene Sinne für alles Schöne und Gute, das in ihren Umgebungen statt findet, haben, und mitten in ihrer ununterbrochenen Thätigkeit herzliche und freie Theilnahme daran zeigen. Sie spinnen so eifrig, als kaum eine Tagelöhnerin spinnt, aber ihre Seelen taglöhnern nicht. Sie bewegen sich während der ununterbrochenen Gleichheit ihrer lieblichen Bewegung so leicht und so frei, wie der Fisch im Wasser, und so froh, wie die Lerche, die in den Lüften ihren Triller singt.

Der gute Heirli hatte schon das letzte Mal daran gedacht

er möchte dem Junker für die schönen Batzen danken, die er der Mutter, als sie bei ihm war, für sie gegeben, aber er war das erstemal zu scheu. Jetzt fürchtete er sich nicht mehr und paßte nur auf den Augenblick, wo er der Mutter das sagen konnte. Aber sie sah ihm lange nicht ins Gesicht, daß er ihr winken, und stand ihm nie so nahe, daß er sie erlangen konnte. Endlich gerieth es und er konnte ihr ins Ohr sagen: Dürfen wir dem Junker nicht auch für die neuen Batzen danken? Der gute Bub drückte mit seiner Hand ihren Kopf hart an den seinen an und nahm ihr das halbe Ohr in den Mund, wie wenn er's abbeißen wollte. Gertrud hatte den Junker seitdem schon mehrmal gesehen, aber sie freute sich jetzt von Herzen, daß ihr guter Heirli selber daran denke, daß er und seine Geschwister dem Junker für die geschenkten Batzen danken sollten, wie sie und ihr Vater ihm schon oft für ihr neues Glück gedankt. Sie sagte dem Knaben, das ist brav, daß du daran denkst; sage es deinen Geschwistern allen und geht mit einander hervor. Sobald sie das gesagt, legte er seinen Baumwollenflocken auf seinen Stuhl, schlich hinter den Rädern zu seinen Geschwistern und sagte einem nach dem andern, was sie thun wollten. Jetzt standen sie alle von ihren Rädern auf und traten mit dem Heirli zum Junker hervor; aber da sie dastanden, konnte Keines reden.

Der Junker sagte zu ihnen: Was macht ihr da, Kinder? Was wollt ihr? Und Gertrud zum Heirli: Kannst du jetzt nicht reden? — Da ging er zu ihm hin und sagte: Wir wollen dir für deine schönen Batzen danken. Es freute den Junker. Er gab Einem nach dem Andern die Hand und sagte: Kinder! Euer Vater und eure Mutter sind mir lieb, und wenn ihr recht thut, so seid ihr mir auch lieb euer Lebtag.

Dann nahm er den guten Heirli vom Boden auf seinen Arm, sah ihm eine Weile ins Gesicht und sagte ihm dann: Nicht wahr, du wirst doch gewiß auch ein rechter braver Bube? Ja gewiß, sagte der Heirli, und gelt, ich bin dir ich dann dein Lebtag lieb? Er war im Augenblick auf

ſeinem Arm wie daheim, ſah ihm beſtändig in die Augen und ſtreichelte ihm mit der Hand über die Backen. Arner ſagte ihm da: Sag', bin ich dir auch lieb? Das denk' ich, ſagte der Bub, du biſt ja noch mehr gut, als die Mutter geſagt hat.

Arner. Wie gut hat die Mutter geſagt, daß ich ſei?

Heirli. Sie hat geſagt, wenn ich dir danke, ſo würdeſt du mir die Hand geben, und jetzt nimmſt du mich noch gar auf deinen Arm.

Arner. Haſt du das ſo gern, wenn man dich auf den Arm nimmt?

Heirli. Ja; — aber ich hänge dir Baumwolle an.

Arner. Es ſchadet nichts.

Nein wart', ſagte der Heirli, ich will dir ſie wieder ableſen — ſchnackte ihm dann über die Achſel, langte mit der Hand auf den Rücken und auf beiden Seiten, ſo weit er konnte, herunter, und las ihm die Baumwolle ab, die er ihm angehängt.

Indeſſen beſprachen ſich des Rudi Kinder unter einander und ſie wollten ihm für ihre Kuh und für ihre Matte auch danken. Geſagt, gethan. Sie drängten ſich durch die andern. Das mit dem ſchwarzen Kohlaug voraus. Es war das erſte bei ihm und ſagte: Wir wollen dir auch danken. Wofür? ſagte der Junker, und hatte den Heirli noch auf dem Arm. Ja, für die Kuh und für die Matte, ſagte das Kind.

Da ſtellte der Junker den Heirli ab, nahm es auf den Arm und ſagte: Wie geht es euch jetzt, ihr Lieben, iſt euch auch wohl? Ja wahrlich, ſagte das Nännli, ſeitdem wir auch Milch haben und dieſe Frau da kennen. Aber folgt ihr auch der Frau? ſagte Arner. Ich weiß nicht, du mußt ſie fragen, ſagte das Kind auf ſeinem Arm. Und Gertrud: Es muß gut ſein, bis es beſſer wird. Folgt ihr ordentlich und thut Recht, wenn ihr mir lieb ſein wollt, ſagte der Junker. Wir wollen ihr gewiß folgen, ſagten die Kinder alle, bis auf das Liſeli; das murrte ſo zwiſchen den Zähnen, daß es auch ſo klang, und man meinte, es ſage es auch

mich dieſer Haushaltung annehmen, ſo lang ich lebe, ſagte der Junker noch zur Gertrud, und dann zum Vogt, aber es würde ihn doch freuen, wenn er diejenige bekommen würde, die dieſe Frau für die beſte für ihn hielte. Und der Vogt ſagte noch einmal, es ſolle an ihm nicht fehlen. — Aber er keuchte und ward blaß, ſo angſt machte ihm das Geſpräch. Und da der Junker ihn bei ſeinem „Ja-ja-ſagen“ ſo keuchend und blaß daſtehen ſah und wohl ahnte, was es bedeute, ſagte er ihm noch: Aber es iſt nicht, daß es meinethalben ſein müſſe, wenn es dir etwa zuwider; der Mann wird wohl verſorgt werden, daran hat's keine Noth.

Der Erztropf hätte jetzt noch einmal ſich mit Ehren herausziehen können; aber er ſagte noch einmal, es ſei ihm nichts weniger als zuwider. Doch glaubten ihm das weder der Junker noch die Gertrud, und dieſe ſagte noch halblaut: Es kommt zuletzt nicht Alles auf ihn an.

Er hörte das Wort ſelbſt noch und ſah den Blick der Verachtung, mit dem es Gertrud ausgeſprochen und denjenigen, mit dem es der Junker angehört. Sein Gefühl war von allen Seiten geſtoßen und verwirrt. Er wußte, daß er gelogen. Er wollte im Herzen nicht einmal, daß der Junker glaube, was er ſagte und doch that ihm weh, in dieſem Blick die Verachtung zu ſehen, daß er es nicht glaube. Was ihn aber am meiſten empörte, war, daß er ſich einbildete, es könne vielleicht möglich ſein, ſeine Schweſter, die Meyerin, habe es mit der Gertrud ſelber abgeredet, daß ſie ihn des Rudi halber ſo vor dem Junker auf den Eſel geſetzt. Sobald ihm dieſer Gedanke in den Sinn kam, konnte er ihn nicht mehr aus dem Kopf bringen. Auch fürchtete er ſich jetzt, wenn ſeine Frau vernehme, was er dem Junker verſprochen, ſo werde ſie ihn auf eine Weiſe ausſchelten, wie ſie es ſchon oft gethan hatte, und der Hans Ulrich Ochſenfeiſt, an den ſie ihrerſeits dachten, werde, wenn er vernehme, daß mit dem Rudi etwas im Werke ſei, nichts mehr von ſeiner Schweſter hören wollen, ſondern vielmehr ihm und ſeiner Frau zur Antwort ſchicken, wenn ſie lieber ine magere Geiß als einen fetten Stier im Stall haben

wollte, so möge er es wohl leiden, und sie solle seinethalben den Rudi oder jeden andern Bettler nehmen, den sie gelüste. Er ging auch heute zweimal zu seiner Schwester, um zu sehen, ob es denn auch wirklich wahr sei, daß Gertrud ihm diesen Possen gespielt. Aber er traf sie beide Mal nicht zu Haus an und mußte also mit seiner Anfrage warten, bis sie zu Haus war.

---

27. Glülphi spricht die Gertrud bei seinem Vorhaben, Schulmeister zu werden, um Hülfe an.

Diese Gespräche des Junkers mit den Kindern und dann auch mit dem Untervogt machte dem Glülphi Langeweile. Er sehnte sich, sein Anliegen der Gertrud vorzubringen und sobald der Vogt fort war, sagte er zu ihr: Aber, liebe Frau, sag' sie mir jetzt, könnte man die Ordnung, die sie in ihrer Stube hat, nicht auch in einer Schule einführen?

Gertrud besann sich einen Augenblick und sagte dann: Ich weiß nicht, aber man sollte meinen, was mit zehn Kindern möglich ist, wäre mit vierzigen auch möglich. Doch es würde viel brauchen und ich glaube nicht einmal, daß man leicht einen Schulmeister finden würde, der so eine Arbeitsordnung in seiner Schule leiden würde.

Lieutenant. Aber wenn sich Einer fände, der sie gern einführen wollte, würde sie ihm dazu helfen?

Gertrud (mit Lachen). Ja freilich, wenn sich einer fände.

Lieutenant. Und wenn ich es wäre?

Gertrud. Was wäre?

Lieutenant. Der Mann, der gern eine Schule einrichtete, wie sie eine in der Stube hat.

Gertrud. Ihr seid kein Schulmeister.

Lieutenant. Ich will's werden.

Gertrud. Ja, vielleicht in einer Stadt und in *etwas, von dem man im Dorf weder Gigs noch Gags versteht.*

Lieutenant. Nein, wahrlich in einem Dorf und in Sachen, die man in allen Dörfern verſtehen ſollte.

Gertrud. Das muß ein eignes Dorf ſein, wo ein Herr, wie Sie ſind, Schulmeiſter werden ſoll; bei Kindern, wie ſie bei uns ſind, gelüſtet kein ſolcher Herr, Schulmeiſter zu werden.

Glülphi. Das weiß ſie doch nicht gewiß.

Gertrud. Aber ich bilde mir's ſo ein.

Glülphi. Das ſehe ich. Aber wenn ich ſo ein Schulmeiſter ſein wollte, was würde ſie ſagen?

Gertrud. Es würde Ihnen leid ſein, wenn Sie es müßten.

Glülphi. Aber wenn ich es ſein wollte, würde ſie mir denn helfen?

Noch immer in der Meinung, es könne davon im Ernſt nicht die Rede ſein, antwortete Gertrud: Ja freilich, wenn Sie hier in Bonnal Schulmeiſter ſein wollen, ſo will ich Ihnen helfen, was ich kann.

Jetzt wandte ſich der Lieutenant an den Junker und den Pfarrer und ſagte: Ihr habt's jetzt gehört, ſie hat mir zweimal verſprochen, daß ſie mir helfen wolle.

Die Herren fingen an zu lachen und ſagten zu Gertrud: Das iſt brav, das iſt brav, Gertrud, daß du ihm helfen willſt.

Sie fing an, etwas betroffen zu werden und ſagte: Aber was iſt das? Er iſt nicht Schulmeiſter in Bonnal, und wenn er's wäre, was könnte ich ihm helfen?

Beide, der Pfarrer und der Junker: Gewiß iſt er Schulmeiſter in Bonnal und iſt auch nicht daran zu zweifeln, du kannſt ihm bei der Art, wie er Schulmeiſter ſein will, helfen, wie ſonſt wenige Leute ihm helfen könnten.

Jetzt wurde das Geſpräch ernſthafter. Gertrud beharrte darauf, ſie ſei dem Herrn Lieutenant nicht das geringſte zu zeigen im Stande, wenn er wirklich Schulmeiſter werden wolle; ihre Kinder wolle ſie ihm herzlich gern in die Schule ſchicken und wenn ſie jung wäre, ſelber hinein kommen.

Aber Glülphi und die Herren wiederholten, wie er Schule halten wolle, könne ſie ihm viel helfen. Zuletzt brachte ſie noch an: Ich habe mit meiner Haushaltung mehr als genug zu thun, aber wenn's zuletzt, wie ich anfange zu merken, etwa darum zu thun iſt, ihm in Arbeitsart einen guten Rath zu geben, ſo weiß ich eine Frau, die das weit beſſer als ich verſteht und dazu alle Zeit hat. Sie nannte dann den Herren die Frau, die wirklich eine vortreffliche Arbeiterin und eine in allen Stücken gewandte Haushälterin iſt. Der Lieutenant erwiederte ihr: Auch dieſe kann und will ich brauchen, aber für dein Mutterherz und deine Mutterkraft gibt's keinen Vikar und dieſe möchte ich in meine Schule hinein haben.

Gertrud erwiederte: Mein Mutterherz iſt kaum für meine Stube groß genug und wenn ihr unſer Schulmeiſter werden wollt, wie ich's jetzt glauben muß, ſo weiß ich, ihr bringt ein Vaterherz und eine Vaterkraft in die Schule, die mein kleines Mutterherz völlig überflüſſig machen wird. Die Herren erwiederten: Es iſt wahr, unſer Lieutenant wird ein großes Vaterherz und eine große Vaterkraft in unſere Schule hineinbringen. Dafür danken wir Gott, aber ſein Herz und ſeine Kraft wird die Mitwirkung deines Mutterherzens und deiner Wohnſtubenerfahrung nicht überflüſſig machen, und Glülphi nahm ſie jetzt auch bei der Hand und ſagte: Deine Lobrede von meinem Vaterherzen habe ich nicht verdient, aber ich will ſie zu verdienen ſuchen und eben darum habe ich deine Hülfe nothwendig und laſſe dich von deinem Verſprechen nicht los, ſo höflich du auch immer herauszuſchlüpfen verſuchſt.

Gertrud ward jetzt ſtill und Arner und der Pfarrer ſagten zu ihr, wie dem armen, verdorbenen Dorf nur durch Erziehung der Jugend wieder aufgeholfen werden könne und wie wichtig es für daſſelbe ſei, daß Glülphi bei ſeinem Vorhaben, Schulmeiſter in Bonnal zu werden, alle mögliche Unterſtützung finde. Innig gerührt erwiederte jetzt Gertrud, wenn ſie etwas dazu beitragen könne, ſo ſei das ihre Schuldigkeit und ſie wolle es herzlich gern thun; aber

ſie glaube nicht, daß ſie im Stande ſei, etwas dazu beizutragen.

Die Herren boten ihr jetzt alle die Hand, dankten ihr, daß ſie ſich mit Glüphi der Jugend ihres Dorfs annehmen wolle, ſprachen ihr Muth zu und verſicherten ſie, daß ſie ganz gewiß Vieles zu leiſten im Stand ſei. Sie wiederholte noch einmal, ſie wolle thun, was ſie in ihren Verhältniſſen zu thun im Stande ſei. Dann lobte ſie noch einmal eine Margareth, die im Dorf wohne und in allen Arbeitsgattungen weit mehr verſtehe als ſie. Glülphi erwiederte, daß er auch ſie kennen lernen und ihre Hülfe ſuchen wolle.

So endete die Unterredung dieſer Herren mit der Gertrud. Als ſie fort waren, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: Sie wollen etwas von mir, von dem ich nie ahnte, daß ich dazu fähig wäre, aber es iſt mir dennoch in meinem Innerſten, als wenn eine Stimme zu mir ſagte: Faſſe Muth zu thun, was du kannſt. Ich kann mir nicht verhehlen, es iſt mir, wie wenn Gottes Stimme in mir ſelbſt zu mir ſagte: Du mußt glauben, daß du das könneſt, was man von dir fordert.

Der Pfarrer, der Lieutenant und Arner ſahen die innigſte Rührung der Gertrud und dankten Gott für die Stimmung, in der ſie ſie verließen und für die Hoffnungen, die ſie in ihnen erregte.

---

28. Wenn ſich ein ſchwacher, charakterloſer Menſch doch nur gar keiner Sache in der Welt annehmen wollte.

Der Untervogt traf am Abend endlich ſeine Schweſter zu Haus an, und im fortdauernden Wahn, ſie habe es mit der Gertrud ſelbſt abgeredet, ihn des Rudi halber bei dem Junker ſo auf den Eſel zu ſetzen, war ſein erſtes Wort, das er zu ihr ſagte: Ich hätte doch nicht gemeint, daß

ich ſo eine Schweſter hätte. Was für eine Schweſter? ſagte die Meyerin, die gar nicht wußte, was er meinte.

Es iſt nicht nöthig, daß du mich doppelt für einen Narren hältſt, ſagte er und klagte fort, er habe doch nicht an ihr verdient, daß ſie es ihm ſo mache, — bis ſie zuletzt überdrüſſig ſagte: Wenn er einen Rauſch habe und nicht reden könne, daß man ihn verſtehe, ſo ſolle er heimgehen und morgen wieder kommen.

Ich bin ſo nüchtern, als du, ſagte der Vogt und er hatte Magens halber recht; denn er hatte nicht einmal ſeinen Abendwein getrunken. Endlich kam es doch ſo weit, daß er ſagte: Weißt du denn gar nicht, was mir bei der ſchönen Frau begegnet iſt? Auf weiteres Fragen erklärte er, die ſchöne Frau, die er meine, ſei Gertrud. Die Meyerin ſagte noch einmal: Ich weiß kein Wort von Allem. Sie ward aber doch roth, ſobald er den Namen Gertrud nannte. Er merkte es nicht und erzählte ihr jetzt, was ihm bei ihr begegnet und was ſie und der Junker ihr zugemuthet.

Die Meyerin wurde über und über roth, als er das erzählte; aber ſie redete lange nicht und beſann ſich. Nach einer Weile ſagte ſie: Und da, was haſt du ihnen geantwortet?

Vogt. Du kannſt wohl denken, ich hab' es ihnen müſſen verſprechen.

Meyerin. Daß du dem Rudi bei mir zum Beſten reden wolleſt?

Vogt. Ich hab' es wohl müſſen.

Meyerin. So? — Aber wie iſt dir jetzt? Was räthſt du mir jetzt?

Vogt. Du fragſt mich nicht im Ernſt.

Meyerin. Wohl freilich frag' ich dich im Ernſt.

Vogt. Wenn du mich im Ernſt fragſt, ſo weißt du wohl, daß meine Frau und ich etwas Anderes als das für dich im Sinn haben.

Meyerin. Ich weiß es gar wohl. Ihr habt ja erſt geſtern davon mit mir geredet, und es wird, denke ich, noch jetzt eure Meinung ſein.

Vogt. Du kannſt dir's wohl denken.

Meyerin. Ich denke mir's freilich, aber dann hätte ich mir gar nicht eingebildet, daß du, weil's ſo iſt, doch dem Junker etwas anderes verſprochen hätteſt.

Vogt. Zanke jetzt nicht mit mir, ich bin ſo ſchon genug zwiſchen Thür und Angel.

Meyerin. Man muß es nur machen, wie du, ſo iſt man bald zwiſchen Thür und Angel.

Vogt. Was mache ich denn?

Meyerin. Du ſollteſt dich ſchämen, was du für ein Tropf biſt, ſeitdem du Untervogt biſt. Ich bin ein Weib, aber ich ließ mich vor keinem Menſchen mehr ſehen, wenn ich ein einziges Mal zum Vorſchein kommen ſollte, wie du jetzt, du Thorenbub.

---

29. Wenn die Milch kocht und überlaufen will, ſo ſchütten die Weiber nur ein paar Tropfen kaltes Waſſer hinein.

Damit ließ ſie ihn ſtehen und ſuchte ihre Schuhe zum Wandern. Er aber ſuchte indeſſen ſeinen Stock und ſeinen Hut, ging in die Küche, ließ ſich ſeine Schuhe putzen und ſagte, da er wieder in die Stube zurückkam, zu ſeiner Schweſter: Aber wie iſt's dir denn? Du darfſt mir am Ende doch wohl ſagen, nimmſt du den Alten mit ſeinen vielen Kindern? Die Meyerin antwortete: Ich will es dir ſagen, wenn du einmal ein Mann biſt, jetzt biſt du ein Bub — und lief in aller Hitze von ihm weg und zur Gertrud.

Aber ſie ging ihr nicht ins Haus hinein, ſie rief nur unten an der Treppe, ſie ſolle zu ihr herunter kommen. Die Maurerin merkte an ihrem Ton im Augenblick, daß des Untervogts Hiſtorie ſchon in ihr koche, und es war ihr nicht ganz wohl bei der Sache; aber der Rudi, der neben ihr war, erſchrak, daß er zitterte. Der arme Mann hatte längſt allen Muth verloren und beſaß keine Art Stärke

mehr, als daß er ſich in Alles ſchicken und Alles überwinden konnte.

Die Meyerin feuerte im Anfang, es ſei eſelköpfig, wie ſie es ihr gemacht. Gertrud ließ ſie in Einem fortreden. Dadurch ward ſie nach und nach ſtiller. Endlich ſagte ſie: Warum redeſt du nicht? Du wirſt mir doch auch ſagen wollen, was geſchehen iſt.

Weißt du das noch nicht, und machſt ſo viel Weſen? ſagte da Gertrud, und erzählte ihr dann, wie der gute Junker mit des Rudi Kindern ſo freundlich geweſen, da ſie zu ihm zugeſtanden und ihm für die Kuh und die Matte gedankt, und wie er das Nannli (ſie kenne es wohl, es ſei das, von dem ſie geſagt, es ſei ein Engel) wohl eine Viertelſtunde auf den Armen gehabt. Ich habe auf der Welt nicht gewußt, was ich ihm thun ſollte. Ich hätte ihm gern etwas von dir geſagt und hätte es doch nicht gethan; aber weil's ſo in mir geſtritten, iſt da eben dein Bruder, wie wenn es hätte ſein müſſen, in die Stube gekommen, da hab' ich mich nicht mehr halten können. Es war, wie wenn es mir Jemand zum Mund hinausgeriſſen, daß ich ſagen mußte, ja wenn nur das gute Närrchen auch wieder eine Mutter hätte.

Meyerin. Du haſt aber mehr geſagt, als das.

Gertrud. Freilich. Der Junker hat mir da zur Antwort gegeben: Man ſollte meinen, der Rudi, wie er es jetzt hat, ſollte eine Frau finden können, wo er wollte. Da gab ein Wort das andere, bis mir in Gottes Namen zum Mund heraus war, dein Bruder könnte da am beſten helfen.

Der Zorn war jetzt der Meyerin ſchon hin und ihre Hitze war vollends gegen ihren Bruder gekehrt, als ſie da fragte: Was ſagte er dazu?

Gertrud. Es ſolle an ihm nicht fehlen.

Meyerin. Hat er das geſagt?

Gertrud. Ja, und das mehr als ein-, und mehr als zwei Mal.

Meyerin. Und der Junker, hat dieſer da nichts mehr geſagt?

Gertrud. Wohl freilich, er hat oft gesagt, du oder wer immer des Rudi Frau werde, dürfe darauf zählen, daß er sich dieser Haushaltung annehme, so lange er lebe, und zu deinem Bruder hat er noch gesagt, es würde ihn freuen, wenn das dir ein Grund wäre, daß du es lieber thätest.

Meyerin. Hat er das Alles so geredet?

Gertrud. Es sind alle Worte wahr.

30. Eine sonderbare Heirathsanfrage.

Da es jetzt so still wurde, kam der Rudi hinter der Thür hervor.

Was? — Stand der Rudi hinter der Thür und hörte zu, was Gertrud und die Meyerin mit einander redeten?

Ja wahrlich, er stand hinter der Thür und hörte alle Worte; aber er ist um deswillen doch der Rudi und bleibt der ehrliche Rudi, der er vorher gewesen. Er lief der Gertrud die Stiege hinab nach, nicht um hinter der Thür zu stehen, sondern hinauszugehen und der Meyerin zu sagen, sie solle in Gottes Namen mit ihm machen, was sie wolle, sie solle nur der Gertrud nicht zürnen und es ihr nicht nachtragen, das sie seinethalben an sie gedacht. Aber da er sie unter der Thür so laut reden hörte, durfte er nicht weiter und wartete da, bis es stiller wurde; dann kam er hervor und sagte ihr, was er vor einer Viertelstunde vor Schrecken nicht konnte.

Die Meyerin trat zurück und sah ihn drei Schritt vom Leib vom Kopf bis zu den Füßen an, da er so hinter der Thüre hervor und gegen sie zu kam. Aber, was sie nicht dachte, der Mann, der jetzt so mit der Mütze in der Hand vor ihr stand und in jeder Ader zeigte, daß er nichts hoffe, nichts für sich rede, nicht um seinetwillen da sei, viel weniger um seinetwillen hinter der Thür gestanden, gefiel ihr so wohl, daß sie jetzt vor ihm ganz still stand und nicht weiter zurück ging, ihn auch nicht mehr vom Kopf bis zu den

Füßen anſah, ſo nahe er jetzt auch bei ihr ſtand. Er aber achtete es nicht, weder daß ſie nicht mehr zurückwich, noch daß ſich die Art, wie ſie ihn anſah, geändert, und ſagte, faſt ohne zu denken, daß es noch ſein könnte oder ſein ſollte, ſie ſolle ihm verzeihen, er wiſſe wohl, daß es zu viel von ihm ſei, daß er an ſie gedacht, aber er habe eine tüchtige Frau nöthig.

Sie gab ihm zur Antwort: Ich kann dir in Gottes Namen keine Hoffnung machen. Aber er ſagte nichts und durfte nichts ſagen und ſtand da, wie ein Menſch, der hungert und nicht ſagen darf, daß er gern ein Almoſen hätte. Die Meyerin ſah wie durch ein Fenſter in ihn hinein und ſagte zu ſich ſelber: So einen herzguten Kerl hab' ich in meinem Leben nie vor mir ſtehen ſehen; zu ihm aber: Pfui, wie du auch daſtehſt; es iſt nicht anders, als wollteſt du ein Almoſen um Gotteswillen. Der Rudi erwiederte: Ich bin noch nie vor Jemand geſtanden, wie wenn ich bettelte, aber ich ſpüre wohl, daß ich vor dir daſtehe, wie du ſagſt.

Meyerin. Du mußt eben auch vor mir nicht ſtehen, wie wenn du betteltеſt.

Rudi. Wie muß ich denn vor dir ſtehen, und was muß ich machen, anſtatt Bettelns, das mich einmal jetzt ankommt?

Meyerin. Du mußt meiner gar nicht in Acht nehmen.

Rudi. Dann will ich doch lieber noch fortfahren mit dem Betteln.

Meyerin. Ja — ſo ſag ich dir dann: Helf dir Gott!

Rudi. Wenn du mir recht „helf dir Gott" ſagſt, ſo geht's mir nicht übel.

Meyerin. Nun, wenn du das willſt, da haſt's: — Helf dir Gott, Rudi!

Rudi. Ja, das iſt mir nicht das rechte Helf dir Gott.

Meyerin. Nun, was wäre dir denn das rechte Helf dir Gott?

Rudi. Wenn du mir die Hand darauf geben würdeſt

daß du mir auch helfen wolleſt, das wäre mir das rechte. Helf dir Gott.

Meyerin. So? — Du biſt doch kein Narr, Rudi.

Rudi. Ich glaub's wohl, aber es hat doch auch nicht bald Einer in der Welt ein ſolches Almoſen ſo nöthig.

Meyerin. Aber warum ſoll ich dir es geben? Du kannſt ja vor mehr Häuſern ſo betteln.

Rudi. Das thue ich nicht.

Meyerin. Nun, nun — thu, was du willſt. Aber gehe jetzt wieder hinter die Thür, wo du hergekommen und laß uns allein. — Und hiemit nahm ſie Gertrud an den Arm, ging mit ihr etliche Schritte und wußte nicht, was ſie ſagen wollte.

Gertrud rühmte von Neuem den Rudi und ſeine Haushaltung und die Meyerin hörte zu, wie in der Kirche, fragte einmal über das andere: Wie iſt das? Was ſagſt du? Am Ende ging ſie ſo freundlich von ihr weg, als ſie unfreundlich zu ihr gekommen.

---

31. Wie ſich der Menſch an Seel und Leib krümmt und windet, wenn er etwas will, und meint, er wolle es nicht.

Daheim ſetzte ſie ſich hinter den Ofen, machte kein Licht, bis es ſtockfinſter war, und als ſie ins Bett ging, wollten ihr die Augen nicht zu; was ſie auch machte, ſie mußte nur an ihn denken.

Sie meinte freilich, ſie könne ihn nicht nehmen, ſagte dann aber doch in ihrem Sinnen: Ich wollte gern, ich könnte ihn nehmen, aber es kann nicht ſein — ſo alt — und ſo viel Kinder — es kann nichts daraus werden; — und doch ſtand er ihr immer vor Augen, und es war ihr völlig, wie wenn jetzt im Bett ihr Jemand vor den Ohren die gleichen Worte wieder ſagte, die er vorher zu ihr geredet, lebhaft kam ihr Alles von ihm vor; und auch mit dem,

was der Junker gesagt, ging's ihr so. Einmal sagte sie doch zu sich selber: Wenn ich ihn nehmen würde, so müßte mir der Junker beim ersten Kind zu Gevatter stehen.

Auch der reiche Vetter, den ihr der Untervogt und seine Frau geben wollten, kam ihr in den Sinn, und sie hat, seitdem man ihr von ihm geredet, noch niemals so viel an ihn gedacht, als diese Nacht. Sie hat ihn aber, seitdem er aus der Fremde zurückgekehrt, nur ein paar Mal gesehen. Das erste Mal an seiner Schwester Hochzeit; er saß gerade ihr gegenüber und fraß Speck, daß ihm das Fett davon auf beiden Seiten vom Mund herabtriefte. Das andere Mal traf sie ihn im Dorf an, da er eben eine Sau metzgete und ihr die Hand tief in den Hals hineinsteckte und das warme Blut darüber herunterlaufen ließ, wie wenn er Freude daran hätte.

Sie verglich jetzt die beiden. Er stand ihr mit dem Speck an dem Mund und dem Blut an den Händen, wie der andere mit seiner Kappe vor den Augen, und sie sagte: Es ist bald richtig, wenn ich Einen von beiden nehmen müßte, so wäre es sicher eher der gute alte Kerl, als das Wurstmaul mit seinen Hängebacken. Und ein ander Mal: Nein, und wenn das ganze Dorf sein wäre, ich wollte ihn nicht; aber es muß ja Keiner von beiden sein.

Sie entschlummerte erst gegen Morgen, und da träumte ihr noch von diesem Wurstmaul mit den Hängebacken; sie that im Traum einen Schrei, wie wenn man sie morden wollte, so daß das Kind, das neben ihr schlief, erwachte und zu ihr sagte: Wie schreist du auch, ist dir etwas begegnet?

---

32. Auch der beste Mensch kann immer nur halb, was er gern will.

Als der Junker diesen Abend heimkam, beschäftigte er sich ununterbrochen mit den Maßregeln, seinem armen Bonnal wieder aufzuhelfen. Er hatte vor ein paar Tagen einem

großen Viehhändler sagen lassen, er solle auf morgen einige Dutzend Geißen nach Bonnal bringen, die man ihm dort abkaufen werde. Er that es nämlich, wie ihr schon wißt, wegen der vielen armen Haushaltungen in Bonnal, die für ihre Kinder Jahr aus, Jahr ein auch keinen Tropfen Milch zu sehen bekommen, obwohl die Gemeinde einen großen Weidegang besaß, auf dem sie Kühe und Geißen sömmern könnten, so viel sie nur wollten. Aber bei der jetzigen Ordnung in Bonnal benutzten diesen Weidegang nur die Reichen. Der Junker wollte diesem Unrecht ein Ende machen und dafür sorgen, daß auch die ärmste Haushaltung wenigstens eine Geiß besitze und ihr diesfälliges Recht doch auch im Kleinen benutzen könnte, wie die Reichen es im Großen benutzten. Er nahm sich deshalb vor, jeder armen Haushaltung das Geld zu einer Geiß vorzuschießen.

Dann hatte er auch einige hundert Bäume aus seinen Baumschulen ausgraben und nach Bonnal führen lassen, zum Theil, um sie Jedermann, der Bäume auf seinem Land setzen wolle und dazu schickliche Plätze besitze, auszutheilen, zum Theil aber, um sie zu dem großen Baumgarten zu benutzen, den er auf dem Ried anzulegen beschlossen hatte. Er hatte nämlich auf diesem Ried einen großen Platz dazu bestimmt, wo einst das Volk in Bonnal das Fest der dankbaren Armuth feiern und unter dem Schatten dieser Bäume mit ihren Verhältnissen zufrieden und dankbar gegen Gott und Menschen sich alljährlich an einem schönen Herbsttage freuen und mit den Früchten dieser Bäume erquicken könne. Jede Haushaltung sollte dann einen Wintervorrath davon im feierlichen Zuge mit sich nach Hause bringen.

Er hatte diese Entschlüsse schon beide gefaßt, ehe er den Baumwollen-Meyer kannte, aber jetzt verband er sie mit den weitführenden Ansichten dieses Mannes in Rücksicht auf die Mittel, dem armen, verwilderten und zu Grund gerichteten Volke in Bonnal wieder aufzuhelfen und faßte, indem er die Urkunde dieser Stiftung, die er morgen dem Pfarrer übergeben wollte, zu sich nahm, vorzüglich ins Auge, wie es ihm möglich sein werde, durch alle diese Schritte allmählich

die besten Einwohner Bonnals für seine allgemeinen Zwecke zu gewinnen und einen persönlichen Eifer dafür in die einzelnen Haushaltungen des Dorfs hineinzubringen.

Indem er über die Folgen dieser Urkunde so bei sich selber nachdachte, sagte er zu sich selbst: Ich muß auch eine solche über die Wahl meiner Vorgesetzten errichten. Die Ansichten des Baumwollen-Meyer über diesen Gegenstand scheinen mir entschieden richtig und, will's Gott, helfen mir die Verbindungen, die wir mit den bravsten Leuten im Dorf anzuknüpfen suchen, bald dahin, daß einige Männer im Dorf, die jetzt nur halb brav und halb brauchbar sind, an unsrer Seite ganz brav werden. Aber das braucht Zeit und die muß man abwarten. Jetzt ist's schlimm. Wo nichts ist, da findet man nichts, und ob ich oder das Volk oder wer immer die Vorgesetzten wähle, das ist für jetzt gleich viel. Wo keine braven und brauchbaren Leute sind, da kann man auch keine braven und brauchbaren Vorgesetzten finden, und der Vorschlag, sie unter solchen Umständen durch eine gute Wahlordnung zu finden, ist eben so unausführbar, als derjenige, durch eine gute Wahlordnung unter Blinden einen Mann mit Luchsaugen auszusuchen und zu finden.

33. Zusammenhang des Mutterherzens mit dem innern Wesen einer guten Schule.

Immer mit dem Gedanken seiner Schulstube beschäftigt, die er auf eben die Fundamente, auf die Gertrud ihre Wohnstube gebaut, gründen wollte, fand Glülphi die größte Schwierigkeit in der wesentlichen Verschiedenheit, die sich zwischen der Wohnstube und zwischen der Schulstube befinde. Er fühlte diese Schwierigkeit in ihrer ganzen Ausdehnung und sagte mit Lebhaftigkeit zu sich selbst: In der Wohnstube wird die Bildung gefördert durch den Glauben des Kindes an Vater und Mutter und durch eine in der Natur unauslöschlich inwohnende Sorgfalt und die treue Liebe der Eltern für ihr Kind.

Dieſes beides hat im Verhältniß zwiſchen Schulmeiſter und Schulkindern durchaus nicht mit eben dieſer Belebung und mit eben dieſer Kraft ſtatt. Der Schulmeiſter iſt dem Kind nicht Vater und nicht Mutter und kann es nicht ſein. Die Urſachen, welche das Kind von der Wiege an zum Glauben, zur Liebe und zum Gehorſam gegen Vater und Mutter erheben, ſind in der Schulſtube nicht da und es iſt unmöglich zu denken, daß die ſittlichen, geiſtigen und Kunſtanlagen unſers Geſchlechts ſich in dieſer Stube durch den Glauben der Kinder an den Schulmeiſter ſo einfach entfalten und ſich gleichſam von ſelbſt ergeben, wie dieſes in der Wohnſtube bei Vater und Mutter der Fall iſt.

Er überzeugte ſich ganz, der nöthige Gehorſam und die nöthige Anſtrengung der Kinder gehe in der Schule durchaus nicht aus dem Glauben der Kinder an den Schulmeiſter hervor, ſondern müſſe einerſeits und vorzüglich durch den Glauben der Kinder an Gott und an Gottes Wort, anderſeits aber dadurch geweckt werden, daß die Kinder von den Gegenſtänden, die ſie der Schulmeiſter lehrt, tief in ihrem Innerſten ergriffen und zu dem Gefühl gebracht werden, daß die Grundlage alles deſſen, was er ſie lehrt, eigentlich in ihnen ſelbſt liege und von ihm nur aus ihnen hervorgelockt und entfaltet werde. Er fühlte, wie ſehr jeder Unterrichtsgegenſtand pſychologiſch tief erkannt und bearbeitet werden müſſe, wenn er die Kinder auf dieſe Art ergreifen und feſſeln ſolle. Er ſagte zu ſich ſelbſt: Das Kind muß durch ſeinen Unterricht zum Gefühl ſeiner ſelbſt und ſeiner Kraft gebracht werden. Es muß zur höchſten Feſtigkeit des Willens erhoben werden, das in ſeiner Lage und in ſeinen Umſtänden zu werden, was es vermöge ſeiner Kräfte und ſeiner Anlagen werden kann. Der Unterricht muß es dahin erheben, daß er ihm gleichſam als Vater und Mutter vorkommt, um ſich durch ihn zu verſchaffen, was dieſe ihm vorher gaben und zur Hand brachten. Das Kind muß in dem Unterrichte das heilige Mittel erkennen lernen, durch welches es aus der ſittlichen, geiſtigen und Berufsunmündigkeit zur allſeitigen Selbſtſtändigkeit erhoben wird.

Er machte ſich klar und ſagte zu ſich ſelbſt: Die Aufgabe, die ich über mich nehme, iſt über meine Kräfte, aber ich will zur Löſung derſelben thun, was ich kann. Mein Wille iſt feſt und die Erfahrung wird mich weiter führen. Ich muß mich jetzt in meinem Vorhaben als einen Neuling anſehen und denken, wenn Gertrud zu der Zeit, da ſie den Lienhard geheirathet, gewußt hätte, wie viel ſie lernen und ſelbſt wie viel ſie ſogar leiden mußte, um für ihren Mann und für ihre Kinder zu werden, was ſie jetzt für ſie iſt, ſie hätte es wohl bleiben laſſen, ihn zu heirathen; ſie hätte gewiß nie geglaubt, daß ſie für ihre Verhältniſſe werden konnte, was ſie ſein mußte, um nicht mit ihrer ganzen Haushaltung ins tiefſte Elend zu verſinken — und doch iſt ſie es geworden. Die Erfahrung hat ihr inneres gutes Herz zu Allem hingeführt, was ſein mußte und noth that. So wird es mir auch gehen.

Ich weiß nicht, was mir bevorſteht. Tauſend und tauſend Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten werden mir aufſtoßen, an die ich jetzt nicht denke, aber Zeit und Erfahrung werden mein ſich meinem neuen Zweck weihendes Herz ſicher zu alle dem hinleiten, was in meiner Lage noth thut, und mich, indem ich es thue, zu den Anſichten und Kräften bilden, die ich in meiner Lage nothwendig habe.

So munterte er ſich ſelbſt auf und gewann mitten im Gefühl der Schwierigkeiten durch das Beiſpiel der Gertrud Muth für ſeine neue Laufbahn.

---

34. Ein Blick in den Zuſammenhang einer wahrhaft väterlichen Dorfverſorgung mit den höhern Zwecken und Anſichten der Staatskunſt.

Arner, der von ſeinen Jünglingsjahren an und beſonders in ſeiner akademiſchen Laufbahn die einzelnen Angelegenheiten des Volks im Zuſammenhang mit der Staatsgeſetzgebung

und Staatsadminiſtration ins Auge zu faſſen gewohnt war und über dieſen Gegenſtand ſchon ſeit langem mit dem Miniſter des Herzogs, Bylifsky, der von Jugend auf ſein Freund war, in einem vertrauten Briefwechſel ſtand, fand die Anſichten, die der Baumwollen-Meyer über die Möglichkeit der Wiederherſtellung ſeines verdorbenen Bonnal ausgeſprochen hatte, ſelbſt als Staatsſache ſo wichtig, daß er ſchon am Sonntag Abend folgenden Brief an Bylifsky ſchrieb.

Lieber, lieber Freund!

Man ſucht ſo oft in weiten Fernen, was Einem vor der Naſe liegt, und in Syſtemen, Büchern und Wiſſenſchaftslehren, was der Bauer im Dorf weiß. Eigentlich ahnte es mir ſchon lange, man höre aus dem Mund gemeiner Menſchen oft Wahrheiten, die man in den Büchern umſonſt ſucht; aber in dem Grade, als ſich dieſe Wahrheit mir geſtern durch die Erfahrung beſtätigt hat, habe ich ſie doch nicht geahnt und hätte ſie auch nicht möglich geglaubt. Ein gemeiner Bauer in Bonnal, der aber durch ſeinen Baumwollenhandel reich geworden, hat mich ganz mit der ſchwierigen Lage, in der ich mich in Rückſicht auf meine Herrſchaft befinde, wieder verſöhnt. Du weißt, wie oft ich dir ſchon geſagt habe, welch elend Ding es um den Beſitz unſrer Herrſchaften iſt. Wir erben unſere Leute, wie wir Schafe, Pferde und Ochſen auch erben, aber mit dieſen erben wir doch zugleich auch für ſie ihre Ställe und vielſeitig eingerichtete Mittel, ſie gut zu beſorgen. Bei den Menſchen nicht ſo. Wir erben ſie nur gar zu oft in einem Zuſtande, wie Vieh, das auf großen Weidediſtrikten, die weder Zaun noch Marken haben, wild herumläuft, und das man mit Hunden und Jägern zuſammentreiben muß, wenn man auch nur erträglich gutes Stall- und Brauchvieh aus ihm machen will.

Lieber! Sag mir nicht, das Bild ſei zu grell. Du weißt, wie es mich erſchreckte, da mein Großvater geſtorben war und ich dadurch in den Fall kam, als Erbe von ihm ſeine Herrſchaft anzutreten. Freund! Ich fand das Uebel,

das ich fürchtete, noch weit größer, als ich es geglaubt habe. Ich hielt es beinahe für unheilbar.

Du kannſt alſo denken, wie mein Herz ſich erhebt, da mich jetzt der Meyer in Bonnal zur Ueberzeugung gebracht hat, daß keine Menſchenübel unheilbar ſind, daß im Gegentheil die Mittel, die alten Zwecke meines Lebens zu erzielen und meinen Leuten zu helfen, daß ihnen wirklich geholfen ſei, in ihnen ſelbſt offenbar liegen, wenn man nur ſeine Augen vor ihnen nicht zuſchließt, ſie da zu ſehen und zu ſuchen, wo ſie ihm wirklich an der Hand liegen. Ich habe ſeit einigen Tagen mitten in der Entdeckung eines allen Glauben überſteigenden Greuellebens in Bonnal einzelne Menſchen von einer Lebensweisheit und von einer Kraft in allem, was menſchlich iſt, gefunden, in deren Daſein die Mittel, dem Verderben des Dorfs im Allgemeinen entgegen zu wirken, mit einer Sicherheit vorliegen, daß ich dem lieben Gott nicht genug danken kann.

Schon iſt eine wahre Freude in meinem Innern aufgegangen, daß ich die Herrſchaft, deren Beſitz ich ſo lange fürchtete und die mir bis vor wenigen Wochen eine drückende Laſt war, wirklich beſitze. Ich kann nicht ſagen, in welch einem Grade mich der Baumwollen-Meyer darüber entzückte, daß er mir die Urſachen der herrſchenden Zeitirrthümer in der Behandlung des gemeinen Volks mit einer Klarheit vor Augen gelegt, wie ich ſie in meinem Leben noch nie vor Augen gehabt habe. Er machte mich z. B. tief fühlen, wie unſer gewöhnliches herrſchaftliches Almoſengeben die Uebel, denen ſie abhelfen ſollten, in einem hohen Grad noch vermehren und noch mehr, wie die Folgen unſerer geiſt- und ſeelenloſen Polizei- und Juſtizformeln, beſonders ſeitdem ſie in die Eisſchollen unſerer neuen, wiſſenſchaftlich geheißenen Anſichten eingetunkt ſind, eben ſo die Uebel, denen ſie vorbeugen ſollten, ins Unendliche vermehren. Hingegen zeigte er mir wieder auf der andern Seite mit der auffallendſten Klarheit, wie es möglich wäre, auch den durch unſere Zeitverirrungen in das tiefſte Verderben verſunkenen Dörfern durch einen belebenden Einfluß der bravern Leute im Dorfe

wieder aufzuhelfen, wenn diese für diesen Zweck unter einander in Verbindung gebracht und in derselben benutzt würden.

Doch so groß dieser Gedanke des Mannes auch ist, so weit er auch führt und so sehr er mich in meinem Innersten ergriffen hat, so darf man sich freilich auch nicht verhehlen, daß seine Ausführung in unserer Zeit in vieler Beziehung, besonders in unserm Lande, im höchsten Grade schwierig sein wird und daß man sich beinahe nicht mit der Hoffnung schmeicheln darf, durch solche Verbindungen der bessern Leute in den Dörfern selber etwas Solides und Wesentliches für dieselbe in einem Land zu Stand zu bringen, in welchem ein öffentlicher und verkappter Unglauben an alles wahrhaft Göttliche und Ewige dem Thiersinn der Menschennatur nach allen Richtungen Thür und Thor öffnet und ihn dadurch zu aller Unaufmerksamkeit, Hartherzigkeit und Gewaltthätigkeit gegen die Schwäche unsers Geschlechts nicht nur hinlockt, sondern ihn dazu gleichsam bevollmächtigt und allen seinen Mißgriffen noch von oben herab das Wort redet und Schutz schafft, wie dieses, seitdem Helidor in unserm Land herrscht, der Fall ist.

Die Unterredung mit diesem Meyer hat mich beinahe stärker, als ich es vorher je that, fühlen gemacht, daß man in einem solchen Lande von oben herab nichts mehr hoffen darf, als höchstens, daß in demselben dem Viehschaden, in so weit es den Annehmlichkeiten der Jagd- und Spazierrechte aller Müßiggänger nicht nachtheilig, etwas mehr vorgebeugt werde; desto tröstlicher und erquickender war mir darum die Ansicht, die er mir klar gemacht, daß, wenn auch von oben herab so Vieles mangelt, das zu einer guten und heilsamen Führung des Volks gethan werden sollte und hingegen so Vieles geschieht, das einer solchen geradezu entgegen steht, doch auf der andern Seite noch sehr viel Gutes in der Tiefe des Volks selber liege, das früher oder später zur Wiederherstellung eines bessern Zustands desselben benutzt werden könne. Und es ist wahr, man muß es Gott danken, daß auch selber in tief verdorbenen Völkern, so lange in denselben

nicht alle Spur des alten christlichen Lebens ausgelöscht ist und so lange das Volk in denselben im Allgemeinen nur noch in der Bibel liest, betet und fleißig arbeitet, ganz gewiß noch immer Kräfte und Mittel findet, dem Verderben desselben Einhalt zu thun und den Quellen seines Unglücks mit mehr oder minderm Erfolg entgegenzuwirken.

Lieber Freund! So schwierig die Sache auch für jetzt noch ist, und so sehr der Erfolg, den ich hoffe, für mich noch im weiten Felde steht, so hat dieser Mann doch unaussprechlich große Hoffnungen in mir rege gemacht. Aber fürchte dich nicht. Er ist kein Träumer. Er führt mich sicher nicht in die Wolken hinauf, in denen dein Herzog und du so lange von Winden herumgetrieben worden, ehe ihr euch eurer Luftschlösser halber zur Ruhe begabet. Nein, Gott Lob! mein Mann ist wahrlich kein Träumer. Er steht mit seinen Ansichten und Bestrebungen so fest in der Wahrheit und Bestimmtheit des positiven, wirklichen Lebens und seiner Mittel und Kräfte, als irgend Jemand. Er kennt das, was dem Segen des häuslichen Lebens beim Volk im Wege steht und auch das, was denselben fördert, mit einer Genauigkeit und beurtheilt dasselbe mit einem Scharfblick, daß mir in Rücksicht auf Bonnal nichts zu wünschen übrig bleibt.

Aber es ist mir dennoch Alles daran gelegen, daß dir hierüber auch nicht der geringste Zweifel aufsteige; darum füge ich noch bei, Glülphi, den du kennst und dessen ausgedehnten und sichern Erfahrungstakt du mir so oft gelobt, ist mit mir in Rücksicht auf den Werth dieses Mannes und die Wichtigkeit und Sicherheit seiner Ansichten vollkommen einverstanden, und was dir vielleicht weniger wichtig, mir aber unendlich angenehm ist, ist, unser guter Pfarrer, der unter meinem armen Großvater so viel von seinem Glauben an die Menschen verloren und in gewissen Rücksichten seit vielen Jahren fast gar keinen mehr hatte, glaubt in Rücksicht auf die Möglichkeit, Bonnal wieder aufzuhelfen, an Glülphi und seine Ansichten, wie ans Evangelium. Wir gehen morgen alle drei, der Pfarrer, Glülphi und ich, zu einer

armen Maurersfrau, von der der Baumwollen-Meyer behauptet, ihre Wohnstube sei ein Bild der vollkommensten Dorfschule, die man sich denken könne. Ich kenne diese Frau als Mutter und Ehefrau. Sie ist in dieser Rücksicht ohne ihres Gleichen. Ich bin ungeduldig, zu sehen, wie weit sie in Rücksicht auf Unterricht und Schulführung auch dem entspricht, was der Meyer von ihr sagt. Sobald ich sie gesehen und von ihr weg bin, schreibe ich dir wieder. Jetzt habe ich nicht Zeit. Mein Kopf und mein Herz ist zu voll, um weitläufiger sein zu können. Lebe wohl. Meine Frau grüßt dich herzlich.

Arner.

Gleich nach dem Besuch bei der Gertrud schrieb er einen zweiten, weitläufigen Brief an ihn, worin er den Eindruck, den ihre Baumwollenspinnerstube, als Beispiel und Modell der ersten und besten Schulstube, die er in seinem Leben gesehen, auf ihn, auf den Pfarrer und auf Glülphi gemacht, auf eine Weise beschrieb, daß ich fast die nämlichen Worte wiederholen müßte, mit denen ich diesen Eindruck selbst beschrieben, wenn ich ihn hier einrücken wollte. Nachdem er in diesem Brief lange von der Gertrud und allem ihrem Thun geredet, kam er wieder auf die Ansichten des Baumwollen-Meyer, von der Möglichkeit, dem so tief zerrütteten Bonnal wieder aufzuhelfen und es allgemein wieder zu einem braven, christlichen Dorf zu machen, zurück. Er zeigte den Zusammenhang der Ansichten des Meyer mit dem, was Gertrud in ihrer Wohnstube leistet, und schloß dann den Brief endlich mit dieser Stelle: Die Ansichten des Meyer auf das, was für meine Zwecke in Bonnal zu thun sei, beschränken sich

1) auf die Organisation einer Schulstube, die mit dem bildenden Einfluß des häuslichen Lebens, wie dieses sich in der Gertrud Stube ausspreche, in gehörige Uebereinstimmung gebracht werde;
2) auf eine Vereinigung der bravern Leute, die sich noch in Bonnal befinden möchten, mit dem Schloß und dem Pfarrhaus, um durch sie einen sichern, bestimmten und

wirksamen allgemeinen Einfluß auf die Haushaltungen des Dorfs zu erhalten, und endlich

3) auf die Organisation einer Wahlordnung für die Vorgesetzten, durch welche dem schrecklichen Einfluß, den schlechte Vorgesetzte im Dorf haben, in Zukunft vorgebeugt werden könne.

---

35. Die Frage: „Was man Volksbildungshalber thun dürfe" läßt sich nur durch die vorhergehende richtige Lösung der Frage: „Was man Volksbildungshalber thun müsse" beantworten.

Arner unterhielt sich auch diesen Abend mit Glülphi über die segensreichen Folgen, die es haben müsse, wenn die Kunstkräfte des Volks, die aus der elementarischen Bildung zum Rechnen, Messen und Zeichnen nothwendig hervorgehen, allgemein entfaltet werden könnten, sagte aber zugleich, der Gedanke sei ihm neu und bis jetzt habe er immer geglaubt, eine so weit führende Bildung könnte das Volk dahin führen, daß die niedrigen, aber nothwendigen Geschäfte im Land Niemand mehr gern thun würde, oder daß man sie unverhältnißmäßig theuer bezahlen müßte.

Glülphi sagte: Es steht in einem Lande sehr gut, wenn Dinge, die Niemand gern thut, sehr theuer bezahlt werden müssen. Es beklagt sich kein Mensch, wenn ein Jagdhund, der sehr gut ist, auch sehr theuer bezahlt werden muß, und es wäre gewiß für das Land gut, wenn die arme Jugend in demselben lieber bei Vater und Mutter Wasser und Brod essen, als sich als Kammerdiener und Kammermädchen anstellen und herumhudeln ließen, und es wäre ganz gewiß kein Schaden, wenn jeder Kammerdiener und jede Kammerjungfer das Doppelte kosten würde, um das sie jetzt feil sind.

Von dieser Seite haben Sie wohl Recht, sagte Arner, und ich finde mit Beiseitesetzung Ihres Scherzes über den Kaufpreis der Kammerdiener und der Kammermädchen sogar,

es wäre dem Lande im Ganzen ein großer Nutzen, wenn jeder tausend und mehr Juchart Land besitzende Edelmann heute noch finden würde, die Besorgung seines Landes durch Taglöhner käme ihm zu theuer und es wäre besser, wenn seine tausend Jucharten in zwanzig kleine Gütchen abgetheilt wären und er sie also vertheilt an Pächter geben oder gern als Eigenthum an sie veräußern würde.

Aber der Pfarrer meinte, durch ein künstlich so weit geführtes Raffinement, selbst in Erwerbssachen, würden im Volk die Fundamente seiner Unschuld, seiner Zufriedenheit und seines Hausſegens untergraben.

Glülphi erwiederte ihm: Herr Pfarrer, Sie reden, als wenn Sie nicht in unserer Welt lebten. Was will man von Unschuld, Ruhe und Zufriedenheit im Volk sagen, wo ein Hummel in einem Lande leben kann, ohne daß er bei dem ersten Dutzend seiner Spitzbubenstreiche entweder von der Obrigkeit gehenkt oder vom Volk todtgeschlagen wird?

Das ist stark, das ist stark, Herr Lieutenant! sagte der Pfarrer. Aber sie traten jetzt näher in die Untersuchung dieses Gegenstandes. Glülphi war der erste, der selbst sagte: Die Gefahren, das Volk oberflächlich, einseitig beim wenig Können zum viel Wissen zu führen, sind entschieden, hingegen aber sind auch die Vortheile, das Volk beim verhältnißmäßig wenigen Wissen zu vielem Können zu führen, eben so entschieden. Es kommt beim Weitführen des Volks, setzte er hinzu, Alles darauf an, ob man es in der Wahrheit seiner Kräfte, oder ob man es im Trug seiner Kraftlosigkeit durch Kenntnisse und Fertigkeiten weiter führe, die nicht solid, sondern nur oberflächlich sind.

Die Herren waren einstimmig, alle Kenntnisse und Fertigkeiten, die nicht auf einer genugsamen Entfaltung der Grundkräfte der Menschennatur ruhen, die sie selber voraussetzen, können durchaus nicht harmonisch auf das Ganze unsrer Bildung einwirken, folglich auch nichts Wesentliches zur Entfaltung unsrer Menschlichkeit selber beitragen und folglich auch mit den wesentlichen Zwecken der Menschen-

bildung nicht in Uebereinstimmung gebracht werden. Um also einen wahren Fortschritt der Volkscultur zu erzielen, müsse man die Unterrichtsmittel der Kinder auf die möglichste Weise vereinfachen und sie auf die psychologischen Elemente zur Entfaltung des ganzen Umfangs unserer Kräfte und Anlagen zurückführen.

Sie sagten ferner: Das Einfache führt durch sein Wesen zum Soliden und das wird sicher durch eine psychologisch elementarische Bildung erreicht, die dem Volke noth thut. Wenn aber Einige mit ausgezeichneten Anlagen eine weitere Bildung sich erwerben, so fallen die Vortheile ihrer höhern Bildung dennoch segnend auf die Masse des Volks. Aber wenn man bedenkt, daß ein einziges, vorzüglich gut geführtes Genie seinen Mitmenschen, seiner Stadt, seinem Dorf sittlich, geistig und ökonomisch mehr dienen kann, als hundert und hundert von denjenigen, die zu nichts geschaffen sind, als mitzulaufen, wohin man die Heerde hintreibt, so fallen die Vortheile einer soliden Volksbildung nicht nur in die Augen, sondern es fällt sogar auf, daß eine solche fortschreitende Bildung besonders in unsern Tagen dem Volk und dem Land nothwendig ist, und wenn's auch nur wäre, um dem namenlosen Schaden entgegen zu wirken, den die zahllosen verbildeten Halbköpfe unserer Zeit über die Menge ihrer verwahrlosten, schwachen Mitmenschen verbreiten.

Wenn man, sagte der Lieutenant, diese Gesichtspunkte ins Auge faßt, so kann man nicht anders, als mit Hoffnung und Sehnsucht an einen Zustand denken, in welchem für die Menschheit hierin besser gesorgt würde, als gegenwärtig geschieht, und diese Sehnsucht muß in dem Grad in uns lebendig werden, als man bedenkt, wie sehr sich seit 50 Jahren die Verhältnisse in einem großen Theil von Europa geändert haben. Vor diesem Zeitpunkt war Alles ganz einfach. Das Volk suchte nur beim Feldbau sein Brod. Das Land war wohlfeil, der Feldbau nicht künstlich. Wir hatten hundert und hundert reiche Bauern, die wenig brauchten und sich dadurch bei jedem Unglück, selber bei Kriegs-, Feuers- und Wassersnoth, schnell wieder erhoben; jetzt braucht

der halb verarmte Bauer mehr, als ehemals die reichſten. Die Zahl der Wohlhabenden in allen Ständen nimmt ſichtbar ab. Brodlos, hülflos und eigenthumslos war in dieſer Zeit in vielen Gegenden ſo gut als Niemand, jetzt iſt das Eigenthumslosſein ſo viel als zum dritten Stand, oder wenigſtens zu weitaus dem größten, der im Land iſt, geworden. Es waren wenig Laſten, wenig Auflagen auf dem Lande. Mit wenig Boden und etwa ein paar Kühen konnte man unter einem Strohdach glücklich und zufrieden mit Gott und Ehren durch die Welt kommen. Was man zu wiſſen nothwendig hatte, das lernte man unter ſeinem Hausdach und bei Vater und Mutter am beſten. Der Bauer fand, wo er ſtand und ging, auf der Tenne, in der Scheuer, im Stalle, auf dem Acker, für ihn genugthuenden Aufſchluß über das, was er zu wiſſen nothwendig hatte. Aber jetzt iſt Alles anders. Der Preis des Landes iſt weit über das Doppelte, hie und da ſelbſt über das Dreifache ſeines ehemaligen Werthes geſtiegen. Der Anbau des Landes wird täglich koſtbarer und künſtlicher, der Aufwand allenthalben größer, Verfänglichkeit nicht nur im Handel und Wandel, ſondern ſelber in Fragen des Rechts und in den Stellungen des Menſchen zu ſeinen öffentlichen Verhältniſſen wird täglich allgemeiner und die Sicherheitsmaßregeln gegen dieſe Verfänglichkeiten werden beſonders für den Armen und Ungebildeten mit jedem Tage ſchwieriger. Man fordert indeſſen von Armen und Halbarmen täglich mehr und unverhältnißmäßig zu viel Beiträge zum öffentlichen Dienſt. Allenthalben folgen dem Armen und dem Halbarmen Betrug, und oft hie und da noch Rechts- und Staatsverfänglichkeiten auf dem Fuß nach, ſo daß es einem jeden Chriſtenmenſchen, der nur ſeine Augen unbefangen aufthun und ſehen will, wie es um ihn her ſteht, in die Augen ſpringen muß, unſer öffentliches und gemeinſames Daſein, unſere Nationalexiſtenz fordere eine Bildung, die das Volk nicht hat und bei deren Mangel die große Mehrheit deſſelben wo nicht zu Grunde gehen muß, doch offenbar in einem hohen Grade leidet, daß ich es gerade herausſagen muß, es iſt ohne Erhöhung der Einſichten, der

Kunſt, der Thätigkeit unſers Volks, wenigſtens in unſerm Vaterlande, an hundert und hundert Orten zahlloſen Menſchen nicht mehr möglich, ſich mit Gott und Ehren durch die Welt zu bringen, und alle Uebel, unter denen beſonders unſer Herzogthum leidet, müſſen im grellſten Licht fortdauern und immer größer werden, wenn nicht von dieſer Seite auf eine Weiſe Vorſorge getroffen wird, die den gegenwärtigen Umſtänden angemeſſen iſt. Das kann weſentlich durch Schulen geſchehen und zwar durch ſolche, die geeignet ſind, den Quellen unſrer Uebel und zwar mit einer Kraft entgegenzuwirken, die zu dem Grad der Uebel, unter denen wir leiden und zu dem Grad der Kräfte, durch die dieſe Uebel unter uns begünſtigt, genährt und erhalten werden, in einem gehörigen Verhältniß ſteht.

Der Junker und der Pfarrer waren von der Nothwendigkeit ſolcher tief in die Kraftbildung des Volks eingreifender Schulen überzeugt und Glülphi ſagte noch: Wenn ich der Gertrud Haushaltung nicht geſehen hätte, ſo würde ich ſelber nicht an die Möglichkeit eines ſolchen Fortſchritts in der Volkscultur denken; aber ſeitdem ich dieſe Frau und ihre Haushaltung in ihrer Wohnſtube kennen gelernt habe, habe ich keinen Zweifel mehr über dieſen Gegenſtand und ich bin überzeugt, jeder Fortſchritt der Volkscultur, die auf das Fundament von Haushaltungs- und Wohnſtubenkräften, wie die ihrigen ſind, gebaut wird, kann unmöglich irgend einen gefährlichen Zuſtand der Dinge im Volke hervorbringen.

Arner ſagte: Aber die größten Feinde der Volksbildung und überhaupt der Zwecke, zu denen wir hinzulenken ſuchen, haben keinen Glauben an irgend etwas Göttliches, weder in ſich ſelbſt, noch in ihrem Geſchlecht. Sie können deshalb auch an keine Gewährleiſtung der Kunſt und ihrer Folgen glauben, die eine Anerkennung des Göttlichen und Ewigen, das in unſrer Natur liegt, vorausſetzen, und in ihm ihre Quelle und ihr Fundament ſuchen. Dieſe Kinder des Unglaubens, die als Väter des Unrechts in unſrer Mitte daſtehen, in welches Kleid des Glaubens ſie ſich auch kleiden

und hinter welcher Gestalt des Rechts sie sich auch verbergen, können nirgend einen wahren Fortschritt des Volks in seiner sittlichen, geistigen und Berufskraft lieben und wahrhaft schätzen, indem sie Wissenschaft und Kunst selbst bloß für eine Dienstmagd ihrer Unrechtlichkeit, ihrer Lieblosigkeit und ihres Unglaubens ansehen. Sie wollen deshalb das Volk auch in keinem Falle um seiner selbst willen zum Bewußtsein der Kräfte, die von Gottes wegen als Fundament der Kunst und der Wissenschaft in jedem Menschen selbst liegen, empor bilden, sondern dasselbe immer nur zu dem Grad und der Art von Kunstfertigkeiten und wissenschaftlichen Kenntnissen hinlenken, daß sie die Kunst und die Wissenschaft nur als die Dienstmagd ihrer Unrechtlichkeit, ihrer Lieblosigkeit und ihres Unglaubens und als Mittel der Zwecke ihrer Schlechtigkeit brauchen lernen.

Glülphi sagte noch: Die unchristliche Bitterkeit, die sich in unsrer Zeit auch nur gegen die Spur des Gedankens einer höhern Volksbildung ausspricht, läßt sich durchaus nur aus diesem Gesichtspunkte erklären. Die Schlechtigkeit von Tausenden, die in ihrer Unrechtlichkeit, in ihrer Selbstsucht, in ihrer Lieblosigkeit und Sinnlichkeit wohl, gewandt und bereitwillig bedient sein wollen und bedient werden müssen, muß natürlich den Widerwillen gegen irgend eine wahre Volksbildung und damit die ängstliche Sorgfalt für die ersten Mittel, das Volk zum Dienst der Selbstsucht und der Sinnlichkeit forthin und auf immer abrichten zu können, in jedem Land immer in dem Grade steigern, als die Zahl der Menschen, die für ihre Unrechtlichkeit und Selbstsucht, für ihre Sinnlichkeit und ihren Thiersinn wohl bedient sein müssen, darin zunimmt.

Was mich dabei tröstet, setzte der Lieutenant noch hinzu: diese giftigste aller Quellen des Widerwillens gegen die wahre Volksbildung ist in ihrer lebhaftern Erscheinung noch so ziemlich neu und hängt innigst mit dem steigenden Verderben unsrer Sinnlichkeitsschwäche, unsers Luxus und der von ihm abhängenden Armuth und Ungenügsamkeit unsrer alten Berufsarten und Lebensweisen zusammen. Die

eigentliche Neuheit dieſer Lebendigkeit des Widerwillens gegen die wahre Volksbildung iſt unſtreitig und notoriſch. Es iſt zwar wahr, man vernachläſſigte das Volk in Rückſicht auf ſeine Bildung ſchon ſeit Langem, ich möchte ſagen von Alters her, aber man klagte doch noch bei meinem Gedenken allgemein darüber, daß man es thue, und ſuchte hie und da mit Eifer Mittel, dieſem Uebel zu ſteuern. Aber man machte durch die Schwäche in dieſem Benehmen das Uebel nur noch größer, als es ſonſt war und verſchlimmerte durch die Fehler einer oberflächlichen Aufklärung des Volks den ſchlechten Zuſtand deſſelben nicht nur in den Wirkungen ſeiner Verwahrloſung, ſondern auch in ſeinen Urſachen. Und da die Uebel der Volksverwahrloſung, deren Folgen man eine Zeitlang wirklich durch die Volksbildung Einhalt zu thun ſuchte, nicht feſt genug in ihren Urſachen und Quellen nämlich in der Selbſtſucht, in der Unrechtlichkeit und in dem Unglauben der Zeit erkannt, ſondern einzig nur der Unwiſſenheit des Volks zugeſchrieben werden, ſo wurden auch Mittel gegen dieſes einſeitig aufgefaßte Uebel der Volksunwiſſenheit gebraucht, die den höhern Urſachen der Volksverwahrloſung und Volksverwilderung, der Selbſtſucht, der Sinnlichkeit, der Unrechtlichkeit und dem Unglauben des Volks entgegenzuwirken nicht geeignet waren, folglich auch in ihrem Einfluß auf die Folgen der Unwiſſenheit des Volks, dem ſie entgegenwirken ſollten, ſcheitern mußten.

Man darf ſich nicht verhehlen, und es iſt in unſern Tagen ſehr klar geworden, Viele der damaligen Eiferer*) für die Volksbildung waren für das, was ihr Zweck in ſeinem ganzen Umfange forderte, nichts weniger als reif, und die beſten Tage unſeres guten Herzogs fielen in den Zeitpunkt der höchſten Belebung dieſer unreifen Anſichten und Beſtrebungen für die Volksbildung und Menſchenbeglückung und ihres einſeitigen Kampfes ſowohl gegen die Unwiſſenheit, als gegen die Armuth und Noth des Volks. Auch er ſelbſt

*) Jedenfalls zielt Peſtalozzi hier auf die philanthropiſtiſchen Beſtrebungen hin.

war im höchsten Grade unreif für seine Zwecke; seine Versuche, die endlich so grell scheiterten, machten auch schon damals, daß viele edle und verständige Menschen über die mit enthusiastischem Drang betriebenen Projekte von Noth- und Hülfsmitteln für das Volk den Kopf schüttelten. Aber die öffentliche, böse Laune gegen die Volksbildung, die jetzt in unserm Herzogthum so allgemein ist, ist doch nur von dem Zeitpunkt an sichtbar geworden, seit Helidor thatsächlich die Reize und Mittel der Selbstsucht und der Sinnlichkeit vom Thron an bis zur Krämerin so gesteigert, daß es im Lande nunmehr beinahe eine Unmöglichkeit ist, den allgemein so hoch gesteigerten und gereizten Gelüsten der Zeit ohne Begünstigung der vielseitigsten Unrechtlichkeit und des vielseitigsten Unrechts im Land zu genügen, und daß es um deswillen bei uns nothwendig dahin kommen mußte, daß Alles, was die Befriedigung auch der unnatürlichsten Ansprüche der Selbstsucht und Sinnlichkeit im Geringsten gefährden könnte, zahllosen Menschen im Lande mißfallen und sie in dem Grad in eine böse Laune bringen mußte, in welchem wir tausend und tausend Menschen sehen, und besonders solche, die von dem Zigeunerleben und von den Gaukelgelüsten unsers Helidor angesteckt sind.

Arner sagte: Es ist unglaublich, in welchem Grad diese böse Laune über Alles, was das Volk in irgend etwas an Leib und Seel um einen Schritt vorwärts bringen könnte, in unserm Land eingerissen ist, und zu welch unsinnigen Aeußerungen es auch Leute, die in allen andern Rücksichten höchst unbedeutend sind, gebracht hat. Dann brachte er seine Verwandte Sylvia als ein Exempel an, die wie hundert andere ihres Gleichen selbst im Bettlerleben eigentliche Helidorchen spielen. Ihre Ansicht, sagte er, von der Volksbildung beschränkt sich auf schreiben, lesen und rechnen können, vom Denken weiß sie so wenig, als vom Glauben, Lieben und Arbeiten, aber in der Beschränktheit ihrer Ansicht behauptet sie dennoch mit einer Unverschämtheit, die über alle Gränzen geht, wenn alle Bauern schreiben, lesen und rechnen könnten, so würden sie ganz gewiß jedem geistlichen oder weltlichen

Herrn, von dem sie sich in ihren Narrenköpfen einbildeten, er habe ihnen Unrecht gethan, sein Schloß oder sein Kloster über dem Kopfe zusammenbrennen. Das elende Wesen, das den ganzen Tag müßig geht und keinen Heller Eigenthum hat und den ganzen Tag über Dinge, die sie nichts angehen, sein Maul braucht, behauptet, die Volksaufklärung tauge darum nichts, weil sie zum Müßiggang und zum Maulbrauchen führe und hauptsächlich, weil sie Geld koste, das das Volk nicht habe und das man ihm nicht geben könne. Ueber diese letzte Ansicht äußert sie sich ganz genial: Sie könne ihr Kanarienvögelchen und ihren Papagey wohl mit Zuckerbrod füttern und ihrem Aeffchen wohl einen Schluck Malaga erlauben, aber die Schweine mit Zuckerbrod und Malaga zu füttern, vermöchte selber der Herzog nicht.

Der Pfarrer erwiederte: Was Sie mir von der Sylvia sagen, verwundert mich nicht; ich habe vor wenig Tagen einen Geistlichen unseres Landes, und zwar einen, der, wenn er in die Stadt kommt, dem Helidor allemal auch seinen Besuch macht, vor einer großen Gesellschaft gerade heraus behaupten hören, man müsse, um die Gelüste, die nur die Reichen und Vornehmen befriedigen könnten, nicht unter das gemeine Volk kommen zu lassen, das Volk nicht einmal für seine Umstände genügend ausbilden, sondern es um dieser Gefahr willen selbst hinter dem Punkt der Bildung, die es für seine Lage und Umstände nothwendig zu haben scheine, zurückstehen lassen, und wenn es darin vorwärts streben wolle, es wieder zurückdrängen und auf diesen Punkt zurückgehen machen.

Dieses Wort, sagte Glülphi, möchte im Munde eines Westindischen Sclaventreibers oder allenfalls auch im Mund eines derben Korporals bei einer schlecht geführten Europäischen Armee angehen, aber im Munde eines Geistlichen, in einem christlich sein sollenden Lande, das ist wahrlich, wie man bei uns sagt, über die Schnur. Der Mann hat mit diesem Wort nicht weniger gesagt, als wenn er behauptet hätte, man müsse, um die gefährlichen Gelüste der Wölfe, der Bären und Füchse nicht unter die Pferde, Stiere und

Esel kommen zu lassen, die in unsern Ställen geborne Jungen dieser guten Hausthiere in ihrer Jugend durchaus nicht mit Kunst und Sorgfalt für das Reiten, Fahren, Ziehen Karren und Tragen ausbilden, sondern sie vielmehr in ihre Jugendzeit in die Wälder hinausjagen und darin herumlaufen lassen, um sie dann, wenn sie bald ausgewachsen, mit de mächtigen Kraft des Jochs, des Zaums, der Sporen un der Geißel und allenfalls auch, wenn es Noth thue, mit de Hochgewalt des Hungers und der schlechten Kost zur genug samen Erlernung und zur geduldigen Ertragung ihre täglichen Pflichtdiensts im Reiten, Karren, Fahren und Tragen anzuziehen, zu bilden und tüchtig zu machen. So weit aber auch das Geschwätz der bösen Launen unsers Zeitgeists über diesen Gegenstand die Grenzen überschreitet, so ist doch zu seiner Entschuldigung zu sagen, die Menge der Menschen, die diesen Unsinn und Halbunsinn aussprechen, wissen eigentlich gar nicht, weder wohin die Grundsätze, die ihren Aeußerungen zum Grund liegen, noch wohin die Mittel und Schleichwege, die für ihre Belebung oder vielmehr für ihre Beliebung und Allgemeinmachung gebraucht werden, eigentlich führen. Selbst die Windbeutel, die in dieser Beziehung in unsrer Mitte als Helidörchen in Amt, Ehre und mit Macht auftreten und ihre Pausbacken weit aufblasen, wenn sie mit solchen Aeußerungen ihrer sinnlichen Selbstsucht den Gelüsten unserer thierischen Natur, den höhern Ansprüchen unsers sittlichen und geistigen innern Lebens und den dringendsten Bedürfnissen der leidenden Menge der Armen entgegen, das Wort reden, wissen meistens eigentlich nicht, was sie thun; viele von ihnen können es nicht wissen, weil das Fleisch und das Blut bei ihnen wahrlich aus einem mehr als halbtodten Geist und mehr als halbtodten Herzen heraus redet.

Diese Ansicht hatte sie indessen weit von dem ersten Zweck ihrer Unterredung abgeführt. Sie fühlten es, lenkten wieder auf denselben ein, unterhielten sich noch mit Lebhaftigkeit über denselben und blieben bis gegen Mitternacht bei einander.

36. Ein Menſch, der den Stand, in dem er geboren, verachtet, macht jedem Stande Schande, in den er hinſchmeckt und zu dem er hinkriecht.

Auch ſchliefen Arner und Glülphi dieſe Nacht nicht viel. Ihr Kopf und ihr Herz war zu voll von den Zwecken, deren Ausführung ihnen ſo nahe lag. Arner ſtand Morgens darauf, als am Mittwoch, früh auf und verlor ſich tief in den Betrachtungen über das, was er dieſen Tag vorzunehmen hatte. Still und faſt ohne ein Wort zu reden, legte er alle dahin einſchlagenden Papiere zurecht und war eben im Begriff, mit Glülphi nach Bonnal zu fahren, als man ihm eine Eichenbergerin von Bonnal meldete, die mit ihm ſprechen wolle. Er wußte durch den Pfarrer ſchon längſt, was dieſe Perſon für eine armſelige und eitle Thörin ſei, und es war ihm unangenehm, in dieſem Augenblicke von ihr geſtört zu werden. Doch ließ er ſie eintreten.

Er wurde gar zu ſehr überlaufen. Seitdem er die Gertrud unter der Linde ſo gütig empfangen und ihr eine ſo entſcheidende Hülfe geleiſtet, hatte er im Dorf allgemein den Namen, er ſei ein herzguter Mann, und viele drückten ihr Urtheil über ſeine Güte dahin aus, man könne ſicher mit ihm ausrichten, ihm abbetteln, was man nur wolle, wenn man nur ſchwatzen könne.

Arner hatte ſich dieſe ihn jetzt ſehr genirende Meinung ſelbſt zugezogen. Er glaubte von dem Augenblicke an, in dem er ſeine Herrſchaft angetreten, bis noch vor ſehr wenigen Tagen, er müſſe jeden ſeiner Angehörigen, der ihm etwas vorzubringen habe, anhören, und Jeden, der ſich bei ihm anmelde, vor ſich kommen laſſen. Aber er fühlte doch ſeit einiger Zeit, daß viel unnützes Geſchwätz ihm ſeine Zeit raube und daß ſogar viele Lügen und Verleumdungen in ſeine Stube hineingebracht wurden. In dieſer Woche waren ihm dieſe Beſuche der überhäuften Geſchäfte halber noch mehr als ſonſt zur Laſt. Er nahm ſich auch ſchon vor ein paar Tagen vor, den erſten Beſten, der es in dieſer Zudring-

lichkeit zu arg machen würde, auf eine Weise zu empfangen, die die Leute in Zukunft abschrecken sollte, und jetzt gab diese Eichenbergerin ihm die erste Gelegenheit dazu.

Diese Person ist eine von jenen halbreichen Bauertöchtern, deren eitle, aber mit der Lage der Welt und ihren Umständen unbekannte Eltern sie dadurch unglücklich machen, daß sie ihnen Gelegenheit und Handbietung geben, aus den Sitten, Gewohnheiten und Lebensweisen ihres Standes herauszutreten und die guten Kräfte und Gewohnheiten ihrer wirklichen Lage zu verlieren, ohne für eine höhere Lage und eine höhere Bestimmung genugsame Bildung zu erhalten. Solche irregeführte Bauertöchter werden gewöhnlich in wohlfeile Pensionen kleinerer Oerter gegeben, wo die Lebensweise der Einwohner sie nicht einmal zu der äußerlichen Scheinkraft bildet, die die höhern Stände noch fast allgemein besitzen, sondern sie kaufen hier im Müßiggang und in Zerstreuungen aller Art die Elendigkeiten des größern Stadtlebens gewissermaßen aus der dritten Hand und lernen für ihr Geld weiter nichts, als diese Erbärmlichkeiten krumm und dumm nachahmen. Unfähig und unbeholfen sich zu dem feinern und wenigstens äußerlich anständig scheinenden Benehmen des städtischen Verderbens zu erheben, bleiben sie im tiefsten, auch diesen äußern Scheinanstand entbehrenden Koth dieses Verderbens stecken, gewöhnen sich in der ekeln Niedrigkeit dieser halb Bauern- und halb Herrenschlechtigkeit an alles Geschwätzwerk, an alle Zerstreuungen, Anmaßungen und Bizarrerien; Widersprüche und Unschicklichkeiten der niedern Stadtpöbelhaftigkeit, und dann, wenn sie nach ein paar verlornen Jahren, in denen sie zu Allem, was sie sind und sein sollen, untauglich geworden sind, wieder aufs Land zurück müssen, finden sie die kraftvolle Einfachheit eines thätigen Landlebens nicht mehr für sich passend und können sich nicht mehr hinein finden, im Gegentheil laufen sie jeder Gelegenheit zu einem städtischen Elendigkeitsgenuß nach wie hungringe Hunde einem Stück Brod.

Eine solche, aus dem eigentlichen Heil und Segen ihres Standes herausgefallene Tochter war die Eichenbergerin, und

was sie in dem Verderben ihres Standes immer mehr zu Grunde richtete, war, daß sie in Bonnal mit einer Verwandten Arners, der Sylvia, von der wir schon einmal geredet, bekannt wurde. Diese ist ein vom gleichen Geiste verdorbenes und verschrobenes Hoffräulein, als die Eichenbergerin eine verdorbene und verschrobene Bauertochter ist, so daß ich sagen möchte, sie sehen einander so gleich, als ein Ei dem andern und seien wie von einander abgeschnitten. Aber das, was das verschrobene Hoffräulein mit der verschrobenen Bauertochter näher zusammenbrachte, ist dieses: Sylvia haßt ihren Vetter Arner von ganzem Herzen und macht schon seit langem eigentlich darauf Jagd, etwas Krummes und Dummes zu vernehmen, das in Bonnal vorgefallen sein soll, damit sie höhern Orts, d. h. bei armseligen Frau Basen höheren Stands ihr Gespött darüber haben könne. Darum läßt das hochadelige Fräulein auch, was sie sonst keiner Bürgers-, geschweige einer Bauertochter, erlaubt, diese Eichenbergerin, während dem sie ihr solche Berichte abstattet, neben sich auf dem Sopha sitzen. Das macht die eitle Bauernnärrin so glücklich, daß sie in diesen Augenblicken meint, sie sei die beste Gesellschafterin der Welt und es brauche nur eine gute Gelegenheit, so könne sie gewiß einen guten Platz als Gesellschaftsdame, oder wenn dieses, weil sie nicht von Adel sei, nicht anginge, doch wenigstens als Erzieherin in einem adeligen Haus erhalten.

In dieser Verirrung über sich selbst und als die einzige gebildete Person im Dorfe, wofür sie sich ansah, glaubte sie, wenn sie der Junker nur kennen würde, so würde er sie gewiß gern um sich leiden, und da sie hörte, wie er sich von der Gertrud über den Untervogt und über Alles habe Bericht erstatten lassen und wie er jetzt noch gar oft mit dem Pfarrer und dem Lieutenant zum rohen, ungebildeten Baumwollen-Meyer und seiner Schwester hingehe, weil sie ihm das und jenes erzählten, wie es im Dorfe zugehe, sagte sie zu sich selber: Ich weiß doch ganz gewiß viel besser, wie es oben und unten und kreuz und quer im Dorfe zugeht, als die Bettelmaurerin und das krumme, elend-

Mareili, das der Baumwollenjud, sein Bruder, auch aus dem Bettel erlöst, darin es bei meinem Gedenken noch herumgezogen. Mareili und sein Bruder sind die unverschämtesten Leute im Dorf; wenn ich ihn auf der Straße grüße, er mag mir kaum danken, und es kommt ihm kein Sinn daran, etwa seine Kappe abzuziehen, wenn ich vor ihm vorbeigehe. Der Junker muß mir diese Leute und viel Anderes gewiß kennen lernen, wenn ich nur Zutritt zu ihm finde; und wenn's bei ihm auf Schönheit ankommt, wie das Gerücht über die Gertrud im Dorf herumgeht, so meine ich, ich dürfe mich immer auch neben ihr zeigen. Um aber diesfalls nicht einen Fehlstreich zu thun, suchte sie sich nachzuhelfen, so gut es ihr immer möglich war und zog sich so an, wie wenn sie wenigstens auf eine Hochzeit wollte, und fuhr, damit sie Schuhe und Strümpfe halber ohne Staub und Koth ins Schloß kommen könne, auf einem Bauernwagen, auf dem man, wie man konnte und mochte, einen Sitz in die Quere angebunden hatte, nach Arnheim.

Der Junker ahnte bald, daß sie ihm mit unnützem Geschwätz kommen wollte und nahm sich gleich vor, sie fürs Erste ihren Mund recht brauchen zu lassen. Sie war auch nicht schüchtern. Sie fing gleich an, zuerst über die schlechten Sitten, Unordnungen und Rohheiten zu reden, die in Bonnal herrschten. Mit Absicht forderte Arner Beispiele zum Beleg dessen, was sie sagte. Das war ihr recht. Jetzt ging sie in die histoire scandaleuse des Dorfes hinein, so weit man hineingehen kann, und schonte auch der Gertrud und des Baumwollen-Meyer nicht. Der Junker ließ sie munter reden, gab genau von Wort zu Wort Achtung, was sie sage, aber beinahe keine Antwort. Im Anfang meinte sie, er sei so aufmerksam, es werde am Ende wohl kommen, daß er etwas rede und etwa weiter frage. Aber nach und nach verwirrte sie dieses Stillschweigen doch, daß sie mit ihrem Geschwätz nicht mehr so gut fortkam, als im Anfang, daß ihr vielmehr das Eine und das Andere durch einander gerieth, wie es ihr nicht hätte durch einander gerathen sollen. Je mehr sie sich aber verwirrte, desto steifer sah sie der Junker an, ohne auch

ferner ein Wort zu reden. Endlich entfiel ihr das Herz. Sie durfte nicht mehr muthig fort verleumden, wie ſie es bisher gethan, im Gegentheil, ſie fing jetzt an, mit ihrem Wagen umzukehren, zu mäßigen, was ſie vorher frech und derb ausgeſprochen, und ſogar zu entſchuldigen, was ſie vorher bitter angeſchwärzt; aber da er immerfort ſchwieg und ſie immer nur anblickte, konnte ſie endlich auch in ihrem Mäßigen und Entſchuldigen nicht mehr fortkommen. Sie fing jetzt an zu ſtottern und zu ſchweigen, ſie ſchlug ihre Augen nieder, verlor ihre Farbe und wußte ſogar nicht, was ſie mit ihren Händen anfangen wollte.

Da der Junker ſie mit Stillſchweigen ſo weit gebracht, that er endlich den Mund auf und ſagte: Biſt du jetzt fertig?

Sie konnte nicht antworten; ſie ſah ihn mit ſtarren Augen an und ihre blaſſen Lippen zitterten. Aber Arners Auge blitzte gegen ſie hin. Ihr Zuſtand war erſchrecklich. Jetzt klingelte Arner; der Harſchier trat hinein. Als ſie ihn ſah, ſchrie ſie aus ſtarrem Mund: Herr Jeſus! Um Gotteswillen! — Arner ließ ganz ruhig durch den Harſchier die Audienzſtube aufſperren und befahl dann dem Harſchier vor allem Volk, ſie vom Schloß weg heimzuführen, damit ſie ein ander Mal, wenn ſie nichts im Schloß zu thun habe, lerne daheim bleiben und nicht weiter glaube, daß ſie, ſobald es ſie gelüſte, ins Schloß kommen dürfe, um daſelbſt die bravſten Leute im Dorf zu verleumden. Jetzt fiel ſie vor Arner auf die Knie, zitterte und bebte ſprachlos vor ſeinen Füßen; er aber kehrte ſich von ihr weg und ſagte ihr nur noch: Du haſt eine garſtige Krankheit und ſo eine Stunde mit dem Harſchier einen Spaziergang zu machen, thut dir nur wohl.

Zu ihrem Glück ging in dieſem Augenblick Thereſe vor der offenen Audienzthür vorbei und ſah ſie auf dem Boden knieend, ihre Hände komödiantenmäßig flehend vor Arner, der ihr den Rücken kehrte, in die Höhe halten. Thereſe ſtand ſtill und fragte die Umſtehenden, was das zu bedeuten habe. Dieſe erzählten ihr, was ſie geſehen und was Arner geredet. Sie mußte lachen, ging zu Arner hinein und ſagte:

Laß doch die Närrin jetzt gehen und brauche den Harschier zu etwas Gescheiderem. Arner mußte auch lachen und befahl ihr, sich fortzumachen, so geschwind sie nur könne. Sie ließ es sich nicht zwei Mal sagen. Sie flog vor den Leuten, die vor der Audienzstube standen, die Treppe hinunter und machte den Weg, ohne an den Wagen zu denken, der sie hierher gebracht und den sie unten an der Schloßhalde in des Schloßbauern Haus hingestellt, so geschwind heim, als sie ihn in ihrem Leben nie gemacht hatte.

---

37. Tief innere Verworfenheit, die selber in den Briefstil zweier innerlich ganz gleichen Personen übergegangen.

Da sie heimkam, warf sie sich wie wüthend auf ihr Kanapee und raufte sich fast die Haare aus ob dem Unglück, das ihr begegnet, trank aber denn doch ein Gläschen Liqueur, und nachdem sie dieses getrunken und noch eins, schmetterte sie das vergoldete Gläschen zu Boden, daß es in tausend Stücke zerbrach und schrieb an Sylvia folgenden Brief:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Was mir begegnet, können Sie sich nicht vorstellen; es ist mit keiner Feder zu beschreiben. Sie wissen doch, daß ich in der Hauptstadt Zutritt habe, wo ich nur will und gar nicht zu dem Bettelgesindel gehöre, das jeder hochmüthige Junker durch den Harschier im Land herumführen lassen darf, wo er nur will. Wäre seine Frau nicht dazu gekommen, so wäre mir dieses wirklich begegnet. Aber ich hätte mich sicher eher im Schloßbach ersäuft, als mich vom Harschier heimführen lassen. Ich muß aus dem Dorf weg. Ich kann mit Ehren nicht mehr in Bonnal bleiben, seitdem mir dieses begegnet. Helfen Sie mir doch zu einem Platz, wo es in der Welt ist u. s. w. u. s. w.

Dann beschrieb sie noch weitläufig, wie unschuldig sie

ſei, wie ſie Alles aus gutem Herzen für Arner gethan und endete endlich damit: Sie haben mir ſchon mehrmal zu verſtehen gegeben, daß mit Ihrem Herrn Vetter nicht viel los ſei, jetzt aber habe ich's ſelber erfahren. Ein ſo tyranniſcher und hartherziger Flegel, wie Ihr Vetter, iſt in der Welt gewiß nicht weiter. Er iſt jetzt überall mit Leuten von gleichem Schlage umgeben. Sein Rollenberger, der eines Bauern-Amtmanns Sohn iſt, könnte wohl beſſer Kälber zu Kühen und Stiere und Schweine zum Metzgen aufziehen, als den Sohn eines Reichsfreiherrn für ſeinen Stand, und ſein Glülphi, ein abgedankter lahmer Lieutenant, der jetzt Alles in Allem bei ihm gilt, iſt ein Kerl, vor dem ich mich, wenn ich ihn im Wald allein antreffen würde, fürchten würde. Wenn er Einen anſieht, ſo macht er Augen, wie wenn er Einen durchſtechen wollte, und iſt unverſchämt genug, wenn ihn unſer Einer anredet, keine Antwort zu geben und kaum den Hut abzuziehen. — In dieſem Tone ſagte ſie noch Vieles.

Sylvia antwortete ihr auf der Stelle: Was Ihr mir ſchreibt, thut mir ſehr Leid, aber es ſieht dem gemeinbürgerlichen Reichsfreiherrn ſo gleich, als ein Ei dem andern. Er weiß durchaus keinen Unterſchied unter den Leuten zu machen und behandelt heute einen Bettler wie einen Edelmann und morgen einen Edelmann wie einen Bettler. Ich glaube, er wäre im Stande, den erſten Reichsbaron in den Käfig ſetzen zu laſſen, wenn er vor ſeiner Audienz wegen etwas angeklagt würde, wofür man Bettler, Halunken und Bauern in den Käfig zu ſetzen gewohnt iſt. Aber ich kann doch nicht begreifen, daß Ihr Euch ſo an ihn gewagt und mit ihm geſchwatzt habt, wie Ihr ſelber ſagt. Ich hätte Euch eine beſſere Naſe zugetraut. Mit einem Herrn, wie Arner, iſt es für Euch und Eures gleichen nicht gut, Kirſchen zu eſſen; ich hätte geglaubt, Ihr wüßtet ſchon zu viel Unverſchämtes von ihm zum Voraus, als daß es Euch nicht zu Sinn kommen ſollte, er könnte ſich gegen Euch ſo gut vergeſſen, als er ſich beim Doctor Treufaug und bei vielen armen Schelmen vergeſſen, die ihm unter die Hände ge-

kommen. Ganz gewiß ist es eine himmelschreiende Unverschämtheit, wie er's Euch gemacht hat; aber da es einmal geschehen, so ist Euer Spiel, es mit Verachtung zu behandeln und ihm für die Zukunft drei Schritt vom Leib zu bleiben. Ich habe ihn Euch indessen schon längst geschildert, wie Ihr ihn jetzt erfahren. Ihr habt auch eigentlich nichts im Schloß zu thun. Ihr könnt also desselben wohl müßig gehen. Aber ein Unglück ist es doch, daß das hochadelige Haus so in Zerfall geräth und jetzt voll von Leuten ist, die die niedrigsten bürgerlichen Gesinnungen haben, die sich denken lassen. Wenn Arner nur einen Tropfen Ehre im Leibe hätte, so hätte er seinen bäurischen Rollenberger schon längst weggejagt und eben so hätte er seinen Bettellieutenant keinen Augenblick länger bei sich im Schloß behalten; aber er hat bald ein Schloß, das in allen Rücksichten einem Bürgerhaus gleich sieht, in dem arme Leute zur Miethe sitzen, und wie er darin lebt, würde es mich gar nicht wundern, wenn er den großen Rittersaal seiner Ahnen noch heute vollends ausräumen und den schönen Platz einer Bettelschule einräumen würde. Ich weiß Euch über alles dieses nicht zu trösten. Mein Vetter ist ein Narr von eigener Art und ohne seines Gleichen, und es ist besser, ich tröste mich seinethalben für mich und für Euch mit dem Sprichwort: Strenge Herren werden nicht alt. Doch habe ich auch noch die Hoffnung, sein Onkel, der General, werde etwa dahin zu bringen sein, diesem Steckkopf zu zeigen, daß er nicht im Falle sei, in der Welt nach Niemand fragen zu müssen. Zählt indessen auf mich. Es ist zwar gegenwärtig mehr als je schwierig, Leuten, die nicht von Stand sind und nicht ganz außerordentliche Empfehlungen und Zeugnisse haben, Plätze zu verschaffen; aber ich will thun, was ich kann, und wo es immer eine Gelegenheit geben möchte, an Euch denken. Ich habe das aber auch schon längst gethan und hätte Euch sehr gern zu Arner in unser Familienschloß hineinpraktiziren wollen. Das hätte mir in vielen Rücksichten dienen können und wäre mir sehr angenehm gewesen. Auch für Euch wäre es das Vortheilhafteste und Ehrenhafteste, das sich für Euch

ſuchen und erwarten läßt. Aber jetzt, ſeitdem das begegnet, was Ihr mir berichtet, läßt ſich nicht mehr daran denken. — Es iſt verflucht, daß er Euer Herr iſt. Wie er ſich aufführt, verdient er nicht, eines Menſchen Herr zu ſein, der nicht zum niedrigſten Geſindel gehört. Indeſſen wenn Eure Großmutter ſtirbt, das ſich hoffentlich nicht mehr ſechs Wochen und drei Tage hinziehen wird, ſo habt Ihr genug Vermögen, um an einen Ort hinzuziehen und dort zu leben, wo Ihr Euch vor keinen Herren und keinen Harſchieren auf dieſe Art zu fürchten haben werdet, wie unter Euerm Herrn von Arnheim. In allen Fällen zählt auf mich. Säumt aber auch nicht, mir über Alles, was in Bonnal etwa weiter vorfallen kann, genau zu berichten. Es kann ſelber für Euch nützlich und wichtig werden, wenn kein Narrenſtreich auf dieſer Stelle ausgeführt wird, der nicht zu meiner Kunde kommt. Lebt wohl. Schreibt mir bald wieder. Ich bin Eure bereitwillige

Sylvia v. Arnheim.

---

38. Der böſe Neid der Reichen und der Muth, mit dem ein guter Knecht dem frechen Buben eines reichen Bauern den Meiſter zeigt.

Arner reiſte ſogleich nach dem Auftritt mit der Eichenbergerin nach Bonnal. Glülphi fuhr auch mit. Die Gemeinde ſollte ſich um 9 Uhr unter der Linde verſammeln. Er nahm ſich vor, die Armen, denen er die Wohlthat mit den Geißen zu verleihen und die Bäume zu ſchenken gedachte, auch ſelbſt zu ſehen, mit ihnen zu reden und, wo es immer möglich, durch ſeine Wohlthat auf ihr Herz zu wirken und dieſe ihnen dadurch wirklich zum Segen zu machen. Er war bis um 9 Uhr im Pfarrhaus, aber redete wenig und blieb meiſtens auf ſeiner Stube. Glülphi hingegen eilte, ſobald er ankam, zur Gertrud und blieb über eine Stunde bei ihr, ehe er wieder zum Junker zurückkam und an ſeinen Geſchäften Theil nahm. Der Junker war i

das Ganze seiner Lage und die wesentlichen Zwecke seines Thuns so vertieft, daß er, da der Vogt mit der Anzeige in sein Zimmer kam, daß die Gemeinde unter der Linde auf ihn warte, noch nicht einmal zu dem Thee gekommen, mit dem die Frau Pfarrerin schon eine Stunde in der Eßstube auf ihn wartete. Er sagte dem Vogt, er wolle gleich kommen, ging in die Stube hinunter, trank seinen Thee und eilte von da unter die Linde.

Aber die Stimmung des Volks war in Bezug auf die Vertheilung des Riedes noch nicht die beste, sie that den Reichen noch immer gleich weh; sie suchten es zwar zu verbergen, doch fiel hie und da ein Wort, das deutlich zeigte, wie es ihnen diesfalls ums Herz sei. Die meisten warfen, wenn davon die Rede war, die Köpfe unwillig auf und flüsterten einander dies und das ins Ohr; viele fluchten mehr und minder laut darüber. Ein alter Geizhals sagte zu einem Nachbar, der, wie er, ein Vorgesetzter und wie er, ein Geizhals war: Es ist, wie wenn mit dem neuen Junker alles Unheil ins Dorf gekommen wäre. — Viele aber mäßigten sich doch und sagten, wenn ihnen die neue Ordnung schon nicht gefiel: Was ist jetzt zu machen? Wir müssen uns in Gottes Namen darein schicken. — Viele äußerten sich sehr ungeduldig über die neue Ordnung. Der Stierenbauer fluchte vor einem ganzen Tisch, sie schade ihm mehr als 100 Gulden; er habe das Jahr durch immer 10 bis 12 Stück Vieh auf dem Ried gehalten, und sie seien ihm stockfett geworden. Ein Anderer sagte, er habe die Weide nicht genützt, aber er wollte doch ein gutes Stück Geld geben, es wäre noch, wie es gewesen. Und noch klagten Andere, das Lumpenvolk strecke alles die Köpfe und ein jeder Bettelbub lache in die Faust, wenn er davon rede.

Die Armen machten es zwar auch nicht besser. Wo sie allein waren, verspotteten sie die Reichen ob dem Verdruß, den sie hatten, daß der Teufel ihnen einmal einen Schuhbreit Land aus den Klauen genommen; wenn ihnen aber ein Dickbauch in den Weg kam, so zogen sie ihm hinwieder den Speck durchs Maul, sagten dies und das über das neue

Land, und es sei noch eine Frage, ob das, was es jetzt abtrage, der Gemeinde einen so großen Vortheil bringe, als man daraus mache, und noch eine größere, ob das Wesen denn Bestand haben werde. Ihrer etliche thaten noch gar, wenn so ein Dorfmeister ihnen in den Weg kam, wie wenn sie sich entschuldigen wollten und sagten, ihrethalben wär' es ihr Lebtag gut gewesen, wie es gewesen, und sie seien nicht Schuld. Der Marx sagte unter anderm dem Gevatter Aebi, bei dem er eben saß, er meine, so alt er sei, so erlebe er es doch noch, daß es mit diesen Aeckern anders komme, und ihm liege nichts daran. — Aber der Vorgesetzte kehrte sich von ihm weg und sagte ihm: Es ist kein Hund so froh über ein Stück Brod, als du über diese Aecker.

So bestimmt und allgemein äußerte sich die Schlechtigkeit der Reichen und der Armen über diesen Zustand unter der Linde, ehe der Junker noch dahin kam. In der gleichen Zeit hatte der Hans aus dem Pfarrhaus mit dem jungen Kalberleder ein Gespräch, das dem dummen, aber sonst stolzen und frechen Burschen den Schweiß austrieb. Er war erbittert, daß der Kerl sich so gutmüthig anerboten, den Nußbaum, der ihm im Garten so viel Schaden that, umzuhauen und wollte ihm zeigen, daß er gar wohl wisse, daß er das nur darum gethan, um mit dem Hummel zu reden, was er nicht hätte mit ihm reden sollen. Ich will ihm, sagte er zu sich selbst, zeigen, daß der Junker und der Pfarrer den Spaß mit dem Baum nicht so verstehen werden, wenn er ihnen, so wie er ist, zu Ohren kommt. Mit diesem Vorsatz setzte er sich jetzt unter der Linde neben den Kalberleder. Das gefiel diesem schon nicht. Er wollte aufstehen und sich an einen andern Ort setzen, aber der Hans dupfte ihn mit seiner breiten Hand so auf die Hosen, daß er im Augenblick wieder auf der Bank saß.

Was ist das Unverschämtes? sagte jetzt der Kalberleder, und der Hans erwiederte: Ha, wir haben etwas mit einander zu reden.

Kalberleder. Was ist's? Was hast du mit mir zu reden?

Hans. Nichts Anderes, als daß du mich und den Herrn Pfarrer mit dem Nußbaum für einen Narren gehalten.

Kalberleder. Das ist nicht wahr, nicht wahr, ich habe Niemand für einen Narren gehalten.

Hans. Du hast doch den Baum nicht abgehauen, wie du gesagt hast.

Kalberleder. Ja, ja, das war ein Mißverstand, ein Mißverstand.

Hans. Was für ein Mißverstand?

Kalberleder. Der Vater hat einen ganz andern Baum gemeint. Ich hab' ihn nur nicht recht verstanden.

Hans. So? — Aber was für einen?

Kalberleder. Einen andern, du hörst wohl.

Hans. Wo steht der andere?

Kalberleder. Das geht dich nichts an; ich bin dir's gar nicht schuldig zu sagen.

Hans. Aber wenn ich an deiner Stelle wäre, ich würde diesmal so gut sein und es sagen.

Kalberleder. Wenn du's wissen willst: er steht im Tobel.

Hans. So —?

Kalberleder. Ja, ja, das ist ganz sicher.

Hans. Hast du einen Nußbaum im Tobel?

Kalberleder. Ja, mehr als einen.

Hans. Hast du aber auch einen umgehauen im Tobel?

Kalberleder. Nein, noch nicht; aber was nicht ist, kann werden.

Hans. So? Du hast also noch keinen umgehauen?

Kalberleder. Pressirt's?

Hans. Mir gar nicht; aber dir hat's pressirt, wie du dich mit Ehren hast herauslügen sollen.

Kalberleder. Was herauslügen?

Hans. Ich mag jetzt nicht mit dir zanken, ich will dir nur kurz sagen: Wenn du unsern Gartennachbar nicht vor Sonnenuntergang vom Leben zum Tod bringst und ordentlich zu Boden legst, so will ich morgen früh auf eine

Art mit dir reden, daß du ſieben Nußbäume dafür gäbeſt, du hätteſt meinen guten Rath befolgt.

Der Kalberleder wußte nicht, wie ihm war, und konnte nicht begreifen, wo der Lumpenhans das Herz hernehme, ſo mit ihm zu reden. Der Hans aber ließ ihn das Maul nicht aufthun und ſagte gerade drauf wieder: Du kannſt jetzt nur gehen und ſitzen, wo es dich freut, ich habe dir nichts mehr zu ſagen. Der Kalberleder antwortete: Es iſt mir jetzt gut genug da. Aber mir nicht, erwiederte der Hans, ſtand auf, ſetzte ſich etliche Schritte von ihm bei einem armen, alten Mann nieder, der ſein Vetter war, und gab dieſem ſein Morgenbrod, das er bei ſich hatte; er ſchob es ihm unter den Rock, damit es Niemand ſehe. Der Alte nahm einen Mundvoll nach dem andern davon und kaute den ganzen Morgen daran.

39. Vom Lirilariweſen in den Schulen.

Der Junker, der nach 9 Uhr auch unter die Linde kam, machte noch mit dem Vogt und dem Weibel die nöthigen Abreden wegen der Geißen und wegen der Bäume. Er ließ einen jeden Mann, der den Vorſchuß für eine Geiß oder Bäume wollte, ſeinen Namen in ein Buch einſchreiben und er mußte zugleich den Platz anzeigen, auf den er die Bäume, die er begehrte, hinſetzen wolle. Er war mit allen freundlich und fragte viele, woher ihre Armuth und der gänzliche Mangel an ſo vielem Nothwendigem komme, aber er bekam ſehr wenige geradſinnige und offene Antworten.

Gegen 10 Uhr ging der Junker wieder ins Pfarrhaus zurück. Auch Glülphi war jetzt wieder da. Beim Frühſtück ſagte die Frau Pfarrerin zu ihm, er ſtecke, ſobald er nach Bonnal komme, immer bei der Gertrud. Er antwortete: Ich muß wohl. Ich bin jetzt Schulmeiſter und muß mein Handwerk bei Jemand lernen, der es ſo gut treibt, wie ſie.

Die Frau Pfarrerin erwiederte: Ich will doch gern ſehen, was man Alles in Ihrer Stube treiben werde.

Glülphi. Erſtens das Lirilariweſen, das man in ſo vielen Schulen treibt, will ich nicht mehr darin dulden.

Der Pfarrer miſchte ſich ins Geſpräch und ſagte: Aber was verſtehen Sie denn eigentlich unter dem Lirilariweſen?

Jetzt nahm der Lieutenant eine Priſe Tabak, hielt ſeine Lippen einen Augenblick feſter zuſammen, als ſonſt und, was ſonſt ſelten der Fall war, die Augen im Kopf ſtill. Er that auch die Tabaksdoſe langſamer, als ſonſt, in die Taſche. Dann ſagte er: Herr Pfarrer, unter Lirilariweſen in der Schule verſtehe ich Alles, was den Kindern ſo eine Art gibt, mit dem Maul ein Weites und Breites über die Sachen zu machen, hinter denen für ſie nichts ſteckt und die ſie nicht verſtehen und nicht im Herzen tragen, mit denen man ihnen aber doch die Einbildungskraft und das Gedächtniß ſo anfüllt, daß das rechte Alltagshirn und der Brauchverſtand im menſchlichen Leben dadurch zu Grunde geht.

Pfarrer. Gut erklärt, Herr Profeſſor, ich bin dieſes Lirilariweſens halber völlig Ihrer Meinung —

Der Lieutenant, den Pfarrer ſteif anſehend: ſo weit ſie langt.

Pfarrer. Ja, ſo weit ſie langt. Ich bin überzeugt, daß man die Menſchen, indem man ſie unverhältnißmäßig viel mit dem Mund lehrt und ihnen den Kopf mit Wörtern füllt, ehe ihr Gefühl und ihr Verſtand durch Erfahrungsanſchauungen gebildet, in ihren beſten Anlagen verwirrt, ihren Geiſt und ihr Herz ſchwächt und die weſentlichen Fundamente ihres Hausglücks untergräbt.

Lieutenant. Nun, ſo hätte ich es nicht ausdrücken können, was ich meine.

Pfarrer. Sie ſcherzen. Aber wie haben Sie in Ihrem Stande den Schaden des Wortweſens ſo kennen gelernt?

Lieutenant. Mein lahmes Bein und mein vieljähriges Brodſuchen hat mich gar Vieles kennen gelehrt, was Menſchen mit geſunden Beinen und genug Geld im Sack nicht leicht erfahren. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ſobald ein Herr, der mir eine Arbeit auftrug, mit ſeinem

Mund ein Weites und Breites von dieser Arbeit machte und mir es recht zu Gemüth zu führen suchte, wie wichtig oder wie leicht oder wie schwer sie sei, so war es zum Voraus sicher, es begegne mir bei dieser Arbeit und mit diesem Herrn etwas, das ich bei einem einfachen, guten Herrn nicht erwarten durfte. Mehrentheils begegnete mir bei einem solchen Herrn etwas, das mich mit Händen greifen ließ, er sei nicht bloß ein Maulbraucher, sondern auch ein schlechter Mensch, und auch in meiner kurzen Dienstzeit habe ich erfahren, was aus dem Menschen wird, wenn ihm sein Maul Alles ist und über Alles geht.

Es ist kein untreuerer Hund unter den Truppen, als mein Obrist war. Er gab mir auch wie einem Gaudieb den Abschied. Sein Hundegeiz machte, daß das Regiment fast alle Monat Noth litt; aber wenn's auch noch so offenbar durch seinen Fehler bis auf den letzten Mann zu Grund gegangen wäre, so hätte er sich immer herauslügen können. Es ist in allen vier Welttheilen nichts Gutes, von dem er nicht schwatzen konnte, wie eine Dohle; aber eben so ist auch in allen vier Welttheilen nichts Gutes, das er, so sehr er ihm mit dem Maul das Wort redete, auch nur mit einem Finger berührt hätte, um es wirklich zu fördern, und doch war bis auf den Profossen hinunter Niemand, dem er nicht an den Fingern her erzählte, was und wie viel er in seinem Fache und in seinem Platze besser einrichten könnte. Wenn's ins Treffen ging, redete er allemal vor der Front wie ein Engel und schrie zu den armen Tröpfen, denen oft selbst noch in dieser Stunde der Bauch vor Hunger knurrte, so laut, daß es durch Berg und Thal ertönte: G'hinder! Es ist für euern G'hönig und für euer H'aterland, 'altet euch wohl! —

Alles, was am Tisch war, mußte sich vor Lachen über das G'hinder, H'aterland und 'altet euch wohl, das der Lieutenant, den Maulobrist zu verspotten, so viel er aus dem Hals vermochte, ausschrie, fast den Bauch halten. Der Lieutenant setzte, da das Lachen aufhörte, noch hinzu: Und dann fand dieser Obrist allemal, wenn die Kugeln anfingen

zu pfeifen, eine Urſache, von ſeinem Poſten weg und an einen Ort hinzureiten, wo es der böſen Vögel halber, die jetzt umherflogen, etwas ſicherer war.

Der Pfarrer war der Einzige, der ob ſeinem G'hinder und H'aterland nicht lachte. Ernſt, wie der Tod, ſagte er: Es gibt in allen Ständen ſolche arme Maulbraucher. Selbſt unter uns gibt es ſolche Leute, die, euerm Oberſten gleich, einem armen, an Leib und Seel unverſorgten und von ihnen ſelbſt verwahrloſten Volk ſolche großtönende Wörter von der Kanzel herabwerfen und bis auf den Schreierausdruck: „G'hinder — G'hönig — H'aterland“ ähnlich, dem Volk zurufen: „Halt' dich wohl“, — die aber die Laſten, die ſie ihm mit dieſem Zuruf auflegen, ſelbſt auch mit keinem Finger berühren.

40. Unſchuld gibt Muth.

Die Erinnerungen, die beim Pfarrer dieſe Bemerkungen veranlaßten, gingen ihm ſo zu Herzen, daß er vom Tiſch aufſtand und einen Augenblick ans Fenſter ging. Aber wie erſtaunte er, als er plötzlich den böſen Nachbar, der ſeinem Garten ſchon ſo lange Schaden that, abgehauen und mit Stamm und Aeſten am Boden liegen ſah. Er konnte nicht begreifen, wie das ſo plötzlich geſchehen und rief augenblicklich ſeinem Hans, um ihn darüber zu befragen. Dieſer erzählte ihm umſtändlich, wie er unter der Linde neben des Kalberleders Buben geſeſſen, ihm auf die Hoſen geklopft und ihm dann des Baums halber Sachen geſagt, die ihn dahin gebracht, ihn noch vor dem Mittageſſen umzuhauen und an den Boden zu legen.

Aber wie haſt du das auch thun und ihm ſo drohen dürfen? ſagte der Pfarrer.

Es hat mich gedünkt, es ſei recht geweſen, Herr Pfarrer, ſagte der Hans.

Und der Pfarrer: Nein, Hans, man muß Niemand it etwas in Furcht jagen, wozu man kein Recht hat.

Das iſt wohl ſo, ſagte der Hans, wie ihr ſagt, und ich wollte mich in die Seele hinein ſchämen, wenn Jemand deshalb vor mir nur roth, geſchweige denn blaß werden könnte, aber mit Leuten von der Kalberledergattung hat es ſeine eigene Ordnung. Dieſe Gattung Leute bringt man nicht dazu, ein Vater Unſer zu beten, geſchweige einen Nußbaum umzuhauen, wenn man ihnen nicht den Teufel vormalt.

Des Pfarrers ganze Weisheit fand gegen dieſe Erklärung keine Antwort.

---

41. Ein Wort darüber, was die Bauern ſind, wie und wo und wann ſie zeigen, was ſie ſind — und was ſie nicht ſein dürfen.

Die Herren hatten auf der Weide jetzt nichts zu thun, als die Aecker, die ſchon abgeſteckt und ausgemeſſen waren, durch das Loos zu vertheilen und auf dem Ried die Plätze abzuſtecken, wo die Bäume, die Arner nach Mittag dahin bringen laſſen wollte, hingeſetzt werden ſollten.

Neunzig Juchart von dieſem Land, welche zu einer Waſſermatte beſtimmt waren, konnte man noch nicht vertheilen; das Waſſer war noch nicht vollends zuſammengeleitet und die Gräben, die man erſt machen mußte, waren zunächſt nur abgeſteckt. Aber Waſſer zur künftigen Wäſſerung war ſchon ſo viel da, daß ein jeder Bauer, der das Wäſſern ein wenig verſtand, einſehen mußte, daß der Junker nicht zu viel hoffte, wenn er glaubte, es reiche zur Wäſſerung von neunzig Jucharten hin, um ſo mehr, da der diesjährige Sommer trocken geweſen und man mit Recht hoffen durfte, bei eintretender naſſer Witterung ein Drittheil mehr Waſſer zu erhalten. Auch iſt das Waſſer ſo gut, daß, wo auch jetzt ſchon ein Tropfen hin kommt, das Land davon grünt.

Arner ließ die Bauern jetzt machen, wie wenn er nicht da wäre. Er wußte, daß ſie, wenn ſie Land theilen und wie allein ſind, ſich ganz anders benehmen und zeigen, als

wenn sie mit dem Hut in der Hand vor dem Erbherrn dastehen und gern hätten, er hielte sie für arme Tröpfe und Halbnarren.

Mein Großvater hatte zum Sprichwort: Das Theilen zeigt, was die Leute sind, und das Haben macht aus ihnen, was sie sind. Der Junker benutzte diesen Anlaß, seine Leute kennen zu lernen. Er entzog ihnen keinen Blick und sah bei jedem bessern Stück Land, wie sie ihre Gierigkeit auf hunderterlei Arten äußerten. Es war bei dem Einen im Mund, bei dem Andern im Aug, bei dem Dritten in den Händen, bei dem Vierten in den Füßen, wo man ihm ansah, was er that und wonach ihn gelüstete; je nachdem er einen dickern Bauch oder längere Beine, oder einen platten und einen spitzigen Kopf, ein schmales oder ein breites Maul, oder so oder eine andere Nase und Stirn hatte, so zeigte sich auch diese Gierigkeit anders.

Das war eins. Neben dem hörte er in diesen paar Stunden mehr Wahres über den eigentlichen Feldbau und über die hunderterlei Umstände, auf welche es dem Bauer, ohne daß er davon redet, hauptsächlich ankommt, wenn er über ein Stück Land offen und gerade urtheilt, was es ihm werth sei. Man kann nicht glauben, was für allerlei kleine Umstände in solchen Fällen vorkommen, die er in einem solchen Augenblicke in Anschlag bringt, sonst aber kein Wort davon redet.

Bald ist so ein Stück mehr hinter dem Wind, bald ist es den Regengüssen mehr ausgesetzt, bald ist eine verborgene Nässe, bald ist etwa ein großer Stein unter dem Heerd verborgen, bald Sand oder Grien, der den Mist frißt, bald ein Vortheil oder Nachtheil im Zu- oder Wegfahren, bald ein guter oder böser Nachbar und hundert dergleichen Umstände, warum ein Stück oft das Doppelte mehr oder minder gilt, als ein anderes; und es ist einem Erbherrn Gold werth, den Feldbau des Landes bis auf diese kleinen Umstände herab zu kennen.

Ein Drittes, das ihm und besonders dem Lieutenant auffiel und Freude machte, war: Sie sahen dann und wann

einen armen Mann, wenn er ein gutes Loos zog, jauchzend auf die Weide ſpringen, und dann kecker als vorher, etwa gar mit dem Hut auf dem Kopf, neben einem Dickbauch ſitzen.

Aber je mehr Arme glücklich zogen und ihre Freude zeigten, je mehr zeigten auch die Dickbäuche über jeden ſolchen Fall ihren Unmuth und fingen links und rechts an, Stichelworte fallen zu laſſen.

Aber es war zur Unzeit. Ein paar freche Buben, die das ſahen, riefen in voller Freude über ihr Loos überlaut: Wenn die Maulhänger nichts Anderes können, als uns unſere Freude verderben, ſo könnten ſie wohl heimgehen.

Das gab ein Gelächter. Der am lauteſten lachte, war der Lieutenant. Er ſagte zum Junker: So muß es kommen, wenn der Bauer im feiſten Fell lernen ſoll, daß er nichts mehr iſt, als der im magern, und es wäre wahrlich gut, wenn viele edle Herren es auch zu Herzen nähmen, daß ein Menſch in einem fetten Felle um des Felles willen nicht mehr werth iſt, als einer in einem magern. Aber es ſtanden zwei junge Burſchen hinter dem Lieutenant, als er das ſagte, ſie verſtanden das Wort, fingen an zu lachen und einer ſagte ſo laut, daß es Arner ſelber verſtand, zum andern: Das iſt einmal ein Wort, das unſer einer gern hört.

Arner ſah ihn ſteif an und ſagte zu ihm: Das Wort iſt wahr, aber es kommt darauf an, wer es in den Mund nimmt. Du und dein Kamerad könnten mit einem ſolchen Wort den Kopf hart anſtoßen. — Und der Junker hatte mehr als Recht. So ein Herr, wie der Lieutenant, der weit und breit die Welt erfahren und den man zu etwas braucht, das mehr als Schwefelhölzlimachen iſt, darf, wenn er auch ſchon ein armer Herr iſt, inſonderheit neben ſo einem Junker wohl ſo ein Wort fallen laſſen. Aber wenn ein Bauer frech redet oder ſonſt ein Menſch, der nicht jedes Fehlwort, wenn's noth thut, mit Dublonen wieder gut machen kann, ſich ans Frechſein gewöhnt, ſo gnad' Gott ſeinem Haus und ſeiner Heimath: es iſt, als ob er Zaun und Marken von ſeinem Hof verloren.

42. Die Neigung zur Unverschämtheit geht aus Schlechtigkeit und Schwäche hervor, und um einen unverschämten Menschen zu sich selber, d. i. zum Gefühl seiner Schwäche und Schlechtigkeit zu bringen, darfst du selber weder kraftlos noch unverschämt sein.

Der Lieutenant auf dem Ried half den Vorgesetzten und wer da war, die Plätze abstecken, wo nach Mittag die Hausvater die Bäume hinsetzen sollten, die der Junker ihnen gegeben.

Die Vorgesetzten und Matadore unter ihnen, da sie gehört, daß der Herr Lieutenant darauf denke, Schulmeister bei ihnen zu werden, wollten jetzt, da sie wußten, daß er dem Junker, gegen den sie einen Groll hatten, lieb sei, gegen seinen Schulmeister grob sein, da sie es gegen ihn nicht durften. Sie probirten es, sich ganz kurz gegen ihn zu fassen. Ist's wahr, sagten sie zu ihm, daß ihr unser Schulmeister werdet? Und auf seine Antwort: „ja" sahen sie ihn an, wie ein Käufer auf dem Markt ein Judenroß, dem er nichts Gutes traut, und fingen dann bald unter einander an, zuerst halb und dann ganz laut ihr Gespött zu haben und zu sagen, es werde eine neumodische Schule abgeben; und dann fragten sie ihn noch, ob er sich mit dem alten Schullohn begnüge, oder wer ihm mehr gebe. Einige sagten, er werde wohl müssen ihre Buben lehren in die Scheibe schießen und exerzieren, und einer deutete gar mit seinem Finger auf sein Bein und fragte, ob er sie etwa nicht bloß fechten, sondern auch tanzen lehren wolle?

Er ließ sie eine Weile machen, um zu sehen, wie weit sie es treiben würden. Als er aber fand, es sei jetzt genug, stand er auf und sagte mit dem Stock in der Hand: An die Arbeit, ihr Nachbarn, damit ich nicht aufgehalten werde.

Sie thaten das Maul auf und konnten nicht begreifen, daß ein Schulmeister mit ihnen reden dürfe, wie wenn er

ihnen etwas zu befehlen hätte; aber als sie also mit offenem Mund dastanden und ihn angafften, sagte er sogleich zum Dicksten: Komm her und trag' das! und zum Größten: Geh' hin und bring' das!

Und beim ersten, der nicht im Augenblick that, was er sagte, fragte er: Wie heißt der? und schrieb ihn auf. Das machte sie folgen. Die ihn so verspottet, lernten stehen, wohin er sie stehen, und gehen, wohin er sie gehen, und tragen, was er sie tragen hieß.

Sobald er sie da hatte, war er wieder so freundlich als je und half ihnen, wo er konnte und mochte. Er hatte auch die Arbeit mit den Bäumen so bald in Ordnung, daß die Bauern nicht begreifen konnten, wie geschwind er damit fertig geworden, und er brachte es mit ihnen in einer halben Stunde so weit, daß die, die im Anfange die schlimmsten waren, ganz zahm wurden, und ihrer etliche sogar zu ihm sagten, es seien im Anfang so einige Worte gefloſſen, die er eben nicht aufnehmen solle, wie sie gelautet. Andere sagten ihm, sie sähen jetzt wohl, wie gut er Ordnung halte und wie er seinen Sachen vorstehe, und er solle nur mit ihren Buben so eine Ordnung halten, so werde es wohl gut gehen. Und etliche Buben riefen überlaut: Der kann etwas und bei dem kann man gewiß auch etwas lernen.

Es waren gar viele Buben da. Sie rüsteten zu, was sie auf den Abend, ihre Bäume zu setzen, nöthig hatten. Der Lieutenant ging mit ihnen in alle Ecken und zeigte einem jeden, wo seine Nummer hinkomme. Er war so freundlich mit ihnen, daß sie alle zu einander sagten: Er gibt gewiß einen guten Schulmeister. Als sie die Plätze abgesteckt, wo sie die Bäume hinsetzen wollten und Alles, was sie sich für diesen Morgen vornahmen, nun vollendet war, gingen sie wieder heim. Viele Buben begleiteten den Schulmeister und er redete die ganze Zeit über mit ihnen von ihrer Arbeit und allem, was sie können und lernen müßten, daß sie rechte Bauern würden.

Nahe beim Pfarrhaus traf er den Pfarrer an, der von einer kranken Frau kam und sich eben, wie der Glülphi,

verwunderte, da er jetzt am Kirchthurm ſah, daß es ſchon weit über zwölf Uhr ſei.

43. Was iſt ſüßer, als Kinderfreude, und was iſt reiner, als Kindergüte?

Die Herren eilten mit dem Mittageſſen, damit ſie ſo bald als möglich wieder auf dem Ried wären, wo der Junker die Bäume, die man nach Mittag ſetzen wollte, austheilen und auch die Geißen, die er hatte kommen laſſen, den armen Leuten im Dorf zuſtellen wollte. Der Wagen mit den Bäumen und die Heerde Geißen ſtanden ſchon ein paar Stunden vor dem Pfarrhaus und warteten auf ihn; ſobald aber der Wagen jetzt fortfuhr und die Geißen fortgetrieben wurden, lief Alles, was Händ' und Füße hatte, auf das Ried, zu ſehen, was er mit dem Wagen voll Bäume und mit der Heerd Geißen anſtellen wollte. Auch der Gertrud ihre Kinder liefen, ſobald die Herren aus dem Pfarrhaus fort waren, baten aber die Mutter vorher um ihr Abendbrod, damit ſie auch recht lange auf dem Ried bleiben könnten. Die gute Mutter gab ihnen in der Freude über dieſen Tag doppelt ſo viel als ſonſt; dann ſprangen ſie fort, was ſie ſpringen mochten und waren lange vor den Herren daſelbſt.

Des Junkers Karl war auch da und andere Buben fragten ihn, was doch der Papa mit ſo viel Geißen machen wolle.

Ihr ſollt alle mit einander Geißen erhalten, der Papa hat's geſagt, antwortete ihnen der Karl.

Du weißt viel, was du ſprichſt, ſagte der Klaus; es ſind ſieben Kinder da, wo eine Geiß. Und die größern Buben ſagten auch: Es iſt wahr, es ſind mehr Buben da, als Geißen.

Die armen Thiere waren geplagt. Die Kinder neckten ſie an Bart und Hörnern, daß ſie ihnen mäh mäh machen ſollten, und ihrer etliche ſagten zu des krummen Schneiders

Liſeli, es habe ſo viele Geſchwiſter hier. Es aber zeigte mit der Hand in das Thal hinunter, wo Ochſen und Kühe weideten, und ſagte: Da unten ſind die euern.

Aber die Geißen waren hungrig. Die meiſten kamen einen weiten Weg und wenn die Kinder ihnen den Kopf anrührten, ſtießen ſie ſelbige manchmal mit den Hörnern. Die Kinder aber wollten, daß die Geißen gut mit ihnen ſeien und pflückten ihnen Laub und Gras ab und gaben ihnen Brod, ſo viel ſie hatten; da wurden die Geißen bald zahmer und ſtießen ſie nicht mehr.

Des Maurers Heirli ſaß an einem Haag und zeigte einer Geiß ſein großes Stück Brod, indem er's ſo halb aus der Taſche hervorgucken ließ; aber wenn die Geiß den Kopf halb in der Taſche und das Brod faſt im Maul hatte, zog er es wieder zurück, dann trieb er das hungrige Thier ſo ſtark gegen das Brod, daß es ihn einmal auf den Boden warf. Ja, ja, jetzt haſt du Brod, wenn du mich brav umſtoßeſt, ſagte er, als er wieder aufſtand, und es dünkte ihn ſo luſtig, daß er nicht merkte, daß er nahe bei einem Ameiſenhaufen geſeſſen, bis er voll von dieſen Thieren war. Das iſt nicht gut Wetter, wir müſſen weiter, ſagte er zur Geiß, nahm, damit ſie auch komme, das Brod in die Hand und hielt es ihr dem Maul nahe. So folgte ſie ihm bis hinter den Haag, wo er ſich ſetzte; aber vorher ſah er jetzt doch, ob es mit dem Boden richtig oder unrichtig ausſehe und ob nicht etwa wieder ein Ameiſenhaufen in der Nähe ſei; dann fing er doch an, der Geiß im Ernſt Brod zu geben.

Aber da er eben einen Mundvoll für ſie noch in der Hand hatte, ſah er des Rütimarxen Betheli, das nahe bei ihm zu ſtand und ihm auf die Hand und der Geiß ins Maul hineinſchaute, und ſagte im Augenblick zu ihm: Willſt auch Brod? Roth und nur halblaut antwortete es: Ja, wenn du mir gibſt. Ja freilich, ſagte der Heirli, und theilte dann ſein Brod Mundvoll für Mundvoll zwiſchen dem Kind und der Geiß. Doch gab er allemal den größern Mundvoll dem Betheli, den kleinern der Geiß und ſagte dann, wenn

das Thier seinen hatte: Wart jetzt, Geißli, es ist jetzt wieder am Betheli, und danach: Jetzt ist es wieder am Geißli.

Das Kind zitterte mit der Hand, als es ihm den ersten Mundvoll abnahm, und etwa beim dritten, da er selber keinen nahm, sagte es: Warum ißt du nicht auch? Ich kann wieder haben, wenn ich heim komme, die Mutter gibt mir wieder, antwortete der Heirli. Und das Betheli: Kannst du Brod haben, so viel du willst, Heirli? Ja jetzt gibt mir die Mutter genug; aber es ist noch nicht lange, so hat sie mir auch nicht können genug geben, erwiederte der Heirli. Das Betheli seufzte und der Heirli sagte wieder: Weißt du was? Komm nur am Abend um 6 Uhr, wenn wir Feierabend haben, an unsere Gasse; ich will allemal Brod aufsparen und dir's dann geben. Aber hast du dann doch genug, wenn du mir so gibst? erwiederte das Betheli. Und der Heirli: Ich will das schon machen, komm du nur.

So redeten sie mit einander, währenddem er das Brod theilte, bis auf den letzten Mund voll, der noch groß war. Er sah ihn an, ob er ihn auch theilen sollte; aber er machte mit dem Kopf nein, und sagte: Geiß, du mußt jetzt genug haben, und gab ihn ganz dem Betheli. Dann stand er auf, führte seine Geiß weiter an der Hand am Haag hinauf, wo sie Laub fand; das Betheli aber blieb mit seinem Mundvoll Brod sitzen und aß.

Des Junkers Claus sah dem ganzen Spiel zu, und da der Heirli fort war, kam er hinter der großen Brombeerstaude im Haag, hinter der er gestanden hatte, hervor und legte, ohne ein Wort zu reden, dem Kind ein großes Stück Brod in den Schoß. Es erschrak, als er hinter der Staude hervorkam, aber da es das Stück Brod auf dem Schoß hatte, lachte es und rief ihm laut nach: Dank dir Gott, Mann!

Der Heirli hörte es oben am Haag „dank dir Gott" rufen, und rief ihm zurück: Was hast du jetzt? Da sprang es mit dem Brod in der Hand zu ihm hinauf, zeigte ihm den Mann, der es ihm gegeben, aber jetzt wieder bei des

Junkers Wagen voll Bäume ſtand. Dann theilte das Kind ſein großes Stück Brod auch mit der Geiß, aber es gab ihr doch nur kleine Stücke und aß die größern ſelbſt. Der Heirli wollte ihm keins abnehmen; da bat es ihn: Nimm doch nur auch einen einzigen Mund voll, und er nahm ihm einen ab und aß ihn, ehe er wieder wegging.

Plötzlich tönte ein Geſchrei und ein Rufen: Er kommt! Er kommt! Er iſt es!

Es war der Junker, der mit dem Lieutenant langſam aus dem Föhrenholz heraus dem Bach nach gegen die Anhöhe kam. Da machten die Knaben den Anſchlag, ihm bis unten an den Hügel in einem Zug entgegenzugehen, und der Karl nahm ſein großes, buntes Nastuch aus der Taſche und rief: He! wer macht uns eine Fahne? Wenn wir einen Zug machen, ſo müſſen wir eine Fahne haben. Der Klaus erwiederte: Ich will euch eine machen, und band ihm das ſchöne Tuch an einen ſchneeweißen Stecken. Aber wer ſoll denn Hauptmann ſein und die Fahne tragen? ſagte der Karl. Der Fahne iſt dein und du mußt ſie tragen, ſagten die Buben. Nein, ſagte der Klaus, der Bub da, auf des Maurers Heirli deutend, muß jetzt der Hauptmann ſein. Aber warum das? ſagten alle Buben, und auch Karl ſtand da, wie wenn er das lieber anders hätte und ſah den Klaus mit runden Augen an. Es muß jetzt ſo ſein, ihr Buben, ſagte Klaus, und, Meiſter Carli Kayſer, ſieh mich nur nicht ſo an; ich weiß, wenn dein Papa kommt, ſo ſagt er, ich habe Recht. Nun, ſo gib ihm die Fahne nur, wenn's Nastuch ſchon mein iſt, ſagte der Karl.

Der Klaus that's, und der erſte, der am Zug jauchzte, war Karl. Aber da ſie nahe beim Junker waren, ſprang er aus der Reihe heraus ſeinem Vater an die Hand. Warum biſt du ſo aus der Reihe herausgeſprungen? ſagte der Junker und hob ihn in die Höhe. Dann grüßte er die andern alle, gab dem Heirli ſeine Hand und fragte ihn, wer ihn ſo zum Hauptmann gemacht habe.

Da, dieſer Mann hat gewollt, ich ſolle es ſein, ſagte der Heirli und deutete mit der Hand auf den Klaus und

dieſer erzählte dann, daß er eben vorher dem Buben hinter einer Brombeerſtaude zugeſehen, wie er ſein Stück Brod mit einem Kind und mit einer Geiß getheilt, und dann dem armen Kind noch alle Abend von ſeinem Brod verſprochen habe, und ſetzte noch hinzu: Und ich möchte jetzt den ſehen, der es beſſer verdient hätte. Ja, ſagte der Karl, wenn du das zuerſt geſagt hätteſt, hätte ich dann auch gewußt, daß es Recht wäre. Und nicht alſo das Maul gehängt, ſagte der Klaus ihm leiſe und ſeitwärts. Das iſt recht, Klaus, der bravſte muß auch der Hauptmann ſein, ſagte der Junker. Das iſt nichts ſo Braves; ich hab' mich nur luſtig gemacht, und es hat mich nicht gehungert, ſagte der Heirli.

Dann zog Alles fröhlich mit einander den Berg hinauf.

44. Der Junker thut Vaterwerke und macht Geißhirtenordnungen.

Nun ſtand er auf der Anhöhe, auf welcher Bonnal einſt das Feſt feiern ſollte, deſſen Stiftung er beſchloſſen, in der Mitte ſeines Volks. Die Fruchtbäume zum großen bedeutungsreichen Obſtwald, unter deſſen Schatten es einſt für den Erdenſegen, den Gott dem Menſchengeſchlecht allgemein und Niemand ausſchließend gegeben, danken ſollte, lagen jetzt vor ſeinen Augen ſchon auf dem Wagen.

Wie ein frommer heiliger Prieſter in ſeiner feierlichſten Stunde ſtill vor dem Altar ſeines Gottes ſteht, ſo ſtand voll hoher Gefühle mit ſeinem menſchlichen Opfer jetzt Arner auf dieſer Stelle und warf ſeinen Segensblick auf die ihn umgebende Menge. Er hatte in dieſem Sinnen ſeinen Karl aus den Augen verloren, aber er fehlte ihm jetzt in dem Augenblick dieſer feierlichen Stimmung. Er mußte ihn ſuchen. Er warf ſein Auge auf den Haufen Kinder, der daſtand, und fand ihn unter Bonnals Buben, zwei von den ſchönſten an beiden Händen haltend. Er winkte ihm und ſagte zu ſich ſelbſt: Wenn er doch nur ſein Lebtag ſo glücklich unter den Kindern ſeines Volks daſteht und Niemand ſo

gern am Arm hat, als seine Leute, nahm ihn dann auf seine Arme, redete mit ihm von der Stiftung, die er jetzt vornehmen werde, und um derentwillen man jetzt die Bäume auf dem Ried setzen solle.

Der Karl hörte ihm auf seinem Arm aufmerksam zu. Eine sanfte Wehmuth ergriff jetzt beide, da Arner so mit ihm redete. Einen Augenblick war Arner in dieser Wehmuth still, dann sagte er wieder zum Karl: Ich denke nicht und es ist kaum möglich, daß ich diese Bäume ausgewachsen und in ihrem vollen Segen dastehend sehen werde; denke an diese Stunde, wo wir sie jetzt setzen und so das Fest begründen, das ich für das Dorf stiften will. Lieber, denke bis an dein Grab daran, wie ich dich jetzt auf den Armen trage, und wie du diese Bäume auf dem Wagen liegen und diese Leute aus meinem Bonnal jetzt vor dir stehen siehst und nimm dir fest vor, bis an dein Grab für deine Leute zu sorgen, wie du jetzt siehst, daß ich für sie sorge.

Karl umschlang jetzt seinen Vater mit beiden Händen und sagte ihm: Ich will gewiß bis an mein Grab daran denken; aber du stirbst doch nicht so bald. Du erlebst gewiß auch noch, daß diese Bäume groß sind und viele Früchte tragen.

Lieber Karl, erwiederte Arner, der liebe Gott kann mich noch lange leben lassen, aber was du erleben wirst, das kann ich, menschlicherweise davon zu reden, nicht erleben. — Damit küßte er ihn noch einmal, stellte ihn neben sich und redete, ihn so neben sich an der Hand haltend, mit dem Volk von Bonnal, das vor ihm stand, von der Stiftung, die er vorhabe und von dem Segen, der durch dieselbe ihrem Dorf zufließen könne, wenn sie sich desselben durch ein gottesfürchtiges und menschenliebendes Leben würdig machen und besonders ihre Kinder in der Furcht und Ermahnung des Herrn auferziehen würden.

Nachdem er eine Weile so mit ihnen geredet, sagte er, es könne jetzt ein jeder Hausvater hingehen und von den Bäumen auf dem Wagen so viele nehmen, als einer Kinder habe.

Auf das Wort drängten ſich Reiche, Freche und Geizige vor, geſchwind vor den andern die erſten zu ſein und die ſchönſten wegzuſchnappen; denn wenn ſchon alle Bäume gut waren und von gutem Obſt, ſo war doch immer ein Unterſchied im Alter und an den Wurzeln. Aber der Junker merkte den Zweck dieſes zudringlichen Laufens und machte ihm Halt, ehe noch Einer ſich einen vorzüglich ſchönen Baum ausgeleſen und weggeſchnappt. Er rief laut, ſie ſollten ſich vom Wagen zurückziehen und warten, bis der Klaus mit einigen Andern die Bäume alle von dem Wagen genommen, und ſie, wie ſie ihm in die Hände kamen, die größern und die kleinern durch einander zu Boden gelegt; indeſſen ſollten ſie ſich auch in eine Reihe ſtellen, und dann einer nach dem andern die Bäume, wie ſie am Boden lägen und auf einander folgten, wegnehmen. Es hängte zwar der Eine und Andere von den Dickbäuchen und Meiſterkatzen im Dorf das Maul ob dieſer Ordnung, als ob ihm dadurch Unrecht geſchehen, aber Jeder nahm dennoch ſeinen Baum in der Ordnung, die ihn traf; die meiſten aber lachten, daß Arner ſie alſo mit ihnen in eine ehrliche Gleichheit geſtellt hatte und ſagten, es ſei den Meiſterkatzen, die in allen Dingen vor den andern etwas voraus haben und den Rahm immer oben von der Milch abnehmen wollten, recht geſchehen.

Als ſie die Bäume hatten und Alles wieder in einem Kreis um ihn herumſtand, ſagte der Junker: Ich hätte gern, daß es auch der ärmſten Haushaltung nicht an der nöthigen Milch fehle, ihren jungen Kindern eine gute und ihrem Alter angemeſſene und für ihr Wachſen und Zunehmen nothwendige Suppe machen zu können, darum habe ich dieſe Geißen hierher kommen laſſen und will denen, die das Geld nicht haben, für ihre Kinder eine zu kaufen, daſſelbe gern vorſchießen und hiemit befahl er denen, die einen ſolchen Vorſchuß gern hätten, näher zu ihm zu kommen. Es kamen ihrer ſieben und zwanzig. Aber ſie ſahen aus, daß es ihm durch Leib und Seel fuhr — ohne Hut, ohne Strümpfe, ohne Schuh und ohne Kappe, und Alles an ihren Kleidern zerriſſen.

Das war noch nicht das schlimmste Zeichen ihres Elends. Der Lump, der Schläger, der Tröler, der Spieler und Säufer war nicht nur auf ihren Röcken, er war auch auf ihren Gesichtern wie abgemalt. Es erschütterte Arner, da er sie ansah. Mit Ernst und Unwillen sagte er ihnen: Ihr seht doch auch gar zu lüderlich aus.

Ein Sigmund Hammerschlag hatte das Herz, ihm zu antworten, es vermöchten nicht alle Leute gut auszusehen. Das brachte Arner auf. Er antwortete ihm: Unverschämter Mann, es vermag ein jeder Mensch, sich an Leib und Seel nicht zu verhunzen, und nicht wie ein Schurke, ein Lump und wie du auszusehen. Die andern sechs und zwanzig hätten ihm gern das Maul eingeschlagen, daß er dieses Wort geredet, und viele, selber von den Dickbäuchen und Vorgesetzten, die etwas entfernter vom Junker standen, sei es aus Neid wegen der Geißen oder sonst, lachten überlaut und sagten, der Junker habe wohl Recht, es habe viele von ihnen noch ihr gutes Geld gekostet, bis sie es dahin gebracht, auszusehen, wie sie aussähen. Der Junker fragte indessen den Pfarrer, ob ihre Weiber und Kinder alle auch so aussähen? Leider, Gott erbarm, wie von ihnen geschnitten, sagte der Pfarrer.

Der Junker schüttelte den Kopf und erwiederte: Das ist böse, und hiermit wandte er sich wieder an die Männer und sagte ihnen: Wo es euch eigentlich fehlt, da ist weder mit Land, noch mit Geißmilch zu helfen, und ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll. — Einen Augenblick darauf sagte er wieder: Wenn's mir nicht um eure Kinder zu thun wäre, so schickte ich die Geißen wieder, wo sie hergekommen. Nach einer Weile sagte er dann: Geht in Gottes Namen und leset die Geißen aus; aber das sag' ich euch, wenn ihr die Milch euern Kindern vorenthaltet oder sonst macht, daß sie um euertwillen serben müssen und nicht gesund sein können, so will ich die armen Geschöpfe euch wegnehmen und selber dazu sehen, daß sie wie Christenmenschen erzogen werden, es mag mich kosten, was es will; aber wenn mich Einer von euch nöthigt, ihm sein Kind wegzunehmen, weil

er ein Unmensch an seinem Fleisch und Blut ist, so stecke ich ihn auch dafür ins Zuchthaus und lasse ihn daselbst auf eine Weise ziehen, wie es in solchen Häusern der Brauch ist.

Damit ließ er sie gehen und ihre Geißen auswählen. Das, was er ihnen gesagt, machte sie aber so sturm im Kopf, daß sie wahrlich mit den Geißenhändlern übel gehandelt hätten, wenn der Klaus nicht mit ihnen gegangen und ihnen geholfen hätte. Die Kinder aber, die Geißen bekamen, hatten eine unbeschreibliche Freude und viele andere Buben, auch von den reichern, hingen ihren Vätern an, daß sie ihnen auch Geißen kauften. Die meisten von den Vätern thaten's nicht gern, aber mit Bitten und mit Erzählen, daß der Junker Karl auch eine habe, brachten es ihrer zwei und dreißig dahin, daß ihnen ihre Väter auch Geißen kauften. Und da die sieben und zwanzig ihre Kinder zum Junker hervorbrachten, brachten die zwei und dreißig die ihrigen auch; doch kamen sie allein und stellten sich mit ihnen nicht zu den Kindern und Geißen der sieben und zwanzig.

Habt ihr euern Kindern auch Geißen gekauft? sagte der Junker. Etliche antworteten: Wir haben wohl müssen, sie haben uns keine Ruhe gelassen, bis wir es gethan. Andere sagten: Weil ihr euerm Karl auch eine gekauft, so haben wir unsern Buben diese Freude auch machen wollen. Müssen eure Kinder ihre Geißen auch hüten? sagte der Junker. Warum das nicht? sagten die Väter. Nun, so laßt jetzt alle Kinder, die ihre Geißen so wie die andern hüten müssen, um mich herumsetzen, ich muß mit ihnen reden, sagte jetzt der Junker.

Da stellten die sieben und zwanzig und die zwei und dreißig Väter ihre Kinder, die die Geißen hüten mußten, in einen Kreis vor ihn hin und sich gerade hinter ihnen auch in einen Kreis, und Arner sagte zu den Jungen und zu den Alten, das Weidehirtenleben, wie es jetzt sei, sei ein Leben, in welchem Kinder leichter als in jedem andern zu wilden, ungezogenen und dadurch unglücklichen und bösen Menschen werden könnten; sie müßten deshalb Einrichtungen treffen,

daß ihre Kinder bei ihrem Geißhüten ſich nicht ſo leicht die Fehler des jetzigen Hüterlebens angewöhnten.

Zuerſt müßt ihr, ſagte er zu den Kindern, unter einander abreden, wie viel alle Wochen von euch hüten müſſen, damit darin keine Unordnung einreiße und keins unnöthigerweiſe die Zeit über dem Hüten verliere, und dann, fuhr er fort, müßt ihr mir ferner verſprechen:

Erſtlich, ihr wollet dasjenige unter euch für keinen braven Hüterbuben und kein braves Hütermädchen halten, und nicht mehr zu euch zählen, noch mit euch hüten laſſen, welches auf der Weide über ſeine Geiß flucht und ſchwört, ſie ſtark ſchlägt oder ihr Steine nachwirft;

zweitens, ihr wollet auch das für kein braves Hüterkind halten und nicht mit euch auf der Weide hüten laſſen, welches ſeinen Mithirten böſe Worte gibt, ſie ſchimpft und ſchilt, oder gar über ſie flucht und ſie ſchlägt;

drittens, daß ihr dasjenige nicht für ein braves Hüterkind halten wollt und neben euch hüten laſſet, welches mit Fleiß oder aus Lüderlichkeit die Geißen in Holz und Feld zu Schaden gehen läßt, noch viel weniger, wenn es ſelbſt in Holz und Feld Schaden ſtiften und freveln würde;

viertens, daß ein jedes Hüterkind an ſeinem Hütertag eine Arbeit auf die Weide mitnehmen und dann am Samstag ſeinem Schulmeiſter vor allen Kindern angeben ſolle, was es an dieſem Tag bei der Heerde gethan; ſei es dann, es habe Stroh geflochten, oder Wolle geſtrickt, oder Holz aufgehauen.

Die Kinder verſprachen laut, daß ſie die Punkte alle gewiß und gern halten wollten.

Aber etliche Väter, die hinter den Kindern ſtanden, drückten ſich zu ihnen herunter und ſagten ihnen: Ja, Kinder, Kinder, es iſt geſchwind ja geſagt, wenn es dann nur auch ſo munter geht, wenn's um's Halten zu thun iſt.

Der Junker hörte, was dieſe Väter ſagten. Es freute ihn und er ſagte auch: Es iſt recht, was ſie euch ſagen, ihr Lieben! Verſprecht mir nichts, was ihr hintennach nicht halten werdet. Die Kinder verſprachen wieder, ſie

wollten's gewiß, gewiß halten. Und der Karl, der auch bei ihnen ſtand, nahm ſeinen Papa bei der Hand und ſagte: Lieber Papa, glaub' es ihnen doch, es iſt ihnen gewiß ernſt.

Ja, ja, Karl, wie oft haſt du ſchon etwas verſprochen und hintennach nicht oder nur halb gethan, ſagte der Junker und lächelte. Eine Weile darauf ſagte er zu den Vätern dieſer Kinder: Aber wenn ſie es thun und hüten, wie es recht und brav iſt und wie ſie verſprochen, ſo müſſen ſie dann, wenn's Winter werden will und das Weiden bald aufhört, einen ganzen Tag mit ihren Geißen zu mir kommen, ich will ſie dann an der Burghalde neben den Reben weiden laſſen und ſehen, wie jedes mit der ſeinen umgeht, und die Mama macht dann allen zuſammen einen Reisbrei. Und Fliegen darauf, ſagte der Karl. Ja, und Fliegen darauf, bis er ganz ſchwarz iſt, ſagte der Junker. Sie meinten Roſinen, aber die Buben wußten es nicht und zerrten den Karl an Rock und Aermel und fragten ihn, was das ſei. Es iſt ſüß wie Zucker und kohlſchwarz wie Fliegen, aber ohne Flügel, und ihr werdet's dann ſchon ſehen, ſagte der Karl.

---

45. Von Jugend auf drei Batzen ſparen, iſt ein Mittel wider den Urſprung der Verbrechen, gegen die man ſonſt Galgen und Rad braucht.

Als dieſer Spaß mit den Fliegen vorüber war, redete der Junker mit den Hausvätern von den zehntfreien Aeckern, die er den Spinnerkindern ſchenken wollte, wenn ſie, ehe ſie 20 Jahre alt wären, 8 bis 10 Dublonen erſpart und beiſeit gelegt hätten. Es wollte ihnen im Anfang zwar nicht leicht in den Kopf hinein, wie die Spinnerkinder vor ihrem zwanzigſten Jahre 8 bis 10 Dublonen zuſammenbringen ſollten; aber das Wort Zehntfreiheit, von dem die Bauern ihre Lebtage ſagen gehört, es ſei im Munde eines Herrſchaftsherrn ſo rar, als der Vogel Phönix im Schwarzwald,

machte, daß ihnen in ihren Köpfen bald viel Licht aufging und daß sie begriffen und ausrechnen lernten, es brauche nicht mehr, als daß ein Kind in der Woche drei Batzen von seinem Spinnerverdienst beiseite lege und dann sei's in der Ordnung. Sie begriffen das auch um so leichter, da er auf den Rath hin, den ihm das Baumwollenmareili gegeben hatte, zu ihnen sagte: Ein Kind, das jetzt schon 17 Jahr alt, müsse 30, eins, das 16 Jahr alt, 40, eines, das 15 Jahr, 50, und nur die, welche unter 13 Jahren, müssen ihre vollen 80 Gulden zusammenbringen, um diese Zehntfreiheit zu erlangen. Etliche fingen bald an, darüber so warm zu werden, daß sie zu einander sagten, man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist, Kinder und Kindeskinder erleben's vielleicht nicht mehr, daß einem Junker so ein Wort zum Mund heraus kommt.

Und hie und da nahm jetzt ein Baumwollenspinnervater sein Kind beiseite und sagte ihm: Wie ist's, willst du in der Woche ein halbes Pfund mehr spinnen, daß ich dir so einen Sparhafen machen könnte? Du hast dann dein Lebtag einen Vortheil. Das glaub' ich, sagten die Kinder, und das gern, recht gern, wenn du mir das thust, Aetti (Vater). Bald darauf riefen ein paar Spinnerväter: Wir haben zu danken, Junker, und wir wollen mit unsern Haushaltungen das anfangen, was ihr sagt. Wir auch, wir auch, Junker, sagte jetzt eine Menge. Uebereilt euch nicht, sagte der Junker, und besinnt euch mit euren Weibern bis morgen, ob ihr's versprechen wollt; denn ich halte darauf, wie bei den Hirtenkindern, wenn's einmal versprochen, ist, so muß es gehalten sein. Es ist versprochen, es ist versprochen und es muß gehalten sein, sagten sehr viele, und einige setzten gar noch hinzu: Es braucht sich da nicht zu besinnen, wir müßten uns und unsern Kindern spinnenfeind sein, wenn wir uns darüber nur einen Augenblick besinnen wollten.

Aber die Reichen im Dorf und die Großen, als sie sahen, wo das hinaus wollte, fingen an die Köpfe zusammenzustecken und zu einander zu sagen: Ja, und unsere Töchter, was haben denn sie, wenn die Spinnerkinder so

zehntfreie Aecker bekommen? Der Junker merkte, daß ihnen etwas nicht recht lag. Sie ſtanden zu drei, vieren zuſammen, geſtikulirten mit den Händen und ſchüttelten die Köpfe. Es wunderte ihn, was es ſei. Er winkte dem Untervogt, der bei ihnen ſtand, und fragte ihn, was ſie hätten. Ja, ſie meinen eben, ſo zehntfreie Aecker würden ihre Töchter auch freuen und ihnen auch wohl thun, wie den Spinnerkindern, ſagte der Untervogt. Und der Junker: So, möchten ſie auch ſolche zehntfreie Aecker? Sie meinen, ſagte der Untervogt, ſie verdienten es auch wie die andern, und wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, ſo müſſen ſie zehnmal mehr arbeiten, als die andern. Das iſt nur, weil ſie zehn und hundert Mal mehr vermögen, als die armen Spinnerkinder, erwiederte der Junker. Und der Vogt: Es iſt ſo, es iſt ſo — fuhr aber denn doch fort, ihnen das Wort zu reden und ſagte: Wenn der Vortheil nur nicht den Zehnten beträfe, es möchte ſonſt ſein, was es wollte; aber der Zehnt iſt eine recht eigentliche Bauernſache, und es ſetzt den größten Verdruß ab, wenn die Baumwollen-Spinnerkinder darin einen Vortheil erhalten.

Der Geſcheidteſte unter den Dorfälteſten, der Hügi, hatte nämlich dem Untervogt eingeflüſtert, er ſolle dem Junker dieſes ſagen. Der Junker aber merkte bald, daß der arme Meyer das nicht aus ſich ſelber ſagte, warf ſeinen Blick auf den Hügi, beſann ſich einen Augenblick wegen der Antwort und ſagte dann: Ja, es ſei mit dem Zehnt für die reichen Bauern wirklich eine eigene Sache, ſie erſtünden den Zehnt gemeiniglich ſehr wohlfeil, aber gäben dem Armen in keinem Fall etwas von dem Vortheil, den ſie hätten. Doch wenn den reichen Bauern ſo viel dran liegt, daß ihre Töchter auch ſo zehntfreie Aecker zur Ausſteuer bekommen, ſo will ich das thun. Ich will einer jeden Bauerntochter, deren Eltern ein Waiſenkind, das nicht über 7 Jahre alt iſt, ins Haus aufnehmen und brav und untadlig erziehen werden, ſo einen zehntfreien Acker zur Ausſteuer ſchenken, wie einem Spinnerkind, das ſeine 80 Gulden verdient hat, und noch lieber will ich das thun, wenn eine von euren Töchtern auf-

weisen kann, daß sie selbst etwas gethan, das so brav und gut ist, als ein armes Kind erziehen, oder so viele Jahre in der Ordnung gespart, als die Spinnerkinder dafür sparen müssen. Aber versteht mich wohl, es muß etwas sein, das nicht bloß in ihren eigenen Sack gut ist.

Die Bauern thaten kein Maul auf über das, was er sagte; ihrer viele aber kehrten sich von ihm weg, da er ihnen ins Gesicht sah. Eine Weile darauf fingen sie unter einander an zu brummen: Das sei nichts.

Einer sagte, sie müßten ja mit ihrem Geld kaufen, was er den andern verehre. Ein Anderer sagte: So ein Narr bin ich nicht, und salze mir so eine Plage auf, ein fremdes Kind zu erziehen, ich habe genug an meinen eignen. Noch Einer sagte: Wenn ich etwas Fremdes erziehen will, so muß es mir im Stall schlafen und am Barren fressen. Ja, ja, sagte wiederum Einer, so eins, das man im Stall anbinden kann, geht wohl an, aber mit einem andern mag ich nichts zu thun haben. Einer oder zwei, die gar hochmüthig waren, fanden aber doch, so ein Kind esse zuletzt mit den andern, und sie könnten es immer brauchen, wenn's auch nur zum Hühnerfüttern und Grasausraufen wäre. Aber es hat ein anderes Bedenken, sagte wieder Einer, wer weiß, was er unter dem wohl und untadelig erziehen versteht? Und wenn Einer Jahr und Tag Mühe und Arbeit mit einem solchen Kind gehabt hätte und der Junker oder seine Erben dann sagten, es wäre nicht brav und nicht ohne Tadel erzogen, was wollte Einer dann machen? Und wenn so eins stürbe? so könnte man noch 's Teufels Verdruß davon haben, und wenn man's 10 Jahre gehabt hätte, so wäre Einem denn noch Niemand etwas schuldig.

Der Junker sah, daß sie nicht mit ihm reden wollten, sondern nur unter einander brummten. Er zweifelte nicht daran, es gefalle ihnen nicht und er wollte die Gemeinde entlassen, ohne weiter darüber ein Wort zu verlieren.

46. Reine Herzensgüte eines Maurergesellen, der vor Arners Einfluß auf Bonnal schon ein halber Schelm war; des Junker Karl Unschuld und Anlagen zur Kraft und Selbstthätigkeit und endlich der Mensch verglichen mit der schönen Natur.

Da kam noch der Michel zu ihm hervor und sagte, es sei von der ärmsten Haushaltung, die gewiß mehr als eine andere eine Geiß nöthig habe, Niemand da; die Frau liege auf dem Krankenbette und der Mann habe gewiß nicht können von ihr wegkommen.

Der Junker befahl ihm im Augenblick, das beste Thier, das er noch finde, für den Kienast zu kaufen. Und der Michel, wenn er für sich selber eine Geiß gekauft hätte, hätte sie nicht sorgfältiger aussuchen können.

Dann warf der Junker noch einen Blick auf das Volk, das jetzt von ihm wegging. Es erquickte ihn, daß die Armen und Kinder sich zu ihm drängten und ihm dankten, und that ihm hingegen weh, daß die Reichen fast alle die Köpfe von ihm weghielten und thaten, als wenn sie ihn nicht sähen, so nahe sie auch an ihm vorbeigingen.

Sein Karl machte ihm ihre Unart vergessen. Er stand, den Baum auf der Achsel und die Geiß an der Hand vor ihm und sagte: Aber du, Papa! die andern Aetti setzen morgen alle ihren Buben die Bäume, willst du mir meinen auch setzen? Ja freilich, sagte der Junker. Aber kannst du es auch? sagte der Bub. Und der Junker: Ich will's probiren. Siehst du, erwiederte Karl, man muß ein Loch in den Boden machen, aber ein großes und tiefes, und Dünger hinein thun, aber faulen, alten, der nicht brennt, und dann erst den Baum darauf, nicht tief; und die Grasstücke, die man dazu legt, muß man umkehren, daß sie nicht anwachsen, dann braucht's noch viel, viel, bis er recht steht und verdörnt ist.

Junker. Wer hat dir das alles gesagt?

Karl. Meinſt du, Papa? Die Buben reden jetzt nichts als vom Baumſetzen. Sie haben geglaubt, ich wiſſe nichts davon, aber ich habe mehr gewußt als ſie, und ſind doch Bauernbuben.

Junker. Wer hat dich aber das gelehrt?

Karl. Der Herr Rollenberger; der weiß mehr, als alle Bauern. Aber ich muß jetzt gehen, die andern Buben gehen auch mit ihren Geißen.

Bald ſtand Arner mit ſeinem Lieutenant allein auf dieſer Anhöhe. Die glatte Itte zitterte im reinſten Silberlicht zu ihren Füßen, die Sonne neigte ſich und der Waſſerſpiegel des ſich ſchlängelnden Bachs glänzte von Bonnal aus bis hin zu dem Gebirge, wo ſeine Herrſchaft von der daran ſtoßenden ſich ſcheidet.

Arner ſah eine Weile ſinnend ſtill in dieſes liebe Thal ſeiner Herrſchaft hinab und ſagte dann zum Lieutenant, der neben ihm ſtand: Es iſt mir jetzt, ich ſehe die Arbeit, die wir hier anfangen, auch ſo mit dem Bach von Bonnal weg, fortrinnen und von einem Dorf ins andere kommen, bis an den Thurm, wo ſich Gott Lob meine Sorgen und meine Pflichten enden. Er zeigte ihm dann mit dem Finger die graue Spitze des Kirchthurms von Arnheimsend. Die Itte glänzte da nur noch wie ein dünner Silberfaden, ſie verlor ſich im Vorhang des Gebirgs und Arner ſagte: Das iſt der letzte Ort meines Thals, und ſetzte mit einer Art von Wehmuth hinzu: Erleb' ich's noch, daß wir mit unſrer Arbeit bis nach Arnheimsend kommen?

Es dauert vielleicht nicht ſo lange, als Sie ſich vorſtellen, ſagte der Lieutenant.

Es iſt möglich, ſagte Arner, und ich denke, unſere Arbeit wird uns vielleicht leichter, je weiter wir vom Schloß und von Bonnal wegkommen und gegen Arnheimsend vorrücken.

Darüber lächelte der Lieutenant und ſagte: Ueber dieſen Punkt habe ich einmal einen Geiſtlichen vor einem Tiſch voll Junkern und Pfaffen ein derbes Wort ſagen hören. Es war in der Steinmark und man redete bei Tiſche von

dem Unterſchied der Pfründen, die in einem Markamt gegen die Gewohnheit in der Nähe von den Schlöſſern beſſer ſind, als in der Ferne davon. Da ſagte ein magerer Pfarrer, der unten am Tiſch ſaß, mit einer hellen, langſamen Stimme, die hinauf tönte, daß alle ſchwiegen: Wenn's recht wäre, Ihr Gnaden und Ihr Hochwürden, ſo wär's allenthalben ſo. Warum? warum? riefen ihm Ritter und Pfaffen wie aus einem Mund hinab. Warum? Ihr Hochwürden und Gnaden, in der Nähe von Schlöſſern hat man Teufel auszutreiben; weit weg davon nur Kinder zu erziehen, erwiederte der Pfarrer.

Die Augen blitzten den Hochwürden und Gnaden, da das Wort heraus war. Aber die Geſcheidteſten unter ihnen fingen an zu lachen und auf des Pfarrers Geſundheit zu trinken. Da merkten die andern, daß das das Beſte ſei, was ſie thun könnten, und vom Schleſiſchen Commandeur, der obenan ſaß, bis zum jüngſten Degen lachte jetzt Alles, und Alles trank auf des luſtigen Pfarrers gute Geſundheit. Aber noch vor morgen Abend darauf machten, das weiß ich gewiß, vom Schleſiſchen Commandeur bis zum geringſten Degen hinab ein jeder auf ſeinem Schloß wieder Sachen, die der Grund ſind, warum die Geiſtlichen hie und da in der Nähe von Schlöſſern Teufel auszutreiben haben.

Ach, die Menſchen ſind ſo häßlich und was man auch mit ihnen macht, ſo bringt man's doch nicht dahin, daß ſie auch nur ſo ſchön ſind, wie dieſes Thal, ſagte der Junker jetzt auf ſeiner Anhöhe, auf der er die reine Itte in ihrem Silberglanz durch ſein ſchönes Thal bis nach Arnheimsend hinfließen ſah; aber in dem Augenblick, in dem er das Wort ausſprach, trieb ein Hirtenbub unter dem Felſen, auf dem ſie ſtanden, eine magere Geiß vor ſich her. Er ſtand zu ihren Füßen ſtill, ſah gegen die Sonne hin, lehnte ſich auf ſeinen Hirtenſtock und ſang ein Abendlied. Er war die Schönheit ſelbſt, und Berg und Thal und die Itte verſchwanden vor ihren Augen. Sie ſahen jetzt nur den Jüngling, der, in Lumpen gehüllt, zu ihren Füßen ſtand, und Arner ſagte: Ich hatte Un-

recht; die Schönheit des Menschen ist die größte Schönheit auf Erden.

---

47. Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütze, das ist ganz wahr; aber das Träumen über die Gottesfurcht und das Maulbrauchen darüber ist nicht zu allen Dingen nütze und hat keine Verheißung weder des gegenwärtigen, noch des zukünftigen Lebens.

Die Geißen, die der Junker den Armen geschenkt hatte, machten fast in allen Stuben die größte Freude. Am rührendsten war diese Freude in der Kienastin Stube, für welche der Michel den Junker noch um eine Geiß gebeten.

Es kann nicht wohl etwas Traurigeres sein, als das Leben und das jetzige lange Krankenbett dieser Frau. Sie ist mit dem besten Herzen das elendeste Weib geworden, weil sie sich durch das größte Weltgift unserer Zeit, durch arme Büchersachen in die Irre hat führen lassen. Der alte Pfarrer Flieg in Himmel war an ihrem Unglück schuld. Er war ein herzguter Mann, wie sie auch in ihren guten Tagen; aber er war mit seinen Sinnen nicht in der Welt, sondern in den Büchern, und hat das arme Weib, das jetzt auf dem Todbett lag, mit seiner Jugendlehre aus dieser Welt hinaus und in eine einbildische versetzt, die ihr weder Brod, noch Ruhe, noch Segen zeigte, sondern das Gegentheil, bis auf die Stunde ihres Scheidens.

Es steht im Anfang des Wortes Gottes oder im ersten Buch Mosis im ersten Capitel: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen" — und mein Großvater, wenn er diesen Spruch sagte, setzte allemal noch hinzu: wenn du nicht ein Narr werden willst und ein Lump oben drauf.

Davon wußte der Pfarrer Flieg in Himmel weniger als

nichts. Er meinte, es genüge, wenn seine Kinder nur ordentlich still säßen und den frommen Sachen, von denen er alle Sonntage und Donnerstage die Ohren voll erzählte, die Woche durch fein ordentlich nachdächten und links und rechts der Gründe Menge wüßten und an den Fingern herzählen konnten, warum er, der Pfarrer Flieg in Himmel, dieses oder jenes für wahr halte, u. s. w. Dieser Pfarrer hat eine Menge Kinder unglücklich gemacht und die Leute, die die schlechtesten im Dorfe sind, sind im eigentlichsten Sinne seine Zucht.

Er verblendete viele Leute mit der gutmüthigen Weise, mit der er den Kindern die Religion in die Einbildungskraft und in das Gedächtniß hineinlegte und sie in einer Art von Traumsucht darin verlieren machte, ohne sie durch ihren Glauben und durch ihre Liebe genugsam zu den Pflichten, Anstrengungen und Ueberwindungen, die das Leben des Menschen täglich fordert, genugsam anzuhalten und darin zu beleben. Er war in seiner Zeit von der Gemeinde fast angebetet. Sein Lob war allgemein; nur hie und da machte etwa eine alte Frau, die noch im Geist und in der thätigen Kraft der Vorzeit erzogen war, die Anmerkung, seine Kinder würden so geschwind müde und hätten ihren Kopf und ihre Sinne nicht immer, wie sie sollten, bei ihrer Arbeit.

Die Kienastin war ein gutes Kind, aber ein zur Lüderlichkeit und zum Träumerleben höchst geneigtes Geschöpf und hatte noch dabei die Schwäche, sich auf die Erkenntniß ihres Heils, wie sie es nannte, viel einzubilden. Sie war in ihrer Jugend dieses Pfarrers Herzenskäfer. Er nannte sie oft vor ihren Augen und vor den andern Kindern himmlisches Kind, Engelsseele und mehr dergleichen Namen. Aber er hat sie damit so unglücklich gemacht, als man immer ein Erdenkind mit Himmelsträumen unglücklich machen kann. Sie vertiefte sich in Nachdenken über Gegenstände, die über ihre Kräfte und ihre Kenntnisse waren und machte sich den Kopf mit Wörtern und Vorstellungen voll, deren Sinn zu begreifen sie von ferne nicht im Stande war. Sie

ward aber dadurch eine lüderliche Frau und eine unverantwortlich ſchlechte Mutter. Das Hausweſen ihres Mannes ging durch ihre Schuld allmählich ganz zu Grunde. So lange ſie noch bei Haus und Hof waren und ihr das nöthige Eſſen und Trinken ohne große Sorge auf den Tiſch kam, achtete ſie das nicht und lebte in ihren Träumen, wie im Himmel; aber als es mit ihrem wirthſchaftlichen Verderben ſo weit kam, daß ihr Mann Haus und Hof verlaſſen mußte und ſie in Noth und Elend geriethen, konnte ſie ſich in ihre Verhältniſſe gar nicht ſchicken und ſank in einen Mißmuth und Trübſinn, der ſie unendlich elender machte, als tauſend Arme, die ſich in ihrer Noth durch ihrer Hände Arbeit mit Kraft und Anſtrengung die Nothdurft des Lebens erwerben.

Der Pfarrer Flieg in Himmel erlebte ſchon ihre Noth; aber anſtatt ſie zu den Kräften und der Anſtrengung zu erheben, die ſie bedurfte, ſchickte er ihr zu Zeiten etwas Gutes zu eſſen ins Haus und ließ ſie oft am Abend zu ſich kommen und ſich etwas Frommes und Schönes, zu Zeiten aber auch Zeitungen vorleſen.

Nach ihm kam ein alter Pfarrer, der den Vikar hatte, den wir kennen, nach Bonnal und ſie ward in des Hummels Zeit nicht nur im höchſten Grade elend, ſondern auch das Geſpött des ſich immer mehr verderbenden Dorfs. Sie blieb aber in ihren Träumen und in ihrer Lüderlichkeit fortdauernd ſich ſelbſt gleich; der jetzige Pfarrer ſagte ihr, ſobald er ihr Seelſorger wurde, wo er glaube, daß ſie zu Haus ſei. Wo er immer ſein Aug hinwandte, fand er in ihrem Haus nichts, das ihm zeigte, es wohne eine Hausfrau und eine Mutter hier, hingegen war ihr das Maul im Augenblick offen, von Religionsſachen mit ihm zu reden und ihn zu fragen, wie er dieſes und jenes anſehe. Er ſagte aber deutſch: Du fragſt mich da Sachen, an die ich noch nie Zeit gehabt, zu denken, und es nimmt mich Wunder, wie du Zeit gehabt haſt, ſo weit zu kommen. Sie fing an: Ich habe da vom Hrn. Pfarrer ſelig etliche Bücher, aber er unterbrach ſie und ſagte: Ich halte gar nicht viel auf viele Bücher in Bauernhäuſern; die Bibel und ein Herz, das in

Einfalt nur nicht daran ſinnt, etwas zu erklären, was es nicht geradezu verſteht, das ſuche ich in Bauernhäuſern und dann Karſt und Hacken, die alles unnöthige Erklären aus dem Kopf hinaustreiben. Die arme Frau meinte im Anfange faſt, der Pfarrer läſtere und rede wider Gott, da er alſo wider ihre Thorheit redete. Dennoch aber brachte er ſie in ihrer langen Krankheit, die ſie auch jetzt noch ans Bett feſſelte, dahin, daß ſie anfing zu erkennen, ſie ſei in ihrer Pilgrimſchaft auf Erden in der Irre herumgelaufen und habe gegen ihren Mann und gegen ihre Kinder und gegen Gott und Menſchen nicht gehandelt, wie ſie hätte handeln ſollen. Der gute Pfarrer hatte alle mögliche Aufmerkſamkeit auf ihre Verhältniſſe. Er that ihr Gutes, wo er konnte und mochte; er las ihr oft ſelbſt aus der Bibel vor und zeigte ihr klar, daß er das Beten und das Bibelleſen aufrichtig gern ſehe und nur das unnütze und unverſtändliche Geſchwätz darüber nicht billige. Er kam, ſeitdem ihre Krankheit ernſthaft war, faſt alle Tage zu ihr und ſie fing auch an, ihn recht gern um ſich zu haben. Er war jetzt eben auch bei ihr, da der Michel mit der Geiß kam und ihnen ſagte, der Junker ſende ihnen dieſe Geiß für die kranke Frau und für ihre Kinder.

Das rührte den Mann und die Frau, daß beide kein Wort hervorbringen konnten. Der Michel verſtand ihre ſtumme Sprache und wollte, ohne weiter etwas zu ſagen, aus ihrer Stube weggehen. Aber der Pfarrer ſtand jetzt vom Bett der kranken Frau auf, nahm das Wort für die jetzt noch ſchweigende Frau und bat ihn, dem Junker für ſie und die ganze Haushaltung zu danken. Oh, Herr Pfarrer, ich hätte das gethan, ohne daß Sie mir's ſagten; ich ſehe ja, wie ſie beide gerührt ſind, ſagte jetzt der Michel.

Als er fort war, blieb der Pfarrer noch eine Weile und theilte mit der ganzen Haushaltung die Freude über die Wohlthat des Junkers. Es freute die Kinder, daß der gute Pfarrer ſo bei ihnen blieb. Sie trieben die liebe Geiß zu ihm hin, daß ſie ihm den Kopf auf den Schoß legte. Er kehrte ihr den Kopf gegen die kranke Frau, die auch noch

ihre Freude an ihr hatte. Sie nahm die welke Hand unter der Decke hervor, krabelte ihr zwiſchen den Hörnern und hätſchelte ſie auf dem Rücken. Währenddem ſie das that, fühlte ſie auch die Liebe des guten Pfarrers, dankte dem lieben Gott, der das Ende ihres Lebens noch ſo erquickt, ſeufzte aber dabei und fühlte jetzt tief, daß ſie durch ihr ganzes Leben einen Meinungengott verehrt, aber keinen wahren Glauben weder an das Göttliche, noch an das Menſchliche gehabt. Sie entſchuldigte ihren Irrthum mit der Führung ihres Lebens, die ſie in ihrer Jugend gehabt, ſah jetzt zufrieden das gute Thier an und gelüſtete ſogar nach Milch, da ſie doch ſchon etliche Tage nicht das Geringſte als ihr Kräuterwaſſer zu ſich genommen. Da melkte ihr Mann die Geiß in ein braunſchwarzes Becken; es war das einzige, das ſie im Haus hatten. Er zitterte, als er da mit der einen Hand ihr den Löffel vor den Mund hielt und mit der andern die ihre an ſich drückte, und Thränen fielen auf ſie herab, als er: „Wohl bekomm's dir, liebe Frau!“ dazu ſagte. Die Kinder führten dann das Thier in ihren Stall und ſuchten ihr an allen Hecken Laub und Streu.

48. Das Andenken an eine Großmutter.

Auch in des Rudi Stube war die Freude über die Geiß, die der Vater ihnen kaufte, rührend. Die Großmutter ſagte noch vor ihrem Tode an dem Tage, da ſie hörte, daß der Rudi Arbeit am Kirchhof bekomme, zu ihm: Du kannſt, will's Gott, deinen Kindern auch eine Geiß zuthun, daß ſie auch täglich etwas Milch bekommen. Jetzt erinnerten ſich die armen Kinder dieſes Wortes ihrer lieben Großmutter, ſobald der Vater die Geiß in die Stube hineinbrachte, und da ſie nun alle in ihrer Freude um die Geiß herumſtanden, ſagte der Rudeli zum Vater: Weißt du auch, Vater, die Großmutter hat noch geſagt, wir müſſen noch eine Geiß haben. Ja freilich, weiß ich es noch, ſagte der Vater. Und das Kind: Es iſt doch auch, wie wenn ſie gewußt hätte,

wie es uns noch gehen werde, so hat sie allerlei vorausgesagt, wie es jetzt gekommen.

Lieben Kinder, sagte jetzt der Vater, vergesset es euer Lebtag nie, was sie in ihren letzten Tagen zu euch gesagt hat. Ich will es mein Lebtag nicht vergessen, was sie zu mir gesagt hat, erwiederte ihm der Rudeli und dann alle Kinder: Und wir auch nicht, und wir auch nicht. Aber wißt ihr was, Kinder? Wir wollen uns nach dem Nachtessen zu einander setzen und dann alle Worte zusammentragen, die sie zu einem Jeden gesagt hat; dann will ich sie alle auf einen Bogen Papier aufschreiben, daß ihr sie euer Lebtag behalten und lesen könnt.

Es freute die Kinder sehr, daß der Vater ihnen alle Worte, die die liebe Großmutter noch geredet, aufschreiben wolle, ehe sie von ihnen weg und in den Himmel gegangen. Sie vergaßen darob fast ihre liebe Geiß, die noch bei ihnen in der Stube stand, und redeten das ganze Essen über von nichts, als wie sie alle Worte zusammentragen wollten, die sie von ihrer lieben Großmutter noch wüßten.

Der Rudeli sagte da: Gelt, Vater, wenn wir so ihre Worte zusammentragen, so ist es dann, wie die Imbli (Bienen) Honig in ihren Korb zusammentragen. Ja, Lieber, erwiederte der Vater, wenn wir so ihre Worte alle zusammentragen und aufs Papier bringen, so ist es gewiß eben, wie wenn die Imbli ihren Honig zusammentragen und in ihre Zellen ablegen. Und der Rudeli: Gelt, Vater, das Papier ist dann wie der Imblikorb? Wir wollen es dann so nennen, wenn der Vater es darauf geschrieben hat, sagte das Nännli. Aber können wir dann auch Honig daraus essen? sagte das Liseli. Ja freilich können wir Honig daraus essen, erwiederten das Nännli und der Rudeli. Und der Vater: Ich hoffe es zum lieben Gott, der Großmutter Abschiedsworte dünken euch besser, als Honig und Alles in der Welt, das ihr nur essen könnt. Ja, Vater, sagte der Rudeli, sie ist jetzt im Himmel, und dann ist uns das Papier, auf dem du ihre Worte aufschreiben willst, wie Himmelbrod.

So redeten ſie bei ihrer Erdäpfelſuppe, und da ſie ausgegeſſen, ging der Rudi zum Baumwollenmareili und entlehnte bei ihm Dinte, Feder und einen Bogen Papier.

Es war noch in vielen andern Stuben über dieſe Geißen eine große Freude, aber es zeigte ſich doch auch in dieſer Freude bei Vielen, wie ſchwach und zum Theil auch ſchlecht ihr Herz ſei. Einige der ſchlimmſten Lumpen machten ihren Weibern die Bemerkung, ihre Freude über dieſe Geißen dürfe eben nicht ſo groß ſein, der Junker habe ſie ihnen nichts weniger als geſchenkt, ſondern ihnen nur das Geld dazu vorgeſchoſſen. Die meiſten Weiber waren gläubiger und trauten dem Junker mehr Gutes zu, als ihre Männer; ſie gaben ihnen faſt allgemein zur Antwort: Er fordert von uns das Geld gewiß nicht wieder zurück. Auch die Kinder ſagten faſt einſtimmig: Nein, nein, Vater, er iſt ja ſo gut, er fordert das Geld gewiß nicht wieder.

Der Junker hatte auch bei ſeiner Aeußerung, ihnen das Geld zu ihren Geißen vorzuſchießen, nichts weniger als zur Abſicht, es von irgend Einem wieder zurückzufordern, aber da er die meiſten als ſchlechte Leute kannte, ſo wollte er, um ihrem Leichtſinn und ihrer Lüderlichkeit vorzubeugen, ſie durch dieſe Aeußerung auf eine Art in der Furcht behalten, daß ſich Keiner unterſtehe, ſeine Geiß zu verlumpen oder etwa gar zu verkaufen, ſondern daß er vielmehr alle Augenblicke denken müſſe, er ſei nicht ſicher, daß er nach der Geiß frage.

---

49. Das erſte Hinderniß des Wohlſtands und der beſſern Erziehung der armen Kinder — ihre eignen Mütter, oder ſchlechter Männer ſchlechte Weiber.

Da der Rudi von ſeinen Kindern weg zum Mareili ging, um bei ihm Dinte, Feder und einen Bogen Papier zu entlehnen, fand er die Stube voll Spinnerkinder, die bei ihm verabredeten, morgen zu Mittag alle mit einander in einem Zug zum Junker ins Pfarrhaus zu gehen und ihm

für den Sparhafen und die zehntfreien Aecker, wozu er ihnen verhelfen wollte, zu danken.

Ehe aber diese Kinder zu ihm kamen, hatten die meisten von ihnen darüber mit ihren Müttern einen Kampf; denn als die Väter mit der Nachricht von dem Batzensparen und den zehntfreien Aeckern vom Junker heimkamen, war unter zehn Spinnerweibern kaum eins, das nicht den Kopf schüttelte. Weit die meisten sagten, der Junker sei ein Narr, daß er glaube, so etwas sei möglich und ausführbar, sie aber, nämlich ihre Männer, seien noch weit größere, daß sie sich das von ihm hätten angeben lassen. Was will doch, sagten sie, so ein Herr auf einem Schloß, wo Alles vollauf ist, von unsrer Ordnung wissen und urtheilen können, was in unsern Häusern, wo man sich des Bettelns kaum erwehren kann, möglich oder nicht möglich ist? Wir können ja, sagten sie ferner, manchmal, wenn wir uns nicht ganz genau einrichten, in der Woche kaum einen Batzen zu Salz zurücklegen, und ihr dürft vom Dublonenersparen reden? Etliche und das von den allerlüderlichsten, sagten gar, wenn doch die Männer nur nicht wollten von der Haushaltung reden, sie wüßten überhaupt nicht, was eine Haushaltung sei. Dieses Wort ist im Mund von unordentlichen Weibern bedeutungsreich und es ist gewiß, die Weiber von Bonnal widersetzten sich diesem Batzensparen aus keinem andern Grunde, als weil sie, der Unordnung gewohnt, sich scheuten, etwas anzufangen, das, wie sie wohl sahen, zur Ordnung und zum Rechenschaftgeben führen konnte und führen mußte.

Aber sie wurden diesmal nicht Meister; die Männer hatten's dem Junker so heilig und feierlich versprochen und wollten's jetzt haben. Viele erklärten jetzt ihren Weibern mit Ernst, daß es sein könne und sein müsse, und die Menge der Kinder schlugen sich in diesem Streit auf die Seite der Väter und baten sie, sie sollten doch machen, daß ihre Mütter ihnen diese Freude und dieses Glück nicht verderben könnten. Das erzürnte viele Mütter und viele sagten ihren Kindern: Haltet doch eure Mäuler, ihr habt euch nichts

darein zu miſchen, was Vater und Mutter mit einander haben.

Die Mütter mußten endlich nachgeben. Es war ihren Männern Ernſt, dem Junker ihr Verſprechen zu halten, und da ihre Weiber mit ihrem Widerſpruch dagegen kein Ende machen wollten, fingen ihrer etliche endlich an, den Kopf zu ſchütteln und ihnen mit kurzen Worten zu ſagen: Es muß ſein. Und da die Weiber ſahen, daß ſie nichts ausrichteten, gaben ſie ſich endlich auch zur Ruhe und ſchwiegen von der gänzlichen Unmöglichkeit der Sache, die ſie behauptet. Einige zwar blieben mürriſch und brummten über ihre eigenſinnigen Männer, die Alles nach ihrem Kopf wollten und ihnen nichts nachfragten; andere aber gaben ſich im Ernſt zufrieden und fingen an aufrichtig zu glauben, die Sache ſei ausführbar und könnte ihren Kindern einſt nützlich werden. Die Kinder aber freuten ſich über alle Maßen und glaubten jetzt, da ihre Mütter den Vätern nachgeben mußten, die Sache ſei vollkommen gerathen und könne nicht mehr fehlen. Sie jubelten laut und jauchzten in allen Gaſſen herum.

50. Das zweite Hinderniß der gleichen Sache: der Neid der Reichen.

Aber ihr Jubel dauerte nicht lang. Das Jubeln und Jauchzen der armen Spinnermädchen that den Bauertöchtern in den Ohren weh. Sie hätten ſo gern auch zehntfreie Aecker gehabt und bekamen jetzt keine, weil ihre Väter den Preis, um welchen ihnen der Junker auch ſolche zukommen laſſen wollte, zu hoch fanden. Und es iſt wahr, ſo ein ſiebenjähriges Kind ins Haus aufnehmen und brav und untadelig erziehen, bis es erwachſen, iſt für Menſchen, die nicht zum Voraus für ein ſolches Kind Liebe und Mitleiden haben, eine zu ſchwere Laſt, als daß man ſie für einen ſolchen Acker ſich aufladen ſollte. Die meiſten Väter wollten nichts von zehntfreien Aeckern um dieſen Preis hören und ihre

Weiber auch nicht; aber sie meinten, wenn ihre Töchter keine solchen Aecker bekommen könnten, so müsse man die Sache hintertreiben und man werde das wohl können.

Des Geschwornen Hügi Frau sagte zu ihrem Mann: Der neue Meister im Schloß handelt, wie wenn er das ganze Dorf auf den Kopf stellen wollte; das müssen und können wir nicht leiden. Aber was können wir machen? erwiederte ihr Mann. Wenn ihr nichts machen könnt, erwiederte die Frau, so wollen wir Weiber etwas versuchen.

Damit ließ sie ihn stehen, lief zur Thür hinaus, suchte ein paar Weiber, von denen sie wußte, daß sie mit ihr darüber gleich dachten und über den Junker und das ganze Wesen gleich wild waren und sagte laut zu ihnen, es sei eine Schande und ein Spott, daß ihre Männer Alles gehen ließen, wie es der Großhans im Schloß gern sehe. Sie allein traue sich, wenn ihr auch nur ein paar Weiber an die Hand gehen wollten, der verdammten Sache, die jetzt im Werke sei, noch ehe eins von ihnen ins Bett gehe, ein Ende zu machen.

Die Weiber ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie suchten selber ein halb Dutzend, bei denen es, um sie hierzu zu bereden, nichts brauchte, als Feuer zum Zunder zu legen. Sie zeigten sich zu dem Bocksspiel bereit, sobald sie nur ein Wort davon hörten. Es verging auch keine halbe Stunde, so stand in allen Gassen so ein dickes Weib da bei einem Brunnen oder bei einer Thür und machte den armen Spinnerleuten dieser Sache halber den Kopf groß. Die Hügin war im Angeben das Vorroß und im Ausführen der Meister. Sie verstanden's so gut, dummen Weibern so etwas einzuschwatzen, als es der Hartknopf versteht, dergleichen Weibern einzuschwatzen, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz aufgestiegen, das verstehe er und könne es ihnen erklären.

Sie behauptete ihnen unter die Nase, es sei die größte Narrheit, was sie abgeredet hätten, sie könnten's doch nicht halten. Sie sollten nur denken, wenn heute die Kinder hungerten und sie selber Schuhe oder einen Rock nöthig

hätten, und es Winter sei und kalt, ob's ihnen denn möglich, das Geld so liegen zu lassen und nicht anzurühren und Mangel zu leiden? Sie sollten doch auch nicht so einfältig sein und sich dergleichen Sachen einbilden, sie wolle ihren Kopf daran setzen, sie könnten es nicht. — Wir glauben das selber, wir glauben das selber, sagten mehrere von den Spinnerweibern, denen das Sparhafenwesen schon zum Voraus zuwider war. Andere setzten noch hinzu: Wir haben es selber nicht gewollt und Alles gethan, was wir konnten, es zu hintertreiben, aber unsere Männer haben es dem Junker versprochen und zwingen uns jetzt dazu. — Die Hügin erwiederte: Was fragt ihr hierin euern Männern nach? Sie haben Unrecht und ihr könnt das nicht zugeben, ihr müßt nicht leiden, daß der Zwingherr im Schloß sich in eure Haushaltungen hineinmische. Was geht das ihn an, was ihr mit eurem Spinnen verdient, und was ihr mit eurem Verdienst macht? Das geht ihn nichts an. — Wir glauben's selber, wir glauben's selber, wenn wir's nur anders machen könnten, erwiederten Viele. — Ihr müßt es anders machen, ihr müßt es anders machen, sagte jetzt die Hügin. Wenn ihr dieses Narrenzeug euern Kindern nicht im Augenblick aus dem Kopf bringt, so denkt an mich, ihr habt dann eine schöne Arbeit. Zuerst bringt ihr im Dorf Jedermann, der etwas zu sagen hat und an dem etwas gelegen ist, gegen euch auf und hintennach eure Kinder selber und den Junker auch. Fragt nur nach, er hat schon an der Gemeinde darauf gedeutet und gesagt: Wenn die Sache versprochen sei, so wolle er auch dabei sein und machen, daß sie müsse gehalten werden. Und wohin langt das? Welche von euch kann das wissen? Ja, das kann weit langen, das kann weit langen, und es kann so kommen, Frau Gevatter, sagten, fast ehe sie noch ausgeredet, viele von den Spinnerweibern und setzten hinzu: Nein, nein, wir brauchen Niemand vor den Kopf zu stoßen, wir haben dessen gar nicht nöthig, und euch gar nicht, wir haben schon zu viel Gutes von euch genossen. Man hat's uns auch so angegeben und wir haben gar nicht gewußt, daß ihr das so übel nehmt.

Ihr könnt jetzt thun, wie ihr wollt, aber wenn ihr dem Lumpenjuchheien nicht auf der Stelle ein Ende macht und eure Kinder heimkommen laßt und sorgt, daß sie von dem Zeug still sind, so seht dann, was ihr angerichtet. Mir komme dann keine mehr vor die Thür, es mag ihr begegnen, was es will. — Das war das Wort, mit dem die Hügin immer endete. Ja freilich, freilich müssen sie heimkommen und schweigen, war die Antwort der Spinnweiber.

Etliche ließen das Nachtessen über dem Feuer anbrennen und die Kinder in der Wiege schreien, und suchten über Kopf und Hals, wen sie fanden, nach den Kindern zu schicken, daß sie heimkommen und mit ihrem Lärmen und Juchheien still sein sollten, weil's mit der Sparhafen-Sache und mit den zehntfreien Aeckern nichts sei. Viele von diesen Weibern waren recht froh, daß sie eine Gelegenheit gefunden, ihren Männern in dieser Sache entgegenarbeiten zu können. Nur wenige gingen zuerst heim, sich mit ihnen darüber zu berathen. Weit die meisten schickten den Bericht, es sei nichts mit dem Sparhafenwesen und sie sollten heimkommen, ihren Kindern, ohne vorher mit ihren Männern zu reden.

---

51. Die Geschichte der Erlösung dieser Kinder aus der Hand ihrer Feinde.

Das Mareili las den guten Kindern eben den schönsten Bündel Garn aus, den es im Haus hatte, daß sie dem Junker auch etwas von ihrer Arbeit bringen und zeigen könnten, als der Krummhäuslerin Christöffeli und des Hallori Betheli über Kopf und Hals daher sprangen und, sobald sie in die Stube hineinkamen, ihren Geschwistern sagten, sie sollten geschwind, geschwind heimkommen, es sei nichts mehr mit dem Sparhafenwesen und den zehntfreien Aeckern. Es war den Kindern in der Stube fast wie wenn man ihnen sagte, sie kämen nicht in den Himmel, als sie das hörten.

Das Mareili selbst hörte mit seinem Garnausſuchen auf

und fragte die Kinder, die so außer Athem in die Stube hineinkamen, was denn geschehen sei, daß man die Kinder so geschwind heimrufe und warum es denn mit dem Sparhafenwesen nichts sein solle. Der Christöffeli sagte, er wisse es nicht, er sei bei seiner Geiß gewesen und hätte lieber weiß nicht was thun wollen, als von ihr weggehen, aber er habe müssen in Eil gehen, diesen Bericht zu sagen.

Das Lisebetheli aber sagte, seine Pathe, die Geschworne Aebin, sei bei der Mutter gewesen und habe ihr Backen und Mahlen abgeschlagen und gut Jahr und Alles aufgekündet, wenn sie nicht auf der Stelle dem Sparhafenlärm ein Ende mache und ihren Kindern darüber das Maul zuthue. Das Mareili fragte das Betheli, ob noch mehr dergleichen Weiber, wie die Aebin sich in diese Sache mischten. Das glaub' ich, sagte das Betheli, es ist, wie wenn sie es abgeredet; in allen Gassen steckt so eine Geschwornin, die Lärm über diese Sache macht. An der vordern Gasse, bei der Aebin, sind ihrer zwei, und es haben ihnen ein ganzer Haufen Spinnerweiber in die Hände hinein versprochen, es solle nichts aus der Sache werden. Sie stünden jetzt noch bei einander. Es ist ein Gerede, wie wenn's im Dorf brennte und die Mutter hat gesagt, die Hügin stelle sich wie ein Eidgenoß.

Nun, ich habe fast Lust, diesen Eidgenoß auch zu sehen, und, Kinder, wenn's so ist, daß ihr auf der Stelle aus der Stube fort und heim müßt, so will ich, denke ich, euch begleiten und auch sehen, ob denn das so sein müsse, wie der Bericht lautet.

Da baten die Kinder das Mareili alle: Ja, ja, komm doch mit uns heim und mache, daß unser Zug morgen vor sich gehe. Sie drängten sich mit ihrem Bitten an das Mareili an, daß es sich ihrer fast nicht erwehren konnte. Drängt euch nur nicht so an mich an, sagte das Mareili, ich will gern mit euch gehen und sehen, was hinter dieser Sache steckt.

Dann ging sie mit dem ganzen Zuge zu des Hallori Haus, wo der Haufe Leute noch bei einander war, an deren Spitze

die Hügin ſtand, die ihr Maul darüber ſo weit aufthat. Sie hatten ein Weſen, ſie hatten ein Treiben, die Weiber mit einander, ſo lange ſie Niemand ſahen; als ſie aber das Mareili und den Zug Kinder erblickten, ſtand ihnen das Wort im Munde ſtill. Viele kehrten ſich um und ſchlichen ihren Hausthüren zu und ſelbſt die Hügin ſtellte ſich hinter ein paar andere Weiber zurück, damit ſie dem Mareili nicht in die Augen falle.

Das Mareili that, wie wenn Niemand da wäre und blieb, den ganzen Zug hinter ſich, vor der Mutter des Betheli ſtehen und ſagte: Was iſt doch auch das für eine unverſchämte Sache, in einer Viertelſtunde mit ſeinen Kindern ſo hinauf und hinab zu machen? Ich weiß wohl, was dahinter ſteckt, aber wenn ich wollte, ich könnte denen, die Schuld daran ſind, noch heute heiß machen. Das iſt kein Spaß, wenn ein Junker etwas Gutes im Dorfe will, ihm auf eine ſolche Art Steine in den Weg zu legen. Ich meine, ihr thut mir wohl den Gefallen und beſinnt euch eines Beſſern. Der Zug muß morgen ſein, ich thue es nicht anders, und wenn ihr nicht wollt und Unchriſten genug ſeid, das Glück eurer Kinder mit Füßen von euch wegzuſtoßen, ſo habt ihr es mit mir zu thun. Ich ſage es gerade heraus: Wenn eins unter euch iſt, das das hintertreiben will, was der Junker ſo aus gutem Herzen für euch und eure Kinder einrichten und anordnen will, ſo behalte ich ihm alle Wochen zwei Batzen von ſeinem Garn zurück und will ſeinem Kind dieſen Sparhafen ſelber machen. Lauft dann meinetwegen mit dem Garn über den Berg. So lang ihr für mich arbeitet, müßt ihr in die Ordnung hinein, die der Junker will, oder eure Gründe ſagen. Und dann iſt noch ein Punkt. Ich will jetzt nicht den Mund aufthun; aber ihr verſteht mich wohl, was ich meine und was ich machen kann, wenn ich will; und denkt an mich, ich thue, was ich kann, dem Junker zu helfen zu dem, was er will. Er will nichts, als was euer und eurer Kinder Glück iſt.

Die dicken Weiber, die ſich zurückgezogen hatten, ſobald ſie das Mareili ſahen, machten ſich nun mit ſammt ihrem

Vorroß, der Hügin, völlig aus dem Staube, ehe es zehn Worte geredet. Die Spinnerweiber aber wußten nicht, wie ſie ihm genug gute Worte geben ſollten, daß es nur wieder ſchweige.

Du haſt wohl Recht, — es iſt nicht anders, — es iſt gewiß ſo, — wir haben nur nicht gedacht, daß du dich der Sache annimmſt, ſonſt hätten wir uns wohl gehütet, und es muß ſicher ſein, wie du willſt, ſie müſſen den Sparhafen gewiß haben und morgen dem Junker alle mit einander danken, und ſonſt in allen Dingen es möchte ſein, was es wollte, wenn dir etwas dran liegt, ſo wiſſen wir wohl, daß wir das Brod von dir haben und es kommt uns gewiß nicht in den Sinn, daß wir dir um eines Andern willen etwas zum Verdruß thun. — Aber es kannte ſeine Weiber und glaubte nicht an die ſchönen Worte, die ſie ihm jetzt gaben. Es ſprach ihnen noch lange, lange zu, wie ſchlecht ſie wären, wie ſchlecht ſie an ihren Kindern handelten, und wie undankbar ſie ſich gegen den Junker betrügen. Wie manche, ſagte ſie zu ihnen, iſt von euch, der er erſt noch heute eine Geiß zum Almoſen geſchenkt, und wenn er ſie euch morgen, weil ihr euch ſo betragt, wieder zum Stall heraus nimmt, ſo hat er nicht mehr als Recht.

Ja, ja, ſagten jetzt viele Weiber, und andere: Daran haben wir nicht gedacht. Dann baten die Weiber das Mareili noch einmal, es ſolle ihnen doch jetzt auch glauben, ſie ſähen ein, daß ſie gefehlt und daß es der Junker gut meine, und es müſſe ſicher alles gehalten werden, was ihre Männer dem Junker verſprochen. Und da es ſie nun ſo in der Ordnung ſah und wirklich glaubte, ſie gingen jetzt mit ihrem gegebenen Wort nicht mehr den Krebsgang, ſo zeigte es ihnen ſein gutes Herz noch einmal, indem es ſich bei ihnen auf eine Art wie entſchuldigte und zu ihnen ſagte: Ich habe mein Lebtag faſt mit Niemand ſo geredet, wie jetzt mit euch. Es iſt ſonſt gar nicht meine Art, mich in etwas zu miſchen, das mich eigentlich nichts angeht, oder etwas durchdrücken und durchſetzen zu wollen, wozu ich kein Recht habe; aber da ein paar Meiſterkatzen im Dorf mit

Gewalt durchsetzen wollten, daß das nicht geschehen solle, was der Junker mit so gutem Herzen für euch und eure Kinder und das ganze Dorf einrichten will, so habe ich geglaubt, ich müsse jetzt diesen Weibern zeigen, daß ihr mich so viel angeht, als sie, und daß ich, wenn's aufs Gewaltbrauchen ankomme, im Dorf etwas so gut ausrichten könne, als sie.

---

52. Ein von Natur gutes Weib und ein auf die rechte Art geschultes neben einander, und hinter ihnen das Schicksal der Meisterkatzen und ihrer Männer Notharbeit.

Die junge Reinoldin, die gerade über von des Halori Haus wohnt, streckte, so lange das Mareili mit den Spinnerweibern redete, den Kopf, so weit sie konnte, zum Fenster hinaus.

Diese Frau ist nicht weniger ein sonderbares Weib, als das Mareili und eben so gut als dieses. Der Unterschied zwischen ihnen ist, daß die Reinoldin nicht so auf die Arbeit und den Verdienst abgerichtet und deshalb auch bei Weitem nicht so vorsichtig ist, als das Mareili, dagegen ist sie aber auch viel erregbarer. Sie kann sich gar nicht beherrschen, wenn sie glaubt, es leide Jemand Unrecht, und hat gar keine Ruhe, wenn sie meint, sie müsse Jemand helfen. Sie richtet aber mit all ihrem guten Willen wegen ihrer Ungeduld viel weniger aus, als das Mareili, das jedes Wort abwiegt, das es auch zu dem geringsten Menschen sagt. Die Reinoldin hingegen, wenn ihr etwas als recht oder nicht recht vorkommt, achtet es nicht, Vater und Mutter, Freund und Verwandte, und wer es in der Welt ist, vor den Kopf zu stoßen.

Unter allem Vorgesetztenvolk ist sie wohl das einzige Weib, dem es von Herzen wohl ist, wenn es ein recht rothbackiges Kind eines Armen in einem reinlich gewaschenen

Rock vor den Augen sieht. Sie war schon längst des Narrenhochmuths der Geschwornen und des unstätigen Unterschieds müde, den etwa ein Dutzend Bauern im Dorf zwischen sich und den andern machten, und der keinen andern Grund hatte, als daß sie von Vater und Großvater her als ein Geschwornenvolk immer mehr Eide auf der Seele und mehr Ochsen im Stall hatten, als das übrige, wie sie meinten, nicht zu ihnen gehörende Bauernvolk.

Diese Reinoldin ergriff jetzt den Augenblick des Streits, den das Baumwollenmareili mit den Meisterkatzen und den Spinnerweibern im Dorf gehabt, mit Freuden, um offen und geradezu vor Jedermann, der es gern sehe oder gern höre, zu zeigen, daß sie in Rücksicht auf den Ehrenunterschied, welcher Ochsenhalber und Eidhalber zwischen Leuten und Leuten im Dorf statt finde, mit ihren Verwandten nicht gleicher Meinung sei. Sobald sie merkte, worum es sich bei diesem Auftritte handelte und was die Meisterkatzen eigentlich wollten, und als sie die Art sah, wie das Mareili ihnen das Maul zugethan und sie ordentlich heim geschickt hatte, nahm sie ihre beiden ältesten Kinder an die Hand, ging mit ihnen unter die Baumwollenweiber und Kinder auf das Mareili zu und sagte zu ihm: Da hast du jetzt auch noch zwei Kinder zu deinem Zuge auf morgen; wenn sie schon nicht spinnen können und Gott Lob nicht nöthig haben, es zu lernen oder zu treiben, so müssen sie dem Junker doch danken, daß er es so gut mit dem Dorfe meint und machen will, das es den ärmsten Leuten darin auch einmal wohl gehen könne.

Es hätte nichts begegnen können, das das Mareili mehr freute. Es schüttelte der Reinoldin die Hand und wollte ihm für die Spinnerkinder danken und sagte: Das ist ein Meisterstück, was du thust. Dann sprang es noch zu ihren zwei Kindern, nahm sie beide bei der Hand und sagte auch ihnen, wie sehr es sie freue, daß sie mit den Spinnerkindern und ihrem Zug auch zum Junker gehen und ihm danken wollten. Sie redeten noch viel von den Meisterkatzen, die den guten Kindern ihre Freude wegen des morgenden Zugs

verderben wollten und ereiferten ſich mit dem Haufen Spinnervolk, das um ſie herumſtand, daß ſie ſich ſo leicht von ihnen am Narrenſeil hatten herumführen laſſen.

Die Meiſterkatzen waren ſchon längſt fort und wieder zu Haus; aber es ging ihnen nicht gut. Sie hatten faſt alle das Unglück, daß ihnen ihre Männer für dieſen Dienſt nicht dank dir Gott ſagten.

Wäre ihr Anſchlag gerathen, ſo wären freilich auf der Welt keine braveren und keine geſcheidteren Weiber geweſen, als ſie; aber weil es gefehlt, ſo war es nicht ſo, im Gegentheil, ihre Männer ſagten jetzt faſt alle, es ſei ein dummer Streich geweſen; ſie hätten wohl vorausſehen können, daß es ſo komme. Etliche ſagten gar, warum ſie nicht zuerſt mit ihnen Rath gehalten und immer meinten, daß Alles auf ihren verdammten Weiberkopf hinaus müſſe?

Es war nicht Zorn, es war nur Angſt, warum ſie ſo redeten. Sie fürchteten das Mareili und meinten gar, die Blitz-Reinoldin, wie man ſie jetzt nannte, wiegle es noch auf und habe ihre Freude daran, wenn ſie machen könne, daß der Junker ihren Weibern etwa eine öffentliche Schande anthue.

Der Hügi und der Aebi ſtanden faſt eine halbe Stunde unten in der Gaſſe, zu ſehen, ob denn das Mareili und die Reinoldin auch gar nicht aufhören wollten zu reden. Dieſe ſahen und merkten richtig, daß ſie aus Angſt daſtanden und horchten. Aber je länger ſie daſtanden, deſto eifriger ſprachen dieſe. Das machte den zwei Dorfmatadoren ſo angſt, daß ſie zuletzt ſelber hinzutraten. Ihr hättet jetzt die Tröpfe ſehen ſollen, wie ſie das Mareili baten, es ſolle doch auch nicht ſo gar thun, ihre Weiber hätten's ja nicht ſo gemeint, wie man's ihnen jetzt auslege; ſie möchten gar wohl leiden, was der Junker mache, und wenn er den Spinnerkindern noch mehr ſchenken wolle, als nur das, ſo gehe ſie das gar nichts an, ſie würden es ihnen von Herzen gern gönnen.

Der Aebi, der der dümmere war, ſetzte hinzu: Wenn wir dem Junker noch mehr zu Gefallen thun könnten, als nur das, ſo wollten wir's gern thun. Was bildeſt du dir

auch ein, sagte da das Mareili zu ihm, daß du ins Maul nehmen darfst, dem Junker einen Gefallen zu thun? Ich meine, er thue euch einen Gefallen und nicht ihr ihm. Freilich, freilich und ja, ja, es hat's Niemand anders gemeint, sagten sie beide, und was weiß ich, was sonst noch.

Da hat's jetzt auch geheißen: Schweig Herz und rede Maul, sagte die Reinoldin, sobald die zwei den Rücken gekehrt. Ich mein's auch, sagte das Mareili, sie sind ja braun und blau geworden, so haben sie dran würgen müssen, ehe ihre Freundlichkeit ihnen zum Hals heraus und von der Zunge herab wollte.

Aber was machen? sagte der Hügi, als er wegging, es ist jetzt so. Man hat ja heute in der Gemeinde gesehen, wer Meister ist. Der Lumpenhans im Pfarrhaus hat dem Kalberleder nur ein paar Worte gesagt, und der arme Teufel hat über Hals und Kopf den Nußbaum, der an des Pfarrers Gartenhaag steht, umhauen müssen. Er hätte lieber weiß nicht was gethan, als das und doch hat's sein müssen. So ist es jetzt.

---

53. Der Alte von Bonnal steigt an dem Babylonischen Thurm, auf dem er eine Weile herumguckte und das Land beschaute, eine Treppe höher, wo er einen weitern Horizont und eine ausgedehntere Aussicht hat.

Arner empfing, als er am Abend heimkam, schon eine Antwort von Bylifsky auf seine zwei Briefe. Sie lautete wörtlich also:

Lieber! Ich kam eben, als ich deine zwei Briefe erhielt, von einer Reise, auf der ich mich in Mißmuth über meine Lage zu zerstreuen suchte, aber es nicht konnte. Ich kam wirklich mit dem Entschluß heim, meine Stelle niederzulegen; jetzt aber thue ich das nicht und könnte es nun für mein Leben nicht thun. Seitdem ich deine Briefe habe, wacht die

Hoffnung, daß die alten Zwecke des Herzogs vielleicht doch noch erreichbar seien, wieder lebendig in mir auf; aber freilich sehe ich auch, daß dieses nur auf andern Wegen, als auf denen, die man bisher eingeschlagen, möglich sein kann.

Ich bin mit deinem Meyer ganz überzeugt, daß, wenn es je möglich ist, dem Volk des Landes aus seinem Verderben, in welches es so tief versunken, wieder aufzuhelfen, so ist es durch das Volk und seine Menschlichkeit selber. Der Gedanke: Gib dem Volk, was in ihm selbst liegt, belebe in ihm, was es selbst hat, rege die Menschlichkeit, die in ihm selbst liegt, an, und thue hiefür dein Möglichstes, so kann es in dem Wesentlichen, Wenigen, das es bedarf, sich wirklich selber helfen und hilft sich selber — dieser Gedanke füllt jetzt meine ganze Seele. Du bist glücklich. Hätte ein Fürst für sein Reich Menschen und Mittel, wie du für dein Dorf, er würde als ein Gott dastehen mitten unter seinem Volk. Ja, Freund! Es würde ihm dann leicht sein, eine neue Schöpfung zu beginnen; der jetzt durch alle Arten der Verkünstlung so verwirrte und erschöpfte Welttheil würde auf ihn schauen, als auf einen Retter in seiner Noth. Dein Meyer hat mich für dich träumen gemacht, wie unser edler Herzog für sein Reich geträumt hat, ehe man ihn so schrecklich betrogen. Ich will und darf nicht hoffen, daß auch du so betrogen werdest. Das wäre unglücklich und schrecklich. Halte fest an deinen Versuchen und schreibe mir oft. Sie sind für die Menschheit höchst wichtig. Ich schaue von nun an auf Bonnal als auf einen Ort hin, von dem auch mir in meiner Lage Hülfe kommen kann, wie von dem Herrn. Ja, Freund! Ich will auf Bonnal hinschauen, als auf ein Licht, das mir leuchtet in meiner Finsterniß. Denn wahrlich, ich sitze trotz meiner äußern Höhe im Innern meiner selbst in einer tiefen Finsterniß, und wenn ich deine Lage mit der meinigen vergleiche, so ist mir, du sitzest im Licht oder gehest wenigstens einem Licht, das in der Finsterniß leuchtet, entgegen.

Sicher hätte ich, wenn deine Briefe gestern nicht auf dem

Tisch gelegen hätten, meine Stelle niedergelegt. Unser Land ist auf Kinder und Kindeskinder verloren. Der verruchte Mann macht aus dem Hof alle Tage mehr, was er selbst ist, und dann wieder der Hof aus dem Volke das, was er ist. Er jagt jeden Heller Staatsgeld, den er in seine Klauen bringen kann, zum Teufel, und macht, daß Jeder von allen, die an eine unserer zahllosen Staats-Krippen zu gelangen vermögen, auch wieder jeden Heller zum Teufel jagt, den er in seine Hand zu kriegen vermag. Das ist noch das geringste Uebel. Aber daß er den gesunden Sinn, beides, für den Erwerb des Eigenthums wie für seine Erhaltung und alle reinen Begriffe über den nöthigen Staatseinfluß in diesem Gegenstande zu Grunde richtet, das ist's, wodurch er Tausende und Hunderttausende im Lande unglücklich macht. Das Geld, das er für den Augenblick verlumpt, würde, so nöthig wir es auch brauchen, uns nicht tödten, wenn sein Einfluß auf die Sitten, Denkungs- und Handlungsweise aller Stände uns nicht tödtlich wäre. Doch ich will an meiner Stelle bleiben, wenn mein Herz schon noch aus Furcht vor der Zukunft zittert.

Aller gute, alte Sinn für das Volk löscht sich mit jedem Tag mehr unter uns aus. Alles wird nur für das Aeußere und auf den Schein berechnet; für das innere Wesen des Wahren und des Guten sorgt bald keine Seele mehr. Wenn ein Dutzend wilde Schweine oder ein paar Wölfe in das Gebiet einer Herrschaft einbrechen und ein paar Korn- oder Haferäcker zu Grund richten, so überläßt man die Sorge, sie niederschießen zu lassen, dem Herrschaftsherrn nie; der Staat mischt sich ein. Die Jägercommission schickt augenblicklich ein halb Dutzend fürstliche Jäger auf sein Gut, um dasselbe von diesem Viehübel zu befreien; aber wenn Menschenverderber, wie dein Hummel und die tausend seines gleichen, ganze Dörfer zu Grund richten, so kräht kein Hahn danach und es ist keine Landescommission da, die einen Jägerburschen gegen solche in Menschengestalt erscheinende wilde Schweine und Wölfe auf die Herrschaften hinschickt, das Land von ihnen zu reinigen.

Doch ich will anfangen, seit lange das erstemal froh und hoffnungsvoll zu athmen, so schlimm Alles auch noch aussieht. Ich habe eine Ahnung, daß jetzt doch etwas begegnen könnte, das in der Lage der Dinge, wie sie jetzt ist, einige Aenderung hervorbringen könnte. Es sind dem Herzog Kleinodien, deren Werth in die hunderttausende geht, gestohlen worden; aber man darf ihnen nicht öffentlich nachfragen; der Herzog will's nicht. Helidor hat ihm angegeben, er wolle der Sache im Stillen nachforschen; aber ich sehe, er macht das Nachforschen still und hat gewiß seine Gründe. Endorf und ich ahnen das Schlimmste, aber wir schweigen und müssen schweigen. Außer uns zweien und dem Diebe selber weiß kein Mensch ein Wort davon. Auch du mußt für jetzt schweigen, es ist nothwendig. Lebe wohl und schreibe mir oft von Bonnal, aber rede diesfalls noch mit Niemand von mir. Ich will für jetzt auch mit Niemand und am wenigsten mit dem Herzog von der Angelegenheit in Bonnal reden.

Bylifsky.

Dieser Bylifsky war als erster Minister des Herzogs sehr unglücklich. Dieser lernte ihn in Tagen kennen, wo beider Herzen, zum höchsten Dienst der Menschheit gleich gestimmt, für das Herzogthum Alles zu erzielen suchten, was sie darin zu erzielen möglich glaubten, und ich muß nothwendig von beiden etwas umständlicher reden.

---

54. Ein Beitrag zur Erklärung des Wortes: Es ist leichter, daß ein Schiffseil durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes gelange.

Der Herzog war in seinen sittlichen und geistigen Anlagen der edelste Mann im Lande. Diese standen in vollkommener Uebereinstimmung mit dem erhabenen Range, den er besaß. Er schien seiner Anlagen halber berufen, den

Landesſegen im Herzogthum auf eine Weiſe zu begründen, wie ihn ſeit Jahrhunderten kein Fürſt in ſeinem Lande befördert hat.

Aber ſeine Erziehung war wie darauf angelegt, in ſeinem Innerſten das wieder zu Grunde zu richten, wozu ihn ſeine Neigungen und Kräfte anzuregen ſchienen. Er lebte in Folge ſeiner Erziehung, vollkommen im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, täglich in Umgebungen, die vom Morgen bis zum Abend dahin wirkten, ihn ſo ſchwach, ſo ſinnlich, ſo zerſtreut, ſo ungeiſtig und ſo oberflächlich zu machen, als nur immer ein vornehmes Knäbchen durch Ueberladung von Sinnenkitzel, krafttödtender Aufwartung und zuvorkommender Bedienung ſchwach, ſinnlich, zerſtreut, ungeiſtig und oberflächlich gemacht werden kann. Dabei ſah er noch täglich die niedrigſte Selbſtſucht als die allgemeine Triebfeder des Fühlens, Denkens und Handelns aller ſeiner Umgebungen und weil er nur alles Scheinſchöne und Scheingute derſelben, mit der Schlechtigkeit dieſer Selbſtſucht befleckt, in tändelnder Schwäche vor ſich ſtehen ſah, wirkten dieſe Umgebungen ſo zerreißend und zerſtörend auf das Innere ſeiner erhabenen Anlagen, als neuer Wein auf alte Schläuche zerreißend und zerſtörend einwirkt. Sein Unglück war in dieſer Beziehung ſehr groß. Er ward unter dieſen Umſtänden zugleich von einem Lehrer, dem er innig anhing, faſt in eben dem Grad einſeitig enthuſiaſtiſch*) für das Erhabene und Göttliche der Menſchen-, Armen- und Volksliebe angeführt und angefeuert, als die unglückliche Kienaſtin vom Pfarrer Flieg in Himmel für bibliſche oder vielmehr kirchliche Meinungen enthuſiaſtiſch einſeitig angeführt und angefeuert worden iſt. Dabei aber ward er in Hinſicht auf Denkkraft und phyſiſche und geiſtige Anſtrengung, die die fürſtliche Ausübung einer zur Erhabenheit geſteigerten Menſchen-, Armen- und Volksliebe erfordert, ganz ungebildet und vernachläſſigt gelaſſen, eben

*) Das „enthuſiaſtiſch“ bezieht ſich auf die Anregung des Gefühls und der Einbildungskraft und ſteht im Gegenſatz zu der ſpätern „Denkkraft und phyſiſchen und geiſtigen Anſtrengung.“

wie diese unglückliche Frau für die physische und geistige Anstrengung, für die gute Führung ihrer Haushaltung und für alles Gute, das sie für ihren Mann und für ihre Kinder auch im Herzen trug, vernachlässigt, ja sogar völlig verwahrlost worden war.

Bylifsky war in Rücksicht auf seine Bildung nicht in dem Grad das Opfer widersprechender Maßregeln und Ansichten. Er war in Rücksicht auf seine Geistesbildung unendlich besser als der Herzog besorgt und auch von Jugend auf an unermüdete Anstrengung und anhaltenden Fleiß gewöhnt; aber dennoch gingen seine Einsichten und Fertigkeiten einseitig nur von literarischen Ansichten aus, die nur von einer nur von Büreau's- und Cabinetsarbeiten praktisch unterstützten Thätigkeit beschränkt waren. Er erkannte die Realbedürfnisse und Realfundamente des Volkslebens und der Bildung zu demselben und besonders in den Erwerbsständen so wenig als der Herzog, und sobald dieser an die Regierung kam, ließ er in Publicationen, von denen man hätte glauben sollen, die Engel im Himmel hätten sie selbst geschrieben, verkünden, die Sorge seines Lebens werde bis an sein Grab nur dahin gehen, sein Volk zu beglücken. Er sprach in denselben ganz unumwunden aus, der Mensch als Mensch sei durch die Erhabenheit der Anlagen und Kräfte, die er von Gotteswegen besitze, ihm und dem Staate mehr werth, als er ihm durch alles, was die Welt und ihre Einrichtungen dem Menschengeschlecht an Macht, Ehre, Würde und Eigenthum je geben könnten, je werth sein und werth werden könne, und er werde deshalb auch in keinem Falle irgend ein Individuum eines Standes zum Nachtheil dessen, was er von Gotteswegen allen, besonders den Armen und Niedern im Land, schuldig sei, begünstigen, u. s. w.

Ich kann nicht fortfahren; es thut mir weh, Proclamationen, die so träumerisch schön sind, abzuschreiben. Sie reißen mächtig hin und betrüben gewöhnlich, wenn ihre Hoffnungen fehlschlagen, eben so heftig. Bylifsky lebte selbst in Hoffnungen, die ihn hernach so sehr täuschten, der Herzog aber war in sich selbst so selig, als er sie schrieb, wie er in

ſeinem Leben vorher nie war. Bylifsky hatte an der Abfaſſung dieſer Proclamationen Antheil genommen und träumte ſich, obgleich er ſchon im Anfang zu fühlen anfing, es ſei in einigen derſelben Vieles wo nicht groß geſprochen, doch zu leicht genommen, dennoch die Ausführung von einigen weſentlichen Theilen dieſer Verſprechungen unendlich leichter, als er ſie hernach fand. Aber er fand ſich bald in ſeinen Hoffnungen ſchrecklich getäuſcht.

Die Proclamationen waren kaum gedruckt und den Leuten, ich möchte ſagen, noch naß zugeſandt, ſo ſtrömten von allen Seiten ganze Haufen armſelige, ſich ſo heißende Volks-, Erziehungs-, Gewerbs- und Menſchenfreunde, mitunter auch ſchlechte, ſehr ſchlechte Menſchen an den Hof, von denen die ſchlimmern ſich gar nichts daraus machten, einander in die Ohren zu flüſtern: Wenn wir nur zu einer Privataudienz vor ihn gelangen, ſo haben wir ſicher gewonnenes Spiel. So gut als der Herzog iſt, ſagte Jeder zu ſich ſelber, verſpricht er uns ſicher auch etwas; wenn wir nur einmal ſeinen Finger haben, ſo wollen wir ſchon machen, daß wir ſeine Hand auch bekommen.

Sie irrten ſich nicht. Der Herzog freute ſich bald eines jeden Narren, der mit einem Menſchenfreundlichkeitsprojekt zu ihm hinkam, und wenn Einer ſeine Lieblingswörter: „Volk, Erziehung, Kultur, Landesglück und auch Kunſt und Wiſſenſchaft“ — recht viel in den Mund nahm und dabei ein Geſicht ſchnitt, wie wenn ihm von den ſchönen Sachen, die dieſe Wörter bezeichnen, die Augen übergehen wollten, glaubte der gute Herzog nicht bloß, der Mann ſei davon wirklich ergriffen, ſondern auch, er verſtehe das gründlich und wohl, von dem er ſo ergriffen ſchien. Es ahnte ihm nicht einmal, daß man ſehr belebt für Gegenſtände ſein könne, die man gar nicht verſtehe, und noch weniger, daß man mit Gegenſtänden, die man ganz wohl verſtehe, dennoch windbeuteln und Zwecke zu erzielen ſuchen könne, die man gar nicht zur Schau ſtelle, ſondern wohl zu verbergen wiſſe, bis man zu ſeinem Ziel gelangt. Der gute reine Sinn des edeln Mannes wurde ſchrecklich gemißbraucht. Schlechte Menſchen

entlockten ihm viele Wohlthaten und zeigten ſich undankbar. Betrüger forderten von ihm Geld zur Beförderung des öffentlichen Wohls und des Menſchenheils an Leib und Seele, zur Anlegung von Inſtituten, Schulen und Fabriken, zur Hebung des Feldbaus und faſt zu allem denkbaren Guten. Faſt alle konnten gut reden. Ihre Worte ſtimmten meiſtens mit dem, was der Herzog ſo ſehnlich wünſchte, zuſammen. Er gab und geſtattete auch ſehr vielen von ihnen, was ſie nur wünſchten. Aber faſt alle mißbrauchten ſein Zutrauen. Viele betrogen ihn mit vollem Bewußtſein. Auch Erziehungskünſtler, Erziehungsträumer und Erziehungspraktikanten drängten ſich an ihn an mit Vorſchlägen, die im Erziehungs- und Unterrichtsfache vielſeitig umwarfen, was durchaus nicht durch etwas real Beſſeres erſetzt wurde. Die Einen trugen, ohne Rückſicht auf Mittel, Umſtände und Uebereinſtimmung des Ganzen, auf höhere Betreibung einzelner Wiſſenſchaften, auf allgemeine Vervollkommnung der Akademie, auf Umſchaffung vieler von dieſen in Univerſitäten und allgemeine Beförderung der Vielwiſſerei im Ganzen, andere auf Beförderung der Induſtrie im Allgemeinen und in einzelnen Fächern an, ohne Rückſicht auf den Mangel der Grundbildung zur geiſtigen und phyſiſchen Thätigkeit, deren vorhergehende Ausbildung den glücklichen Erfolg ſolcher ſowohl wiſſenſchaftlicher, als wirthſchaftlicher Anſtalten allein zu ſichern vermag. Sie trugen, ſich ſelbſt unter einander widerſprechend, auf die heterogenſten Maßregeln zur Beförderung einzelner Unterrichts- und Bildungsgegenſtände an, ohne das Ganze der Erziehungsgegenſtände gemeinſam mit einem Blick ins Aug zu faſſen. Weitaus die Meiſten von dieſen Fächerkünſtlern hatten nicht im Geringſten einen Begriff von der Menſchenbildung im reinen Sinn des Worts, eben ſo wenig von der Veredlung der häuslichen Erziehung zur individuellen Mitwirkung für das Erziehungsweſen; ſich ſelber in Allem, was ſie wollten und vorſchlugen, durchkreuzend, ſprachen die Einen bald den höhern, bald den niedern Wiſſenſchaften das Wort. Es fehlte faſt allen ohne Unterſchied an Ueberſicht über das ganze Weſen der Erziehung

und an Aufmerksamkeit über ihre ersten Fundamente, so wie auch auf den äußern Zusammenhang aller Bildungsmittel und Bildungsanstalten unter sich selber und eben so auf ihre innere Uebereinstimmung mit dem Naturgange, nach welchem alle Kräfte unsers Geschlechts nach ewigen Gesetzen entfaltet werden, so wie mit der Wahrheit der Lage und der Umstände eines jeden Individuums, dessen Kräfte durch die Erziehung entfaltet werden sollen.

Bylifsky sah bald, daß der Boden, auf den sie bauen wollten, unter ihren Füßen schwankte, und daß sie mit den Plänen, die sie vorhatten, auf ihrem Weg nicht nur nicht vorwärts kommen, sondern auch das Gute und Solide, das im Leben in der Erziehung des Volks von der alten Zeit her noch erhalten worden, zu Grunde richten würden; aber er fühlte jetzt eben so sehr, daß er die Kenntnisse nicht habe und die Fertigkeiten nicht besitze, die erfordert wurden, den Anstalten und Versuchen, die der Herzog begonnen, eine andere Richtung zu geben. Dieser aber ging auch bei dem, was offenbar schon als mißlungen angesehen werden mußte und dessen weiteres Verderben er durch seinen Einfluß leicht hätte abstellen können, mit einer ganz ultrafürstlichen Selbstständigkeit zu Werke. Er war von der Wahrheit der allgemeinen Begriffe, von denen er in seinen Versuchen ausging und von der Reinheit der Zwecke, zu denen er hinzielte, so eingenommen, daß er jede selbstgefühlte Uebereilung darin entschuldigte und als bei seiner Lage und bei den Mitteln, die er für seine Zwecke in seiner Hand habe, für ganz unbedeutend erklärte. Er war in Rücksicht auf die schnelle Erzielung seiner Endzwecke so ungeduldig, als immer der Kaiser Joseph, und wollte dieselben, wie dieser, durchaus schnell durchgesetzt haben und ihren endlichen Erfolg noch bei seinem Leben mit seinen Augen sehen. Es war lange sein Wort, wenn in so wichtigen Dingen auch zehn Versuche fehlschlügen, so müsse man sich dadurch nicht abschrecken, sondern noch aufmuntern lassen, den elften zu machen.

Aber so unermüdet und beinahe unerschöpflich er in der

Anwendung seiner äußern Kräfte auch war, so mangelte es ihm und denen, die er für seine Zwecke brauchte, meistens an wahrer und sicherer Kraft für das innere Wesen derselben, und eben, weil er zu viel auf die äußern Mittel seiner Zwecke, besonders auf seinen Geldbeutel baute, den er in seinen Träumeransichten für unerschöpflich glaubte, darum machte ihn auch die Erfahrung so lange nicht klug und Bylifsky war deshalb in einer sehr unangenehmen Lage, weil er lange und allgemein als der Miturheber alles dessen, was der Herzog versuchte, angesehen war und angesehen werden konnte, weil er, da Nelkron und Endorf die meisten Versuche des Herzogs schon in ihrem Anfange mißbilligten, diesen Herren entgegen ihnen lange das Wort redete und der allgemeinen Wahrheit seiner Ansicht mehr, als dem Erfahrungstakt dieser ältern und geübtern Staatsmänner zutraute. Diese waren deshalb auch seit Jahren mit Bylifsky etwas gespannt und redeten jetzt, da die Erfahrung ihre Ansichten gerechtfertigt, von der Theilnahme und Schuld, die Bylifsky an den Versuchen des Herzogs gehabt, auf eine Weise, mit der sie diesem zu nahe traten; denn er hatte sich wirklich schon lange Mühe gegeben, den Herzog wegen der immer steigenden Kosten wenigstens von einigen dieser Versuche zurückzulenken: aber dieser, durch sein ganzes Leben nicht gewöhnt zu rechnen und das Verhältniß seiner Geldkräfte zu dem, was er wollte, mit einiger Sorgfalt ins Auge zu fassen und immer so gleichgültig als unwissend in dem, wozu seine Unternehmungen hinführten, achtete auf keine ihm von Bylifsky gemachten Vorstellungen, auch da noch, da diese Unternehmungen ins wirklich Unerschwingliche gingen, bis endlich die Menge der Erfahrungen von der persönlichen Schlechtigkeit und wirklichen Verworfenheit einiger Personen, denen er sein Zutrauen geschenkt, zu den Geldverlegenheiten, die diese Versuche veranlaßten, hinzukam und er, von diesen Erfahrungen aufgeschreckt, das Benehmen einiger dieser Leute etwas näher zu untersuchen befahl.

Da kam denn freilich ein solcher Greuel des Mißbrauchs seines Namens und seiner Güte heraus, der ihn im In-

nerſten erſchütterte und ihn in den Zuſtand verſetzte, daß er endlich, durch die Menge der Erfahrungen von der Schlechtigkeit der Menſchenfreunde und Volksmänner, die ihn betrogen, gleichſam überwältigt, den Glauben an die armſeligen Machmerke dieſes zudringlichen Geſchlechts verlor, und da Endorf und Nelkron ihm zu verſtehen gaben, daß er jetzt ſelber ſehe, wie ſie gegen Bylifsky Recht gehabt hätten, gab er ihnen völligen Beifall, und beide, ſo edle und gute Männer ſie auch ſonſt waren, waren dennoch nicht unbefangen genug, den Unterſchied der Fehler des Herzogs und derjenigen Bylifsky's richtig in's Auge zu faſſen und dem letzten ſo weit Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als er es verdiente.

Indeſſen hatte Bylifsky in allen Staatsangelegenheiten das Vertrauen des Herzogs gar nicht verloren, nur redete er über ſeine ehemaligen Menſchenfreundlichkeitsliebhabereien kein Wort mehr mit ihm und man ſah, wenn nur von ferne davon die Rede war, eine ſtille Wehmuth über ſein ganzes Geſicht ausgegoſſen und er ſaß dann neben ihm in ſtillem Schweigen, wie ein königlicher Freund neben einem lieben General, der ihm eine große Schlacht verloren, in ſtiller Wehmuth ſitzt und von der verlornen Schlacht kein Wort redet.

55. Ein Unmenſch erſcheint. —

In dieſer Lage der Dinge und in dieſer Stimmung des Herzogs geſchah es, daß er in die Hand Helidors gerieth, von deſſen Einfluß Bylifsky in ſeinem Brief an Arner redete. Dieſer Helidor iſt ein Menſch, der bei der Kraft ſeltener Anlagen in tiefe Schlechtigkeit verſunken, für das innere göttliche Weſen der Menſchennatur durchaus keinen Sinn mehr hat, und darum auch den Menſchen und die Menſchennatur wie ſich ſelbſt verachtet. Er lebt ganz hingegeben in den Gefühlen des kraftvollſten und gewaltthätigſten der Thiere, die ſich des Tags in den Höhlen und Wäldern verbergen, des Nachts aber in die Thäler und Triften ein-

brechen, ihren Raub zu ſuchen. In den Gefühlen einer ſo eingewurzelten Tagesſcheu neben einer ſo gewaltthätigen Nachtkraft, mußte er nothwendig aller Gewaltthätigkeit, zu der der Thierſinn der Menſchennatur unſer Geſchlecht hinzuführen vermag, ſo weit er immer konnte, das Wort reden.

Er that das auch mit unübertrefflicher Kunſt. Er redete unumſchränkter Willkür jeder Macht und jedes Mächtigen unbedingt das Wort, und wenn man ihm dagegen einwandte, die Anerkennung einer ſo unbeſchränkten Willkür eines jeden Mächtigen verſtoße gegen das innere Gefühl der Menſchennatur ſelber, indem es den milden Sinn der göttlichen und menſchlichen Wahrheit den ſelbſtſuchtsvollen Anſprüchen eines ungöttlichen Lügengeiſtes und einer unchriſtlichen, unmenſchlichen rechtloſen Gewaltthätigkeit unterordne, antwortete er, das Alles ſeien Träume einer die Bedürfniſſe der geſellſchaftlichen Verhältniſſe nicht anerkennenden Weiberſchwäche, die man aus gewiſſen Rückſichten mit Stillſchweigen übergehen müſſe; hingegen über den Vorwurf, die Anerkennung einer unbedingten und unbeſchränkten Willkür jeder Macht untergrabe allen Begriff des Rechts ſelber, ließ er ſich weitläufig ein und behauptete, das Recht im geſellſchaftlichen Zuſtand beſtehe in nichts, als in der Vernunft der Macht ſelber; alles menſchliche Recht komme von der menſchlichen Macht her. Ohne Macht ſei, ſo lange die Welt ſtehe, kein Recht in die Welt gekommen und werde ewig keins hinein kommen, und hinwieder, keine Macht ſtehe unter irgend einem Recht und kein Mächtiger könne je unter irgend einem ſolchen ſtehen, weil alles Recht einzig von der Macht ausgehe, welche die Freiheit habe, ein geſichertes Uebergewicht über Alles, was ihr entgegenſtehend recht ſein und recht heißen wolle, geltend zu machen. Er behauptete geradezu, ohne dieſe Freiheit der Macht ſei ſie ſelber ein Unding und nicht wahrhaft da. Auf den Einwurf, eine menſchliche Macht, die auf eine ſolche Art geſichert wäre, könnte bei der allgemeinen Schwäche der menſchlichen Natur allem göttlichen Rechte und allen Fundamenten des menſchlichen Rechts entgegenſtehen, ſpottete er hohnlächelnd über

den Begriff, daß etwas Göttliches im Recht ſtecke, und über das Menſchliche im Recht ſagte er ungenirt, das Menſchliche im Rechte ſtehe ſich in ſeiner Armſeligkeit in allen Verhältniſſen ſelber entgegen und ende ſich trotz aller Bocksſprünge und Schlangenkrümmungen, durch die es den Schein dieſes Widerſpruchs wider ſich ſelbſt, ſeitdem die Welt ſteht, von ſich abzulenken geſucht habe, in der Wirklichkeit dennoch immer in Verhältniſſen, die in ihrem innern Weſen dem Recht der Maus gegen die Katze und des Wolfs gegen das Schaf gleich ſähen, wie ein Ei dem andern. Wenn man ihm hierauf antwortete, daß das Menſchengeſchlecht ſich in dieſem Fall doch in einem traurigen Zuſtande befinde, erwiederte er, es ſei einmal nicht anders, die Sache ſei, wie ſie ſei, es könne ſie Niemand ändern; aber da der Mächtige und Hohe es leicht habe, ſeine Wünſche zu befriedigen, ſo ſei er gewöhnlich auch, wie der edle Löwe, großmüthig, und nicht wie die gemeinbürgerliche Hyäne gefräßig; man müſſe alſo und dürfe ſich auf die Großmuth der Mächtigen verlaſſen; es ſei hierin für das Menſchengeſchlecht kein andrer Ausweg möglich. Wenn man ihm nun mit Anerkennung der allgemeinen Schwäche der Menſchennatur und ſogar mit einer Art von Billigung der Verachtung, die er gegen dieſelbe zeigte, auf dieſes Fundament hin ſelber vorſtellte, das thieriſche Gewaltsgefühl, das eine gemeinbürgerliche Seele zu einer Hyäne machen könne, ſei in der Menſchennatur allgemein und könne jede ſchwache Menſchenſeele, in welchem Verhältniß ſie auch lebe, durch den Beſitz einer unbeſchränkten Macht gewaltthätig machen und die Erfahrung der Welt ſpreche einſtimmig aus, der Beſitz der Macht gefährde allgemein die Vernunft der Macht ſelber und unter hundert Menſchen in der Welt, die Alles thun dürften, was ſie nur wollten, würden mehr als neunzig unverſchämt, gewaltthätig und oft noch dumm, ſo nannte er dieſe Einwendung und zwar mit einer Stirne, die den Unwillen über dieſelbe deutlich ausdrückte, eine Spitzfindigkeit, an der freilich etwas wahr ſein könne, das aber dennoch weder die Natur der Macht, noch das Weſen ihres Rechts und am allerwenigſten

Es konnte nicht fehlen, sie zog durch diese Handlungsweise die Aufmerksamkeit vieler Zeitgenossen und auch vieler Hofleute auf sich. Die in Rücksicht auf Sittlichkeit kraftlosesten Menschen sind gewöhnlich in Rücksicht auf die Noth und Armuth ihrer Mitmenschen mehr gedankenlos als hartherzig; die Zahl der Menschen, die trotz ihrer sittlichen Kraftlosigkeit doch für einen gewissen Grad von Weichlingstugenden immer noch Sinn haben und sich besonders Augenblicksgefühlen von Mitleiden und Barmherzigkeit gern überlassen, ist auch in den verdorbensten Cercles unsers Hofs und unsrer Hauptstadt noch sehr groß. Und es ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung, daß viele dieser Menschen auch beim Verlust der letzten Spur der wahren Kraft der Sittlichkeit und der wirklichen Anhänglichkeit an Wahrheit, Liebe und Recht dennoch eine Art ästhetischen Sinn, eine Art Liebhaberei für todte Gemälde und lebloſe Statuen der Sittlichkeit und ihre höhere Wahrheit und Reinheit in sich selber erhalten; selbst in den nächsten Umgebungen Helidors gab es viele solche ästhetische Dilettanten der Sittlichkeitskraft, deren innere Wahrheit sie jedoch in sich selber verloren hatten. Fräulein von Wildheim war ganz dazu gemacht, diesen kraft- und seelenlosen Sinn eines sittlichen Dilettantenlebens zu befördern und dadurch die wahre Sittlichkeit zu Grunde zu richten. Der Nachtheil ihres Einflusses war groß und allgemein; sie beförderte durch die Bedeutung, die sie einigen ihrer sentimentalen Augenblickshandlungen zu geben wußte, die in ihren Umgebungen immer steigende Kunst und Neigung, die Noth und die Leiden des Volks in der reinen Wahrheit ihrer Ursachen und Quellen, wodurch denselben abgeholfen werden konnte und sollte, aus den Augen zu rücken, indem sie ihnen den Trugschein solcher Augenblickshandlungen als das Wesen der Volksbeglückung und als die Weisheit und Tugend, nach der sie streben müßten, in die Augen fallen machte, und bewirkte dadurch bei dem schwachen Zeitgeschlecht ihrer Umgebungen, daß ihm die Tugend der Menschlichkeit in ihrer wahren Kraft und Höhe in Rücksicht auf das Volk und die Armuth beinahe überflüssig scheinen mußte. Dieses

war auch im ganzen Kreis ihrer Umgebungen wirklich so allgemein der Fall, daß man bestimmt sagen mußte, solche Wildheimische Blendwerkserscheinungen einiger einzelner Liebeswerke thaten dem wahren Interesse des Volkswohles mehr Abbruch, als selbst die derbsten Handlungen der entschiedenen und offenen Herzensverhärtung.

Auf den Herzog ging jedoch ihr Einfluß nicht so weit. Ihre Erscheinung und ihr Benehmen bei Hofe, an den sie durch Helidor berufen ward, erregte freilich auch die Aufmerksamkeit des Herzogs, aber doch nicht in dem Grade, daß sie ihm die wahren Zwecke der Sittlichkeit völlig aus den Augen rücken konnte. Nein, es war durchaus nicht die Comödiantentäuschung von Wildheimischen einzelnen Wohlthätigkeitshandlungen, wodurch der Herzog von dem hohen Sinn des wahren Volkswohles, der so lange in ihm lebte, abgelenkt wurde, im Gegentheil, es waren nur die vielseitigsten und ununterbrochenen Erfahrungen von der Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit von hundert und hundert Menschen, die ihn durch den Schein der Sorgfalt für das öffentliche Wohl und hoher, menschenfreundlicher Zwecke dahin gebracht hatten, den Glauben an die Möglichkeit einer soliden Hülfe für das Volk endlich gänzlich zu verlieren. Aber auch bei diesem Unglauben, in den er versunken war, und bei dem Verluste alles Vertrauens auf irgend ein Mittel seiner alten Zwecke, trug er dennoch den Traum dieser Zwecke, ob er ihn gleich für nichts weiter ansah, mit Wärme in seinem Herzen.

Indessen waren diese Kleinlichkeitshandlungen der Menschenfreundlichkeit, wie sie in den Cerclen einer Wildheim erschienen und durch sie befördert wurden, ob der Herzog sie gleich in seinem Herzen nicht hoch achtete und für die Beförderung des eigentlichen Volkswohlstands ganz unwirksam hielt, dennoch von einer Natur, daß er gern daran Theil nahm und sie als Zwerggestalten, die trotz ihrer Kleinheit und Unförmlichkeit dennoch etwas Aehnlichkeit mit der großen Riesengestalt der wahren Menschlichkeit hatten, die er so viele Jahre mit so warmem Herzen verehrte, gerade nicht

ungern vor seinen Augen sah. So vermochte die Wildheim die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich zu ziehen. Er hatte sie in der Stimmung, in der er jetzt war, auch wirklich gern um sich und nahm sogar oft selbst an ihren Spöttereien über seine höhern Menschlichkeitsträume Theil. Sie verglich diese einmal in seiner Gegenwart mit dem Thurm zu Babel, der bis an den Himmel reichen sollte, aber nirgend breiter war als am Boden, wo er fest am Koth der Erde klebte und der oben immer kleiner und dünner ward, je mehr er von der Erde gegen den Himmel hinaufstieg. Der Herzog lachte und fand das Gleichniß gar nicht übel, und da er nunmehr allen Glauben an das Höhere, Göttliche der Menschennatur so gut als verloren hatte und gegen Vieles, das er ehemals hoch und heilig hielt, eine tiefe Verachtung in sich einwurzeln ließ, so fand er oft an ihrer bösen Zunge, selbst wenn sie über dieses Heiligste und Höchste ihr größtes Gespött trieb, einen Gefallen. Sie schonte das Höchste und Heiligste nicht. Sie schonte weder die Armen, für die sie Almosen sammelte, noch die Reichen, bei denen sie die Almosen für sie bettelte; beide waren der Gegenstand ihres Spottes, selber in den Handlungen, durch die sie sich den Namen der Menschenfreundlichkeit und liberaler, philanthropischer Gesinnungen zu geben suchte. Sie achtete und behandelte die Welt als ein Narrenhaus und meinte, die Selbstsorge, die sie aber in ihrem innersten Sinn nicht von der rohen Selbstsucht trennte, sei der einzige wirkliche und wahre Mittelpunkt, um den sich alles Thun und Streben des Menschengeschlechts drehe. Sie behauptete geradezu, dieses könne niemals mit Vernunft und Erfolg aus diesem Mittelpunkt, an den es von der Natur selbst, wie die Schnecke an ihr Haus angekettet sei, herausgeführt und als von ihm unabhängend ins Auge gefaßt werden, und die Bestrebungen der Menschen müßten immer in dem Kreise der Beschränkung, die daraus hervorgehe, festgehalten werden. Woraus sich aber am klarsten ergab, wie weit sie dieses Anketten alles menschlichen Thuns an die Selbstsorge trieb und wie derb sie den Begriff dieser Selbstsorge in sich selbst mit dem-

jenigen der Selbſtſucht vermiſchte, beweiſt die ſonderbare Aeußerung, die ihr nicht ſelten entſchlüpfte, der Menſch müſſe durch ſeine Selbſtſorge es dahin zu bringen ſuchen, daß er nicht für ſich zu ſorgen brauche, und er ſorge am beſten für ſich, wenn er machen könne, daß er nicht viel an ſich ſelber zu denken brauche. Man muß den Gebrauch der Worte in unſerer Zeit ſehr wenig kennen, wenn man unter dieſer Aeußerung etwas anderes verſteht, als der Menſch ſorge am beſten für ſich ſelber, wenn er machen könnte, daß andere Leute für ihn ſorgen müßten, und daß das, was er gern habe, ihm auf eine Weiſe in die Hand falle, daß er ſeinethalben keine Sorge zu haben brauche.

Da der Herzog in ſeiner jetzigen Stimmung auch gern ſich ſelber vergaß, konnten ihm einige Aeußerungen dieſes Weibes in gewiſſen Augenblicken, ſo ſehr ſie dem Innerſten ſeines Herzens zuwider waren, nicht mißfallen. Sie war auch im Augenblick des Diamantenraubes, von dem Bylifsky in ſeinem Brief an Arner ſchrieb, beim Herzog im Garten.

---

57. Ein Mann, der ſicher die fünfte Bitte im Vaterunſer: „Führe uns nicht in Verſuchung" nicht recht gebetet.

Die Geſchichte dieſes Raubes iſt folgende. Eines Abends, da der Herzog mit dieſem Fräulein im Garten ſpazierte und Helidor noch in Sr. Durchlaucht Cabinet einen Brief vollenden wollte, den er für ihn angefangen hatte, war er wegen eines Vorfalls, der ihm geſtern Abend begegnet, ganz ſturm. Er wurde auch an dieſem Abend von einer bedeutenden Anzahl Hofgaukler und Hofgauklerinnen, die, von ihm berufen, aus der Privatkaſſe des Herzogs bezahlt werden ſollten, mit dem ſchrecklichen Wort: „Wir gaukeln nicht mehr, nein, nein, wir gaukeln nicht mehr" auf das Aeußerſte gedrängt und die erſte Tänzerin ſprach das Wort: „Ich tanze nicht mehr," und die erſte Sängerin

das: „Ich singe nicht mehr“ vor ihm mit einem Ernst aus, wie ein Jude das Wort: „Ich zahle nicht mehr“ einem leichtsinnigen Schuldenmacher, dessen Umstände zweifelhaft geworden. Er wußte kein Geld und durfte dem Herzog, der sich über das immer tiefere Verschulden sowohl des Herzogthums, als seiner Privatkasse noch gestern mit lebhaftem Unwillen geäußert hatte, es auch nicht sagen. Er vergaß den Brief, den er ausfertigen sollte und dachte, den Kopf auf seine Hand gestützt, nur nach, wie es möglich sei, diesen Abend, wo ein paar von diesen Leuten, deren Forderungen die stärksten waren, wieder zu ihm kommen würden, sich aus der Noth zu helfen. Der Schlüssel steckte eben an dem Geheimschrank des Herzogs, in dem zwar auch nicht viel Geld lag, aber in einer Schachtel, die Helidor auch kannte, waren zwei Diamanten, deren Werth in die Hunderttausende ging. Die Noth war groß und der Augenblick dringend. Frechheit half jetzt nichts, Großthun auch nichts, es mußte Geld her. Er sagte zu sich selbst: Wenn der erste Tänzer im Staat nicht mehr tanzen und die erste Sängerin nicht mehr singen will, weil ich sie nicht bezahle, so kann vielen von den Leuten, denen ich schuldig bin, der Mund auf eine Weise über mich aufgehen, wie ich ihn nicht aufgehen lassen darf. Ich thue es, sagte er dann wieder, der Herzog fragt Monate lang den Kleinodien nicht nach, und in der kurzen Zeit habe ich wieder Geld.

Das war freilich nicht wahr und nicht sicher, aber in der Noth, in der er jetzt steckte, genug, um ihn blind für die Gefahr zu machen, in der er sich befand. Eben weil es Gefahr hatte, mußte er sich in seiner Täuschung verhärten. Er sprach ein Mal über das andere aus: Es hat keine Gefahr, es hat gewiß keine Gefahr, und in dieser Zeit finde ich wieder Geld, ich finde gewiß wieder Geld. Zwischen hinein klopfte ihm wieder das Herz, aber dann sagte er wieder: Es muß sein, es muß sein; es muß heute sein, ich kann nicht warten bis morgen, und plötzlich, fast unwillkürlich, fällt ihm die Hand in die Schachtel. Das Kleinod

ist in seiner Hand und plötzlich fällt es wie im Blitz mit seiner Hand in seine Tasche.

Womit will ich seine That vergleichen? Er schnappte das Kleinod weg, wie ein hungriger Hund einen Braten vom Tisch wegschnappt und mit dem Braten im Mund sich vor der Hundspeitsche fürchtet, vom Tisch wegspringt, sich mit dem Braten in den hintersten Winkel verbirgt und ihn da frißt. So sprang jetzt Helidor mit dem Kleinod in der Tasche aus des Herzogs Zimmer in seine Stube. Aber er war so blaß, als er heimkam, daß seine Haushälterin fast erschrak und ihn fragte, was ihm doch begegnet sei, er sehe aus, wie wenn er von einer Ohnmacht aufstünde.

Es ist nichts, gar nichts, sagte er, aber ich muß allein sein.

Er hatte Ursache. Das Kleinod war jetzt in seiner Hand, aber damit hatte er noch kein Geld. Dem Hofjuden, der, wo er sicher ist, Geld leiht, so viel man will, die Kleinodien offen in die Hand geben, das ging nicht, denn er kannte sie. Was jetzt machen? Er ging zu zwei Männern, die reich und in Verhältnissen mit ihm waren, daß sie thun mußten, was er wollte. Diesen zeigte er die Kleinodien und bat sie, das Schächtelchen, darin er sie gebracht, beiderseits mit ihren eignen Siegeln zu versiegeln und ihm dann das Zeugniß auszustellen, daß die in diesem von ihnen versiegelten Päckchen enthaltenen Diamanten ungefähr den Werth hätten, den sie ihnen selbst geben sollten. Dieses Versiegeln und dieses Zeugnißgeben gefiel zwar den Männern nicht ganz. Aber sie thaten's und Helidor ging jetzt mit dem Zeugniß und dem Päckchen zum Hofjuden und forderte auf das Unterpfand dieses, mit dem Zeugniß der zwei dem Hofjuden bekannten reichen Männer belegten Päckchens einen Drittheil des von ihnen anerkannten Werths desselben auf zwei Monate. Der Jude sah das Päckchen freilich mit einem Blick an, wie wenn er's lieber offen gehabt hätte. Doch es war Helidor, der das Geld forderte und dieser hatte ihm schon oft den Weg zu Geldkisten gezeigt, zu denen er ohne ihn keinen Schlüssel gefunden, und dabei war das

Zeugniß vom dreifachen Werth des Unterpfands deutlich, die Männer, die es unterschrieben hatten, sicher, der Termin kurz, der Zins groß und zum Voraus berechnet. Er glaubte, er könne das Geld geben, und gab's, doch mit der klaren Bedingung, daß die Rückzahlung desselben in acht Wochen gewiß sein müsse.

Jetzt bezahlte Helidor die Leute, die ihm gestern mit dem Wort: „Wir gaukeln nicht mehr", beinahe den Schweiß ausgetrieben. Er konnte auch diese Nacht wieder besser schlafen. Aber der Traum, der Herzog frage den Kleinodien in Monaten nicht nach, war bald verschwunden. Wenige Tage nach ihrer Entwendung suchte der Herzog etwas in diesem Schrank und fand, daß sie fehlten.

58. Die Mitternachtstunde eines Vaters.

Ich verlasse den Mann gern, dessen unmenschlicher und unchristlicher Sinn schon zum Voraus für Arner und sein frommes, christliches Bestreben so viel Böses ahnen läßt und wende mich wieder zum guten Thun dieses lieben Herrn, der mit Hülfe seines Glülphi, seiner Gertrud und mehrerer guten Leute, die er unter den Seinigen fand und an sein Herz zog, seinem armen, zerrütteten Bonnal wieder aufzuhelfen suchte.

Ich verließ ihn an dem Abend, an dem er die Weide von Bonnal vertheilt, jeder armen Haushaltung zu einer Geiß verholfen und beschlossen hatte, auf dem Ried einen großen Baumgarten anzulegen, unter dessen Schatten einst seine besser versorgten Bonnaler sich des Erdensegens, den Gott allen Menschen verliehen und wovon er Niemand ausgeschlossen, freuen sollten. Nun nahte der Tag, an dem das Volk in Bonnal mit dem Vogt rechnen und alle Lumpen, die ihm schuldig, bei der Linde zu dieser Rechnung erscheinen sollten. Arner hatte diese Nacht nicht gut geschlafen. Das Volk, das morgen also mit dem Vogt rechnen und die Schande seines Lebens selbst öffentlich an den Tag bringen

ſollte, und der Gedanke, daß die Regierung ſeines Großvaters die Haupturſache an dem Unglück dieſer ſo tief verdorbenen Menſchen ſei, lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Ach Gott! ach Gott! ſagte er in dieſer Nacht mehrere Male zu ſich ſelbſt, er hat aus meiner alten Burg ein Schloß gemacht, wie eines Königs Haus und mir ein Volk hinterlaſſen, an das ich ohne Scham und Sorgen nicht denken darf. Ach Gott! ach Gott! wiederholte er etliche Mal zu ſich ſelber, lieber, lieber Großvater! Hätteſt du mir doch meiner Ahnen zimmerleere Burg und meiner Ahnen ſchandleeres Volk hinterlaſſen!

Sein Karl, der neben ihm im gleichen Zimmer lag, hörte ihn gegen zwölf Uhr ſo beklemmt athmen und ſagte zu ihm: Fehlt dir etwas, Papa, daß du nicht ſchlafen kannſt?

Nein, Lieber, es fehlt mir nichts, ſagte Arner.

Doch, lieber Papa, es fehlt dir etwas, es iſt dir angſt auf morgen, ſagte das Kind.

Warum das, du Lieber? erwiederte Arner.

Karl. Meinſt, ich wiſſe es nicht? Es iſt allen Leuten angſt wegen der Rechnung.

Arner. Wer hat dir das geſagt?

Karl. Etliche Buben; aber einer vorzüglich. — Denk, Papa, er war bei den andern Buben, aber er hat gar nicht mögen luſtig ſein und iſt ſo herumgeſtanden, daß man ihm angeſehen, es fehle ihm etwas. Da bin ich zu ihm hingegangen, habe ihn bei der Hand genommen und gefragt, warum er ſo traurig ſei. Zuerſt hat er mir's nicht ſagen wollen, aber ich habe nicht nachgelaſſen und da hat er mir geſagt, ſeine Leute daheim, der Vater und die Mutter und die Schweſtern, weinten ſich faſt zu todt, ſie ſeien dem Vogt auch etwas ſchuldig und jetzt müſſe die Schweſter morgen vor dich, mit ihm zu rechnen; aber ich ſollte doch nichts ſagen, daß er mir's geſagt habe, und das Weinen iſt ihm da ſo angekommen, daß er ſich umgekehrt und hinter einem Haag verborgen, damit ihn Niemand ſehe; es hat mir doch auch ſo weh gethan und ich bin mit ihm hinter den Haag

gegangen und bei ihm geblieben, bis man ihm nicht mehr angesehen, daß er geweint hat.

Arner. Das ist brav, Lieber. Wie heißt der Bub?

Karl. Er heißt Jacobeli und ist ein schöner Bub, mit einem glatten, weißen Haar, und ein guter Bub, du kannst nicht glauben, wie gut und wie lieb er mir ist.

Arner. Aber wem gehört er?

Karl. Er wohnt grad unten am Kreuzbrunnen; es sind so drei Tritte vor dem Hause.

Arner. Aber du weißt nicht, wie seine Leute heißen?

Karl. Nein. Aber du bist auch morgen nicht so gar bös mit ihnen; sie haben jetzt schon seit dem Sonntag nichts gethan als geweint.

Arner. Ich will mit Keinem von Allen bös sein; aber, du Lieber, ich muß, wie mit dir, wenn sie sich etwas Böses angewöhnt haben, doch auch machen, daß sie es sich wieder abgewöhnen, und du weißt gewiß an dir selbst, wie schwer das Abgewöhnen allen Menschen ankommt, und wie noth es thut, daß man ihnen den Ernst zeige, damit sie es thun.

Karl. Ja, Papa, ich weiß das wohl, aber wenn sie es dann nicht mehr thun, so bist du wieder gut mit ihnen?

Arner. Du weißt doch wohl, daß ich immer gern und bald wieder gut bin.

Ich weiß das wohl, erwiederte der Karl, und schlief bei diesem Wort wieder ein.

---

59. Der Anfang einer großen Morgenangst.

Arner stand an diesem Tage sehr früh auf. Er hatte am Abend vorher schon dem Weibel befohlen, am Morgen um 5 Uhr zu ihm zu kommen. Dieser kam auf den Schlag und der Junker gab ihm jetzt das aus des Vogts Hausbuch genau aufgenommene Verzeichniß aller Personen, die diesem schuldig, und die nun diesen Morgen, um mit ihm zu rechnen oder vielmehr ihre Schuld gegen ihn anzuerkennen,

unter die Linde kommen mußten, und ſagte, da er ihm das Papier in die Hand gab, mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit noch zu ihm: Es thut mir leid um die vielen Leute, denen dieſes Verzeichniß Verdruß machen wird.

Der Weibel gab ihm zur Antwort: Es geſchieht ihnen nur Recht, ſie haben's ſo haben wollen, und dachte nichts weniger, als daß ſein liebes Töchterlein in dieſem Verzeichniß oben an ſtehe.

Der Junker ſah ihn bei dieſem Worte ſteif an, der Weibel aber ahnete nichts weniger, als daß dieſer Blick ſein liebes Töchterchen betreffen könnte, und eilte, da er noch nüchtern war, ohne das Verzeichniß anzuſehen, heim, ſetzte ſich hinter den Tiſch, trank ruhig ſeinen Morgen-Kaffee, um dann ſogleich den Lauf durch das Dorf zu nehmen. Erſt bei der letzten Taſſe warf er einen Blick auf ſein Verzeichniß und verſchüttete die Taſſe Kaffee, die er eben in der Hand hatte, als er den Namen ſeines lieben Kindes an der Spitze des Lumpenvolks ſah. Er rief wie Mordio der Mutter, die eben in der Küche war. Als ſie kam, ſchrie er wie wüthend: Wo iſt dein verfluchtes Kind?! Wo iſt dein verfluchtes Kind?! Ich will, ich muß es ausprügeln, bis kein Fetzen mehr gut an ihm iſt.

Die Frau wußte ſchon, was es war; aber ſie that nicht ſo und fragte ihn, warum er ſo wüthe. Er wußte kaum, was er antwortete und ſagte nur: Schaff' mir das Kind im Augenblick her; es muß ſeinen Lohn haben; geh', geh', daß ich's unter meine Hände kriege. Ich wollte faſt lieber, es hätte mir das Haus angezündet. Was iſt es denn? erwiederte die Frau noch einmal. Jetzt ſagte er: Es hat Wirthshausſchulden und muß jetzt mit allem Lumpengeſindel vor den Junker unter die Linde. Das iſt erſchrecklich, ſagte die Frau. Aber ſie wußte ſchon Alles und hatte das Kind ſchon ausgefragt, was an der Sache ſei. Das Kind antwortete ihr, es ſei nicht wahr, es ſei dem Vogt nichts ſchuldig. Aber ſie glaubte es ihm nicht und befahl ihm, ſich hinter den Heuſtock zu verbergen, wo es kein Menſch finden könne, ging dann wieder zum Weibel und ſagte ihm, ſie

habe es im ganzen Haus gesucht und nicht gefunden, es müsse außer dem Haus sein. Das ist verflucht, sagte der Weibel, daß du es nicht findest, aber ich muß jetzt fort. Beherrsche dich jetzt nur ein wenig und mache, daß es kein Gerede unter den Leuten gebe; je stiller wir es abstrafen, wenn es gefehlt, desto besser wird es sein, sagte die Frau.

Er mußte jetzt gehen. Sobald er fort war, eilte sie auf der Stelle hinter den Heustock und fragte das Kind, wie es sich denn eigentlich mit der Schuld verhalte. Es antwortete, es habe an des jungen Kienasten Hochzeit mit den andern Mädchen vor dem Wirthshaus gestanden und habe im Spaß mit ihnen getanzt, da sei der Hummel mit einer Bouteille Wein und mit einem Teller Wurst und Schinken herausgekommen; sie hätten es angenommen und alle mit einander zahlen wollen; der Vogt aber habe das Geld nicht angenommen und gesagt, es werde von der Hochzeit bezahlt und koste nichts.

Aber darf ich darauf zählen, daß es nichts Anderes ist? erwiederte die Mutter. Es antwortete: Der Vater soll nur den Vogt selber fragen, er wird gewiß nichts anders wissen und sagen müssen, es sei so. Drohend sagte jetzt die Mutter: Aber wenn es etwas Anderes ist und du mich mit einem Lug unter die Linde schickst, so sieh dann, wie es dir geht. Es ist gewiß nichts Anderes, versicherte sie ihr Kind noch.

Jetzt ging die Mutter unter die Linde, winkte ihren Mann beiseite und erzählte ihm, wie sich die Sache verhalte. Glaubst du, ich dürfe der Sache trauen? erwiederte ihr Mann. Ich glaube fast, du dürfest darauf trauen, antwortete sie.

Eilend ging er jetzt zum Junker und bat ihn, den Vogt über die Schuld seines Kindes zu befragen. Dieser gestand auch wirklich ein, daß sich die Sache so verhalte und daß die Schuld nicht hätte ins Buch eingetragen werden sollen. Jetzt war dem Weibel ein großer Stein von dem Herzen und er sagte zum Junker: Sie werden also mein Kind vorrufen? Natürlich werde ich es nicht vorrufen, sagte der Junker, und der Weibel winkte nach seiner Frau, die etwas ferne von ihm stand, sie könne jetzt nur gehen und dies auf

eine Weiſe, daß ſie wohl ſah, es ſei gut gegangen und Alles in Ordnung. Er aber ſagte dann noch zu ſich ſelbſt: Hätte ich das nur vor einer Stunde gewußt, ſo wäre ich nicht wie ein Narr im Dorf herumgelaufen. Und es iſt wahr, er war wirklich die ganze Zeit, in der er den Leuten anzeigen mußte, daß ſie vor den Junker unter die Linde kommen ſollten, faſt wie nicht bei ſich ſelber. Der Schrecken über ſein Töchterlein hatte ihn ſo verwirrt, daß er, da er zum Haus hinaus war, noch nicht wußte, was er that. Er verirrte ſich in den Straßen und mußte oft, weil er ein Haus in einer Gaſſe vergeſſen, zweimal wieder in dieſelbe zurück. Einmal hatte er ſogar unter einer Hausthür nachgeſehen, was er darin zu thun habe und wußte es ſchon nicht mehr, als er die Treppe hinauf und in die Stube hinein kam.

Aber ſo verwirrt wie er waren die meiſten Leute, die er unter die Linde entbieten mußte. Sobald er es ihnen anzeigte, waren die meiſten ſo verdrüßlich, daß er über die Art, wie ſich viele ihrer Wirthshausſchulden halber entſchuldigen wollten und über das Geſchwätzwerk, das ſie darüber anfingen, bei ſich lachen mußte. Am meiſten und am unanmuthigſten wollte ihn die Barbel, die man im Dorf die Fromme heißt, aufhalten.

Sie hatte ihre beiden Hände auf der offenen Bibel über einander, kehrte das gelbe Weiß in den Augen um wie ein Bock, wenn man ihn ſchlachtet, und ſah gen Himmel, als er ihr ſagte, warum er da ſei. Um Gottes Willen, Weibel, antwortet ſie ihm, was denkt ihr auch, daß ihr zu mir kommt? Behüt' mich Gott davor, ich bin mein Lebtag dem Vogt weder viel noch wenig ſchuldig geweſen, es muß hier Jemand anders gemeint ſein, es heißen ja noch mehr Leute wie ich.

Der Weibel wußte nicht, wer; ſie nannte ihm aber ſogleich das Spinnerbabeli. Da ſagte er: Der Vogt hätte dieſem Bettelmenſch nicht 5 Batzen, geſchweige 5 Gulden anvertraut. Was wißt ihr, Herr Weibel, wie das hat kommen können? Ihr werdet einmal müſſen gehen und fragen; denn jetzt ſeid ihr bei meinem Gewiſſen am unrechten Ort.

Nun ich kann wohl gehen, es wird sich dann zeigen, sagte der Weibel, und ging eben, wo er von ihr hingewiesen war, zum alten Spinnerbabeli. Sobald dieses ihn von der frommen Nachbarin die Gasse hinaufkommen sah, ging es ihm entgegen und sagte, ehe er es noch anredete: Ja, ja, ich weiß, was ihr wollt, und es wird sich wohl machen, ich will nicht fehlen zu kommen und zu zahlen. Aber bist du dem Vogt so viel Geld schuldig? sagte der Weibel. Was willst jetzt so viel fragen, es ist manchmal besser, man wisse nicht Alles, erwiederte das Babeli.

Du hast Recht, sagte der Weibel, ich hab' heute auch schon viel erfahren, davon ich lieber hätte, ich wüßte es nicht. Aber er merkte das Spiel, das die fromme Barbel mit dem armen Spinnerbabeli treiben wollte, und sagte zu sich selber: Das kommt gewiß nicht so, wie sich der Narr einbildet.

---

60. Das reinste Gold liegt im Koth der Erde und im Gestein der Gebirge.

Gegen 9 Uhr kamen die Leute, die er bestellt, unter die Linde. Aber wer will den Haufen beschreiben, wie sie dastanden, vom alten Meyer an, der über 20 Jahre alle Tage beim Vogt saß, bis auf des Hallori Kind, das noch vor wenig Wochen das Unglück hatte, seiner Mutter den ersten Batzen zu stehlen und ihn dem Vogt zu bringen? Wer will diese 125 Menschen beschreiben, Männer, Weiber und Kinder, und wer will den Unterschied treffen zwischen denen die Speck bei ihm aßen, denen, die Branntwein bei ihm soffen, und denen, die Butter und Honig bei ihm schleckten und Kaffee bei ihm tranken? Wer will es ausdrücken, wie sie einander an Leib und Seel, an Händen und Füßen an Nasen und Ohren so ungleich und dann wieder auf eine andere Art gleich sahen?

So gleich das Lumpenleben sie unter einander machte, so ungleich machte es sie auch. Es konnte nicht anders. Wie sie ob ungleichen Gelüsten ihm schuldig worden und in sein Buch hineinkamen, so kamen sie auch wieder auf eine ungleiche Weise aus demselben heraus. Die wenigsten bezahlten ihn mit Geld, sehr viele, die meisten Weiber und Kinder bezahlten ihr armes Fressen und Saufen mit gestohlener Baumwolle; einige Männer mit gestohlenem Eisen, das sie bei Nacht und Nebel von Pflug und Wagen abbrachen und mit vielerlei ungerechtem Gut. Aber ich habe die Elendesten und Verruchtesten unter ihnen allen noch vergessen: einige zahlten mit falschen Zeugnissen und falschen Eiden. Die Armen, Elenden zahlten ihm ihr Fressen und Saufen damit, daß sie sich nach ihrer eigenen Ueberzeugung dem leidigen Teufel verpfändeten.

Ich eile von diesem Bilde weg. Es schreckt mich im Innersten meiner Seele, wie es den Junker im Innersten seiner Seele erschütterte.

Dieser saß, ehe er unter die Linde ging, mit großer Wehmuth neben dem Pfarrer und redete sehr wenig. Doch plötzlich kam ihm in den Sinn, was ihm sein Karl diese Nacht von den Leuten gesagt, die nahe beim Kreuzbrunnen wohnten und einen Buben hätten, der Jacobeli heiße. Er fragte den Pfarrer, was das für Leute seien, und sagte noch, damit dieser schneller darauf komme, es wären drei Tritte vor ihrem Hause.

Wenn der Pfarrer seinen Kragen auf die Kanzel mitzunehmen vergessen hätte, er hätte nicht mehr können betroffen sein, als daß er es vergessen, mit dem Junker von dieser Haushaltung zu reden, wie er sich vorgenommen. Er sagte es ihm jetzt und erzählte ihm, daß ihn keine von den Leuten, die unter die Linde müßten, wie diese dauerten, weil sie bis auf den letzten Winter sich vor allen Wirthshausschulden gehütet; die Frau aber sei vom Herbst an bis auf den Frühling bettlägerig gewesen und ihr Mann habe mehrentheils die ganze Nacht durch bei ihr wachen müssen. Sie können wohl denken, Junker, sagte der gute Pfarrer, wie es dann

geht; die Nächte sind lang, und wenn ein Mann den ganzen Tag über arbeitet, schlechte Speisen hat und dann noch die Nacht durch wachen muß, was will man darüber sagen, wenn er dann ein Glas Wein mehr gelüstet, als er sollte?

Er rühmte die Haushaltung sehr und sagte, sie seien noch vom alten Vogt Lindenberger her, und wo noch ein Bein von dem Mann herstamme, so sei es ehrenfester und schamhafter, als alles andere Volk. Die Tochter, welche den Wein geholt und in des Vogts Buch eingeschrieben stehe, sei daran ganz unschuldig; sie hätte keinen Tropfen davon getrunken; auch sage ihr Vater alle Stunden zu ihr, sie solle die Schande nicht ausstehen, er sei schuldig und er wolle unter die Linde, aber sie wolle ihn nicht lassen und bitte ihn um tausend Gotteswillen, er solle das nicht thun, aber sie habe denn doch vom Morgen bis in die Nacht feuerrothe Augen vom Weinen.

O Gott! Wie viele dieser Menschen wären anders, wenn man anders mit ihnen umgegangen wäre, sagte der Junker wieder zu sich selbst und auch dieser Vorfall füllte sein Herz mit Güte für diese Unglücklichen und machte ihm eine gute Weile den Anblick erträglicher, den er unter der Linde hatte.

---

61. Das reine landesväterliche Herz meines Mannes.

Er bedauerte die Kinder am meisten. Er ließ sie aber auch zuerst rufen, damit sie aus der Angst kämen und sagte Keinem viel mehr, als: Bist du auch da? Etlichen bot er noch die Hand und sagte ihnen mit Vatergüte: Thu doch das dein Lebtag nicht mehr! —

Aber das Ganze, das ihm vor Augen stand, war entsetzlich. Der Fehler, um dessentwillen sie da waren, machte ihm weniger Sorge, aber das Bild der Heuchelei und Verstellung, der leiblichen Abschwächung und der geistigen Zerrüttung, der Seelenlosigkeit und der Herzlosigkeit, die allenthalben zu Tage trat, drückte und empörte ihn.

Die meiſten Weiber thaten, wie wenn ſie vor Scham und Angſt in den Boden ſinken wollten, er aber ſah, wie wenig es ihnen ernſt war und ſagte zu etlichen mit Unwillen: Es iſt dir nicht halb ſo, wie du thuſt. Einem ſagte er ſogar: Ich meine, wenn gerade jetzt ein Krug Wein vor dir ſtünde und du allein wäreſt, daß dich Niemand ſähe, dein Jammer würde bald aus ſein.

Aber Eine verſtellte ſich nicht. Es war ein Elend, ſie anzuſehen. Sie weinte laut, ihr Herz ſchlug ſichtbar, ihr Mund lag über einander, wie wenn er zuſammengewachſen ſei und wenn ſie redete, ſchnappte ſie nach Luft. So ſtand die Rabſerbäurin vor ſeinen Augen. Was iſt dir, Frau? Biſt du krank, oder was fehlt dir? ſagte der Junker. Sie konnte nicht reden, aber ſie fing an zu weinen, und mit dem war ihr leichter, daß ſie hintennach ſagen konnte, ſie ſei jetzt 60 Jahre alt und habe ihr Lebtag ſchinden und ſchaben müſſen, wie eine Bettelfrau, und ihr Mann mißgönne ihr das Brod und gebe ihr nicht, wie recht iſt, zu eſſen, ſonſt wäre ſie, das wiſſe Gott im Himmel, nicht in dieſem Unglück.

Ihr Anblick machte den Junker blaß. Er frug links und rechts, ob ihr Mann wirklich ſo mit ihr umgehe, wie ſie ſage, und links und rechts war die Antwort, es ſei, wie ſie ſage, es habe der Frau ihr Lebtag kein Menſch nachgeredet, daß ſie ein Glas Wein zu viel getrunken, als wozu ſie die liebe Noth ſelber gedrungen. Der alte Renold ſetzte hinzu, ſie habe zwanzig Kinder gehabt, die aber alle bis auf zwei todt ſeien, und die Frau hätte die rohen Speiſen, die ſie um ſeines Geizes willen eſſen ſollte, nicht mehr erleiden mögen, ſonſt ſei ganz gewiß unter der Sonne kein Grund, daß ſie ins Geheim dann und wann ein Glas Wein aus dem Wirthshaus habe kommen laſſen. Als der Junker ſich davon ganz überzeugt, ſagte er zur armen Frau: Wenn's ſo iſt, ſo will ich dir helfen; wenn dir dein Mann nicht zukommen läßt, was du zu deiner Leibesnothdurft brauchſt, ſo ſag' du nur dem Herrn Pfarrer, in welchem Haus im Dorf du den Reſt deiner Tage gern verleben möchteſt, und

ich will dann schon dafür sorgen, daß dir dein Mann, was du nöthig hast, sicher in dieses Haus bringen lassen wird.

Aber diese und die Lindenbergerin waren auch die einzigen, mit denen er von Herzen gut sein konnte.

Es freute ihn recht, als die letztere kam. Sie hob kein Aug vom Boden, und da der Schreiber ihr vorlas, was sie dem Vogt schuldig, sagte sie kein Wort zu ihrer Entschuldigung, sondern legte, ohne ihren gegen den Boden gerichteten Kopf nur aufzuheben, das Geld für die Schuld auf den Tisch. Der Junker, den dieses Benehmen rührte, redete sie freundlich an und sagte: Kind, warum sagst du nichts zu deiner Entschuldigung? Auf dieses Wort sah sie den Junker zum ersten Mal an, aber redete nicht. Nun, wenn du es nicht sagen darfst, fuhr Arner fort, so will ich es sagen. Ich weiß es, eure Haushaltung hat sich bis auf den letzten Herbst vor allen Wirthshausschulden hüten können, und wenn deine Mutter nicht einen so elenden Winter gehabt, so wäret ihr auch jetzt dem Vogt keinen Heller schuldig.

So entriß der gerechte Landesvater vor allem Volk dies gute Kind seiner Schande. Aber es that den hundert und zwanzigen wehe, zu hören, daß eines besser unter ihnen, als sie alle, und es war kein Krüppel an Leib und Seele unter der Linde, der nicht zu sich selber sagte: Ja, wenn er wüßte, wie ich's gehabt habe, er würde gewiß das und noch mehr auch zu mir sagen.

Die Lindenbergerin aber antwortete jetzt dem Junker mit einem Aug, das Freude und Dank sichtbar aussprach: Wie danke ich Gott, daß Sie wissen, wie wir's gehabt haben. Ich weiß auch, sagte der Junker ferner, daß du keinen Tropfen von dem Wein getrunken, um dessentwillen du da bist, und daß dein Vater dich noch gebeten, du solltest ihn sich verantworten lassen, er wolle unter die Linde gehen; aber du bist ein braves Kind gewesen und hast lieber die Schande auf dich genommen, als deinen Vater hierher kommen lassen.

Jetzt nahm das Kind die Hand vor die Augen, die

ihm überliefen, und sagte schluchzend: Mein Vater, Niemand als mein Vater, mein lieber Vater hat Ihnen das gesagt. Nein, sagte der Junker, dein Vater hat es mir nicht gesagt, dein Bruder, der Jacobeli, hat es meinem Karl erzählt, in welchem Unglück ihr euch wegen dieser Schuld befindet und wie ihr euch alle darob fast zu todt geweint, und mein Karl hat es mir diese Nacht, da ich nicht schlafen konnte, selbst mit Thränen erzählt und mich gebeten, daß ich auch nicht bös mit dir sein solle, und nicht wahr, setzte er noch hinzu, ich bin jetzt nicht bös mit dir gewesen? Das Kind konnte vor Rührung nicht reden. Aber der Junker fuhr fort und sagte ihm noch: Sage doch deinem Bruder, er soll am Sonntag zu meinem Karl in Schloß kommen; er ist ihm gar lieb.

Jetzt wußte das gute Mädchen, wer dem Junker das Alles erzählt und sagte zu sich selbst: Das muß doch ein guter Bub sein, dieser Karl, der Jacobeli soll am Sonntag gewiß zu ihm. Ihr Auge war voll Freudenthränen. Sie sprang von der Linde heim, dem Vater und der Mutter zu sagen, wie gut es ihr gegangen und wie väterlich der Junker mit ihr geredet. Im Heimgehen wiederholte sie sich selber einmal über das andere: Der liebe Gott hat es doch gut mit mir gemeint.

---

62. Das Frechheitsspiel der bösen Menschen mit den guten gelingt ihnen doch nicht immer.

Diese Güte des Junkers wollte das Lumpenvolk, das unter der Linde war, mißbrauchen; aber es gerieth ihm nicht. Eine Speckmolchin stieß bei diesem Versuch den Kopf hart an. Da sie sah, wie liebreich und gut der Junker mit diesem Mädchen war, kam ihr in Sinn, mit so einem guten Herrn lasse es sich probiren, ob man nicht etwa mit dem Leugnen aus dieser Wirthshausschande herauskommen könnte. Sie trat ganz keck vor die Herren an den Tisch und sagte, der Hummel habe sie wie ein Schelm

und wie ein Dieb in seinem Buch aufgeschrieben, sie sei ihm weder Heller noch Pfenning schuldig und sie wüßte sich bei Jahr und Tag nicht zu besinnen, daß sie das Geringste mit ihm gehabt oder ihm nur ins Haus hinein gekommen.

Darüber empört, antwortete der Hummel, man solle nur ein Tischtuch und ein Handtuch ansehen, die auf dem Tische lägen und die sie ihm versetzt, es werde sich dann wohl zeigen, ob sie nie im Haus gewesen. Das machte sie noch nicht irre. Sie behauptete keck, sie habe ihr Lebtag diese Tücher weder gesehen, noch in Händen gehabt. Dein Name ist ja darauf gezeichnet, sagte jetzt der Vogt. Das verwirrte sie einen Augenblick, aber dann sagte sie doch, sie müßten ihr gestohlen worden sein, wenigstens das sei gewiß und das könne sie behaupten, daß sie es ihm nicht gegeben habe.

Der Junker aber, dem ihre äußerste Frechheit auffiel und der sicher war, daß sie wider Wissen und Gewissen also redete, antwortete ihr, er wolle sie vorläufig für 14 Tage ins Zuchthaus einsperren; er wisse, daß dieses Haus schon vielen Lumpenleuten wieder zu einem guten Gedächtniß geholfen, es werde sich dann auch zeigen, wie weit das Zuchthaus dazu helfen könne, sich dieser Schuld halber zu erinnern, was daran wahr sei. Aber die Frau wollte die Gedächtnißcur im Zuchthaus nicht machen, und als der Harschier auf einen Wink des Junkers gegen den Tisch hervorkam, fing sie an zu heulen und sagte, sie wolle es ja bekennen, er solle sie doch um Gotteswillen nur wieder heim lassen. Jetzt ließ sie der Junker vor allem Volk, das umher stand, die Worte laut und verständlich nachsprechen, der Hummel sei deswegen, daß er in seinem Buch aufgeschrieben, sie sei ihm so und so viel schuldig, weder ein Schelm noch ein Dieb.

Sie konnte diese Worte fast nicht zum Mund herausbringen. Aber es mußte sein, und als es endlich geschehen, mußte sie ihm noch die Hand bieten. Aber als sie die drei Finger des Vogts erblickte, die der Henker ihm unter dem Galgen angestrichen und die noch schwarz waren, zog

sie ihre Hand wieder zurück und that einen Schrei, wie wenn man sie morden wollte. Das half nichts. Sie hätte entweder mit dem Harschier, der neben ihr stand, ins Zuchthaus müssen oder dem Vogt die Hand bieten. Sie that es endlich, aber vor Wuth fast außer sich und feuerroth. Da es geschehen und sie nun weg und heim durfte, sagte sie hinterrücks zum Vetter Weibel: Ich hätte doch nicht geglaubt, daß der Junker so mit mir umgehen würde, und er antwortete: Und ich hätte nicht geglaubt, daß du so dumm wärest.

---

63. Betschwesterarbeit nnd der Basler Todtentanz neben einander.

Bald nach ihr kam das Spinnerbabeli hervor. Aber der Junker sah, daß Alle die Köpfe zusammensteckten und er fragte die Vorgesetzten, was das sei. Der Weibel antwortete sogleich, man glaube, das sei nicht die rechte Barbel. Da fragte der Junker den Vogt, ob das die Barbel sei, die ihm schuldig.

Der Vogt erwiederte, nein, die rechte Barbel, die hätte kommen sollen, heiße die Fromme; aber der Hochmuth lasse es ihr nicht zu, selber zu kommen; sie fürchte natürlich, es möchte ihr an ihrem guten Frömmigkeits-Namen schaden, wenn es ihr auskomme, daß sie, wie andere Leute, Wirthshausschulden habe; sie sei auch seit dem Sonntag alle Nächte vors Haus gekommen und habe ihm mit Sprüchen aus der Bibel und mit weiß nicht was zugesetzt, daß er um Gotteswillen doch so barmherzig sei und das Maul halte, wenn das andere Barbeli für sie unter die Linde komme und zahle. Er setzte hinzu, er habe, damit er sie los werde, geantwortet, wenn Niemand etwas sage, so wolle er auch schweigen.

Der Junker fragte darauf das andere Barbeli: Aber was hat sie dir Lohn gegeben, daß du für sie da hervorgekommen? Es antwortete: Einen halben Gulden, und setzte

Nun ich kann wohl gehen, es wird sich dann zeigen sagte der Weibel, und ging eben, wo er von ihr hingewiesen war, zum alten Spinnerbabeli. Sobald dieses ihn von der frommen Nachbarin die Gasse hinaufkommen sah, ging es ihm entgegen und sagte, ehe er es noch anredete: Ja, ja, ich weiß, was ihr wollt, und es wird sich wohl machen, ich will nicht fehlen zu kommen und zu zahlen. Aber bist du dem Vogt so viel Geld schuldig? sagte der Weibel. Was willst jetzt so viel fragen, es ist manchmal besser, man wisse nicht Alles, erwiederte das Babeli.

Du hast Recht, sagte der Weibel, ich hab' heute auch schon viel erfahren, davon ich lieber hätte, ich wüßte es nicht. Aber er merkte das Spiel, das die fromme Barbel mit dem armen Spinnerbabeli treiben wollte, und sagte zu sich selber: Das kommt gewiß nicht so, wie sich der Narr einbildet.

---

60. Das reinste Gold liegt im Koth der Erde und im Gestein der Gebirge.

Gegen 9 Uhr kamen die Leute, die er bestellt, unter die Linde. Aber wer will den Haufen beschreiben, wie sie dastanden, vom alten Meyer an, der über 20 Jahre alle Tage beim Vogt saß, bis auf des Hallori Kind, das noch vor wenig Wochen das Unglück hatte, seiner Mutter den ersten Batzen zu stehlen und ihn dem Vogt zu bringen? Wer will diese 125 Menschen beschreiben, Männer, Weiber und Kinder, und wer will den Unterschied treffen zwischen denen, die Speck bei ihm aßen, denen, die Branntwein bei ihm soffen, und denen, die Butter und Honig bei ihm schleckten und Kaffee bei ihm tranken? Wer will es ausdrücken, wie sie einander an Leib und Seel, an Händen und Füßen, an Nasen und Ohren so ungleich und dann wieder auf eine andere Art gleich sahen?

So gleich das Lumpenleben sie unter einander machte, so ungleich machte es sie auch. Es konnte nicht anders. Wie sie ob ungleichen Gelüsten ihm schuldig worden und in sein Buch hineinkamen, so kamen sie auch wieder auf eine ungleiche Weise aus demselben heraus. Die wenigsten bezahlten ihn mit Geld, sehr viele, die meisten Weiber und Kinder bezahlten ihr armes Fressen und Saufen mit gestohlener Baumwolle; einige Männer mit gestohlenem Eisen, das sie bei Nacht und Nebel von Pflug und Wagen abbrachen und mit vielerlei ungerechtem Gut. Aber ich habe die Elendesten und Verruchtesten unter ihnen allen noch vergessen: einige zahlten mit falschen Zeugnissen und falschen Eiden. Die Armen, Elenden zahlten ihm ihr Fressen und Saufen damit, daß sie sich nach ihrer eigenen Ueberzeugung dem leidigen Teufel verpfändeten.

Ich eile von diesem Bilde weg. Es schreckt mich im Innersten meiner Seele, wie es den Junker im Innersten seiner Seele erschütterte.

Dieser saß, ehe er unter die Linde ging, mit großer Wehmuth neben dem Pfarrer und redete sehr wenig. Doch plötzlich kam ihm in den Sinn, was ihm sein Karl diese Nacht von den Leuten gesagt, die nahe beim Kreuzbrunnen wohnten und einen Buben hätten, der Jacobeli heiße. Er fragte den Pfarrer, was das für Leute seien, und sagte noch, damit dieser schneller darauf komme, es wären drei Tritte vor ihrem Hause.

Wenn der Pfarrer seinen Kragen auf die Kanzel mitzunehmen vergessen hätte, er hätte nicht mehr können betroffen sein, als daß er es vergessen, mit dem Junker von dieser Haushaltung zu reden, wie er sich vorgenommen. Er sagte es ihm jetzt und erzählte ihm, daß ihn keine von den Leuten, die unter die Linde müßten, wie diese dauerten, weil sie bis auf den letzten Winter sich vor allen Wirthshausschulden gehütet; die Frau aber sei vom Herbst an bis auf den Frühling bettlägerig gewesen und ihr Mann habe mehrentheils die ganze Nacht durch bei ihr wachen müssen. Sie können wohl denken, Junker, sagte der gute Pfarrer, wie es dann

geht; die Nächte sind lang, und wenn ein Mann den ganzen Tag über arbeitet, schlechte Speisen hat und dann noch die Nacht durch wachen muß, was will man darüber sagen, wenn er dann ein Glas Wein mehr gelüstet, als er sollte?

Er rühmte die Haushaltung sehr und sagte, sie seien noch vom alten Vogt Lindenberger her, und wo noch ein Bein von dem Mann herstamme, so sei es ehrenfester und schamhafter, als alles andere Volk. Die Tochter, welche den Wein geholt und in des Vogts Buch eingeschrieben stehe, sei daran ganz unschuldig; sie hätte keinen Tropfen davon getrunken; auch sage ihr Vater alle Stunden zu ihr, sie solle die Schande nicht ausstehen, er sei schuldig und er wolle unter die Linde, aber sie wolle ihn nicht lassen und bitte ihn um tausend Gotteswillen, er solle das nicht thun, aber sie habe denn doch vom Morgen bis in die Nacht feuerrothe Augen vom Weinen.

O Gott! Wie viele dieser Menschen wären anders, wenn man anders mit ihnen umgegangen wäre, sagte der Junker wieder zu sich selbst und auch dieser Vorfall füllte sein Herz mit Güte für diese Unglücklichen und machte ihm eine gute Weile den Anblick erträglicher, den er unter der Linde hatte.

---

61. Das reine landesväterliche Herz meines Mannes.

Er bedauerte die Kinder am meisten. Er ließ sie aber auch zuerst rufen, damit sie aus der Angst kämen und sagte Keinem viel mehr, als: Bist du auch da? Etlichen bot er noch die Hand und sagte ihnen mit Vatergüte: Thu doch das dein Lebtag nicht mehr! —

Aber das Ganze, das ihm vor Augen stand, war entsetzlich. Der Fehler, um dessentwillen sie da waren, machte ihm weniger Sorge, aber das Bild der Heuchelei und Verstellung, der leiblichen Abschwächung und der geistigen Zerrüttung, der Seelenlosigkeit und der Herzlosigkeit, die allenthalben zu Tage trat, drückte und empörte ihn.

Die meiſten Weiber thaten, wie wenn ſie vor Scham und Angſt in den Boden ſinken wollten, er aber ſah, wie wenig es ihnen ernſt war und ſagte zu etlichen mit Unwillen: Es iſt dir nicht halb ſo, wie du thuſt. Einem ſagte er ſogar: Ich meine, wenn gerade jetzt ein Krug Wein vor dir ſtünde und du allein wäreſt, daß dich Niemand ſähe, dein Jammer würde bald aus ſein.

Aber Eine verſtellte ſich nicht. Es war ein Elend, ſie anzuſehen. Sie weinte laut, ihr Herz ſchlug ſichtbar, ihr Mund lag über einander, wie wenn er zuſammengewachſen ſei und wenn ſie redete, ſchnappte ſie nach Luft. So ſtand die Rabſerbäurin vor ſeinen Augen. Was iſt dir, Frau? Biſt du krank, oder was fehlt dir? ſagte der Junker. Sie konnte nicht reden, aber ſie fing an zu weinen, und mit dem war ihr leichter, daß ſie hintennach ſagen konnte, ſie ſei jetzt 60 Jahre alt und habe ihr Lebtag ſchinden und ſchaben müſſen, wie eine Bettelfrau, und ihr Mann mißgönne ihr das Brod und gebe ihr nicht, wie recht iſt, zu eſſen, ſonſt wäre ſie, das wiſſe Gott im Himmel, nicht in dieſem Unglück.

Ihr Anblick machte den Junker blaß. Er frug links und rechts, ob ihr Mann wirklich ſo mit ihr umgehe, wie ſie ſage, und links und rechts war die Antwort, es ſei, wie ſie ſage, es habe der Frau ihr Lebtag kein Menſch nachgeredet, daß ſie ein Glas Wein zu viel getrunken, als wozu ſie die liebe Noth ſelber gedrungen. Der alte Renold ſetzte hinzu, ſie habe zwanzig Kinder gehabt, die aber alle bis auf zwei todt ſeien, und die Frau hätte die rohen Speiſen, die ſie um ſeines Geizes willen eſſen ſollte, nicht mehr erleiden mögen, ſonſt ſei ganz gewiß unter der Sonne kein Grund, daß ſie ins Geheim dann und wann ein Glas Wein aus dem Wirthshaus habe kommen laſſen. Als der Junker ſich davon ganz überzeugt, ſagte er zur armen Frau: Wenn's ſo iſt, ſo will ich dir helfen; wenn dir dein Mann nicht zukommen läßt, was du zu deiner Leibesnothdurft brauchſt, ſo ſag' du nur dem Herrn Pfarrer, in welchem Haus im Dorf du den Reſt deiner Tage gern verleben möchteſt, und

ich will dann schon dafür sorgen, daß dir dein Mann, was du nöthig hast, sicher in dieses Haus bringen lassen wird.

Aber diese und die Lindenbergerin waren auch die einzigen, mit denen er von Herzen gut sein konnte.

Es freute ihn recht, als die letztere kam. Sie hob kein Aug vom Boden, und da der Schreiber ihr vorlas, was sie dem Vogt schuldig, sagte sie kein Wort zu ihrer Entschuldigung, sondern legte, ohne ihren gegen den Boden gerichteten Kopf nur aufzuheben, das Geld für die Schuld auf den Tisch. Der Junker, den dieses Benehmen rührte, redete sie freundlich an und sagte: Kind, warum sagst du nichts zu deiner Entschuldigung? Auf dieses Wort sah sie den Junker zum ersten Mal an, aber redete nicht. Nun, wenn du es nicht sagen darfst, fuhr Arner fort, so will ich es sagen. Ich weiß es, eure Haushaltung hat sich bis auf den letzten Herbst vor allen Wirthshausschulden hüten können, und wenn deine Mutter nicht einen so elenden Winter gehabt, so wäret ihr auch jetzt dem Vogt keinen Heller schuldig.

So entriß der gerechte Landesvater vor allem Volk dies gute Kind seiner Schande. Aber es that den hundert und zwanzigen wehe, zu hören, daß eines besser unter ihnen, als sie alle, und es war kein Krüppel an Leib und Seele unter der Linde, der nicht zu sich selber sagte: Ja, wenn er wüßte, wie ich's gehabt habe, er würde gewiß das und noch mehr auch zu mir sagen.

Die Lindenbergerin aber antwortete jetzt dem Junker mit einem Aug, das Freude und Dank sichtbar aussprach: Wie danke ich Gott, daß Sie wissen, wie wir's gehabt haben. Ich weiß auch, sagte der Junker ferner, daß du keinen Tropfen von dem Wein getrunken, um dessentwillen du da bist, und daß dein Vater dich noch gebeten, du solltest ihn sich verantworten lassen, er wolle unter die Linde gehen; aber du bist ein braves Kind gewesen und hast lieber die Schande auf dich genommen, als deinen Vater hierher kommen lassen.

Jetzt nahm das Kind die Hand vor die Augen, die

ihm überliefen, und ſagte ſchluchzend: Mein Vater, Niemand als mein Vater, mein lieber Vater hat Ihnen das geſagt. Nein, ſagte der Junker, dein Vater hat es mir nicht geſagt, dein Bruder, der Jacobeli, hat es meinem Karl erzählt, in welchem Unglück ihr euch wegen dieſer Schuld befindet und wie ihr euch alle darob faſt zu todt geweint, und mein Karl hat es mir dieſe Nacht, da ich nicht ſchlafen konnte, ſelbſt mit Thränen erzählt und mich gebeten, daß ich auch nicht bös mit dir ſein ſolle, und nicht wahr, ſetzte er noch hinzu, ich bin jetzt nicht bös mit dir geweſen? Das Kind konnte vor Rührung nicht reden. Aber der Junker fuhr fort und ſagte ihm noch: Sage doch deinem Bruder, er ſoll am Sonntag zu meinem Karl in Schloß kommen; er iſt ihm gar lieb.

Jetzt wußte das gute Mädchen, wer dem Junker das Alles erzählt und ſagte zu ſich ſelbſt: Das muß doch ein guter Bub ſein, dieſer Karl, der Jacobeli ſoll am Sonntag gewiß zu ihm. Ihr Auge war voll Freudenthränen. Sie ſprang von der Linde heim, dem Vater und der Mutter zu ſagen, wie gut es ihr gegangen und wie väterlich der Junker mit ihr geredet. Im Heimgehen wiederholte ſie ſich ſelber einmal über das andere: Der liebe Gott hat es doch gut mit mir gemeint.

62. Das Frechheitsſpiel der böſen Menſchen mit den guten gelingt ihnen doch nicht immer.

Dieſe Güte des Junkers wollte das Lumpenvolk, das unter der Linde war, mißbrauchen; aber es gerieth ihm nicht. Eine Speckmolchin ſtieß bei dieſem Verſuch den Kopf hart an. Da ſie ſah, wie liebreich und gut der Junker mit dieſem Mädchen war, kam ihr in Sinn, mit ſo einem guten Herrn laſſe es ſich probiren, ob man nicht etwa mit dem Leugnen aus dieſer Wirthshausſchande herauskommen könnte. Sie trat ganz keck vor die Herren an den Tiſch und ſagte, der Hummel habe ſie wie ein Schelm

und wie ein Dieb in seinem Buch aufgeschrieben, sie sei ihm weder Heller noch Pfenning schuldig und sie wüßte sich bei Jahr und Tag nicht zu besinnen, daß sie das Geringste mit ihm gehabt oder ihm nur ins Haus hinein gekommen.

Darüber empört, antwortete der Hummel, man solle nur ein Tischtuch und ein Handtuch ansehen, die auf dem Tische lägen und die sie ihm versetzt, es werde sich dann wohl zeigen, ob sie nie im Haus gewesen. Das machte sie noch nicht irre. Sie behauptete keck, sie habe ihr Lebtag diese Tücher weder gesehen, noch in Händen gehabt. Dein Name ist ja darauf gezeichnet, sagte jetzt der Vogt. Das verwirrte sie einen Augenblick, aber dann sagte sie doch, sie müßten ihr gestohlen worden sein, wenigstens das sei gewiß und das könne sie behaupten, daß sie es ihm nicht gegeben habe.

Der Junker aber, dem ihre äußerste Frechheit auffiel und der sicher war, daß sie wider Wissen und Gewissen also redete, antwortete ihr, er wolle sie vorläufig für 14 Tage ins Zuchthaus einsperren; er wisse, daß dieses Haus schon vielen Lumpenleuten wieder zu einem guten Gedächtniß geholfen, es werde sich dann auch zeigen, wie weit das Zuchthaus dazu helfen könne, sich dieser Schuld halber zu erinnern, was daran wahr sei. Aber die Frau wollte die Gedächtnißcur im Zuchthaus nicht machen, und als der Harschier auf einen Wink des Junkers gegen den Tisch hervorkam, fing sie an zu heulen und sagte, sie wolle es ja bekennen, er solle sie doch um Gotteswillen nur wieder heim lassen. Jetzt ließ sie der Junker vor allem Volk, das umher stand, die Worte laut und verständlich nachsprechen, der Hummel sei deswegen, daß er in seinem Buch aufgeschrieben, sie sei ihm so und so viel schuldig, weder ein Schelm noch ein Dieb.

Sie konnte diese Worte fast nicht zum Mund herausbringen. Aber es mußte sein, und als es endlich geschehen, mußte sie ihm noch die Hand bieten. Aber als sie die drei Finger des Vogts erblickte, die der Henker ihm unter dem Galgen angestrichen und die noch schwarz waren, zog

sie ihre Hand wieder zurück und that einen Schrei, wie wenn man sie morden wollte. Das half nichts. Sie hätte entweder mit dem Harschier, der neben ihr stand, ins Zuchthaus müssen oder dem Vogt die Hand bieten. Sie that es endlich, aber vor Wuth fast außer sich und feuerroth. Da es geschehen und sie nun weg und heim durfte, sagte sie hinterrücks zum Vetter Weibel: Ich hätte doch nicht geglaubt, daß der Junker so mit mir umgehen würde, und er antwortete: Und ich hätte nicht geglaubt, daß du so dumm wärest.

63. Betschwesterarbeit nnd der Basler Todtentanz neben einander.

Bald nach ihr kam das Spinnerbabeli hervor. Aber der Junker sah, daß Alle die Köpfe zusammensteckten und er fragte die Vorgesetzten, was das sei. Der Weibel antwortete sogleich, man glaube, das sei nicht die rechte Barbel. Da fragte der Junker den Vogt, ob das die Barbel sei, die ihm schuldig.

Der Vogt erwiederte, nein, die rechte Barbel, die hätte kommen sollen, heiße die Fromme; aber der Hochmuth lasse es ihr nicht zu, selber zu kommen; sie fürchte natürlich, es möchte ihr an ihrem guten Frömmigkeits-Namen schaden, wenn es ihr auskomme, daß sie, wie andere Leute, Wirthshausschulden habe; sie sei auch seit dem Sonntag alle Nächte vors Haus gekommen und habe ihm mit Sprüchen aus der Bibel und mit weiß nicht was zugesetzt, daß er um Gotteswillen doch so barmherzig sei und das Maul halte, wenn das andere Barbeli für sie unter die Linde komme und zahle. Er setzte hinzu, er habe, damit er sie los werde, geantwortet, wenn Niemand etwas sage, so wolle er auch schweigen.

Der Junker fragte darauf das andere Barbeli: Aber was hat sie dir Lohn gegeben, daß du für sie da hervorgekommen? Es antwortete: Einen halben Gulden, und setzte

hinzu, ſie ſei ein armes Weib, und ſie habe gedacht, es ſchade Niemand, wenn ſie das thue. Aber haſt du nicht gedacht, es ſchade dir ſelber, deinem guten Namen, ſo an den Lumpentiſch hervorzutreten? ſagte der Junker. Sie: Ich habe gedacht, es glaube das Niemand. Der Junker mußte lachen. Ueber die andere lachte er nicht. Er rief dem Harſchier und befahl ihm, den Augenblick die rechte Barbel zu holen und hierher zu führen.

Die Barbel ſaß in dieſem bittern Stündlein der Trübſal ob dem Buch Hiob, las das Leiden des Mannes vom erſten Kapitel bis aufs letzte und deutete alle Trübſal, die ihm der Teufel und ſein Weib machten, nur auf ſich und ihren heutigen Jammer. Es war mit dem Buch Hiob fertig, aber das Stündlein ihrer Trübſal ging leider erſt an; ſie hatte ihre Dienſtmagd und Mithalterin ihrer ſtillen Abendtrünke oben an die Kirchgaſſe geſchickt, um von dort aus zu ſehn, wie es unter der Linde ablaufen würde. Dieſe ſah nach langem und langem Warten endlich, daß das Spinnerbabeli zum Tiſch hervorwackle, aber zugleich auch, wie jetzt Alles die Köpfe zuſammenſtecke und wie es mit dieſem Babeli nicht vorwärts wolle, wie mit andern, wie der Junker lange mit dem Vogt und dem Weibel rede und jetzt gar, wie der Harſchier zu ihm hervortrat. Sobald ſie dieſen ſah, zweifelte ſie gar nicht mehr, die Sache ſei fehl geſchlagen, die Wahrheit ſei ausgekommen und der Harſchier werde ihre Barbel auf der Stelle unter die Linde abholen müſſen.

Als aber die Magd mit dieſem Bericht zu der Barbel kam, ſchlug dieſe die Hände über dem Kopfe zuſammen und rief einmal über das andere: Herr Jeſus! ach, mein Gott! und dann wieder: Der Teufel hat es mir wohl müſſen in den Sinn geben, daß ich das Menſch habe unter die Linde ſchicken müſſen; es hat mir's jetzt in Gottes Namen noch ſelber ausgebracht. Sie ſeufzte einmal über das andere: „Hilf, Helfer! hilf in Angſt und Noth,“ und ihre Dienſtmagd mußte ihr die Thür zumachen, ſo gut es immer möglich. Aber Alles half nichts. Der Harſchier kam nach

wenigen Minuten und klopfte an der Thür, und da sie Niemand aufmachte, gab er ihr kurzweg mit den Schuhen einen Tritt und sie war bald offen. Er kam dann zu der Barbel in die Stube und sagte, daß sie mit ihm unter die Linde müsse. Jetzt bat sie um Gottes Erbarmen, er solle doch nur wieder gehen, sie wolle nachkommen. Er aber wollte nicht und sagte, es sei des Junkers Befehl, sie müsse mit ihm. Jetzt that sie, wie wenn ihr ohnmächtig würde und fiel von ihrem Stuhl auf den Boden. Der Harschier aber sah, daß sie ihre Ohnmacht nur heuchle, und gewohnt, dergleichen Arten von Ohnmachten beim Lumpengesindel nach seiner Art zu behandeln, sagte er zu ihr: Wenn du nicht im Augenblicke aufstehst, so will ich dich mit dem Ochsenschwanz aufstehen machen, wie du in deinem Leben nie aufgestanden bist, und damit nahm er sie beim Arm und zog diesen auf eine Weise in die Höhe, daß die Füße im Augenblick auch geradeauf standen, und so mußte sie mit ihm fort.

Aber man muß den Basler Todtentanz im Kopfe haben, wenn man sich vorstellen will, wie sie mit einander unter die Linde gegangen.

Der Junker hatte das Spinnerbabeli warten lassen, bis die wahre Barbel mit dem Harschier ankam; als sie da war, ließ er sie neben dem Spinnerbabeli auf der steinernen Bank niedersitzen und da warten, bis alles andere Lumpenvolk, das noch mit dem Vogt zu rechnen hatte, fertig war, und ohne sie ein Wort reden zu lassen, sagte er nur noch, sie hätte dem Spinnerbabeli für die Mühe, die es für sie habe übernehmen müssen, zu wenig Lohn gegeben, sie müsse ihm noch einen halben Gulden geben, und solle ein andermal nicht mehr probiren, die Schande des Lumpenlebens so wohlfeil zu verkaufen, als sie diesem Babeli habe verkaufen wollen.

64. Eine durch eine scharfe Kur gelungene Heilung.

Wie die fromme Barbel also wegen ihrer Heuchlerschlechtigkeit auf der steinernen Bank bei der Linde zur Schau da saß, stellte sich wegen ihrer Hoffahrtsschlechtigkeit eine andere zur Schau dar. Gerade nach der Barbel kam die Hürnerbeth. Sie trug Sammetbänder und ihre ganze Kleidung war auffallend hoffährtig.

Arner kannte seine Eltern aus dem Almosenverzeichniß und fragte: Bist du des Hürner Jacob Tochter? Diese Frage gefiel dem eiteln Kind schon nicht. Es verlor schon seine Farbe, da es ja sagte. Und der Junker fragte weiter: Wie kommst du zu Seide und Sammet? Es antwortete nichts. Aber der Junker fragte weiter: Wie kommst du zu Seide und Sammet? und es brachte unter Herzklopfen endlich die Antwort hervor: Ich habe verdient, was ich trage. Ich will dich nicht fragen, wie, ich will dich nur fragen, ob es dir anstehe, es zu tragen? Es schwieg wieder.

Der Junker aber sagte: Ein Kind, das vom Almosen erzogen worden und sich vor seinem Dorf nicht schämt, sich kostbarer zu kleiden, als Leute, die von Niemand etwas haben und von Niemand etwas wollen, ist ein böses Exempel, dem ich vorbeugen muß. Und einen Augenblick darauf sagte er ihm: Wie viel Geschwister hast du?

Es sagte fünf, und er wieder: Gehen sie auch so hoffährtig daher? Es schwieg, und er fragte zum andernmal: Gehen sie auch so hoffährtig daher? Es antwortete: Nein. Er fuhr fort: Aber haben sie Schuhe und Strümpfe und ganze Hemden? Es zitterte und schwieg wieder, und er wiederholte: Haben sie Schuhe, Strümpfe und ganze Hemden, deine fünf Geschwister? Es mochte wollen oder nicht, es mußte nein sagen. Und dein Vater und deine Mutter, fuhr der Junker fort, können sich diese vor Kälte und Nässe schützen und sich Kleider kaufen? Es schwieg wieder, und er: Ich sehe wohl, auch das ist nein, und du schämst dich nicht und fürchtest dich nicht der Sünde, so daher zu kommen? Dann befahl er ihm, jetzt heim zu gehn

und Vater und Mutter und alle Geschwister, wie sie gingen und ständn, hierher zu bringen.

Das Elend selber, wenn man es abmalen wollte, könnte nicht elender sein, als diese sieben Menschen.

Der Junker ließ sie vor sich hin, die Hoffahrtsbeth auf die eine und Vater und Mutter und Geschwister auf die andere Seite stellen. Da sie so vor ihm einander gegenüber standen, sagte er zu der Beth: Ist das dein Vater? Ihre Lippen bebten, ihre Augen standen ihr starr und ihre hangenden Hände zitterten, als sie ja sagte.

Er fuhr fort: Und bist du des Mannes Tochter?

Beth. Ja.

Junker. Und der Frau da ihr Kind?

Beth. Ja.

Junker. Und das sind deine Geschwister?

Beth. Ja.

Junker. Haben diese Kinder mit dir unter einem Herzen gelegen?

Es schluchzte. Der Junker sah es jetzt streng an und sagte: Und wenn ich dich jetzt heimschicke und dir befehle, in eben den Lumpen, in denen deine Mutter jetzt dasteht, wieder hierher zu kommen und auch da auf einer Bank neben uns zu sitzen, hast du das nicht verdient? Das Mädchen sank fast in den Boden und Vater und Mutter baten für sie. Er befahl ihr jetzt, heim zu gehen, Vater und Mutter aber, noch eine Weile zu bleiben, redete dann freundlich mit diesen und sagte der Mutter: Ich will gar nicht, daß dein Kind in Lumpen gehüllt wieder hierher komme, aber ich habe geglaubt, es habe diesen Schrecken verdient und er thue ihm wohl.

Da er so mit ihr redete, weinte die gute Mutter und sagte zu ihm: Sie haben in Gottes Namen ganz Recht, und ich habe es dem unvernünftigen Kind hundert und hundert Mal gesagt, es könne es vor Gott nicht verantworten, wie es Vater, Mutter und Geschwister im Elend sehe, und doch Alles, was es auftreiben könne, an die Hoffahrt wende.

Die eitle Tochter fürchtete wirklich, sie müsse, in der Mutter Lumpen gehüllt, wieder unter die Linde, und war, als die Mutter heim kam, fast außer sich vor Angst und Sorgen. Da sie ihr aber jetzt sagte, es komme dem Junker kein Sinn daran, er habe mit seinem Drohen nur dahin wirken wollen, daß sie in sich selber gehe und das Unrecht ihres Benehmens erkenne, war sie innig gerührt und sagte zu Vater und Mutter: Verzeiht mir, ich erkenne, wie sehr ich gefehlt. Sie trennte auch noch an diesem Tag einige Sammetbänder, die sie auf den Kleidern hatte, ab. Sie gab auch einige Hoffahrtssachen, die sie hatte, der Mutter zum Verkaufen und ist von dieser Stunde an so brav und eingezogen worden, daß ihr kein Mensch mehr etwas vorzuwerfen hatte wegen der Hoffahrt.

65. Wie und wie weit Lumpenvolk, wenn es sich im Vortheil spürt, das Maul braucht.

Es ist nicht zu sagen, was es bei der Linde alle Augenblicke für Auftritte gab. Eine Kreblerin, die schon mehr als vor einem halben Jahre ihres Mannes silberne Schnallen dem Vogt versetzt hatte und, damit er sie nicht im Verdacht habe, ihre Dienstmagd, die allein im Haus war, als eine Diebin auf der Stelle fortgeschickt, hatte auch eine Hiobsstunde.

Die Schnallen lagen jetzt unter der Linde auf dem Tisch, und des Josen Conrad, der der Bruder war von der Margreth, die sie gestohlen haben sollte, kannte sie im Augenblick und sprang, was gibt's, was hast, heim, seiner Schwester zu sagen, was er für eine Entdeckung gemacht.

Das war ein Jubel für Bruder und Schwester. So geschwind als er heim kam, so geschwind sprangen beide wieder zur Linde, dem Krebler und seiner Frau jetzt den Meister zu zeigen. Dieser aber, als er die Margreth und ihren Bruder von ferne daherspringen sah und die Schnallen auch schon als die, so seiner Frau gestohlen sein sollten,

erkannte, roch Feuer, ging der Margreth und ihrem Bruder eilends entgegen, ſtellte ſich vor ſie hin, bot ihnen freundlich die Hand und ſagte, ſie ſollten doch einen Augenblick halten, wenn etwas Ungerades in ſeinem Haus vorgefallen, ſo wolle er machen, daß ſie könnten zufrieden ſein.

Nein, nein, antworteten ſie. Die Betrügerin, deine Frau, muß zu Schanden gemacht werden, wie ſie es verdient, ſo hängt ſie ein andermal Niemand mehr den Schelmennamen an, der ihr gebührt. Ja, ja, ſagte die Margreth, ſie iſt eine Betrügerin, eine Seelenmörderin, deine Frau, ſo hat es mir in meinem Leben noch Niemand gemacht und den Lohn dazu noch abgedrückt. Sie thaten beide wie wild, und die Margreth noch oben drein, wie wenn ſie die Augen trocknen wollte. Dieſe aber hatten das gar nicht nöthig, ſie waren ſo trocken, als wenn ſie eben zum Ofen heraus gekommen wären. Das andere Wort, das ſie redete, war, wie unglücklich ſie jetzt ſei, daß ſie ſo um Ehr und guten Namen gekommen.

Macht doch jetzt nicht ſo viel Weſens, ſagte der Krebler, ſie muß euch Ehr und guten Namen wieder geben, ſo lieb er euch iſt; — denn es machte ihm Angſt, daß die Leute es oben an der Kirchgaſſe alle hörten, ſo laut redeten ſie. Ja, ja, ſagte die Margreth, es iſt bald geſagt; Ehr und guter Name iſt nicht ſo leicht wieder zu geben, wenn man es Einem genommen. Was ich für Schaden und Nachtheil von dieſer Sache gehabt, iſt mit keiner Zunge zu beſchreiben. Und ihr Bruder: Ja, ja, es iſt nicht zu beſchreiben. So machten ſie Lärm; aber ſie wollten nur Geld, und der Krebler, der wohl ſah, daß hier nichts anderes zu machen, als den Seckel zu ziehen, ſagte endlich: Nun, was koſtet es denn, damit wir von einander kommen?

Da ſagte die Margareth, ich bin jetzt bald Dreiviertelſjahr daheim und habe keinen Dienſt finden können, weil ſie mich als eine Diebin zum Haus hinaus geſagt. Von anderm will ich gar nicht reden. Und ihr Bruder: Es iſt da nicht an uns zu fordern, wenn du es alſo willſt, ſo kannſt du nur bieten, was du geben wolleſt, es wird ſich dann

zeigen, was wir dazu sagen wollen. Kurz sie brandschatzen ihn um 30 Gulden. Als sie aber diese hatten, war weiter von Ehre und gutem Namen keine Rede.

Den Sigrist und Schulmeister ließ der Junker spät rufen, damit sie recht lang unter den andern Wirthshauslumpen da stehen mußten. Diese wollten noch eine Predigt halten, wie es gekommen, daß der eine dem Vogt fünf und der andere sieben Gulden schuldig geworden sei. Er sagte aber beiden: Haltet doch das Maul.

Auch der Kriecher wollte so predigen. Er sagte ihm aber: Ich kenne dich ja schon.

Keiner machte es, ich möchte fast sagen, so gut, als der alte Meyer; — der kam hervor, wie Einer, dem noch viel heraus gehörte, und sagte: Was ich schuldig, das will ich zahlen, und weiter und ferner ist es kein Schelmenstück, wenn's Einer hat und vermag, wenn er trinkt, bis er genug hat.

Es ist ganz richtig, daß Saufen kein Schelmenstück ist, sagte der Junker, aber es führt leicht zu vielen. Ich habe mein Lebtag gehört, die größten Schelme hüten sich vor dem Vollsaufen, sagte der Meyer, und der Junker mußte lachen.

Aber alle Augenblicke kamen Männer und Weiber, denen er gestern armuthshalber das Geld für eine Geiß vorgeschossen. Er wollte wissen, wie viele von diesen zusammen da seien und sagte, daß wer immer von diesen 27 Haushaltungen da sei, Männer, Weiber oder Kinder, die sollten sich zusammen stellen, und es fand sich, daß von den 27 Haushaltungen nicht 3 waren, aus denen nicht entweder der Vater, oder die Mutter, oder ein Kind Wirthshausschulden halber jetzt vor ihm standen. Er sagte ihnen: Ihr habt doch, wie es scheint, Vermögen, Wirthshausschulden zu machen, wenn ihr schon nicht vermöget euern armen Kindern täglich ein Glas Milch zukommen zu lassen. Es zerschnitt ihm fast das Herz, wie die Leute alle aussahen; doch er ließ sie jetzt gehen ohne weiter ein Wort zu ihnen zu sagen.

Aber der Eindruck, den ihm dieser Morgen machte, war

bedrückend und er ging fast ohne Hoffnung, mit einem Volk, unter welchem so viele Lumpen, noch etwas auszurichten, und mit beklemmtem Herzen von der Linde weg ins Pfarrhaus.

---

66. Wie sehr die Ansichten über das Heirathen auch unter den Strohdächern verschieden sind und wie sie sich auch unter solchen Dächern auf die gleiche Weise, wie in Palästen, aussprechen.

An eben diesem Morgen war Gertrud eine Stunde bei ihrem guten Hübelrudi, der, seitdem er die Meyerin das letzte Mal gesehn, alle Stunden mehr Hoffnung schöpfte, es könnte ihm mit ihr vielleicht doch noch mehr gerathen. Es war ihm den ganzen Tag, er sehe sie mit seinen Augen, wie sie freundlich vor ihm stand, ihm helf dir Gott sagte und ihm anrieth, er solle auch vor andern Häusern ein Almosen heischen. Die Gertrud war gar nicht ohne Hoffnung für ihn und that mit gedoppeltem Eifer in seinem Haus und für seine Kinder Alles, damit von dieser Seite der Sache kein Hinderniß aufstoße.

Auch die Meyerin dachte von dieser Stund an mehr an den Hübelrudi, als sie in ihrem Leben geglaubt hätte, daß sie je an ihn denken würde. Auch an seine Haushaltung, und sogar an seine Matte und an seine schöne Kuh dachte sie oft und wiederholte sich oft: Ich möchte dem guten Mann doch gönnen, daß er bald wieder wohl versorgt würde. Doch glaubte sie noch nicht, daß sie sich entschließen könnte, ihn zu heirathen, da er so alt und der Kinder so viele seien; aber dennoch kam ihr seit dieser Zeit der Hans Ulrich Ochsenfeist, den ihr der Untervogt und seine Frau geben wollten, immer widriger und unerträglicher und oft im Schlaf also vor. Die Untervogtin wußte zwar, daß sie einigen Ekel vor ihm habe, aber sie meinte bis auf die heutige Stunde doch, es müsse so sein und sie müsse

ihren reichen Vetter und keinen andern heirathen. Sie hatte es ihm auch heilig versprochen, es solle nicht fehlen, er müsse sie bekommen, und sie zweifelte um so weniger daran, da sie bis auf den heutigen Tag kein Wort davon wußte, daß Gertrud mit ihr etwas Anderes im Schild führe. Sie hätte sich auch in ihrem Leben nicht vorstellen können, daß der Hübelrudi ihrem reichen Vetter, dem Ochsenfeist, bei einer Heirath in den Weg kommen könnte und daß in der Welt ein Mensch daran denken könnte, ihrer Schwägerin diesen Rudi anzutragen, als sie diesen Morgen vernahm, daß im Dorf wirklich im Ernst die Rede davon sei, es wäre möglich, daß die Meyerin den Hübelrudi heirathen könnte, daß die Gertrud dahinter stecke, daß auch der Junker davon wisse und selber mit dem Untervogt dem Rudi zu Gunsten davon geredet und daß sogar die Meyerin selber sich ganze Stunden lang in des Rudi Haus aufgehalten und mit der Gertrud Arm in Arm in seiner Matte, in seinem Stall und allenthalben in seinem Haus herumgezogen. Sie ward darüber wie wüthend und fluchte über ihren Mann, daß er sich unterstehe, so etwas zu wissen und ihr nichts davon zu sagen. Aber sie konnte nicht mit ihm zanken, er war unter der Linde bei dem Junker; warten konnte sie auch nicht, bis er heim kam, das war ihr unmöglich. Es trieb sie, daß sie auf der Stelle zu seiner Schwester, der Meyerin, hinlaufen mußte, um von ihr Auskunft zu begehren, was an dieser Sache wahr sei. Zu dieser Haue will ich wohl einen Stiel finden, das muß mir nicht sein, sagte sie wohl zehnmal zu sich selber, da sie jetzt halb wüthend von ihrem Haus weg zu ihrer Schwägerin hinsprang.

Aber sie kam bei der Meyerin nicht gut an. Sie hatte, wie wir wissen, diese Nacht nicht wohl geschlafen und der Traum von dem feisten Ulrich lag ihr noch lebendig im Kopf. Die Vogtin sah ihr die böse Laune schon beim Willkomm an und sagte: Es scheint, du hast diese Nacht nicht wohl geschlafen. Nein, ich hab' nicht gut geschlafen, antwortete die Meyerin, es hat mir von deinem schönen

Vetter geträumt und ich bin vor ihm erſchrocken, daß mir jetzt noch alle Glieder weh thun. Ha, du mußt doch nicht glauben, daß du völlig mit einem Kind zu thun habeſt, ſagte die Vogtin, ich habe dieſen Morgen Sachen vernommen, daß ich mir gar wohl einbilden kann, warum du mir jetzt ſo mit einem Traum kommſt. Die Meyerin erwiederte: Meinſt etwa, es ſei nicht wahr? Frag nur das unſchuldige Kind, das bei mir ſchläft, was ich für einen Schrei ausgeſtoßen und wie ich ein Mal über das andere pfui Teufel! pfui Teufel! gerufen.

Dieſes Pfui-Teufelrufen über ihren Vetter brachte die Vogtin außer Faſſung. Sie gab ihr zur Antwort: Bitte du nur unſern Herr Gott, daß du niemals mit offenen Augen über Jemand anders pfui Teufel rufen müſſeſt, wie du ſagſt, daß du mit geſchloſſenen Augen über meinen Vetter gerufen.

Meyerin. Was willſt du jetzt damit?

Vogtin. Ha, wenn du etwa den Bettelbuben meinſt, von dem man deinethalben jetzt ſchon im Dorf redet, ſo wirſt du wohl mit offenen Augen genug pfui Teufel zu rufen haben.

Meyerin. Meinſt du etwa den Hübelrudi?

Vogtin. Gerade dieſen.

Meyerin. So? —

Vogtin. Ja, es iſt eine Schande, daß du ſeinetwegen nur läßt von dir reden.

Meyerin. Schwägerin, verſchone mich damit, denn ich muß dir über dieſen Punkt kurz ſagen: Du biſt weder meine Mutter, noch meine Großmutter; dieſe beiden ſind mir in Gottes Namen geſtorben und ich wüßte nicht, woher dir irgend ein Recht zukommen ſollte, dich über dieſen Punkt an ihre Statt zu ſtellen.

Vogtin. Man darf doch wohl noch ein Wort mit dir reden?

Meyerin. Es iſt ein Unterſchied, mit Einem zu reden, und ein Unterſchied, grad mit Bettelbuben zu kommen und mit Unglücksprophezeiungen herumzuwerfen.

Vogtin. Du mußt das nicht so nehmen; aber ich meine auch, wenn man könne das Bessere haben, so sollte man nicht das Schlechtere nehmen, und dann kann ich doch auch nicht sehen, was du gegen meinen guten Vetter haben kannst.

Meyerin. Ich habe nichts anderes wider ihn, als daß mir ein paar Sachen an ihm zuwider sind, die du wohl weißt.

Vogtin. Meinst du wieder das Speckessen und das Metzgen?

Meyerin. Du weißt es ja wohl.

Vogtin. Es ist doch auch nicht zu begreifen, daß ein vernünftiger Mensch, wie du, aus so einem Nichts etwas machen kann.

Meyerin. Ich bin einmal so.

Vogtin. Es sind doch auch unser so viel Geschwister und in unserer ganzen Verwandtschaft wüßte ich keinen einzigen Menschen, dem ob so etwas graust.

Meyerin. Du hast mir ja manchmal gesagt, ich sei nicht aus deiner Verwandtschaft.

Vogtin. Das ist jetzt wieder ein Stich.

Meyerin. Nein, nein, es gibt dergleichen Verwandtschaften, wo es den Leuten gar nicht so leicht grauft.

Vogtin. Ich möchte nicht, daß ich wäre wie du.

Meyerin. Ich glaub' dir's wohl.

Vogtin. Aber du thust ihm doch Unrecht. Er ißt auch nicht so viel Speck als du thust, und gewiß nicht mehr als ein anderer.

Meyerin. Nein, Schwägerin, das ist jetzt nichts; er mag entsetzlich viel essen, und dann ist es noch so unverschämt, wie er den Speck in's Maul hineinstößt. Es ist mir, ich sehe ihn mein Lebtag noch vor mir sitzen; die Andern haben mir Gesundheit getrunken, da er just das Maul davon voll hatte, da ist er mit seiner Gesundheit den Andern fast eine Viertelstunde hintennach gekommen und ich bin mit dem Danken für alle Andern fertig gewesen, ehe er nur noch das Maul abgewischt hatte.

Vogtin. Da ſieh jetzt, wie du redeſt. Wer wollte auch glauben können, es hätte eine Viertelſtunde gedauert?

Meyerin. Nu — es kann etwas minder geweſen ſein.

Vogtin. Und ſo kann der Mundvoll auch kleiner geweſen ſein.

Meyerin. Nein, nein, für den Mundvoll kann ich gut ſagen.

Vogtin. Aber — — geſetzt — — Du kannſt doch ſicher ſein, er ißt keinen Mundvoll mehr vor deinen Augen, wenn du's nicht gern ſiehſt.

Meyerin. Das wäre mir leid, wenn er um meinetwillen den Speck verſtohlen eſſen müßte, es könnte ihm nicht wohl thun.

Vogtin. Du ziehſt alles nur in Spaß.

Meyerin. Nein, im bittern Ernſt, ich möchte nichts weniger, als ihm dieſes zumuthen.

Vogtin. Er thut's doch ſo gern. — Und mit dem Metzgen thut er dir gewiß auch keinen Stich mehr, wenn du nicht willſt.

Meyerin. Du machſt doch auch gar die liebe Stunde aus ihm, und er iſt ſo feiſt.

Vogtin. Das Feiſtſein wird ihn doch nicht hindern, zu thun, was du gern haſt.

Meyerin. Das kann man doch eigentlich nicht ſagen. Gar zu fett ſein hindert den Menſchen an Leib und Seel an Vielem.

Vogtin. Du weißt nicht, was du anbringen willſt. Aber es iſt doch beſſer, geſund und reich und feiſt ſein, als arm, mager und ſchwindſüchtig.

Meyerin. Das iſt gewiß wahr.

Vogtin. Aber du erkennſt es nicht, und ich ſehe wohl, du biſt in dieſer Sache am einen Aug blind und mit dem andern ſiehſt du mehr, als da iſt.

Meyerin. Aber wenn du etwa den Rudi meinſt, ſo iſt er doch weder ſchwindſüchtig noch arm.

Vogtin. Ich möchte nicht reden, wenn du ihm die Schwindſucht nicht anſiehſt.

Meyerin. Ich ſehe ſie ihm einmal nicht an.

Vogtin. Nu, ich kann dich nicht ſehen machen, wa du nicht ſehen willſt. Aber mit der Armuth, — wenn d etwa meinſt, ſeine Matte ſei etwas, ſo mußt du wiſſen, es ſind fünf Kinder da und das Muttertheil fort.

Meyerin. Die Matte iſt unter Brüdern 3000 Gu den werth, und es iſt nicht 500 Gulden Muttergut d geweſen.

Vogtin. Ich möchte von 3000 Gulden nicht rede Wenn des Hummels Düngung nicht mehr auf die Mat kommt, du wirſt ſehen, wie ſie abnimmt, und auch jetzt im beſten Flor gäbe ihm Niemand 2000 Gulden dafür.

Meyerin. Ich glaub' nicht, daß er ſie feil hätte.

Vogtin. Um deßwillen iſt ſie nicht mehr werth. Aber wir wollen jetzt das dahin geſtellt ſein laſſen; gelt, du nimmſt ihn doch nicht?

Meyerin. Siehe, Schwägerin, wenn er mich ha fragte, ob ich ihn wollte, ſo ſagte ich ihm gewiß nein, a weil du mich fragſt, ſo ſage ich weder ja noch nein.

Vogtin. Aber warum auch?

Meyerin. Ich hab' es dir ſchon geſagt, in dieſem Stück will ich völlig und allein Meiſter ſein.

Vogtin. Willſt du denn vom Vetter gar nichts meh hören?

Meyerin. Hören was du willſt, aber keine Antwo geben; wenigſtens jetzt nicht.

Vogtin. Das iſt ſo viel als nichts.

Meyerin. Wenn du mir jetzt mit ſiebenzehn Heirath vorſchlägen kämeſt, ſo gäb' ich dir keine andere Antwort, un ich kann nicht. Mein kleiner Finger muß hierin nicht wiſſe was ich thue, bis ich es ſelber weiß.

Vogtin. Du weißt es ſchon.

Meyerin. Nein, wahrlich, in dieſer Sache iſt halb wiſſen nichts wiſſen; und wenn ich es recht weiß, ſo thue ich es auch.

Vogtin. Und ſagſt mir es denn auch, wenn du es gethan haſt?

Meyerin. Ja freilich, ich ſag's und theile es euch mit.

---

67. Die Ueberwundene meiſtert ihren Mann.

Weiter konnte die Vogtin die Meyerin nicht bringen. Sie ging mißmuthig von ihr weg. Ihre Ungeduld ſtieg mit jedem Augenblick, und ſie lief, ehe ihr Mann heim kam, noch allenthalben im Dorf herum, um auszuſpüren, was ſie über dieſen Gegenſtand noch vernehmen könne. Jetzt hörte ſie ſogar, daß ihr Mann dem Junker ſelber verſprochen, es ſolle an ihm nicht fehlen, er wolle dem Hübelrudi bei ſeiner Schweſter zum Beſten reden. Sie wollte das nicht glauben und konnte das nicht glauben, aber man verſicherte ſie heilig, es ſei ganz ſicher und ſie könne ſich darauf verlaſſen und erzählte ihr umſtändlich alle Worte, die er zum Junker geredet.

Ihre Wuth ſtieg jetzt aufs Höchſte. Du biſt nicht mehr ein Menſch, du biſt ein völliges Vieh, was du die Zeit über für Streiche machſt, war das erſte Wort, das ſie zu ihm ſagte, als er zur Thür hineinkam. Warum? warum? ſagte er. Das ganze Dorf ſagt, du helfeſt der Gertrud, deine Schweſter zu verführen, daß ſie den Hübelrudi nehme. Er antwortete: der Junker — der Junker — Du Narr! unterbrach ſie ihn, der Junker, — der Junker! — Haſt du ihm nicht ſagen können, du ſeiſt nicht für's Kuppeln Untervogt, und hätteſt du ihn nur an mich gewieſen, weil du ſo ein Narr biſt und nie weißt, was du thun ſollſt, ich wollte ihm gewiß die Naſe anders gedreht haben. Und dann bald darauf: Es iſt verflucht, es iſt verflucht, wenn aus dieſer Sache etwas werden ſollte.

Er erwiederte: Es iſt aber ja noch nicht gewiß und ich möchte etwas zu Mittag eſſen; ich bin hungrig. Die Vogtin ſagte: Wenn du nur zu eſſen haſt, ſo iſt dir Alles gleichviel, ſtellte ihm aber doch vor, was er gern aß und ein gutes Glas Wein dazu, und er aß und trank jetzt ſo ruhig in

ſeine gute Haut hinein, daß die Vogtin lachen mußte und zu ſich ſelber ſagte: Er iſt auch gar nicht, wie ein anderer Menſch, man mag ihm in der Welt ſagen, was man will, es macht ihm nichts; aber das Beſte iſt, er thut am Ende doch immer was man will, und ſagte dann bald darauf: Aber du kannſt mir doch ſagen, ob du meinſt ſie nehme ihn oder nicht.

Vogt. Ich kann's nicht ſagen, aber ich glaube es nicht.

Vogtin. Aber warum glaubſt du's nicht?

Vogt. Da ſie geſtern mit mir geredet, iſt ſie über des Maurers Frau wie wild worden und hat nicht warten mögen, um von mir weg zu kommen. Ich bin ſicher, ſie iſt zu ihr gelaufen, um mit ihr zu zanken.

Vogtin. Haſt du nicht nachſchleichen und vor dem Fenſter hören können, was ſie etwa mit einander geredet?

Vogt. Du meinſt auch, ich ſei dir zu Allem gut genug, und ich hätte nicht einmal können, es war noch Tag.

Vogtin. Du kannſt nie etwas.

Vogt. Es iſt deſto beſſer, daß du Alles kannſt.

Vogtin. Du mußt doch noch einmal mit ihr reden und ſehen, was du mit ihr ausrichteſt. Es hat mir dieſen Morgen auch geſchienen, es ſei noch nicht ſo gar gefährlich, oder wenigſtens noch nicht ganz richtig, daß ſie ihn nehme.

Vogt. Haſt du auch ſchon mit ihr geredet?

Vogtin. Ja freilich.

Vogt. Was hat ſie dir darüber geſagt?

Vogtin. Des Rudi halber hat ſie ſich gar nicht ausgelaſſen; des Vetters halber aber iſt ſie mit ihrer alten Klage gekommen.

Vogt. Mit dem Speck und mit dem Metzgen?

Vogtin. Sie weiß ſonſt in der Welt nichts wider ihn anzubringen.

Vogt. Ich glaube bald, ſie treibe den Narren mit uns über dieſe zwei Punkte.

Vogtin. Nein, es iſt ihr gewiß ernſt.

Vogt. Es iſt möglich. Sie hat ihr Lebtag ſolche Wunderlichkeiten gehabt, daß ihr manchmal der oder dieſer

ob etwas widrig vorgekommen, das kein anderer Menſch an ihm geachtet hat.

Vogtin. Aber ich bitte dich, geh' jetzt noch einmal zu ihr, und ſieh, ob du etwas bei ihr ausrichten kannſt. Es iſt mir Alles daran gelegen, daß ich dem Vetter mein Wort halten könne; ich habe ihm heilig verſprochen, er müſſe ſie bekommen.

Vogt. Ich will wohl — aber wenn dann der Junker vernimmt, daß ich wider den Rudi rede?

Vogtin. Du bleibſt ein Kind, wenn du hundert Jahr alt wirſt. Ich will meinen Kopf zum Pfand ſetzen, wenn ſie auch heute den Rudi nimmt, ſie ſagt dem Junker ihr Lebtag kein Wort, das dir zum Nachtheil gereichen kann.

Vogt. Das glaube ich auch.

Nun ſo geh' einmal, ſagte ihm die Frau. Und er mußte gehen, und zwar dieſen Nachmittag zweimal. Es war vergebens. Er traf ſie beide Mal nicht an. Aber ſeine Frau glaubte es ihm nicht und meinte vielmehr, er ſä nicht einmal hingegangen, ſondern er gebe es ihr nur ar, und er mußte ihr eine Weile links und rechts Rechenſchaft geben, wie? wo? und wann? ehe ſie ihm glaubte. Damit aber hatte ſie doch noch nicht, was ſie wollte. Sie ließ die Meyerin noch dringend bitten, nach dem Nachteſſen zu ihrem Bruder zu kommen, er habe etwas Nothwendiges mit ihr zu reden. Sie kam wirklich und die Vogtin that alles Mögliche, ſie dahin zu bringen, daß ſie den Rudi aus dem Kopf ſchlagen und ihr verſprechen wolle, daß ſie ihn nicht nehme. Aber die Meyerin war unbeweglich auf ihrem Entſchluß, hierüber weder ja noch nein zu ſagen und bat ſie freundlich, aber dringend, ihr hierüber Ruhe zu laſſen. Das mußte ſie endlich, und ihr Mann war herzlich froh, daß ſie ihm dieſer Sache halber wenigſtens einige Tage Ruhe, oder, wie er ſich ausdrückte, Galgenfriſt laſſen müſſe.

68. Ungleiches Benehmen von drei Weibern, bei gleichen Zwecken und bei gleicher Liebe.

An diesem Morgen hatten Gertrud und die Reinoldin und das Mareili alle Hände voll mit dem Kinderzug zu thun. Nachdem dieses Letztere gestern vor des Halori Haus den bösen Weibern, die das Juchheien der Kinder ob dem „Batzen sparen," und den zehntfreien Aeckern nicht leiden konnten, das Maul gestopft, und die Hügin, die das Vorroß gemacht, nebst ein paar andern ihres Gelichters vom Platz gesagt hatte, versprachen die Spinnerweiber dem Mareili, Alles zu thun, den Kinderzug zu dem Junker auf Morgen so schön zu machen, als nur immer möglich, und das Mareili sagte, es wolle für die, so es am nöthigsten hätten, saubere Hemden und Strümpfe, was es finde, zusammen suchen und zusammen betteln. — Und ich auch, und ich auch, sagte die Reinoldin, nahm auf der Stelle Abschied vom Mareili, und suchte, bis es Nacht war, bei ihren Geschwistern und wo sie konnte, gewaschene Hemden, Strümpfe, Schuhe und reinliche Kleider für ihren Kinderzug zu entlehnen, und gab selbst von dem, was ihre Kinder hatten, dazu, was sie immer entbehren konnte.

Sie konnten vor Freuden die Nacht durch nicht schlafen, weckten fast alle ihre Mütter vor Tag auf, daß sie aufstehen und sie für den Zug recht zurüsten sollten. Und da sie gehört, daß der Junker nicht leiden könne, wenn Jemand nicht sauber gewaschen und gekämmt vor ihn komme, gingen die Kinder mit ihren Müttern zum Bach und zum Brunnen, ließen sich Hals und Kopf und Hände reiben, wie noch nie, und schrieen nicht, so sehr diese ihnen im Kämmen die verwirrten wilden Haare rauften. Und was jede Mutter im hintersten Winkel Schöneres und Besseres hatte, das mußte sie ihnen anziehen. Dieses war aber nicht viel. Ihrer viele hatten nichts anderes, als schwarze Lumpen. Was will ich sagen? Ihrer viele konnten ihre Kinder nicht einmal recht kämmen und waschen.

Es kommt mir schwer übers Herz zu sagen, wie weit es

mit armen Leuten in ſolchen elenden Dörfern kommt, wenn ſie, das Jahr kommt und das Jahr geht, keinen Ehren- und keinen Freudenanlaß haben, der ſie auch etwa zur Ordentlichkeit oder Säuberlichkeit aufmuntern könnte, und ſie ſogar am heiligen Sonntag nicht einmal ein ganzes und ſauberes Hemd anzuziehen haben. Darum hatten die Gertrud, die Reinoldin und das Mareili vom Morgen alle Hände ſo voll zu thun, als vor Jahren die Mütter in Zürich am Bächtelitag (Neujahrstag). Dieſe guten Weiber wuſchen und kämmten ihrer viele noch einmal und entlehnten ihnen Schuh, Strümpfe und Kleider, was ſie auftreiben konnten, daß der Zug ſchön werde.

Aber wer ſonſt noch ſo gut mit ihnen war, gab ihnen doch nicht gern etwas zu dieſem Zug. Es fürchtete ſich bald ein Jedes vor dem Gerede, das es im Dorf abſetzen könnte, wenn es bekannt würde. Der Reinoldin ihre eigne Schweſter, da ſie ihr einen ganzen Bündel Kinderzeug gab, bat ſie, ſie ſolle doch machen, daß es Niemand vernehme. Das machte die Reinoldin ſo wild, daß ſie in der erſten Hitze ihr das Bündel wieder an den Boden warf und ihr ſagte, auf dieſe Art brauche ſie nichts von ihr. Einen Augenblick darauf nahm ſie es doch wieder vom Boden und ſagte: Wenn dir Jemand den Kopf dafür abbeißt, ſo will ich dir ihn wieder aufſetzen.

Das Mareili machte es nicht ſo. Wenn es nur brav Zeug bekam, daß der Zug recht ſchön würde, ſo ließ es dazu ſagen, was ein Jedes wollte und gab, wer nur Miene machte, daß er ſich fürchte, zur Antwort: Es iſt gar nicht nöthig, daß Jemand etwas davon wiſſe.

Und beim obern Brunnen, wo es mit einem ſolchen Bündel unter dem Arm einen ganzen Haufen Bauernweiber antraf, gab es auf die Frage, was es da trage, zur Antwort: Ihr wißt ja wohl, daß das Baumwollen-Mareili immer herumſchleppen muß. Da glaubten die Weiber, es ſei Baumwollengarn, obſchon das Bündel einem Baumwollenbündel gar nicht ähnlich ſah.

Gertrud entlehnte gar nichts und ſagte: Man muß für

Niemand anders etwas entlehnen, außer man könne es bezahlen, wenn es verloren geht und zu Grund gerichtet wird; aber sie gab, was sie selber hatte und nur immer entbehren konnte.

Bis um neun Uhr hatte eine jede von diesen drei Weibern daheim das Haus voll dieser Kinder. Um neun Uhr ging Alles zum Mareili, wo sich der Zug versammelte.

---

69. Das Kind eines Mannes, der sich selbst erhängt; und ein Ausfall wider das Tändeln.

Sie waren kaum bei einander, so sagte das Mareili: Jetzt haben wir auch schön vergessen, unserm Zug eine Königin zu suchen und sie einen Spruch für den Junker zu lehren. So geht's, sagte die Reinoldin, wenn jetzt unser nur eins gewesen wäre, so wäre das gewiß nicht vergessen worden. Sie gingen jetzt alle drei zu den Haufen Kindern, die auf der Matte bei einander versammelt standen und ließen ihre Augen herumgehen, unter ihnen eines dafür auszusuchen.

Im Blitz sagte die Reinoldin: Ich weiß eins. Gleich darauf das Mareili: Ich auch, und dann die Gertrud: Wenn wir jetzt alle drei das gleiche meinten? Es war so. Sie nannten es alle aus einem Mund. Es stand da unter einem prachtvollen Birnbaum, der noch nicht ausgewachsen. Er war sein Bild. Es wußte es nicht und staunte ihn an.

Der ganze Haufe sah neugierig den Weibern auf den Mund, wer Königin sein sollte. Das Kind allein stand nebenaus, wie wenn es das nichts anginge und hörte selbst seinen Namen nicht, da ihn die Weiber jetzt nannten. Es war ärmlich gekleidet. Sein weißes Hemd war der Gertrud und seine Schuhe und Strümpfe der Reinoldin. Aber es war schön, wie der Tag. Sein gelbes Haar rollte sich auf der hohen Stirne und sein blaues Auge glänzte, wenn es dasselbe vom Boden aufhob. Seine Haut ist zart, wie

wenn es im Kloſter erzogen wäre und ſeine Farbe friſch, wie wenn es von den Bergen herab käme.

Es iſt das älteſte von den zehn Kindern des unglücklichen Mannes, der an einem dunkeln Abend mit dem Hummel gerechnet, ihn ins Thal Joſaphat eingeladen und dann am Morgen drauf, ehe die Sonne aufſtand, ſich an einer Eiche erhängte.

Man konnte das Kind nicht genug anſchauen, wie es in ſeiner Unſchuld anmaßungslos und unbefangen, aber dabei in ſich ſelbſt gekehrt und niedergeſchlagen da ſtand.

Es war mit ſeinen Gedanken nicht an dem Orte, wo es ſtand und nicht bei den Menſchen, die es umgaben, es war bei ſeinem Vater. Es iſt immer bei ihm, ſeitdem er geſtorben; aber er war auch ein guter Vater und hatte es innig lieb und alle ſeine Kinder. Er iſt auch nur darum geſtorben, weil er in dieſer dunkeln Stunde, die ihm der Vogt machte, glaubte, es ſei ihm unmöglich, die armen zehn Geſchöpfe vor tiefem Elend zu bewahren.

Er war in der unglücklichen Nacht bis um 11 Uhr auf, und kam da noch in ſeines Babeli Kammer und wünſchte ihm eine gute Nacht; aber er wußte nicht, wie er thun wollte, und war ſo freundlich und ſo ängſtlich; er konnte nicht von ihm weg, ſo daß es dem Kind ſelbſt vorkam, er mache, wie wenn er auf eine weite Reiſe wollte und nicht wiſſe, ob er wieder zurück kommen und es wieder ſehen würde.

Als er fort war, mußte das Babeli (ſo hieß das Kind) ein paarmal ſeufzen, aber es dachte doch, es ſei nichts Anderes, er ſei jetzt ins Bett; — aber ein paar Stunden darauf, als die Mutter kam und ſagte, er ſei nicht ins Bett gekommen, ſagte das Kind im Augenblick: O mein Gott! o mein Gott! Da iſt etwas vorgefallen! — raufte ſich die Haare und konnte faſt nicht erzählen, daß er gerade ehe es eingeſchlafen, in ſeine Kammer gekommen und wie Abſchied von ihm genommen und vor ſchwerem Herzen faſt nicht mehr zur Kammer hinaus können.

Jetzt trägt das arme Kind Tag und Nacht, wo es geht

und ſteht den guten Vater im Herzen, und wenn die Mutter um Mitternacht meint, es ſchlafe in ſeinem Bett, ſo iſt es in der einſamen Wildniß bei ſeinem Grabe.

Das liegt zwiſchen Felſen und Dornen. Ob ihm iſt eine ſteile Bergwand und unter ihm ein Abgrund. Ein ſchwarzer Bach mit grauem Schaum rauſcht neben dem Grab hin und fällt unter ihm in ein Becken in den Abgrund. Zwiſchen alten Tannen und grauen Eichen iſt der weite Himmel hier enge und die Sonne kommt erſt gegen Mittag von der Felſenwand herab und am Nachmittag verbirgt ſie ſich wieder hinter den Buchen. Da, auf mooſigen Steinen liegt das Kind ganze Nächte zwiſchen Dornen und Steinen auf ſeinem Grab und hat rund umher Blumen gepflanzt, ſo viel und ſo ſchön, als in dieſem Schattenloch wachſen. Blaue Veilchen, blaſſe grünliche Tulpen, helle weiße Sternblumen, blaß rothe Roſen, — in der Mitte ſteht eine große Sonnenblume. Es ſtaunt oft, wenn ſie blüht, ihr hohes ſich neigendes Haupt an; und an den vier Ecken ſind Paſſionsblumen, und das gute Kind kann ſich bei dieſen Paſſionsblumen in Gedanken über das Schickſal ſeines Vaters verlieren, wie ein Schriftforſcher in heiligen Büchern über das Schickſal des Himmels und der Erde.

Rings um das Grab ſind dicke Hecken wider das Wild. Es legte ſie mit ſeiner Hand an und flocht die Dornen ſelber in einander, und den einzigen Fußweg für Menſchen hat es eine lange Strecke mit Dornen und wildem Geſträuch überlegt.

Allemal, wenn es in der Nacht kommt, thut es die ganze Strecke Dorn und Geſträuch wieder weg, und wenn es heimgeht, legt es ſie wieder ſorgfältig zu. Auch hat noch kein Fußtritt, als der ſeine, das Grab betreten. Wenn es am Morgen heimkommt, bringt es dürre Reiſer und Kienholz, wie wenn es am Morgen früh darum in den Wald gegangen wäre; aber unter den Reiſern hat es den ganzen Sommer durch Blumen, ſeine blauen Veilchen, ſeine grauen Tulpen und ſeine blaſſen Roſen.

Und es wartet dieſer Blumen von des Vaters Grab

mit frischem Wasser im Schatten neben seinem Kasten, und wenn sie welken, so sammelt es noch ihre Blätter und Stengel. Seine ganze Bibel und sein großes und kleines Gebetbuch sind voll von diesen Blättern, und die dürren Stengel hat es in seinem Kasten in einer Schachtel, in der es das einzige schöne Halstuch, das es von seiner Pathe hat und nie trägt, aufbewahrt. Es steht oft Stunden lang vor dem Kasten und netzt Halstuch und Stengel mit seinen Thränen.

Ich bin kein Veilchentändler und liebe nichts weniger, als daß der Mensch vor Blumen schmelze und ob Mücken weine. Sie sind vorbei, die Tage solcher Thränen. Ich habe erfahren, daß der Mensch, der ob Blumen schmilzt, sein Brod nicht gern im Schweiß seines Angesichts ißt, und daß ein solches Weib nicht gern Kinder gebiert, daß es sich abschwächt und Gottes Ordnung widerspricht. Darum mag ich dieses Geschlecht nicht. Es gehört nicht in unsere Welt, die Dornen und Disteln trägt, sondern in eine, wo artige Engel mit Himmelszauber für ihre Bewohner den Boden bauen und zu den Steinen sagen: Werdet ihr Brod, damit die Müßiggänger essen. Aber auf unserm Boden taugt es nicht, und ich sage es gerade so, wie ich es denke: Ein Bauernkind, das eine Blumentändlerin wäre von dieser Art, würde ein armes, elendes Weib, und es wäre ihm besser, es wäre eine Zigeunerin geworden.

Aber das Babeli ist nicht deren eine. Unschuld und Vaterliebe und Gottes Führung machten aus ihm, was es ward; und es ist, was es so ist, im Verborgenen und in der Mitternachtsstunde. Den Tag über ist es die Magd seiner Mutter, die krank ist, und die Mutter seiner Geschwister, die unerzogen sind, und du kannst weit nnd breit fragen, ob du eine kranke Frau findest, die eine bessere Magd, und unerzogene Kinder, die eine bessere Mutter haben, du wirst keine finden.

Erst um Mitternacht, wenn Alles im Bett liegt und schläft, schleicht es von seinem Spinnrad weg zum Fenster hinaus über den Holzstoß und wandelt zu des Vaters Grab.

und steht den guten Vater im Herzen, und wenn die Mutter um Mitternacht meint, es schlafe in seinem Bett, so ist es in der einsamen Wildniß bei seinem Grabe.

Das liegt zwischen Felsen und Dornen. Ob ihm ist eine steile Bergwand und unter ihm ein Abgrund. Ein schwarzer Bach mit grauem Schaum rauscht neben dem Grab hin und fällt unter ihm in ein Becken in den Abgrund. Zwischen alten Tannen und grauen Eichen ist der weite Himmel hier enge und die Sonne kommt erst gegen Mittag von der Felsenwand herab und am Nachmittag verbirgt sie sich wieder hinter den Buchen. Da, auf moosigen Steinen liegt das Kind ganze Nächte zwischen Dornen und Steinen auf seinem Grab und hat rund umher Blumen gepflanzt, so viel und so schön, als in diesem Schattenloch wachsen. Blaue Veilchen, blasse grünliche Tulpen, helle weiße Sternblumen, blaß rothe Rosen, — in der Mitte steht eine große Sonnenblume. Es staunt oft, wenn sie blüht, ihr hohes sich neigendes Haupt an; und an den vier Ecken sind Passionsblumen, und das gute Kind kann sich bei diesen Passionsblumen in Gedanken über das Schicksal seines Vaters verlieren, wie ein Schriftforscher in heiligen Büchern über das Schicksal des Himmels und der Erde.

Rings um das Grab sind dicke Hecken wider das Wild. Es legte sie mit seiner Hand an und flocht die Dornen selber in einander, und den einzigen Fußweg für Menschen hat es eine lange Strecke mit Dornen und wildem Gesträuch überlegt.

Allemal, wenn es in der Nacht kommt, thut es die ganze Strecke Dorn und Gesträuch wieder weg, und wenn es heimgeht, legt es sie wieder sorgfältig zu. Auch hat noch kein Fußtritt, als der seine, das Grab betreten. Wenn es am Morgen heimkommt, bringt es dürre Reiser und Kienholz, wie wenn es am Morgen früh darum in den Wald gegangen wäre; aber unter den Reisern hat es den ganzen Sommer durch Blumen, seine blauen Veilchen, seine grauen Tulpen und seine blassen Rosen.

Und es wartet dieser Blumen von des Vaters Grab

mit frischem Wasser im Schatten neben seinem Kasten, und wenn sie welken, so sammelt es noch ihre Blätter und Stengel. Seine ganze Bibel und sein großes und kleines Gebetbuch sind voll von diesen Blättern, und die dürren Stengel hat es in seinem Kasten in einer Schachtel, in der es das einzige schöne Halstuch, das es von seiner Pathe hat und nie trägt, aufbewahrt. Es steht oft Stunden lang vor dem Kasten und netzt Halstuch und Stengel mit seinen Thränen.

Ich bin kein Veilchentändler und liebe nichts weniger, als daß der Mensch vor Blumen schmelze und ob Mücken weine. Sie sind vorbei, die Tage solcher Thränen. Ich habe erfahren, daß der Mensch, der ob Blumen schmilzt, sein Brod nicht gern im Schweiß seines Angesichts ißt, und daß ein solches Weib nicht gern Kinder gebiert, daß es sich abschwächt und Gottes Ordnung widerspricht. Darum mag ich dieses Geschlecht nicht. Es gehört nicht in unsere Welt, die Dornen und Disteln trägt, sondern in eine, wo artige Engel mit Himmelszauber für ihre Bewohner den Boden bauen und zu den Steinen sagen: Werdet ihr Brod, damit die Müßiggänger essen. Aber auf unserm Boden taugt es nicht, und ich sage es gerade so, wie ich es denke: Ein Bauernkind, das eine Blumentändlerin wäre von dieser Art, würde ein armes, elendes Weib, und es wäre ihm besser, es wäre eine Zigeunerin geworden.

Aber das Babeli ist nicht deren eine. Unschuld und Vaterliebe und Gottes Führung machten aus ihm, was es ward; und es ist, was es so ist, im Verborgenen und in der Mitternachtsstunde. Den Tag über ist es die Magd seiner Mutter, die krank ist, und die Mutter seiner Geschwister, die unerzogen sind, und du kannst weit nnd breit fragen, ob du eine kranke Frau findest, die eine bessere Magd, und unerzogene Kinder, die eine bessere Mutter haben, du wirst keine finden.

Erst um Mitternacht, wenn Alles im Bett liegt und schläft, schleicht es von seinem Spinnrad weg zum Fenster hinaus über den Holzstoß und wandelt zu des Vaters Grab.

Und wenn das Jahr ſich wendet und der Monat des Unglücks da iſt, ſo verbirgt es der Mutter den Kalender, daß ſie den Jammertag nicht bemerke, und treibt dieſe Woche alle Arbeit zuſammen, daß ſie nicht Zeit habe zu ſinnen und darauf zu fallen.

Aber es ſelber vergißt ihn nie und würde es donnern und blitzen und Schloßen regnen, die tödten, es würde nicht weichen und ließe ſich tödten auf ſeinem Grab.

---

70. Noch einmal das Kind des Erhängten.

Das iſt das Kind, das unter dem Birnbaum ſtand und nichts hörte, als die drei Weiber es zur Königin des Kinderzugs machten.

Die Reinoldin ſprang von hinten auf ſie zu, ſchlug ſie mit beiden Händen auf die Achſel und ſagte ihm ins Ohr: Du biſt's.

Es erſchrak, kehrte ſich feuerroth um und wußte nicht, was ſie wollte, bis ſie ſich wieder erholte.

Da umringte Alles das gute Kind, bot ihm die Hand und freute ſich, daß es die Königin des Zugs ſei. Da ſchoſſen ihm Thränen in die Augen, denn ſeitdem ſein Vater todt iſt, dachte es in ſeinem Herzen nie mehr: Die Menſchen ſind gut; es dachte nur immer: Der Vater war gut; und floh die Menſchen. In dieſem Augenblicke dachte es wieder, die Menſchen ſind gut und Thränen ſchoſſen ihm in die Augen.

Da nahm es die Reinoldin bei der Hand und ſagte: Komm jetzt, ich will dich rüſten, wie eine Braut und dich einen Spruch lehren, wie ein Pfarrer.

Aber als ſie ihm daheim das Gotten-Schäppeli*) auf den Kopf legen und ein ſehr feines weißes Kleid anziehn wollte, bat das Kind, ſie ſolle das doch nicht thun und be-

*) „Gotten-Schäppeli," ein Geſchenk der Gotte, Pathe, iſt ein großes, breites, glänzendes Stirnband, mit dem ſich die Bauerntöchter bei Hochzeits- und Taufanläſſen ſchmückten.

denken, was der Junker und das ganze Dorf ſagen würde, wenn es ſich in ſolcher Hoffahrt zeigte. Die Reinoldin gab ihm zur Antwort: Laß das mich nur verantworten, es iſt für den ganzen Zug und des Junkers wegen, daß du jetzt hoffährtig ſein mußt, und nicht um deinetwillen. — Und damit zog ſie ihm ihren glänzenden, weißen Rock an und band ihm das ſchönſte Gotten-Schäppeli, das im Dorf iſt, um die Stirne; dann lehrte ſie es den Spruch, den es dem Junker für den Kinderzug halten ſollte, ihm zu danken für die zehntfreien Aecker, die ſie ſo ſehr freuten. Das Kind konnte den Spruch faſt im Augenblick auswendig; dann nahm die Reinoldin es bei der Hand und führte es wieder in des Mareili Matte, wo der Kinderzug verſammelt war.

Die Reinoldin iſt unter den Dorfälteſtenweibern vielleicht die einzige, die, wenn ſie einen ſchönen Rock hat, wie keine andere, nicht darauf ſtolz iſt und ſich nicht damit brüſtet; aber jetzt war ſie ſtolz auf ihr Kleid, darin die Rickenbergerin als Königin des Zugs zu ihren Geſpielen mit ihr zurückging.

Es waren Aller Augen auf dieſes Kind gerichtet, da es jetzt in dieſem Kleid mit ihr zurückkam. Die Bauerntöchter und Bauernweiber thaten unter allen Fenſtern Mund und Augen auf, als ſie es kommen ſahen. Wer iſt das? wer iſt das? fragte eine die andere; denn keine kannte das Kind, und als ſie jetzt hörten, es iſt das Kind des Rickenbergers, der ſich erhängt, ſtand ihnen das Wort im Mund ſtill und der Neid preßte einigen reichen Töchtern Thränen aus den Augen. Man kann aber keinen Engel ſchöner malen, als es mit geſenktem Haupt vor den vollen Fenſtern, die nach ihm gafften, vorbei ging und Niemand anſah.

Sein Kleid war weiß, wie der eben gefallene Schnee, und glänzte wie dieſer, wenn nach einem Regen ſeine Oberfläche verhärtet und dann die Sonne auf den Eisglanz ſcheint, in den der Schnee ſich verwandelt. Ein breiter, rother Gürtel umwand das glänzende Kleid, und flog in gedoppeltem Band von ſeiner Seite bis an den Boden. Seine Goldzöpfe wallten um und über den glänzenden

Kranz seiner Gotten-Krone und zwei weiße Sternblumen glänzten zwischen Rosen auf den Bändern des Brusttuchs, die weiß und roth waren, wie die Rosen und Sternblumen.

So stellte die Reinoldin das Kind des Rickenbergers dem Zug vor. Es ließ sich führen, wohin sie es führte, und stellen, wohin sie es stellte. So willenlos geht ein Lamm an der Hand seines Führers und so willenlos sieht ein Wiegenkind, das man hochgeschmückt auf einen Thron legt, von dieser Stelle hinab auf die nach seinem Glanz gaffende Menge.

---

71. Ein Hund, der dem Zug das Geleit gibt und sich tapfer hält.

So kam es in den Kreis der versammelten Spinnermädchen*) und der Zug war jetzt bald in Ordnung; aber indem sie sich dazu anschickten, um ins Pfarrhaus zu ziehn, wo der Junker, nachdem seine Morgenarbeit vollendet war, hinging, äußerten einige Kinder, wenn sie jetzt nur vor den großen Häusern vorbei wären.

Warum, warum? sagten jetzt Gertrud und das Mareili; aber die Reinoldin unterbrach sie und sagte: Ich weiß, ich weiß, was sie fürchten; sie glauben, es gebe unverschämte Leute in den großen Häusern, aber ich will ihnen sicher Schutz schaffen, ich weiß ein Mittel dafür.

Mit diesem Wort sprang sie heim, kam aber im Augenblick mit einem kleinen Hund wieder und sagte: Der wird euch schon das Geleit geben, wenn euch Jemand etwas thun will. Der Hund war abgerichtet. Wenn man nur ein paar Worte zu ihm sagte, so fing er einen Lärm an und ein Bauzen, wie wenn ihrer sieben Hunde bei einander

*) Damals spannen in Bonnal noch fast lauter Mädchen und sehr wenige Knaben Baumwolle, daher diese auch keinen Antheil am Zug nahmen.

wären, und hörte nicht auf, bis man ein anderes Wort zu ihm sagte.

Wenn euch jetzt das Geringste begegnet, sagte die Reinoldin zu ihrem Aeltesten, so ruf' du nur: Diana, gib du Bescheid! und laß ihn dann nur seine Sache recht machen, ehe du ihm wieder rufst: Schweig jetzt, du hast genug geredet!

Es kam ihnen wohl, daß sie diesen Hund bei sich hatten; denn es zeigte sich bei vielen großen Häusern ein ganz unverschämtes Benehmen. Man lachte aus den Fenstern laut über die geputzten Bettelkinder und erzählte sich dies und das, was ihr denken könnt, über die Frechheit der Rickenbergerin, die jetzt die Königin des Zugs war. Es thäte besser, sagten viele laut, daß es an seinen Vater dächte, als daß es sich für heute so in eine Narrenhoffahrt hineinstecken ließe. Das Kind der Reinoldin hätte den Hund schon siebenmal gehetzt, doch die Rickenbergerin hielt es immer ab und rief ihm zu, es solle es doch nicht thun, sie wollten lieber geschwind vorbei und weiter.

Aber bei des Kalberleders Haus war seine Geduld aus. Der junge Bengel lud eben Mist und sein Wagen stand an der Straße, als sie vorbeizogen; da warf er eine große Gabel voll so stark über den Wagen aus, daß er auf der andern Seite hinunter in die Gasse und so nahe an den Zug fiel, daß es keinen halben Schuh gefehlt, des Krumhäußlers Betheli wäre über und über voll Mist geworden. Jetzt rief das Kind: Diana, gib du da Bescheid! und zeigte ihm mit dem Finger den Kalberleder jenseits des Mistwagens.

Der kleine Hund, wie ein Blitz darunter durch, sprang an den großen Bengel an. Er warf ihm die Mistgabel nach, dann viele Steine und endlich ein Pflugsrädli; aber er traf ihn nicht. Der Hund war wie ein Windspiel ihm alle Augenblick an den Beinen, und alle Augenblick wieder davon. Der Bengel aber war wie rasend vor Zorn, daß er ihn nicht traf, und rief mit einem Schaum vor dem Maul die Kinder an: Ruft euern Hund zurück, oder ich schlage ihn todt.

solches Volk etwas anderes ist, als es jetzt ist? lag ihm schwer auf dem Herzen. Er saß auf einer Rasenbank in dieser Laube und lag da in sich selbst gekehrt, den Kopf auf seinen Arm hinlehnend, als ihn das Geräusch der Kinder, die den Garten hinaufkamen, wie aus dem Traume erweckte, da er sie nicht eher gehört hatte, als bis sie schon hinter der Laube standen, in der er sich befand. Er fuhr wie im Schrecken auf, kehrte sich um und sah die Reihe Kinder den ganzen Garten hinab, wie wenn sie nicht aufhörte und den Engel im weißen Kleid an ihrer Spitze vor seinen Augen, und alsobald redete das Kind ihn an:

Lieber Junker Vater! Wir sind arme Spinnerkinder von Bonnal und kommen, Euch zu danken, daß Ihr so gut mit uns seid und uns eine so große Wohlthat versprochen, wenn wir zu dem Geld, daß wir verdienen, Sorge tragen und es ordentlich aufsparen. Lieber Junker Vater! Wir haben eine gar große Freude an dem, was ihr uns versprochen, und auch dafür, lieber Junker Vater, danken wir Euch herzlich, daß Ihr eine Schule bei uns errichten wollt, in welcher wir mehr lernen können, als wir bis dahin Gelegenheit hatten und zu Allem, was uns an Leib und Seele nützlich und nothwendig ist, Hülfe und Handbietung finden werden. Wir haben eine große Freude an diesem Allen und versprechen Euch, weil wir jung sind und wenn wir alt werden, recht zu thun und uns Eurer Gutthaten würdig zu machen. Gott vergelte Euch in Zeit und Ewigkeit, was Ihr an uns thut!

Und „Gott vergelte Euch in Zeit und Ewigkeit, was Ihr an uns thut!“ sprach jetzt die ganze Reihe bis ans Ende des Gartens hinab der Rickenbergerin nach.

Der Eindruck, den die plötzliche Erscheinung dieser Kinder auf ihn machte, ist unbeschreiblich. Er wußte einen Augenblick fast nicht, ob er träume oder wache, so übernahm ihn ihre Erscheinung. Er blickte sie fast wie mit einem starren Aug an. Er verstand beinahe nicht, was die Rickenbergerin ihm sagte, er zeigte auch in diesem Augenblick noch keine Freude. Er mußte nur zu sich selbst sagen: Sind

Viele aber mißbilligten das auch ſchon im Anfang und ſagten, das ſei nicht recht, daß er den Miſt ſo über den Wagen faſt in den Zug hineingeworfen, und einige unbefangene alte Leute nahmen herzlichen Antheil an dieſem ſchönen Zug. Ein paar alte Frauen, die in ihren Gärten waren, als ſie vorbeizogen, brachen für ſie die ſchönſten Blumen ab, die ſie hatten, und boten ſie ihnen unter der Gartenthür an. Auch erzählten einige alte Leute, ſie hätten von ihren Vorfahren gehört, daß in der alten guten Zeit unter einem Junker, der faſt hundert Jahre alt worden und den Leuten gar lieb geweſen, die Kinder aus allen ſeinen Dörfern mit Kreuz und Fahnen, weil da noch alles katholiſch geweſen, und mit allen ſeinen Pfarrern und Frühmeſſern alle Jahr einmal in die Burg gezogen wären und da mit dem Junker und allen ſeinen Leuten den ganzen Tag über Freude gehabt hätten.

Dieſe Blumen und dieſe Theilnahme und beſonders der Sieg, den ihnen die brave Diane über den böſen Muthwillen des reichen Bengels verſchafft, freute die Kinder, man kann nicht ſagen, wie ſehr. Sie zogen jetzt froh und munter und von nun an ungeſchoren ihres Wegs fort ins Pfarrhaus.

72. Die Erquickung eines Mannes, der eine hohe Erquickung verdient.

Arner war ſchon eine Weile von der Linde zurück. Er ging mit beklemmtem Herzen und beinahe ohne Hoffnung, daß mit einem Volk, unter welchem ſo viele junge und alte Leute ſo tief im Lumpenleben verſunken, noch irgend etwas Gutes auszurichten ſei, dahin, ſpazierte einſam in den Garten des Pfarrers und ſetzte ſich unbemerkt am Ende deſſelben in eine dunkle Laube, die wie für ſeine Stimmung gemacht zu ſein ſchien. Das Bild der Menſchen, die heute bei der Linde vor ſeinen Augen ſtanden, ſchwebte ihm noch vor. Der Gedanke: Wie lange wird's dauern, bis ein

mir doch, was mir begegnet, ich hab' einmal nicht anders können.

Der Junker erwiederte ihm: Es ist brav, daß dir dein Vater so lieb ist, ich weiß aber auch, daß er diese Liebe verdient und daß er ein guter Vater war, und so lange er mit ihm redete, hatte er seine Hand in der seinen.

So die Hand des Kindes in seiner Vaterhand, erholte er sich wieder ganz. Allmählich verschwand in ihm das Bild ihrer Eltern, die diesen Morgen vor ihm standen. Er sah jetzt nur ihre Kinder. Ihr Anblick erhob sein Herz. Freude und Hoffnung für sie entkeimten seiner Seele. Er fühlte sich als ihr Vater. Er fühlte sie als seine Kinder, als seine hoffnungsvollen Kinder. Er blickte jetzt mit Vateranmuth in ihre Reihen hinein und sagte ihnen: Ihr könnt nicht glauben, Kinder, wie sehr es mich freut, daß ihr so zu mir gekommen. — Dann setzte er sich, von ihrem Anblick erquickt, zu ihnen auf die Rasenbank hin, ließ sie näher zu sich kommen und die Kleinsten hart zu sich stellen.

Er nahm von diesen Kleinsten bald das eine, bald ein anderes auf seinen Schoß und wollte mit ihnen sprechen. Im Anfang gaben sie ihm keine Antwort und sahen ihn nur steif an; bald aber fingen sie doch an, auf das, was er sagte, mit den Augen und mit dem Kopf ja und nein zu nicken; etliche drückten aber dabei mit den Händen die Lippen so über einander, wie wenn sie sagen wollten, sie hätten keinen Mund für ihn.

Aber auch die Kleinsten von des Rudi und der Gertrud Kindern gaben ihm Antwort, sobald er mit ihnen redete, und das that denn den andern bald auch den Mund auf. Zuerst antworteten sie ihm nur ein Wörtchen, dann zwei, dann drei, dann so viel er wollte, und bald darauf gingen ihnen die Mündchen wie eine Wasserstampfe. Sie setzten sich ihm jetzt von selbst auf den Schoß, faßten ihn bald mit den Händen um den Hals, und thaten bald völlig mit ihm, wie wenn sie den Aetti daheim unter den Händen hätten.

Das Bären-Anneli machte auf seinem Schoße gar, wie

das die Kinder der Leute, die heute vor meinen Augen gestanden? Es verging eine Weile, ehe er sich so weit erholt hatte, um mit Ruhe und Freude an ihrer Erscheinung Theil nehmen zu können.

Wundert euch nicht, ihr Menschen! Wenn ein Vater den Liebling seines Herzens und seinen Erstgebornen unwiederbringlich verloren sieht, mit seinem Angesicht sich auf den Boden hinwirft und diesen mit seinen Thränen benetzt, wenn dann seine andern Kinder zu ihm kommen, ihn zu trösten, so empfindet er zuerst auch keine Freude, und wenn auch ihre Mutter an ihrer Spitze steht, kehrt er sich doch von ihr weg. Er muß sich vor allen Dingen erst beruhigen, er muß Athem und Luft schöpfen. Erst wenn es ihm wieder leichter ums Herz wird, fällt er der Mutter in den Arm; erst dann setzt er ihren Unmündigen auf seinen Schoß und fängt an, sich seiner übrigen Kinder wieder zu erfreuen und sich wegen seines verlornen Erstgebornen zu trösten.

Arner mußte sich jetzt auch erholen, und nach einigen Augenblicken, wo er wie versteinert da stand, gab er der guten Rickenbergerin seine Hand und sagte: Kind, wessen bist du? — Aber er sah noch so verwirrt aus und seine Sprache war noch so hart, da er das sagte, und so voll Unruhe, daß das gute Kind vor seinem Anblick gleich erschrocken wie von seiner Frage seine Farbe verlor und mit Zittern antwortete: Mein Vater — mein Vater — ist — Dann konnte es nicht mehr. Seine Lippen starrten, und es deckte mit beiden Händen sein Angesicht, das es tief gegen die Erde hinab bog.

Was ist das? — Was ist das? — fragte Arner und war fast so erschrocken, als die Rickenbergerin. Da sagte ihm ein Kind, das neben ihm aber etwas entfernt von der Rickenbergerin stand, so leise als immer möglich: Es gehört dem unglücklichen Rickenberger.

Es that dem Junker so Leid. Er nahm seine Hand und sagte: Es ist mir Leid, daß ich dich das gefragt. Das Kind hatte sich aber auch wieder erholt und sagte: Verzeiht

Junker. Das geht nicht, sagten die Kinder, freilich müssen wir es wieder bringen. Einige sagten: Wir brauchen's ja morgen nicht mehr, du bist ja morgen nicht da. Er sagte noch einmal: Ich will machen, daß ihr's behalten könnt. Aber sie konnten es fast nicht glauben, und nickten ihm mit dem Kopf, wie wenn sie nein sagen wollten. So tändelte er mit ihnen, bis der Pfarrer und der Lieutenant zum Essen heim kamen. Beide waren aufgehalten worden und kamen sehr spät.

Sie hörten schon unten an der Gasse das Lachen der fröhlichen Kinder im Garten, erkannten die Stimme des Junkers und schlichen neben dem Pfarrhaag hinauf, stellten sich dann hinter eine Haselstaude und sahen zu, wie die Schaar der Kinder mit dem Junker umging und wie sie ihn zurichteten. Das war ein Anblick, der ihr Herz erquickte. O wie gern, wie gern hätten sie ihm lange, recht lange zugesehen, ohne daß man sie bemerkt hätte; aber es ging nicht lange, so sah sie ein Kind, das er auf dem Schoße hatte und drehte ihm seinen Kopf gegen die Seite, wo die Herren hinter dem Gartenzaun standen und sagte zu ihm: Sieh da, wer ist da?

Da riefen Glülphi und der Pfarrer ihm zu: Bravo, bravo, Junker! Das geht gut! und er stand mit einem Gefühl auf, das durch die Freude über seine Kinder innerlich so gehoben war, daß es ihm schien, er habe seine Freunde noch nie mit der Wärme umarmt, als in diesem Augenblicke.

Die Kinder wollten jetzt heim, denn es war schon Mittag vorüber, aber Arner ließ sie nicht gehen und sagte zu ihnen, der Herr Pfarrer habe Kühe im Stalle und Brod im Hause, und die Frau Pfarrerin mache ihnen gern eine Milchsuppe und, Kinder, ich will selber bei euch bleiben und eure Suppe mit euch essen. — Er wollte in der That nicht zu Tische gehen, sondern bei den Kindern bleiben und ihre Suppe mit ihnen essen; aber da er es der Frau Pfarrerin sagte, merkte er bald, daß sie darüber betroffen ward. Es war natürlich; sie war den ganzen Morgen in der Küche

wenn es eine Geißel in der Hand hätte, hü — hü — es verstand das. Es hatte es bei seinem Großvater Lehmann vor Altem auch so gemacht, wenn er es auf dem Schoße hatte, und wollte, daß er mit ihm reite. Er setzte das Kind auf seine Knie und machte mit ihm das Reiterspiel:

So reiten die Herren, die Herren,
So reiten die Bauern, die Bauern,
So reiten die Knaben, die Knaben,
So reiten die Jungfern, die Jungfern.

Da ging's an ein Lachen und an ein Treiben auf seinem Schoße. Er nahm eins nach dem andern, und ließ es so auf den Knien reiten, wie auf dem Roß. Die guten Kinder machten bald mit ihm, was sie nur immer wollten, und wenn zu Zeiten die ältern Kinder es den kleinern verwehren wollten, nickten sie ihnen mit dem Kopf nein, nein, und sagten ihnen leise ins Ohr: Er hat's nicht ungern, er hat's gewiß nicht ungern. Da der Junker merkte, was sie sich winkten und ins Ohr sagten, gab er ein paar großen, von denen er merkte, daß sie die kleinern abwehren wollen, die Hand und sagte: O laßt sie nur machen, sie machen mir Freude.

Sie hingen sich ihm an Rücken und Hals und faßten Alles an, was er Schönes und Glänzendes anhatte. Sie nahmen ihm Hut, Schnallen, Ordenszeichen, Uhrenkette in die Hand und spielten damit. Sie boten einander auch seine Tabaksdose herum, thaten als wenn sie von dem verschlossenen Deckel eine Prise genommen und jetzt nießen müßten; er ließ sie mit Allem machen, nur den Degen wehrte er ihnen, den sie ausziehen wollten. Mitunter fragte er sie allerhand über ihren Zug; unter Anderem auch, ob die Kleider, die sie jetzt trügen, alle ihnen gehörten. — Nein, nein, antworteten sie, zeigten ihm, wie dem Vater daheim das Hemd unter dem Halstuch und den Strumpf am Bein, sagten ihm alle Stücke, von wem sie's hätten, und erzählten ihm dann hintennach, daß sie Alles am Abend den drei Frauen wieder bringen müßten.

Ihr müßt es ihnen nicht mehr bringen, sagte da der

essen vergessen. Er war den ganzen Morgen bei seinen Buben im Dorf, und im Herumspringen kam er gegen elf zum Kreuzbrunnen; da stand der Jacobeli unter dem Hause. Da sprang der Karl von den andern Buben weg zu ihm und fragte ihn: Du, wie ist es heute doch auch gegangen? Nicht wahr, der Papa ist nicht bös gewesen? Das glaub' ich, ist er nicht bös gewesen, sagte der Bub; aber komm doch auch mit mir in die Stube hinein; meine Schwester muß dir auch erzählen, wie gut der Papa mit ihr war. Das freut mich, das freut mich auch, sagte der Karl, und sprang mit ihm in die Stube hinein.

Da zog der Vater die Kappe vor ihm ab und die Großmutter stand von ihrem Stuhle auf und ging an ihrem Stabe ihm etliche Schritte entgegen, ihm die Hand zu bieten und zu danken. Ich bin ja nicht der Papa, sagte der Karl zu der alten Frau, denn er meinte, sie sei etwa blind oder irre sich. Aber da dankten ihm auch der Vater und die junge Frau, die krank war, und die Tochter, die unter die Linde mußte. Er aber fand sich bei diesem Danken unbehaglich, kehrte sich gegen den Jacobeli und sagte zu ihm: Du hast mir ja gesagt, sie wollten mir etwas erzählen.

Da nahm ihn das Mädchen, das heut am Morgen unter die Linde mußte, bei der Hand und sagte: Ja, ja, er hat mir's gesagt; ich muß dir's erzählen, wie gut der Papa mit mir gewesen, und erzählte dann alle Worte, die er mit ihr geredet.

Das freut mich auch, das freut mich auch, sagte Karl einmal über das andre. Indessen suchte ihm der Vater im Keller unter dem Stroh ein halb Dutzend Goldäpfel von einem jungen Bäumchen, das dies Jahr die erste Frucht getragen und zwar die schönsten, die im Dorfe wuchsen. Sie hatten sie den ganzen Winter über gespart ohne einen einzigen davon zu essen; und da er sie ihm gab und ihm selbst in die Tasche hineinthat, sagte er ihm noch: Aber iß sie auch selbst und gib sie nicht weg. Da dankte der Karl und sagte: Das sind doch auch gar zu schöne Aepfel! — Aber kommt am Sonntag der Jacobeli auch gewiß zu uns? Der Papa

hat ihn eingeladen, und ihr müßt mir verſprechen, daß er gewiß komme.

Da ihn der Junker ſo an der Hausthür antraf, fragte er ihn: Wo biſt du ſo lang geweſen? Der Karl antwortete: Ja, Papa, bei den Leuten, von denen ich heute Nacht mit dir geredet habe. Ich weiß jetzt Alles, wie es gegangen iſt, aber du mußt doch auch den Buben ſehn, den du auf den Sonntag zu mir eingeladen; er iſt noch eben da vor der Thür, er hat mich bis dahin begleitet.

Hiermit ſprang er vom Papa weg, rief den Jacobeli zurück, brachte ihn an der Hand zum Papa und erzählte, wie gut ſein Vater, ſeine Mutter, Großmutter und Schweſtern mit ihm geweſen, und das darum, ſagte er, weil du mit ihnen auch ſo gut geweſen; ſie haben mir geſagt, du ſeiſt mit keinem Andern ſo gut geweſen, als mit ihnen, aber dann haben ſie mir gedankt, als wenn ich du geweſen wäre, aber das habe ich nicht gern gehabt; dann nahm er auch einen von den Gold-Aepfeln, die ſie ihm gegeben, aus der Taſche, zeigte ihn dem Papa und ſagte: Du haſt keine ſchönern in allen deinen Gärten. Aber ich muß die Aepfel allein eſſen, ich darf Niemanden einen davon geben, ſie haben mir es dreimal geſagt, und ich hab' es ihnen verſprochen.

Der Junker freute ſich, den Jacobeli, der ſeinem Karl ſo lieb war, kennen zu lernen und ſagte ihm, er ſolle mit ihnen in den Garten kommen, es ſeien viele Kinder da, die ſollten eine Milchſuppe mit einander eſſen. Der Jacobeli ſchämte ſich und ſagte, er habe ſchon zu Mittag gegeſſen. Karl aber ſagte ihm, du lügſt, du haſt noch nicht gegeſſen, und mußt jetzt kommen. Damit zog er ihn am Arm mit ſich fort hinter dem Papa in den Garten. Die Milchſuppe war noch nicht da, die Frau Pfarrerin hatte ſich mit Fleiß ein wenig verſpätet, damit ſie ihren lieben Junker einige Augenblicke länger an ihrem Tiſch aufhalten könne.

Als ſie kamen, brachte der Hans und die Köchin eben die großen Schüſſeln voll Milchſuppe und einen ganzen Haufen hölzerner Löffel. Sie hatten ſie bei den Nachbarn entlehnt, denn ſo viel hatten ſie nicht im Haus. Sie brachten

auch etliche silberne für den Junker und den Karl, den sie jetzt mit dem Junker vom Pfarrhaus weg in den Garten gehen sahen; aber der Junker und der Karl wollten beide nur hölzerne, und der Karl warf gar in der Freude über den hölzernen den silbernen, den ihm die Magd anbot, weit weg in den Garten. Aber da der Junker dieses sah, winkte er ihm, und er mußte wirklich von der Milchsuppe und von den Kindern weg aufstehen, den Löffel wieder suchen und vor dem Thor beim Brunnen abwaschen, ehe er ihn der Magd wieder geben durfte.

Die Kinder und die Magd wollten alle für ihn gehen, aber der Karl sprang, da der Papa gewinkt, wie ein Windspiel mit dem Löffel zum Brunnen. Da sagten die Kinder zur linken und zur rechten dem Junker: Ihr seid doch nicht bös mit ihm um deswillen, und die, so aus der Schüssel aßen, an der auch Karl saß, wollten nicht fortessen, bis er wieder da sei. Aber der Junker ließ diese nicht warten und sagte zu ihnen: Meine Kinder, esset nur, ihr müßt nicht auf ihn warten, wenn er fertig ist und vom Brunnen zurückkommt, kann er sich wieder zu euch setzen. Die guten Kinder wiederholten fast alle aus einem Munde: Aber du bist doch auch nicht bös mit ihm? Nein Kinder, ich bin nicht bös mit ihm, aber er muß nicht unartig sein und folgen lernen, wie ihr auch.

Als er jetzt den Löffel beim Brunnen gewaschen und zurück kam, schlich er dem Papa hinten zu an den Rücken, faßte ihn mit beiden Händen um den Hals, legte ihm den Kopf über seine Schulter an die Augen und sagte ihm dann: Gelt, Papa, du verzeihst mir das? War es lustig, so von der Milchsuppe weg laufen und den Löffel waschen zu müssen? sagte jetzt der Papa. — Nicht so sehr, erwiederte der Karl, und der Vater: Setz' dich jetzt nur wieder zu den Kindern und zu der Milchsuppe und besinn' dich ein ander Mal, was du machst.

Die Kinder sagten alle, sie hätten ihr Lebtag keine so gute Suppe und kein so lindes Brod gegessen. Sie war halb Rahm und voll Eier, das Brod darin zerging wie

Butter im Munde, und einige Kinder ſagten zu einander, ob das Brod wohl auch von dem gleichen Korn ſei, das bei ihnen wachſe. Was denkt ihr auch? ſagte ihnen der Karl, es iſt nur reiner gemahlen und mehr Krüſch davon weggethan. Aber dann ſagte er, er wolle die Suppe lieber, als was man ihm ſonſt in der Welt vorſetzte, ſo gut ſei ſie.

74. Der Namenstag eines alten Junkers.

Als ſie ſo bei Tiſche ſaßen, hörten ſie Pferd und Wagen. Ei, ſagte der Karl, die Mama kommt, die Mama kommt! ſprang von ſeiner Suppe auf und lief ihr entgegen. Sie war es wirklich. Der Junker ſtand auch auf, und alle Kinder, ſo viel ihrer da waren, liefen mit den Löffeln in den Händen hinter ihm her, der Mama entgegen. Sie hatte den Rollenberger und ihre zwei ältern Kinder bei ſich und kam, den Papa wieder heimzuholen. Weit und breit tönte jetzt das Geſchrei der laufenden Kinder vom Garten: Die Mama! — die Mama! — die Mama! — und die Kinder in der Kutſche, die es hörten, riefen zurück: Der Papa! der Papa! — der Papa! — Und Thereſe ſtieg, ehe ſie bei ihnen waren, aus dem Wagen und war, wie wenn ſie flog, in Arners Armen.

Sie frug im Augenblick hinter dem Kuß: Was machſt du mit allen dieſen Kindern? Sie eſſen mit mir eine Milchſuppe, und du mußt ſie auch mit ihnen eſſen, ſagte Arner. Das freute Thereſe. Sie ſprang an ſeiner Hand den Garten hinauf und die ganze Reihe Kinder hinter ihr her, und ſetzte ſich neben Arner zu den Kindern und ihrer Suppe. Auch die Frau Pfarrerin und der Herr Pfarrer und der Lieutenant kamen jetzt vom Pfarrhaus herunter, grüßten Thereſe und ſetzten ſich alle zu den Kindern und ihrer Milchſuppe.

Da ſie ſo alle traulich bei einander waren, faſt das ganze Schloß, das ganze Pfarrhaus und faſt alle Kinder aus dem Dorfe, ſagte Thereſe: Das mahnt mich an den Namenstag, den einer

mir doch, was mir begegnet, ich hab' einmal nicht anders können.

Der Junker erwiederte ihm: Es ist brav, daß dir dein Vater so lieb ist, ich weiß aber auch, daß er diese Liebe verdient und daß er ein guter Vater war, und so lange er mit ihm redete, hatte er seine Hand in der seinen.

So die Hand des Kindes in seiner Vaterhand, erholte er sich wieder ganz. Allmählich verschwand in ihm das Bild ihrer Eltern, die diesen Morgen vor ihm standen. Er sah jetzt nur ihre Kinder. Ihr Anblick erhob sein Herz. Freude und Hoffnung für sie entkeimten seiner Seele. Er fühlte sich als ihr Vater. Er fühlte sie als seine Kinder, als seine hoffnungsvollen Kinder. Er blickte jetzt mit Vateranmuth in ihre Reihen hinein und sagte ihnen: Ihr könnt nicht glauben, Kinder, wie sehr es mich freut, daß ihr so zu mir gekommen. — Dann setzte er sich, von ihrem Anblick erquickt, zu ihnen auf die Rasenbank hin, ließ sie näher zu sich kommen und die Kleinsten hart zu sich stellen.

Er nahm von diesen Kleinsten bald das eine, bald ein anderes auf seinen Schoß und wollte mit ihnen sprechen. Im Anfang gaben sie ihm keine Antwort und sahen ihn nur steif an; bald aber fingen sie doch an, auf das, was er sagte, mit den Augen und mit dem Kopf ja und nein zu nicken; etliche drückten aber dabei mit den Händen die Lippen so über einander, wie wenn sie sagen wollten, sie hätten keinen Mund für ihn.

Aber auch die Kleinsten von des Rudi und der Gertrud Kindern gaben ihm Antwort, sobald er mit ihnen redete, und das that denn den andern bald auch den Mund auf. Zuerst antworteten sie ihm nur ein Wörtchen, dann zwei, dann drei, dann so viel er wollte, und bald darauf gingen ihnen die Mündchen wie eine Wasserstampfe. Sie setzten sich ihm jetzt von selbst auf den Schoß, faßten ihn bald mit den Händen um den Hals, und thaten bald völlig mit ihm, wie wenn sie den Aetti daheim unter den Händen hätten.

Das Bären-Anneli machte auf seinem Schoße gar, wie

wenn es eine Geißel in der Hand hätte, hü — hü — es verstand das. Es hatte es bei seinem Großvater Lehmann vor Altem auch so gemacht, wenn er es auf dem Schoße hatte, und wollte, daß er mit ihm reite. Er setzte das Kind auf seine Knie und machte mit ihm das Reiterspiel:

So reiten die Herren, die Herren,
So reiten die Bauern, die Bauern,
So reiten die Knaben, die Knaben,
So reiten die Jungfern, die Jungfern.

Da ging's an ein Lachen und an ein Treiben auf seinem Schoße. Er nahm eins nach dem andern, und ließ es so auf den Knien reiten, wie auf dem Roß. Die guten Kinder machten bald mit ihm, was sie nur immer wollten, und wenn zu Zeiten die ältern Kinder es den kleinern verwehren wollten, nickten sie ihnen mit dem Kopf nein, nein, und sagten ihnen leise ins Ohr: Er hat's nicht ungern, er hat's gewiß nicht ungern. Da der Junker merkte, was sie sich winkten und ins Ohr sagten, gab er ein paar großen, von denen er merkte, daß sie die kleinern abwehren wollen, die Hand und sagte: O laßt sie nur machen, sie machen mir Freude.

Sie hingen sich ihm an Rücken und Hals und faßten Alles an, was er Schönes und Glänzendes anhatte. Sie nahmen ihm Hut, Schnallen, Ordenszeichen, Uhrenkette in die Hand und spielten damit. Sie boten einander auch seine Tabaksdose herum, thaten als wenn sie von dem verschlossenen Deckel eine Prise genommen und jetzt nießen müßten; er ließ sie mit Allem machen, nur den Degen wehrte er ihnen, den sie ausziehen wollten. Mitunter fragte er sie allerhand über ihren Zug; unter Anderem auch, ob die Kleider, die sie jetzt trügen, alle ihnen gehörten. — Nein, nein, antworteten sie, zeigten ihm, wie dem Vater daheim das Hemd unter dem Halstuch und den Strumpf am Bein, sagten ihm alle Stücke, von wem sie's hätten, und erzählten ihm dann hintennach, daß sie Alles am Abend den drei Frauen wieder bringen müßten.

Ihr müßt es ihnen nicht mehr bringen, sagte da der

Arner wiederholte Thereſens Wort und ſetzte hinzu: Gott gebe, daß der, der mit goldenen Löffeln aus ſilbernen Schüſſeln ißt, mit immer mehr Erfolg für den ſorge, der mit dem hölzernen Löffel aus der hölzernen Schüſſel ißt.

Ja, ſagte des Junkers Klaus, der unten am Tiſch ſaß, als es an ihn kam, es braucht mir noch ein Vorjahr, ehe der Silbermann und der Goldherr mit einem Erfolg für den ſorgen können, der mit hölzernen Löffeln aus hölzernen Schüſſeln ißt, daß er es auch ſpürt und Gott dafür dankt.

Was für ein Vorjahr meinſt du, Klaus, das dem Gnadenjahr einer wahrhaft guten Verſorgung des Volks vorhergehen müſſe? ſagten jetzt Arner, Thereſe, Glülphi und alle.

Ich meine, antwortete der Klaus, das Vorjahr, das einem ſolchen Gnadenjahr vorhergehen muß, iſt ein Jahr, in welchem kein Silbermann und kein Goldherr dem Mann, der aus hölzernen Schüſſeln ißt, ungeſtraft ſeinen Löffel aus der Hand ſchlagen und ſeine Schüſſel ihm vor ſeinen Augen mit Füßen treten darf.

Unwillkürlich ſtanden jetzt Arner, Glülphi und Alle auf und aus einem Mund tönte das Wort: Ja, ja, dieſem Gnadenjahr, das wir ſuchen, dieſem göttlichen, muß ſo ein menſchliches vorhergehen, ehe man für den Mann, der aus Holz ißt, alſo wird ſorgen können, daß er verſorgt iſt, in dem kein Silbermann und kein Goldherr dem Mann, der aus Holz ißt, ſeinen Löffel aus der Hand ſchlagen und ſeine Schüſſel mit Füßen treten weder kann noch darf.

Aber Glülphi nahm jetzt das Wort und ſagte: Ohne dieſes Vorjahr kann das Gnadenjahr, das wir ſuchen und deſſen die Welt bedarf, nicht kommen. So lange das Menſchengeſchlecht und Niemand anders und nichts anderes die Welt iſt, ſo hat die Welt ein Recht zu dieſem Vorjahr. Ja, ſagte jetzt Arner, ſie hat wohl ein Recht, dieſes Vorjahr zu ſuchen, und Glülphi erwiederte: Arner und Männer, wie Sie, werden dieſes Vorjahr mit Mitteln herbeiführen,

die Sie dazu brauchen, und es wird Ihnen mit dieſen Mitteln gelingen.

Jetzt ſaß die Richterin des Wettkampfs auf ihrem Stuhle oben am Tiſch, Arner klingelte, und Thereſe ſprach nun, wie ehemals die Ahnfrau, das Wort: Der Klaus hat das beſte Wort zum Lob des Bauernſtandes und zum Troſt der Armen geredet, und er mußte nun oben an ſitzen am Tiſch, zwiſchen Thereſe und Arner, und man trank noch einmal aus dem Rundbecher, der nun wieder um den Tiſch herumging, von Arners rothem, köſtlichem Wein, der dem Schweizerblut glich, das ich, aber es iſt lange ſeither, zur Ehre des Volks, zum Lob der Freiheit und zum Segen des Landes mit Männern getrunken, die ihres Gleichen ſuchen.

75. Noch einmal die Feier des Vaternamens.

Im Hochgefühl dieſer Stunde, im Hochgefühl, daß Arner einer der Männer ſei, der mit ſeinen Beſtrebungen und mit ſeinen Mitteln etwas dazu beitragen könne, das Vorjahr des Segenszuſtandes herbeizuführen, deſſen die Welt und die Armuth bedürfen; im Hochgefühl, daß ihr Mann im Geiſt und in der Wahrheit den edelſten alten Rittern, die für Gott, für das Vaterland, für ihren Fürſten und für den Unterdrückten und Leidenden im Land, für Recht, Wahrheit und Ehre lebten und ſtarben, gleich denke und handle; im Hochgefühl dieſer Stunde und des hohen Wortes, das der gute Klaus zum Lobe des Bauernſtandes und zum Troſt der Armen geredet, wandte ſie, von dieſer Scene bis zu Thränen gerührt, jetzt wieder einen Blick auf die Spinnermädchen, die in einer langen Reihe noch an ihrer Milchſuppe ſaßen und dem Wettkampf zum Lobe des Bauernſtandes und zum Troſt der Armen zuſahen, und erſt jetzt fiel ihr die Rickenbergerin auf, die, da dieſe ſich immer beſcheiden hinter die andern zurückzog, ihr bis jetzt noch nicht ins Aug gefallen war.

Ihre Augen ſtanden ihr faſt im Kopf ſtill, als ſie ſie

jetzt sah und zu Arner sagte: Welch ein Engel ist das! Wer ist das? — Arner nahm sie beiseits und erzählte ihr die Geschichte des Kindes und was er von ihr wußte. Jetzt ging Therese an Arners Hand zu diesem guten Kinde hin, nahm es bei der Hand und bat es, den Spruch, den es diesen Morgen Arner gehalten, ihr jetzt zu wiederholen. Aber sie konnte das Kind fast nicht mehr fortreden lassen, als es anfing „Junker Vater" zu sagen. Sie unterbrach es, und sagte zu Arner: Ach Gott, dieser Name war noch zu der Zeit des Ahnherrn, dessen Andenken wir eben feierten, der gewohnte Name, den das Volk seinen Edeln im Land gab, und jetzt geben dir ihn unsere Kinder wieder. Als es den Spruch vollendet, umarmte Therese den Engel, nahm dann den kostbaren, breiten, bundfarbigen Gürtel, den sie eben trug, und band ihn um sein weißes Kleid, steckte ihm alle Blumen, mit denen sie selbst geschmückt war, auf Kopf und Brust, und sagte: Nimm das zum Pfand, daß die Frau deines Junkers Vater deine Mutter sein wird, so lang du lebst und recht thust.

Arner hatte das Wort Junker Vater bei der ersten Anrede der Kinder nicht recht verstanden, so sehr übernahm ihn der Anblick der Kinder, da er betrübt und erschüttert von dem Anblick ihrer Eltern, die unter der Linde eben vor ihm standen, auf der Rasenbank, in sich selbst gekehrt, da lag und sie so unerwartet und so rührend vor seinen Augen sah; aber jetzt ging ihm der Vatername innig zu Herzen, und er sagte zu Therese: Ich hatte diesen Namen schon lange gern; er war unter den lieben Alten so schön, so bedeutungsreich und so erhebend; aber ich hätte nicht das Herz gehabt, es auszusprechen. Die alte Zeit war in vielen Rücksichten so einfach und so schön, aber ich bin fern davon, sie ganz wieder zurück zu wünschen. Aber der Vatername freut mich doch. Meine Leute müssen mir ihn geben bis an mein Grab.

Therese. Gott Lob, daß du ihn wieder hast; deine Leute werden dir ihn gern wieder geben, bis an dein Grab.

Pfarrer. Ich gehöre auch zu Ihren Leuten und Sie erlauben auch mir, Ihnen diesen lieben Namen zu geben, bis ans Grab.

Arner. Von wem sollte er mir lieber sein, als von Ihnen? Aber ich gebe ihn Ihnen zurück. Er gehört Ihnen zuerst. Ich heiße sie von nun an bis an mein Grab lieber Vater Pfarrer.

Da küßte der Pfarrer dem Junker mit nassen Augen die Hand und redete kein Wort. Der Lieutenant unterbrach den Augenblick dieser Stille und sagte: Auch ich gehöre zu den Ihrigen und will zu ihnen gehören, bis an mein Grab; auch ich sage Junker Vater. — Und ich Ihnen Vater Schulmeister.

Das gibt mir doch eine ganze Menge Väter, sagte jetzt die Frau Pfarrerin und setzte hinzu: Wenn ihr nur Sorge tragt, daß ihr wenig Wittwen und Waisen hinterlasset.

In dem Augenblicke, da sie das sagte, hob Arner seine Augen gegen sie auf; man sah, daß es einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Auch Therese bemerkte es. Sie fuhr wie im Schrecken auf und sagte zu Arner: Was ist dir? Arner erwiederte: Nichts, nichts; aber sein Herz schlug und sein Blick war ernst. Der Lieutenant und der Pfarrer bemerkten's beide und suchten das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken. Es gelang ihnen. Sie sagten beide: Wir wollen jetzt mit einander noch einmal den lieben Vaternamen feiern.

Das wollen wir, sagten alle, und alle Kinder, die da waren, von des Junkers Karl an bis auf des Kuhhirten Elsi, mußten jetzt im Reihen zu ihnen hinzu, ihnen die Hand geben und ihnen Vater und Mutter sagen.

Wenn da keine Engel diese Eltern und diese Kinder umschwebten, so umschweben nie Engel den Menschen, er mag Reines und Heiliges thun auf Erden, was er will.

76. Des Junkers Karl macht den Nachtwächter.

Der Junker hatte sich vorgenommen, diesen Nachmittag die Bäume, die er vor ein paar Tagen seinen Bonnalern

gegeben, auf dem Ried ſetzen und den großen Baumgarten anlegen zu laſſen, den er zu dem Platz beſtimmt, an welchem ſie einſt das Feſt der dankbaren Armuth, das er für ſie ſtiften wollte, feiern ſollten. Thereſe iſt auch mit dem Glülphi und Rollenberger deshalb angekommen, um beim Anlegen dieſes Baumgartens gegenwärtig zu ſein, und das halbe Dorf wartete, bis der Junker vom Mittageſſen im Pfarrhaus auf den Gemeindeplatz kommen werde, wo ſich Alles verſammelte, um mit ihm aufs Ried zu ziehn.

Aber alle, alle im Pfarrhaus hatten über den Freuden des Vaternamens das Baumſetzen auf dem Ried vergeſſen, und daß der Junker verſprochen, um zwei Uhr auf den Gemeindeplatz zu kommen; die Knaben im Dorfe, die ſeit dem Mittageſſen ſich immer mit ihren Geißen beſchäftigten, vergaßen es nicht. Sie ſahen alle Augenblicke auf den Kirchthurm, ob es nicht zwei Uhr ſei, und ſobald die Glocke geſchlagen und der Junker und alles im Garten noch ſtill ſaß und kein Zeichen zum Aufbruch gab, und es bald drei Uhr ſchlagen wollte, machten die Buben einen Anſchlag, mit ihren Bäumen auf der Achſel und mit ihren Geißen an der Hand vor das Pfarrhaus zu ziehn und den Junker und ihre Schweſtern auf das Ried abzuholen. Und der Karl, der, wie gewohnt, ſeine Augen immer in allen Ecken herumgehen ließ, ſah die Knaben zuerſt gegen den Pfarrhof anrücken, ſprang zu ihnen hinaus und das erſte Wort, das er zu ihnen ſagte, ehe er ſie grüßte, war: Warum habt ihr doch die Geißen bei euch? Sie können euch ja nicht helfen Bäume ſetzen. Ja, aber ſie können auf dem Ried weiden, wenn wir Bäume ſetzen und unſere Schweſtern, die da ſind, müſſen mit uns aufs Ried; ſie können ſie dann ja hüten, erwiederten die Knaben.

Das iſt wahr, das iſt recht, ſagte der Karl; dann baten ihn die Knaben, er ſolle jetzt doch auch machen, daß der Junker und alle, die mit wollten, bald kämen, es ſei bald drei Uhr; ſie wollten dann einen ſchönen Zug anſtellen und ihre Schweſtern müßten dann in ihren ſchönen Kleidern mitkommen, wenn ſie auch nicht Bäume ſetzen könnten. —

Mit den Geißen? ſagte Karl und lachte. — Ja, mit den lieben Geißen, erwiederten die Buben, lachten auch und ſagten: Wir haben noch Trommel und Pfeife bei uns, es muß ſchön gehen; aber geh' doch jetzt, geh' doch und mache, daß der Papa und wer mit will, bald kommen. — Das will ich, das will ich, erwiederte Karl, ſprang in den Garten, ſtellte ſich vor den langen Tiſch, an dem Papa, die Herren, Frauen und alle Kinder ſaßen, und rief dann das Nachtwächterlied: Höret, ihr Herren und Frauen, was ſoll ich euch ſagen? die Glocke die hat zwei Uhr geſchlagen, zwei geſchlagen! ſchon lang zwei geſchlagen!

Alles lachte ob dem Nachtwächterruf und der Junker ſagte: Es iſt wahr, ich habe den Nachtwächterruf verdient. Um zwei Uhr habe ich verſprochen, auf's Ried zu kommen, und jetzt iſt's ja bald drei Uhr, wir wollen jetzt gleich gehen. Der Karl erwiederte: Alle Buben warten mit ihren Bäumen und mit ihren Geißen vor dem Garten auf dich, und ihre und meine Schweſtern müſſen auch mitkommen; es muß ein großer und ſchöner Zug werden. Alles ſtand jetzt auf, und die Spinnerkinder ſprangen auf die Straße zu ihren Brüdern.

Auch Arner, der Pfarrer und Glülphi ſtanden auf, den Zug zu ſehn, den die Knaben vorhatten, um ungeſäumt mit ihnen aufs Ried zu ziehn. Aber es ging mit der Einrichtung des Zugs nicht vorwärts. Die Knaben, die ihn allein einrichten wollten, ſtanden in einem Wirrwar unter einander und hatten einen Freudenlärm, daß man ſein eigen Wort nicht mehr hörte. Da Glülphi kam, rief er: Still ihr Knaben! und hatte den Zug in einem Augenblick in Ordnung.

Die Trommel und Pfeife mußten voraus, dann der Karl mit der Fahne, dann ein Knabe und ein Mädchen; der Knabe hatte Bäume auf der Achſel, und das Mädchen führte die Geiß. Die ſo Geißen hatten, waren die erſten, die andern hinter ihnen. Der Karl, der mit ſeiner Fahne hinter ſich ſah, rief jetzt denen, die Geißen hatten und ihm näher ſtanden: Ihr marſchirt jetzt zu dreien und die andern zu zweien. Buben und Mädchen antworteten ihm: Zählſt

du die Geißen auch zu uns, daß du uns zu dreien rechneſt? Er erwiederte: Warum nicht? ich kann bei den Geißen eins, zwei, drei zählen, wie bei euch.

Jetzt ging's aufs Ried. Der Zug war luſtig und ſchön; aber der Unterſchied zwiſchen den Knaben und Mädchen war groß. Die Knaben waren in ihren Alltagskleidern und in der ganzen Unreinlichkeit ihres gewohnten Seins aus dem Dorfe, die Mädchen aber waren von ihren Müttern und den drei Frauen ſo ſchön geputzt, als nur immer möglich.

Der Junker und der Pfarrer, denen dieſer Unterſchied auffiel, ſagten beide zu einander: Will's Gott, wird das bis nach einem Jahr auch anders werden. — Ja, ſagte Thereſe, wenn ihr immer mehr Leute findet, die euch darin ſo an die Hand gehn, wie es heute dieſe drei Weiber gethan haben. Es iſt wahr, ſolche Leute, wie dieſe drei Weiber, haben wir nöthig und müſſen ſie ſuchen, ſagten einſtimmig Arner, der Pfarrer und der Lieutenant.

Suchet, ſagte jetzt Thereſe, meinethalben morgen und bis übers Jahr, wen ihr weiter dazu braucht und findet, heute will ich mit dem ganzen Zug den drei Weibern, die die Spinnerkinder für dieſen Zug ſo angezogen und geputzt, danken. Das iſt brav, das iſt brav, das iſt brav, ſagten jetzt der Junker, der Pfarrer und Glülphi, wir gehen mit dem Zug vor ihren Häuſern vorbei. Und als die Spinnerkinder das hörten, ſchrien ſie alle: Ja, ja, wir wollen dem Mareili, der Gertrud und der Reinoldin danken. Und der Zug ging vorwärts. Aber jetzt hatten die Kinder vor den großen Häuſern gute Ruhe. Einige der reichen Bauern-Kinder weinten faſt, daß ſie nicht auch wie der Reinoldin Kinder, mit ihnen durften, und der Kalberleder, der wieder Miſt lud, lief, ſobald er den Zug unten an der Gaſſe erblickte, von ſeinem halb geladenen Wagen weg und ließ ſich eine halbe Stunde nicht mehr vor dem Haus ſehen.

Diane aber roch ihn noch, ſprang ihm unter dem Wagen durch bis zur Hausthür nach, die aber zu war, und es mußte Alles, ſelbſt der Junker lachen, da ſie den

Hund so sahen an der Thüre scharren und einen Laut geben, wie wenn er seinen Mann wieder herausfordern wollte.

---

77. Die Demuth des Baumwollenmareili ist neben der Thereſe eben so rein und eben so groß, als sein Muth neben den Meisterkatzen im Dorf rein und groß war.

Das Mareili hatte eben die Stube voll Spinnerweiber, die ihm Garn brachten und dankten, daß es sich ihrer Kinder so angenommen, als der Zug die Gasse hinauf gegen sein Haus kam. Alle Spinnerweiber liefen ans Fenster, zu sehen, was es wieder Neues gebe; es allein blieb an seinem Tisch, wog der Rebhäuslerin ihren Bündel Garn wie sonst fort, gab ihr ihre Baumwolle dagegen und zahlte ihr den Lohn noch, ehe es auch ans Fenster ging, um zu sehen, wo dieser Zug hin wolle. Es sah kaum zum Fenster hinaus, so stand der Zug vor ihm still; die Trommel tönte, die Pfeife pfiff, die Fahne wehte, und es sagte zu sich selber: Was ist das für ein Narrenstück, daß sie eben da stehen bleiben? Das ist jetzt dir zu Lob und zu Ehren, sagten die Weiber, und indem sie das sagten und immer noch zum Fenster hinaus schauten, war die Junkerin schon in der Stube und rief: Wo ist jetzt das Mareili?

Das Mareili kehrte sich um und mit ihm alle, die am Fenster waren; aber es wußte nicht, wie ihm war, da Thereſe es sogleich erkannte. Diese ging auf sie zu, nahm sie bei der Hand und dankte ihr dann im Namen des Junkers und des Pfarrers und des ganzen Zugs, daß es sich der armen Kinder so angenommen. Das Mareili stand da wie versteinert, es wußte nicht was es der Junkerin antworten sollte; Scham, Rührung und Freude durchkreuzten sich in seiner Seele, daß es durchaus nicht wußte, wie ihm war. Es konnte lange kein Wort hervorbringen; endlich sagte es

doch: Gnädige Frau, das habe ich gewiß nicht verdient, und mein Bruder gewiß auch nicht; was wir bisher gethan und was wir ferner thun können, ist unsere Schuldigkeit, und dafür hat uns Niemand zu danken.

Sein Bruder, der Baumwollenmeyer, war diese ganze Zeit über in der Nebenstube, und hörte alle Worte, die Thereſe und seine Schwester mit einander redeten; aber der Zug und das Trommeln und Pfeifen vor seinem Haus behagte ihm nicht. Er kam auch nicht aus seiner Stube hervor, sondern zog sogar die Vorhänge vor sein Fenster, damit auf der Gasse Niemand merke, daß er zu Haus sei. Er war selber über das Gespräch der Junkerin mit seiner Schwester verdrüßlich. Es sind herzgute Leute, sagte er zu sich selber, der Junker und die Frau; sie meinen es trefflich und es ist recht, daß sie uns danken; aber zu viel ist zu viel, und ich fürchte das Zuviel oft mehr, als das Zuwenig, und Geräusch ist Geräusch. So etwas, wie der Zug vor seinem Haus und die Junkerin in der Stube neben Baumwollenspinnerweibern war seinem ganzen Lebensgang fremd und mißfiel ihm wirklich.

Arner, der Pfarrer und Glülphi, die bei den Kindern auf der Gasse vor der Thür standen, dachten nicht so; es war keine Rede davon, daß sie jetzt so mit den Trommeln und Pfeifen aufhören und still vom Hause wegziehen sollten, worum das Mareili Thereſe dringend bat. Die Herren wollten das, was sie fröhlich, laut und herzlich angefangen, jetzt auch fröhlich, laut und herzlich vollenden, und als Thereſe jetzt das Mareili, das um diesen stillen Abschied bat, verließ und es mit der Junkerin unter die Hausthür kam, hörte zwar die Trommel und Pfeife auf einmal auf, aber der Karl zog den Hut ab und rief: „Es lebe das gute Mareili!“ und augenblicklich darauf der ganze Zug, daß es die ganze Gasse hinauf und hinab tönte: „Es lebe das gute Mareili!“

Es aber lief von der Thüre und von der Junkerin weg und kam feuerroth in die Stube, so sehr machte es das, was ihm unter der Thüre begegnet, betroffen, und wollte

jetzt, da es wieder in die Stube hinein kam, sogleich mit seiner Arbeit fortfahren, den Spinnerweibern ihre Bündel Garn abnehmen und sein Geschäft treiben, wie immer; aber die Spinnerweiber dachten jetzt nicht an ihre Bündel Garn, nicht einmal an ihren Spinnerlohn. Wie wenn sie sonst nichts zu thun hätten und gerade nur um deswillen da wären, standen sie jetzt alle um das Mareili herum. So lange Bonnal steht, sagten sie ihm alle, ist eine solche Ehre, wie jetzt dir, Niemand wiederfahren; aber du hast es auch verdient. Es antwortete ihnen: Laßt mich jetzt damit ruhig; es ist gut, daß es vorüber, und bringt mir jetzt euer Garn, daß ich es wäge und wieder in die Ordnung komme, in der es mir wohler ist, als wenn man mir vor den Fenstern trommelt und pfeift.

78. Falschheit zerreißt alle Bande der Erde.

Vom Mareili weg ging der Zug zur Reinoldin. Dieser ihre Mutter zankte schon ein paar Stunden mit ihr, daß sie sich des Lumpenzugs also angenommen und ihre Kinder mit dem Bettelgesindel mitlaufen und dem Narrenjunker für etwas danken lassen, wofür ihm Alles, was im Dorf Ehre im Leib hat, mit dem Teufel danken möchte. Was sie am meisten erbitterte, war, daß sie noch bei ihren Schwestern Hemden und Strümpfe und Schuhe dafür entlehnt. Meinst du, sagte sie, noch ein paar Minuten vorher, ehe der Zug vor ihr Haus kam, ich hätte nicht genug daran, daß du so ein ungerathenes Kind bist und dir alle Leute über den Kopf richtest? Willst du auch noch deine Schwestern ins Geschrei bringen, daß sie seien wie du, und machen, daß sie in keinem Ehrenhaus mehr eine Heirath finden? Auch sagte sie ihr: Wenn dein Mann nicht auch ein Narr wäre, der eine Strafe vom Himmel verdient hätte, so hätte er dich gewiß nicht genommen; aber es muß mir will's Gott mit den andern Kindern nicht so gehen. Was hast du vom Junker und was geht dich der Narr an? Warum begreifst

du doch nicht, daß wer im Dorf iſt, es mit dem Dorf halten muß, und mit denen, die im Dorf etwas haben und darin Meiſter ſind, und nicht mit Bettelvolk und mit Leuten, mit denen man keinen Hund zum Ofen herauslocken könnte? Aber du thuſt mir das nur zu Leid; du weißt, daß es mir Verdruß macht, und wenn du mich könnteſt mit deinem Trotzkopf ins Grab bringen, du würdeſt es nicht ſparen. Du haſt es mir dein Lebtag immer ſo gemacht.

Sie hatte das Wort: Du haſt es mir dein Lebtag alſo gemacht, noch auf ihrer Zunge, als ſie die Trommeln und Pfeifen des Zugs hörte, der ſich ihrem Haus näherte. Jetzt ſchwieg ſie plötzlich und ſagte: Das wird wieder der Narren-Zug von heute morgen ſein. Damit ſprang ſie an's Fenſter und ſah den Zug die Gaſſe hinauf gegen ihr Haus zu kommen; aber als er gerade vor ihren Fenſtern ſtill ſtand und die Junkerin vom Zug weg gerade gegen ihr Haus zu ging, ſchlug ſie das Fenſter plötzlich zu, wandte ſich an ihre Tochter und ſagte: Was iſt das? Sie will, glaube ich, zu uns. Was hat ſie bei uns zu thun?

Ich weiß nicht, ſagte die Tochter. Und die Mutter: Wiſch' dir doch die Augen, daß nicht alle Leute ſehen, was du für ein Narr biſt. Sie wiſchte ſie wirklich ab, aber ſie konnte mit dem Abwiſchen das Rothe im Aug nicht weiß machen. Was die Mutter immer ſagte, es half nichts; ſie ſah aus, wie Jemand, der ſich die Augen faſt aus dem Kopf heraus geweint. Jetzt trat Thereſe zu ihr hinein, gab ihr freundlich die Hand und dankte ihr, wie dem Mareili, im Namen des ganzen Zugs und des Junkers für alle Sorgfalt und alle Liebe, mit der ſie ſich der guten Spinnerkinder angenommen u. ſ. w. Aber die Reinoldin konnte in dem Gemüths-Zuſtand, in den ſie die Mutter hineingebracht, kein Wort hervorbringen.

Die Alte biß die Zähne über einander. Ihre Augen glühten vor Zorn gegen ihre Tochter. Indeſſen nahm ſie plötzlich das Wort und dankte der Junkerin mit geſchliffenen Worten und mit einem erzwungenen Lächeln für die Ehre, die ſie ihrer Tochter erweiſe, und ſagte, die Junkerin habe

ſich auch gar zu viel Mühe genommen für ſie; ſie habe nichts anderes gethan, als was ihre Schuldigkeit geweſen und möchte nur wünſchen, daß ſie mehr Gelegenheit hätte, ihr oder dem Junker zu dienen. Dann ſetzte ſie noch hinzu: Die gnädige Frau ſolle doch ihrer Tochter verzeihen, es ſei einmal ſo ihre Natur, wenn ſie etwas übernehme, ſei es Freud oder Leid, ſo könne ſie nicht anders, es bringe ſie ſogleich zum Weinen.

Das iſt eine glatte, ſagte Thereſe, ſobald ſie ſo für ihre Tochter das Wort nahm, zu ſich ſelber, ſah ihr, ſo lang ſie redete, mit unverwandten Augen auf den Mund, und als ſie ausgeredet, gab ſie nicht ihr Antwort, ſondern wandte ſich noch einmal an die Tochter, die dann endlich ſo weit gefaßt war, daß ſie ihr ſagen konnte: Das Wenige, das ſie für den Zug habe thun können, habe ihr Freude gemacht und ſie habe dafür keinen Dank verdient. Die Junkerin wiederholte noch, wie bei dem Mareili, daß der Junker und ſie Alles, was ſie den Armen in ihrem Dorf und ihren Kindern Gutes thäten, ſo anſähen, als ob es ihnen ſelbſt geſchehen. Dann ſagte ſie ihr noch, daß der Junker ſie mit dem Mareili und der Gertrud und dem Baumwollenmeyer dieſen Abend im Pfarrhaus erwarte.

Als ſie Abſchied nahm, begleitete ſie ihre Mutter unter hundert Höflichkeitsbezeugungen unter die Thür und als jetzt Karl und der ganze Zug, wie bei dem Mareili, den Hut abzog und rief: „Es lebe die gute Reinoldin!“ konnte die Mutter faſt nicht aufhören, mit der Hand dem Zug zu danken, und als er fortging und die Reinoldin ſchon längſt wieder in der Stube und hinter dem Ofen war und weinte, blieb die Mutter unter der Thür ſtehen, bis ſie kein Bein mehr vom Zug ſah.

Als aber auch ſie wieder in die Stube hineinkam, war es das erſte Wort, das ſie zu ihrer Tochter ſagte: Du haſt dich wieder einmal ſchön aufgeführt; mit dem Zuſatz: Du thateſt das mir zu Leid und haſt nichts damit geſucht, als mich zu Schanden zu machen. Aufgebracht und bitter antwortete ihr jetzt die Tochter: Ich möchte doch nur auch

wiſſen, was ich in der Welt thun müßte, von dem ihr nicht ſagtet, ich thäte es euch zu Leid, wenn's euch darnach im Kopf iſt. Ja, ja, du biſt ein ſchönes Menſch, ſagte die Mutter, red' nur viel. Die Tochter aber war in dieſem Augenblick ihrer ſelbſt nicht mächtig und antwortete ihr: Ich wollte lieber, ihr hättet mir die Hand auf den Mund geſchlagen, als daß ihr der Junkerin vor meinen Augen ſo gute Worte gegeben, da ihr doch hinter ihrem Rücken vom Junker und von ihr redet, wie wenn ſie in keinen Schuh hinein gut wären.

Mutter. Das iſt eben deine Narrheit, daß du meinſt, man müſſe mit und vor Jedermann reden, wie man denkt.

Tochter. Ja, ich meine das und ſage es unverholen, es iſt vor Gott und Menſchen nicht recht, wie ihr mit der Junkerin redet.

Mutter. Du unverſchämtes Kind! Das iſt jetzt der Dank, daß ich mich deiner ſo angenommen, da du vor ihr ſtandeſt, wie der Ochs am Berg.

Tochter. Dafür kann ich euch nicht danken. Ich wollte lieber, ihr hättet mich vor ihr ſtehen laſſen, wie der Ochs am Berg und ihr gerade herausgeſagt, ihr denket über dieſen Zug nicht wie ich. Ich kann es nicht ausſtehen, wenn man mit den Leuten ſo wider Wiſſen und Gewiſſen redet.

Mutter. Mich kannſt du nicht ausſtehen. Du haſt deine Freude daran, wenn du mich und die Deinigen alle immer recht zu Schanden machen kannſt.

Die Tochter fühlte endlich, daß ſie nur zu lang und zu viel geredet und ſchwieg jetzt ganz. Die Mutter aber zankte fort und endlich noch darob, daß ſie ihr keine Antwort mehr gebe. Zuletzt ſtand die Reinoldin von ihrem Winkel hinter dem Ofen auf und ging aus der Stube; die Mutter aber rief noch ihre Schweſter, die dem Zank auszuweichen in die Küche gegangen war, und erzählte ihr, was für eine ſchlechte Schweſter ſie hätte und fragte ſie zuletzt noch, ob ſie jetzt noch glaube, ſo ein Kind könnte in den Himmel kommen, wenn es ſtürbe?

Dieſe erwiederte, ſie wolle das Beſte hoffen — und die Mutter: Es wird einmal ſchwer halten, glaube mir's nur.

---

79. In der Unſchuld und Einfachheit niedern Schatten entfalten ſich Keime des Hohen- und Erhabenen, und ſprechen ſich immer in tiefer Demuth aus.

Von ihr weg ging der Zug zur Gertrud. Dieſe war ganz allein in ihrer Stube, ihre und des Rudi Kinder waren alle im Zug oder bei demſelben, als dieſer vor ihrem Haus ſtill ſtand und Thereſe in ihre Stube hineintrat und ungefähr die nämlichen Worte zu ihr ſagte, wie zu dem Mareili und zur Reinoldin. Gertrud erröthete. Sie wußte nicht, wie ihr geſchah. Wie aus dem tiefſten Erſtaunen über etwas ganz Unbegreifliches fielen ihr die Worte: Was hab ich denn gethan, daß ich das verdiene? aus dem Mund. Thereſe ſagte, wie ſehr es ſie und den Junker freue, daß ſie ſich des Kinderzugs ſo angenommen und wollte mehr ſagen, als Gertrud erwiederte: Der gute, gnädige Herr, den wir jetzt haben, hat meinem Mann und mir und uns allen aus den tiefſten Nöthen, darin Menſchen ſtecken können, geholfen, und uns allen ein geſegnetes und glückliches Leben verſchafft, jetzt kommen Sie, mir zu danken, daß ich ein paar Kindern etwas armſelige Kleider geliehen. Dann bat ſie die Junkerin, eben wie das Mareili, dringend, ſie ſolle doch befehlen, daß man mit dem Trommeln und Pfeifen vor ihren Fenſtern einhalte und ſagte, dergleichen Sachen ſchickten ſich nicht für ſie und ihr Haus. Laß das jetzt gut ſein, die Kinder haben Freude daran, ſagte Thereſe und ſetzte hinzu: Auch unſer neuer Schulmeiſter dankt dir für die Hülfe und den Rath, die er in ſeiner neuen Laufbahn bei dir findet.

In dem Augenblick, da Thereſe dieſes ſagte, trat der Lieutenant aus dem Kinderzug heraus, kam zur Gertrud in die Stube und ſagte: Ich kann die Junkerin dir nicht allein danken laſſen, ich muß es ſelbſt thun und dir ſagen, in

welchem Grad ich von dir Hülfe, Rath und Handbietung zu meinem so schweren und wichtigen Berufe erwarte und wie sehr ich Gott danke, dich zu kennen und durch dich die Wichtigkeit des häuslichen, mütterlichen Sinns und seine hohe Kraft kennen gelernt zu haben.

Er ließ sie nicht antworten. Er drückte ihr nur noch die Hand und war mit einem Sprunge wieder beim Zug. Die Trommel tönte wieder und Therese nahm Abschied. Der Karl schwang wieder den Hut und rief mit dem ganzen Zug: „Es lebe die gute Gertrud!“

80. Kinderfreuden und landwirthschaftlicher Volksunterricht.

Von der Gertrud weg ging der Zug aufs Ried. Es war ein frohes Getümmel den Berg hinan.

In der hohlen Gasse oben am Dorf, beim großen Echo, das rund um den Berg läuft und durch das ganze Thal hinab sich wiederholt, standen der Junker, der Pfarrer und Glülphi still, und das genau an dem Ort, wo man sich hinstellen muß, wenn man das Echo am vernehmlichsten und am längsten sich austönen hören will. Die Knaben kannten den Ort, wußten also, warum die Herren still standen und auf einmal ertönten hundert Stimmen. Die Buben jauchzten, Trommel und Pfeifen tönten so laut sie konnten; es schien sogar, die Geißen selber meckerten lauter, damit das Echo auch recht schön töne. Das frohe Getümmel dauerte, bis sie oben auf dem Berg und dem Ried ganz nahe waren, auf das sie hin wollten. Auf dem Platz, auf dem sie die Bäume setzen sollten, hielten sie still; da redeten die Knaben noch mit ihren Schwestern und baten sie, daß sie die Geißen wohl hüten möchten, während sie ihre Bäume setzten. Da sagte der Eine zu seiner Schwester: Such' ihr doch einen guten Platz, wo sie viel Gras findet, zum Weiden; ein Anderer: Es hat in der Nähe am Bach junge, schöne Erlen, such' doch, daß du etwas von diesem Laub bekommest,

die Geißen freſſen es lieber als Gras. Aber nicht alle waren ſo freundlich mit ihren Schweſtern. Einer ſagte: Wenn du mir die Geiß verlierſt oder wenn ſie hungrig heimkommt, wirſt du ſicher den Lohn dafür kriegen.

Nachdem ſie ihre Geißen, der Eine beſſer, der Andere ſchlechter verſorgt, ſuchte jeder Knabe ſeinen Vater und führte ihn an der Hand an den Platz, den ihm der Lieutenant für ſeine Bäume angewieſen und mit einer Nummer bezeichnet. Nun ging's an das Graben der Löcher, in die man die Bäume hineinſetzen wollte; aber der Rollenberger und der Glülphi ſahen bald, daß faſt Jedermann das Geſchäft ungeſchickt angreife, und daß die Väter in Bonnal und ihre Buben vom Baumſetzen ungefähr ſo viel verſtünden, daß ſie den Baum nicht bei den Aeſten und nicht der Länge nach ablegen, ſondern ihn bei der Wurzel in den Boden hineinthun und der Höhe nach aufſtellen müßten; aber auch nicht mehr. Der Rollenberger, der das noch weit beſſer verſtand als der Glülphi, zog ſeinen Rock aus, ſprang von einer Ecke zur andern, zeigte ihnen, was man wiſſen muß, wenn man einen Baum recht ſetzen will, z. B. auf welche Seite ein jeder ſeinen Baum kehren müſſe, damit er wieder gegen die Sonne ſo zu ſtehen komme, wie er vorher geſtanden u. dergl. Er vertheilte ihnen die Wurzeln, ſchnitt das Unnütze und Schadhafte ab, wie ein Gärtner; er machte ihnen den Heerd rein, zeigte ihnen, wie ſie in der Ordnung und gleichförmig den Baum zulegen und andrücken, und auch, wie ſie denſelben vor dem Gegenwind und dem Wild ſicher ſtellen müßten.

Die Nachbarn, obgleich die meiſten von ihnen Alles ſehr ungeſchickt angriffen, hatten doch allgemein ſo viel Bauernſinn, zu ſpüren, daß er Recht habe und das Baumſetzen beſſer verſtehe, als ſie. Sie beſtrebten ſich auch wirklich unverſtellt, was er ihnen angab, zu machen, wie er wollte, und es zeigte ſich auch an dieſem Beiſpiel, wie ſehr man den Bauern Unrecht thut, wenn man von ihnen behauptet, ſie wollten von Niemand etwas annehmen, ſondern immer hartnäckig nur beim Alten bleiben. Das iſt ſicher unrichtig;

die Bauern ſind weder ſo dumm, noch ſo ungelehrig und ſo hartnäckig, als man glaubt, und es iſt durchaus nicht wahr, daß ſie im Feldbau von den Herren nichts Neues annehmen wollen; ſie wollen nur, daß die Herren es ihnen nicht blos mit dem Mund und in den Büchern, ſondern mit den Händen zeigen und zur Probe ihren eigenen und nicht bloß der Bauern ihren Geldbeutel daran ſetzen. Aber leider, Gott erbarm, zeigen ihnen eben wenig Herren etwas, das ihnen dienen könnte und noch weniger auf eine Art, wie ſie es brauchen und ſich zu Nutz machen könnten.

Alle Augenblicke ſprang ein Bub mit ſeinem Vater zum Rollenberger und bat ihn: Lieber Herr, helft uns auch unſere Bäume ſetzen und zeigt uns auch, wie man es recht mache. — Auch der Lieutenant ſprang eben ſo bereitwillig herum, zu thun, worum ſie ihn baten.

---

81. Zuſammenhang dieſer Bauernarbeit mit guten Erziehungsgrundſätzen und ein Beweis, daß des Junkers Karl bei ſeinem Rollenberger in dieſer Beziehung unter guten Händen iſt.

Es war dem Junker eine Luſt, zuzuſehen, wie Glülphi, und beſonders ſein Rollenberger ſeinen Bauern bei dieſer Arbeit an die Hand gingen und wie freundlich die meiſten annahmen, was ſie ihnen zeigten. Am allermeiſten aber rührte ihn, daß ſein Karl ſich die ganze Zeit in dieſem Geſchäft äußerſt belebt und thätiger zeigte, als die Bauernknaben. Er konnte nicht anders, als jeden Augenblick zu ſich ſelbſt ſagen: Ich ſehe auch hier, daß mein Karl unter guten Händen iſt, wenn ſchon unſere Sylvia alle Tage lauter darüber Lärm macht und dem guten Onkel darüber in den Ohren liegt, der Sohn eines Reichsfreiherrn dürfe nicht länger unter den Händen eines Mannes gelaſſen werden, der eines Bauernamtmanns Sohn und, wie ſie ſagt,

von den Kühen und den Stieren weg der Erzieher eines Edelmanns geworden ſei.

Im Anfange, als Karl aufs Ried kam, ſprang er eine Weile mit ſeiner Geiß allenthalben herum, zu ſehen, wie es gehe und wie der Rollenberger den Bauern im Baumſetzen allen Rath gebe; dann aber, da kein Bub mehr ſeine Geiß an der Hand hatte, ſprang auch er mit ſeiner Geiß zu ſeiner Schweſter, gab ihr dieſelbe am Seil in die Hand und ſagte zwei Mal: Hüte ſie mir recht, hüte ſie mir doch recht; ich gehe jetzt meinen Baum zu ſetzen. Dann nahm er den ſchönen, großen Baum, den er ſich zu Hauſe ausgeleſen, und ſtellte ſich mit demſelben auf der Schulter vor ſeinen Papa und ſagte: Jetzt, wenn du willſt, kannſt du auch kommen und mir helfen meinen Baum ſetzen, die andern Aetti (Väter) helfen ihren Buben auch. Das will ich, ſagte Arner, und ging an ſeiner Hand mit ihm an den Platz, den der Lieutenant ihm für ſeinen Baum angewieſen.

Dieſer Platz war in der Mitte des Rieds auf einer leichten Höhe und die andern zweihundert und fünfzig kamen alle rund um ihn herum, in zwölf langen Reihen, die ſich alle an den Mittelpunkt, auf dem Karls Baum ſtand, anſchloſſen. Da der Karl das ſah, ſagte er zum Junker: Das iſt ein ſchöner Platz; hat der Hr. Lieutenant das meinem Baum zu Gefallen gethan? Ja, das hat er, du kannſt ihm nur danken, ſagte der Junker. Da ſprang Karl zu ihm hin und an ihm hinauf, dankte ihm und küßte ihn herzlich für den ſchönen Platz, den er ihm für ſeinen Baum auserſehen.

Dann nahm der Junker den Karſt, der ſchon da lag, in die Hand, und machte dem Baum ſeines Karl ein Loch in den Boden und hackte den Heerd ſo leicht auf, wie wenn er es ſein Lebtag gewohnt geweſen wäre.

Jetzt wollte Alles, was da war und den Junker an dieſer Arbeit ſah, auch daran Theil nehmen und den Baum mitſetzen helfen. Der Rollenberger ſprang von der hinterſten Ecke hinzu und der Lieutenant, der Pfarrer, die Frauen, Alles kam herbei und wollte auch daran Theil nehmen; aber

der Karl, der gern seinen Baum mit dem Papa allein gesetzt hätte, murrte ein paar Mal halb laut, er brauche diese Hülfe nicht. Der Rollenberger merkte, was er murre und sagte ihm: Sag's doch nur laut. Da sagte der Karl ganz laut: Ja, es ist einmal mein Baum, und ich möchte ihn mit dem Papa allein setzen. Alle lachten und machten ihm Platz, und er half jetzt dem Papa so fleißig, daß er schwitzte. Und da er fertig war, stampfte er noch rund um den Baum her mit seinen Füßen den Boden eben, daß der Heerd sich recht setze und an die Wurzel anlege. Dann sprang er wieder zu den andern Buben, die noch nicht fertig waren, und da die meisten, wenn sie ihre Bäume gesetzt, noch den Hut abzogen und „Das walt' Gott!" dazu sagten, sprang Karl auch wieder zu seinem Baum zurück, zog den Hut ab und sagte: „Das walt' Gott, du liebes Bäumchen!"

Das freute den Junker und den Pfarrer. Beide zogen, neben dem Baum stehend, auch den Hut ab und sagten: „Das walt' der liebe Gott!" und von allen Bauern, die um sie her standen, war nicht Einer, der nicht auch den Hut abzog und das Wort wiederholte.

82. Von Volksfesten, vom Holzmangel und vom Volkselend.

So ging der Abend dem Junker, den Kindern und allem Volk, das da war, fröhlich und heiter vorüber. Alles ging nun heim. Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Geißen, Alles zog mit; der Lieutenant, die Frau Pfarrerin und der Rollenberger waren schon einige Schritte voraus und der Junker, der mit dem Pfarrer einige Schritte zurück war und still stand, rief dem Lieutenant, sie sollten nicht auf sie warten, sie würden gleich kommen, und er kehrte sich dann wieder mit dem Pfarrer gegen die eben gesetzten Bäume, und war voll von den Gedanken, daß einst sein Bonnal unter ihrem Schatten das erste Fest feiern werde, dessen Stiftungsbrief er bei sich hatte.

Dann nahm er dieſe Urkunde hervor und ſagte mit einem Blick, dem tiefe Beſorgniß zum Grund zu liegen ſchien, zum Pfarrer, er wolle ſie auf den Fall ſeines Todes in ſeine Hände legen und wünſche in dieſem Fall, daß ſie in dem Augenblick, in dem man ihn in ſein Grab hineinſenke, allem Volk, das ihn zum Begräbniß begleite, vorgeleſen werde, ſetzte dann aber gleich hinzu: Wenn ich aber lebe, ſo darf das nicht vor zehn oder fünfzehn Jahren geſchehen; denn ich will nichts weniger, als mit einer ſolchen Handlung unter einem unverſorgten und unglücklichen Volk bei meinem Leben eine Komödie ſpielen.

Der Pfarrer verſtand kaum halb, was er ſagte, ſo ſehr übernahm ihn die ernſte Art, der Blick, der in ſeinen Augen lag, als er von dem Fall ſeines Todes redete. Er nahm ihm den Brief faſt zitternd ab und antwortete ihm mit den ſichtbarſten Zeichen der Beſtürzung: Aber Sie ſind doch nicht krank, lieber Junker, daß Sie alſo reden?

Junker. Ich bin nicht krank, lieber Herr Pfarrer, aber auch nichts weniger als geſund. Mein Blut wallt ſeit einiger Zeit ganz ungewöhnlich in mir und es geht mir Alles ſo ſtark nahe, daß ich mich nicht enthalten kann, mir vorzuſtellen, es möchte eine ſchwere Krankheit in mir ſtecken.

Pfarrer. Das wird, will's Gott, doch nicht ſein.

Laſſen Sie das jetzt gut ſein, wir wollen von etwas Anderm reden, ſagte der Junker, und im Augenblicke, in dem er's ſagte, kam ſein Förſter. Arner fragte ihn, wie es im Wald gehe. Es wird eben immer viel gefrevelt, war die Antwort des Förſters. Aber warum wird ſo viel gefrevelt? ſagte der Junker. Was machen? ſagte der Förſter. Ehe die Leute den Winter über erfrieren, nehmen ſie in Gottes Namen Holz, wo ſie finden; eignes haben ſie nicht.

Dem Junker entrann eine Thräne. Einen Augenblick darauf ſagte er ihm: Thu deine Pflicht; es wird, will's Gott, einmal anders kommen. Damit ließ er den Förſter gehen, wandte ſich wieder an den Pfarrer und ſagte zu ihm: Lieber Herr Pfarrer, auch dieſe Anzeige des Förſters zeigt

uns klar, wie weit wir noch davon entfernt sind, von Herrschaftswegen Freudenfeste fürs Volk stiften zu können.

Aber wann wird man dahin kommen? sagte der Pfarrer wie halb im Traum.

Der Junker erwiederte ihm: Die Zeit, öffentliche Freudenfeste von Herrschaftswegen für das Volk zu stiften, ist für einen wahrhaft edeln Herrschaftsherrn erst da, wenn er wirklich dahingekommen, daß in seiner Herrschaft des Lebens Nothdurft keiner braven, redlichen und arbeitsamen Haushaltung mehr mangelt. Ein Edelmann, der dieses Namens wahrhaft würdig ist, kann und darf an die Stiftung solcher Feste nicht denken, bis er die Thränen der Unschuld, die den Augen der Seinigen entquellen, getrocknet und er sich selbst im Heiligthum seines innersten Bewußtseins das Zeugniß geben darf, daß er weder durch Lebens- noch durch Standesfehler, am allerwenigsten aber durch Fehler seines herrschaftlichen Einflusses, sei es in Justiz-, Finanz- und Polizeihinsicht tiefgreifendes, allgemeines Unglück in die Eingeweide des Volks hineinbringe. Es ist eines Edelmanns unwürdig, Leuten, die durch seine Schuld das ganze Jahr aller Noth und allem Elend des Lebens ausgesetzt sind, mit solchen Festen ein paar Gaukeltage zu verschaffen, deren Genuß ihnen das Leben, das morgen darauf sie wieder erwartet, nur desto schwerer machen muß.

Der Pfarrer erwiederte: Nur bei solchen Ansichten kann ein solches Fest als ein christliches Fest angesehen werden, und beide waren darüber ganz einig, Volksfeste müßten wesentlich aus reiner Dankbarkeit gegen den Stifter hervorgehen und geeignet sein, einen wahren, dauernden Frohsinn im Volk zu erzeugen und zu begründen. Wo immer, sagte der Junker wiederholend, in irgend einem Land irgend ein Mensch noch durch ein unvorsichtiges Wort oder weil er einem beamteten Stadt- oder Dorfblutsauger mißfällt oder im Wege steht, durch eine erlogene Anklage um Alles gebracht werden könne, was ihm in der Welt lieb und werth sei, da sei der Gedanke an die Stiftung eines Volksfests für noch unpassend anzusehn. Ich, setzte er endlich noch

hinzu, will wenigstens, so lange noch in irgend einem Dorfe meiner Herrschaft der Mangel an allgemeiner Sorgfalt für das Volk durch das Dasein solcher Gefahren auffallen muß, wie er jetzt auffällt und so lange sich in einem derselben Elend und Verbrechen noch durch einander winden, daß man nicht wissen kann, welches von beiden an dem einen oder andern mehr Schuld ist, meinem Volk kein solches Fest bereiten; ich würde es unter diesen Umständen nur für ein Trugfest und ein Gaukelspiel ansehen, das man mit Ehrenleuten und auch mit Leuten, die man zu Ehrenleuten machen will, nicht treiben darf. Er fügte noch bei: Es ist gut, die jungen Bäume sind auch noch nicht geeignet, großen Schatten zu geben und machen es ihrer Natur nach nothwendig, zu warten, bis sie groß gewachsen, ehe es möglich ist, daß man unter ihrem Schatten sich ihrer freuen darf. Ich sehe aber, sagte er endlich zum Pfarrer, daß durchaus Alles, was für das Volk gethan werden kann, für dasselbe vorbereitet werden muß, ehe es gethan werden kann. Die Urkunde, die ich in Rücksicht auf die Wahl der Vorgesetzten verfassen muß und verfassen will, kann auch nicht eher ausgefertigt und in Wirkung gesetzt werden, bis dafür gesorgt ist, daß es auch wirklich dergleichen Leute im Dorf gebe, wie die, deren Auswahl man durch eine Wahlordnung sichern will, sein müssen.

83. Um dem zu helfen, der in der Tiefe Hülfe bedarf, muß man den Zustand, in dem der Hülfsbedürftige wirklich ist, von oben herab in seiner Tiefe zu erkennen suchen.

Und wie werden wir's machen, sagte der Pfarrer, daß wir bald dergleichen Leute in Bonnal finden?

Der Junker erwiederte: Glülphi sagte mir gestern, er setze diesfalls große Hoffnung auf den Baumwollenmeyer und die drei Weiber, die diesen Abend zu ihm ins Pfarrhaus kommen würden.

Er hat Recht, ſagte der Pfarrer, von dieſer Seite iſt weit mehr für das Dorf zu erwarten, als man denken möchte. Und der Junker: Ich ſehe es ſelbſt ſo an; ſie ſind Dorfgenoſſen und in gewiſſer Beziehung ſo viel als Hausgenoſſen derer, denen ſie helfen ſollen, und das macht einen unglaublichen Unterſchied für unſern Zweck oder vielmehr für das Bedürfniß des Dorfs.

Der Pfarrer erwiederte: Sie erinnern mich hiermit an das Wort eines Mannes, dem in einer großen Verlegenheit hundert und hundert Leute, die ihm fremd waren, Rath geben wollten; er ſagte: Die Meinigen können mir in dem Meinigen am beſten Rath geben.

Der Junker ſagte: Der Mann hatte ganz Recht, und freute ſich, den Baumwollenmeyer und die drei Weiber im Pfarrhaus anzutreffen.

Sie waren alle drei ſchon eine Weile im Pfarrhaus, ehe die Herren vom Ried heimkamen. Beim Theetrinken ſagte Gertrud zu Thereſe: Ich denke mein Lebtag an den Thee und die Milch, die der Junker an jenem glücklichen Tag unter der Linde vor dem Schloß mir und meinem Kinde gab und die uns beiden den ganzen Heimweg ſo wohl that. Die Frau Pfarrerin ſagte lachend: O es hat dir damals etwas ganz Anderes den ganzen Heimweg wohl gethan. Das iſt wahr, ich bin ungeſchickt, daß ich nicht zuerſt davon redete, ſagte Gertrud, und Thereſe fiel ihr ins Wort und ſagte: Es ſoll ſo ein engelſchönes Kind ſein, ſagte mir der Junker, das du bei dir hatteſt, ich wollte es doch gern auch einmal ſehen. Hole es doch!

Gertrud. Aber wenn's jetzt ſchläft und dann weint, wenn ich es bringe, ſo nehmen Sie es doch nicht übel?

Thereſe. O wenn es ſchläft, ſo bring' es doch nicht.

Gertrud. Ich bring' es gewiß.

Sie fand es wachend und lachend. Eilend zog ſie es an, ſo ſchön ſie konnte, nahm's dann auf den Arm, ſprang mit ihm in der Reinoldin Haus, nahm ihren Pausbacken, der auch erwacht war, zur Wiege heraus, trocknete ihn,

wickelte ihn ein, machte ihn ſchöner noch als ihren eigenen, und brachte dann beide auf ihren Armen ins Pfarrhaus.

Die Reinoldin ſprang auf gegen ihren Kleinen, als ſie ihn auf der Gertrud Arme in die Stube herein kommen ſah. Auch Thereſe ſtand auf, nahm der Gertrud einen nach dem andern von dem Arm, ſetzte einen nach dem andern auf ihren Schoß, und wie Gertrud auch immer bat, ſie ſolle die Kinder doch ihr geben, behielt ſie ſie doch auf dem Schoß, bis Arner mit dem Herrn Pfarrer vom Ried jetzt auch heim kam. Dieſer erkannte der Gertrud Kind ſogleich und ſagte zur Thereſe: Das iſt der Engel, von dem ich dir ſchon ſo oft geredet; aber wem iſt das andere? Wahrlich, ich könnte nicht ſagen, welches das ſchönere wäre.

So lobten und küßten Arner und Thereſe dieſe Kinder. Dann aber fing Arner an und redete ihnen vom Kinderzug, der ihn dieſen Morgen ſo ſehr erfreut, dankte ihnen noch einmal für Alles, was ſie an dieſen Kindern gethan und ſagte dann, ſie ſollten den Spinnerkindern die Kleider, die ſie ihnen geliehen, laſſen, und er wolle ſie ihnen zahlen. Das wäre bald richtig, ſagte die Reinoldin, wenn ſie nur unſer wären, aber wir haben das Meiſte entlehnt. Das Mareili ſetzte hinzu: Und die, ſo es uns gegeben, fürchten ſich vor dem Eifer im Dorf und haben nicht gern, daß es ihnen auskomme, ſie hätten ſich des Zugs angenommen.

Wenn es ſo iſt, ſo nehmt dann, was ihr entlehnt, zurück, aber kauft ihnen dafür neues, und ich will euch dann das Neue und was euer iſt, zahlen, daß ihr zufrieden ſein könnt, ſagte der Junker. Nein, nein, ſagten jetzt die Weiber einſtimmig, was unſer iſt, ſollen Sie uns nicht zahlen, Sie ſollen uns die Freude laſſen, ihnen auch etwas zu geben. Ich will euch dieſe Freude gern laſſen, erwiederte der Junker. Ja, ſagte die Reinoldin, wir haben heut ſchon im Sinn gehabt, ihnen zu laſſen, was unſer iſt. Aber das Mareili hat uns geſagt, weil die Kinder ſo unordentliche Eltern hätten, ſo ſei es ihnen beſſer, wir ließen ſie Alles wieder zurückbringen, damit wir dazu ſehen können, daß es für ſie in Ordnung gehalten werde; indeſſen hätten wir es ihnen

doch an den Sonntagen, oder wenn ſie es ſonſt brauchen, wieder gegeben. Wollet ihr das, was ich den Kindern geben will, auch ſo an euch nehmen und ihnen dafür Sorge tragen? ſagte der Junker. Warum das nicht? erwiederten die Weiber. Und der Junker: Es iſt zehnmal mehr werth, als Alles, was man ihnen geben kann, wenn ihr ſie lehrt Sorge dazu zu tragen, und ich bin euch Dank dafür ſchuldig.

Mit dieſem Wort nahm er ſeinen Karl auf den Schoß und ſagte ihm: Nicht wahr, die Frauen ſind dir auch lieb, daß ſie ſich der armen Kinder ſo annehmen? Ja gewiß, Papa, ſind ſie mir lieb, erwiederte Karl; die armen Kinder haben nicht ſo eine Mama, wie ich, die ihnen dafür ſorgt.

Auf dieſes Wort ſtand die Reinoldin vom Stuhl auf, ſo freute ſie ſich über den Knaben. Sie ging mit beiden Armen auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und ſagte: Wenn du jetzt nur ein anderer Bub wäreſt, und nicht ein Junker, ſo würde ich dich für dieſes Wort küſſen, daß du dein Lebtag an meinen Kuß denken würdeſt. Lachend nahm der Junker ſeinen Karl, ſtellte ihn vor die Reinoldin hin und ſagte: Nun, das will ich doch jetzt ſehen, wie du ihn küſſen kannſt, daß er ſein Lebtag daran denkt.

Die Reinoldin ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen. Sie küßte und drückte ihn, daß er den Kopf ſchüttelte und zu ihr ſagte: Das iſt doch auch zu hart. O das magſt du wohl erleiden, du biſt ein kecker Burſch, daß es keinen keckern im Dorf gibt, ſagte jetzt die Reinoldin, und es freute Arner innig, daß ſein Karl ein Burſch ſei, daß es keinen keckern im Dorf gibt. Er ſagte zur Reinoldin: Es iſt gut, recht gut, daß die Herren in den Schlöſſern auch keck werden und nicht nur die Bauern.

Glülphi, Thereſe und Alles lachte jetzt über Arners Aeußerung, daß es Noth thue, daß die Herren in den Schlöſſern auch keck würden und die Bauern es nicht allein blieben, und Arner nahm den Karl und gab ihn der Gertrud; dieſe küßte ihn mit einer Thräne im Auge, aber ſie berührte ihn kaum mit dem Munde. Da das Mareili ihn küßte, ſagte

es: Man muß unter der Sonne nichts für unmöglich halten; ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß unser eines dahin kommen könnte, einem Junkerkind seine Liebe auf diese Weise zu zeigen.

Als Gertrud der Reinoldin Kind aus der Wiege nahm, sprang ihr die Diane nach bis ins Pfarrhaus, und ließ sich, was sie auch immer that, nicht von ihr zurück jagen; aber sie schloß im Pfarrhaus die Thür zu, denn sie wollte nicht, daß der Hund mit ihr hinaufkomme. Er wartete aber vor der Thür, bis sie einmal aufging, dann war er wie ein Blitz in der Stube. Sobald ihn der Karl sah, sprang er von der Gertrud, an deren Seite er eben stand, weg, und rief: „Das ist die Diane," — und Thereſe und der Junker und Alles, was in der Stube war, freute sich, die Diane zu sehn, die dem Kinderzug so ein gutes Geleit gab und den jungen Kalberleder so lustig von seinem Mistwagen weg in die Stube hineinjagte. Er mußte dem Junker und der ganzen Gesellschaft alle seine Künste vorstellen, und der Karl sagte zur Reinoldin: Ich will jetzt der Kalberleder sein und euch etwas zu Leid thun, dann hetzt mir ihn an. Die Reinoldin that's. Es war zum Todtlachen, wie sich der Karl und der Hund mit einander benahmen. Der Karl kriegte ihn einmal bei den Ohren; aber der Hund durfte nicht beißen, dafür sorgte die Reinoldin, aber bauzen und lärmen und ihn anspringen und dann wieder fliehn, wenn er ihn packen wollte, das machte er völlig wie beim Kalberleder.

Der Junker fragte die Reinoldin: Wie bist du auch darauf gekommen, ihn auf die Worte: „gib du Bescheid" und „du hast jetzt genug geredet" abzurichten?

Sie antwortete: Ich hatte vor etlichen Jahren ein paar Nachbarweiber, die, wo sie mich sahen, mir die Ohren voll schwatzten und mich so manchmal damit geplagt haben, daß ich bei jedem Nichts Stundenlang mit ihnen plaudern mußte. Ich wußte lange nicht, wie ich sie los werden könnte, bis ich endlich diesen Hund gekauft hatte, der so gelehrig ist, daß er allerhand Narrenspossen mit der größten

Leichtigkeit lernte, und da mir im Anfang dieſe Poſſen Freude machten, kam mir an einem Abend plötzlich in den Sinn, ich wollte meinen Hund auf dieſe Worte abrichten. Die Weiber haben auch bald verſtanden, daß ich mit dieſer Abrichtung meines Hundes mir ihr Geſchwätzwerk vom Hals ſchaffen wollte und es iſt mir vollkommen gelungen.

Arner ſagte: Ich ſollte mir gelegenheitlich auch einen ſolchen Hund anſchaffen, um mir einige Leute von dem Hals zu ſchaffen.

Ich denke ſelber, ſagte Thereſe, wenn wir einen gewiſſen Beſuch bekämen, ſo könnten wir dieſen Hund entlehnen; aber ich weiß nicht, ob die Perſon, die ich meine, auch ſo bald wie deine zwei Nachbarweiber merken würde, was das „gib du Beſcheid“ und „du haſt genug geredet“ für ſie bedeuten würde.

Leſer! Meinſt du etwa, die Erſcheinung dieſes Hundes und das Spiel, das man jetzt mit ihm trieb, ſchicke ſich gar nicht für den Zweck, zu dem Arner und der Pfarrer dieſe Bauernweiber ins Pfarrhaus hatten kommen laſſen? Meinſt du etwa, die Herren und Frauen hätten, wenn es ihnen recht ernſt geweſen wäre, durch die bravſten Leute im Dorfe auf das ganze Dorf zu wirken, jetzt von ganz andern Dingen mit dieſen Weibern reden ſollen? Du haſt Unrecht. Das erſte, das ſie für ihre Zwecke thun müſſen, iſt, dieſe Leute heimiſch zu machen, daß ſie ſich bei ihnen wie zu Haus, ich möchte ſagen, wie bei Vater und Mutter, wie in ihrer Wohnſtube, frei fühlen. Freiheit bringt die Herzen der Menſchen zuſammen; Mangel an Freiheit entfernt ſelbſt die edelſten Herzen von einander, und wo dieſe von einander entfernt ſind, da werden ſie dadurch unfähig, zu einem gemeinſamen Ziel hinzulenken. Alſo iſt die Diane recht gut in dieſer neuen Geſellſchaft, die ſich zum gemeinſamen Dienſt vereinigen ſoll, aber ſich unter einander noch fremd iſt.

Als der Junker einmal meinte, es achte Niemand darauf, fragte er die Gertrud, wie es mit der Meyerin und dem Hübelrudi gehe. Sie antwortete, ſie hoffe, nicht übel. Aber

die Reinoldin, die merkte, was der Junker sie gefragt, fing an zu lachen und sagte: Ja, wenn nur dieser nicht wäre, und damit machte sie Pausbacken und ein Hangmaul, so groß sie konnte. Was machst du Närrisches? fragte sie jetzt der Junker. Gertrud antwortete: Der Schalk will Ihnen den Sonnenwirth abmalen, der dem Rudi im Wege steht. Aber sie macht es auch gar zu stark. Die Reinoldin aber behauptete, es sei gar nicht zu stark, sie könne sein Hangmaul nicht einmal stark genug nachmachen; sie wenigstens glaube nicht, daß sie ihn nehme. Gertrud erwiederte ihr: Aber wenn sie ihn auch nicht nimmt, so ist damit noch nicht bewiesen, daß sie den Rudi nehme. Das ist freilich damit noch nicht bewiesen, aber du bist doch diesfalls nicht ohne Hoffnung, erwiederte die Reinoldin. Und die Gertrud: Ich bin nichts weniger als ohne Hoffnung, aber ich wäre des guten Rudi halber gern völlig sicher.

Der Junker, der Pfarrer, Gertrud, das Mareili und alle, die da waren, nahmen den innigsten Antheil an dem Hübelrudi und alle, die die Meyerin kannten, sagten einstimmig, es sei nicht möglich, daß er besser versorgt werden könnte, als mit dieser Person, und der Junker ward allmählich in dieser Gesellschaft so fröhlich und heiter, daß ihm die traurige Stimmung, in der er noch diesen Nachmittag war, als er dem Pfarrer die Stiftungsurkunde übergab, kein Mensch mehr angesehen hätte. Der Gedanke, daß eine gefährliche Krankheit in ihm stecke und selber das Gefühl von dieser Krankheit war ganz aus ihm verschwunden.

84. Scenen beim Mondschein, die sich mit Himmelsfarben malen ließen.

Sie reisten sehr spät beim hellen Mondschein ab. Während sie auf dem Heimweg waren, fast um die Mitternachtstunde, war des Rickenbergers Babeli noch auf dem Grabe seines Vaters.

Seine arme Mutter hatte schon seit dem Mittag vernommen, daß die guten Weiber es zur Königin des Zugs

gemacht und alle Ehren und alle Freuden, die es gehabt. Sie saß stundenlang, in Freudenthränen fast schwimmend, auf ihrem Krankenstuhl und sehnte sich nach seiner Rückkunft, wie eine fromme Seele beim nahenden Tod sich nach den Himmelsfreuden sehnt. Jetzt kam es. Seine Geschwister, die es schon von Ferne kommen sahen, liefen jubelnd in die Stube und sagten es der Mutter. Diese stand jetzt, so mühselig als es ihr war, von ihrem Stuhl auf, nahm ihre Krücken unter die Arme und ging, auf dieselben gestützt, ihrem Babeli, so weit sie konnte, auf die Straße hinaus entgegen. Sie ist, seitdem ihr Mann gestorben und sie von Schrecken über seinen Tod krank geworden, niemals mehr vor ihre Hausthür hinaus gekommen und ging nur mit großer Mühe an ihrer Krücke in der Stube herum; aber jetzt ging sie ihrem Babeli, so weit sie konnte, auf die Straße hinaus entgegen. Als dieses sie erblickte, sprang es von den Kindern weg, war im Augenblick bei ihr und fiel ihr an den Hals. Beide konnten nicht reden, so voll war ihr Herz. Sie eilten so schnell sie konnten mit einander unter ihr Dach. Da glich das Weinen ihrer innigen Freude dem stummen Schmerz, der an ihrem Herzen nagte. Die Brüder und Schwestern des Kindes, so jung sie waren, hingen ihm an allen Seiten um sein Kleid und zogen es fast der Mutter vom Hals weg. So ein Kleid, so einen Gürtel und so eine Gotten-Krone hatten sie in ihrem Leben nicht gesehn. Es gab ihnen seine schönen Bänder und Blumen und die Gotten-Krone von dem Kopf und den Gürtel von dem Leib. Dann zog es noch seinen Rock ab, warf sich in sein Alltagskleid und ging der Mutter und den Kindern ihre Suppe und ihre Betten zu machen.

Seine Thränen flossen auf den Feuerheerd und auf die Betten, die es machte. Es eilte die Suppe auf den Tisch zu stellen, aber es aß keinen Löffel voll und sagte zu seiner Entschuldigung, es habe zu viel zu Mittag gegessen und eilte dann mit den Kindern ins Bett, und als es ihnen gute Nacht gesagt und auch die Mutter bald in ihre Kammer und ins Bett ging und ihr Licht auslöschte, eilte es auch in

ſeine Kammer, that das Fenſter auf gegen den ſcheinenden Mond, ſetzte ſich bei ſeinem Schimmer ſeine Gottenkrone wieder auf, zog ſein weißes Kleid wieder an, band ſich ſeinen bunten, ſeidenen Gürtel um, den ihm Thereſe gab, nahm noch ein weißes Tuch unter ſeinen Arm und eilte zu ſeines Vaters Grab. Da ſpreitete es ſein Tuch auf den Boden, damit das thauende Gras und die feuchte Erde ſein weißes Kleid nicht beflecke und kniete da nieder.

Himmel und Erde, Mond und Sterne ſchienen ihm jetzt ſchöner, als ſie ihm je ſchienen. Die Blumen auf des Vaters Grab dufteten ihm Wohlgeruch, wie ſie ihm noch nie dufteten. So lag es auf den Knieen, ſein Antlitz auf den Boden geſenkt und ſeine Lippen an der Erde, unter der ſeines lieben Vaters arme Hülle ruhte. Jetzt hörte es plötzlich unten im Thal Wagen und Pferde. Es waren Arner und Thereſe, die im Heimfahren beim ſtillen Mondſchein, das Kutſchendach hinter ſich gelegt, langſam gegen dieſe Jammerſtelle anrückten. Ihr Lobgeſang an Gott, der den Mond und den Menſchen geſchaffen, tönte unter ihm herauf an den Ort, auf dem es lag. Als ſie näher kamen, erkannte es ihre Stimmen und ſagte zu ſich ſelbſt: Mein Vater! mein Vater! Daß du auch ſterben mußteſt, ehe du ihn kannteſt, den Vater des Landes und den unſern! Mein Vater! mein Vater! wäre er da geweſen, ſo wäreſt du nicht geſtorben!

Seine Thränen floſſen häufig und netzten das Tuch, auf dem es ſaß, ſo lange es noch einen Ton von dem Lobgeſange hörte, der aus dem Thal zu ihm herauf tönte.

Es blieb bis gegen Morgen auf ſeines Vaters Grab. Gott und Ewigkeit, ſein Vater, Arner und Thereſe, und dann ſeine Mutter daheim und ſeine Geſchwiſter füllten ſeine Gedanken. Es betete, dankte und freute ſich weinend des Lebens, wie es ſich ſeit ſeines Vaters Tod des Lebens nie wieder gefreut hat.

Auch andere Leute hatten heute eine ſchlafloſe Nacht. Viele Eltern und ſehr viele Kinder redeten bis lange nach Mitternacht vom Junker und von dieſem Tage. Viele

Kinder, die von des Rudi und der Gertrud Kindern gehört, daß sie am Abend und am Morgen für ihn, wie für Vater und Mutter beteten, baten ihre Eltern, ehe sie ins Bett gingen, ob sie nicht auch so für ihn beten dürften? Es schlug es ihnen Niemand ab, ob es schon vielen Leuten wunderlich vorkam, daß so eine neue Mode in der alten Gebetsordnung aufkommen sollte. Selbst der Marx von der Reuti murrte nur, als ihm sein Kind erzählte, daß viele Kinder dieses thäten, und ihn fragte, ob es dasselbe nicht auch thun dürfe. Er antwortete ihm: Wenn er dir so lieb ist, so kannst du meinetwegen thun, was du willst. Aber da es mit seinen Geschwistern zu Nacht betete und in voller Freude mit lauter Stimme damit anfing; „Behüt mir Gott meinen lieben Junker und meinen lieben" lag es bei diesem Wort am Boden und blutete aus Mund und Nase. Der Vater hinter ihm gab ihm bei diesem Wort einen Tritt mit den Schuhen, daß es der Länge nach zu Boden fiel. Was hab' ich denn gemacht? sagte das Kind schluchzend durch die Finger, und hielt beide Hände vor den blutenden Mund und die blutende Nase. Du weißt jetzt für ein ander Mal, sagte der Vater, für wen du zuerst beten mußt, für mich oder für Jemand, der dir dein Lebtag noch keinen Mund voll Brod gegeben hat.

Es scheint unbegreiflich, daß ein Vater sich so weit vergessen und sein Kind in der Gebetstunde so weit mißhandeln konnte, aber auch das Unglaublichste ist einem Heuchler nicht unmöglich, und daß er ein Heuchler, ein abscheulicher Heuchler ist, das wisset ihr schon, wenn ihr euch erinnert, wie er, da der Hummel zu ihm gekommen, ihm anzuzeigen, daß er Taglöhner am Kirchbau sei, seine Kinder unter dem Dach eingesperrt, und als ihn der Vogt fragte, wo sie seien, ihm geantwortet, sie äßen bei seiner Frauen Schwester zu Mittag, indessen sie vom Schnee und Wind, der zum Dach hinein drang, fast zu Grund gingen. So ein schlechter Mensch der Vogt war, so fand er dieses Benehmen doch so abscheulich, daß er zu ihm sagte: Du bist ein Hund und ein Heuchler und hast das um deines verdammten Hochmuths willen schon

oft ſo gemacht. Jetzt wundert ihr euch nicht mehr, daß er ſeinem Kind in der Gebetſtunde einen Tritt gab, daß ihm Mund und Naſe bluteten. Wer das Eine zu thun im Stand iſt, dem iſt auch das Andere möglich.

---

85. Ein Vorſpiel zu vielem Böſen, das hernach kommt.

Als Arner heim kam, übergab man ihm einen Brief, der dieſen Abend angekommen war. Er erkannte ihn ſogleich an der Handſchrift der Sylvia und ſagte: Wenn ich wüßte, daß er nichts vom Onkel enthielte, ich würde ihn ungeleſen ins Feuer werfen. Sie iſt ein Teufel, der kein Wort reden und kein Wort ſchreiben kann, ohne jedem ehrlichen Mann das Herz im Leib klopfen zu machen.

Er hatte mehr als Recht; der Brief lautete wörtlich alſo:

Hochwohlgeborner Reichsfreiherr!
Werthgeſchätzter Herr Vetter!

Ich hatte eben im Sinn, Sie mit einer Perſon bekannt zu machen, die, weil ſie für ihren Stand eine ausgezeichnete Bildung hat und aus einem Ort her iſt, deſſen Herrſchaftsherren auch meine Vorältern waren, bei mir ſchon lange freien Zutritt hat. Werthgeſchätzter Vetter! Ich will es Ihnen offenherzig ſagen, ich habe geglaubt, Sie könnten, da Sie in Ihren Umgebungen ganz gewiß nichts Beſſeres und nicht einmal etwas ſo Gutes haben, von dieſer Perſon einigen Gebrauch für die Erziehung Ihrer Kinder machen. Dieſe, werthgeſchätzter Herr Vetter! muß ich Ihnen frei ſagen, ſind für ihren Stand gegenwärtig durchaus nicht in guten Händen. Sie bedürfen doch ganz gewiß in Geſellſchaft von Menſchen zu ſein, die eine etwas feinere Bildung haben, als die zwei rohen Kameraden, der Rollenberger und der Lieutenant, in deren Händen ich ſie bei meinem letzten Beſuch in Arnheim antraf. Ich kenne Ihre Unaufmerkſamkeit auf Alles, was diesfalls Ihrem Stand und Ihren Verhältniſſen angemeſſen wäre, ganz, und habe zum Voraus gedacht, Sie hätten dieſe Perſon, die in Bonnal wohnt, nicht einmal

bemerkt. Ich wollte Ihnen deshalb ihretwegen ſchreiben und Sie auf die Vortheile aufmerkſam machen, die Sie und Ihr Haus von ihr ziehn könnten. Ihr Onkel, der General, iſt völlig mit mir einverſtanden und mein Brief an Sie war ſchon halb fertig, als ich einen von dieſer Perſon ſelber empfing, worin ſie mir die, eines jeden gebildeten, ich will nicht ſagen Edelmanns, ſondern auch nur eines halbgebildeten bürgerlichen Ehrenmanns, unwürdige Art, wie ſie ſelbige in Ihrem Schloß empfangen, berichtete. Ihr Onkel, der dieſe Perſon, wie ich, kennt, findet mit mir, daß ſich auf Gottes Boden nichts Unverſchämteres und Gewaltthätigeres denken läßt, als die, ich möchte faſt ſagen, henkersmäßige Härte, mit welcher Sie dieſe Perſon behandelt. Ich muß Ihnen ſagen, Ihr Onkel und ich finden beide, die Art, ein ſo weit gebildetes, wenn auch nur bürgerliches Frauenzimmer wegen einer kleinlichen, noch unbewieſenen Maulſünde alſo zu behandeln, iſt für unſere Zeit eine Erſcheinung, wozu es eine Ungezogenheit braucht, die der Ihrigen gleich iſt, die man aber ſonſt in der Welt ſelten findet. Nur wenn man etwas ſo Kleines, als Ihr Benehmen iſt, mit etwas Größerm vergleichen darf, ſo könnte man ſagen, es gleiche der Art und Weiſe, mit welcher die H. Hermandad in Spanien hie und da einen armen Teufel, der ihr ſonſt verhaßt iſt, ob ſo kleinlichen, oft unbewieſenen Maulſünden, durch ihre Sbirren einziehn und in Löcher einſperren läßt, wo weder Sonne noch Mond ſcheint. Aber wie Ihnen dieſe Perſon ſo verhaßt worden, als der H. Inquiſition der Menſchenverſtand verhaßt iſt, kann ich mir nur dadurch erklären, daß ich denke, Sie haben vernommen, daß ſie mir bekannt ſei und in dieſer Rückſicht die hohe Wohlgewogenheit, die ich von Ihnen zu genießen die Ehre habe, auf ſie übertragen wollen. Wenn aber das der Fall iſt, wie ich kaum daran zweifeln darf, ſo bitte ich Ew. Hochfreiherrliche Gnaden, zu bedenken, daß ein Dienſt des andern werth iſt, und daß ich vielleicht früher als Sie es wünſchen möchten, auch Gelegenheit finden könnte, Ihnen das Verdienſt, daß Sie ſich durch eine ſolche Handlungsweiſe um mich erworben, ſchuldigerweiſe

gehörig erwiedern zu können. Ich kann meinen Unwillen nicht unterdrücken; Sie machen durch Ihr Benehmen Jedermann, der Sie näher oder ferner angeht, Schande, und ihre Herrschaft zu einem Nachteulennest, auf das freilich weder Ihr Herr Onkel, noch Jemand anders, der in der Welt mit Ehren da zu stehen sucht, so leicht wieder hinfliehen wird. Der Spott, der bei Hof und in der Hauptstadt über Ihr Benehmen schon so laut ist, macht Ihrem Herrn Onkel, wie Sie wohl denken können, Verdruß genug. Sie können wohl denken, daß er fühlen muß, Ihr Benehmen werde einen Schandflecken auf Ihren Namen und auf Jedermann, der ihn trägt, hinwerfen. Das aber macht Ihnen nichts. Ihrer Gattung Leute leben in Wolken von Menschenbildungs- und Weltverbesserungsträumen, wie weiland der Eulenspiegel seiner Zeit auch in Träumen lebte. Ich glaube inzwischen gar nicht, daß der Inhalt meines Briefs einigen Eindruck auf Sie machen werde; ich konnte mich aber doch nicht enthalten, Ihnen, wenn auch vergebens, zu sagen, was ich weiß, was in Ihren jetzigen Umgebungen Niemand sagt, was Sie aber eben darum doppelt zu wissen nothwendig hätten.

Sylvia von Arnheim.

Da diese Sylvia in der Folge unsrer Geschichte eine große Rolle spielen und auf die Angelegenheiten Arners und Bonnals großen Einfluß haben wird, so geben wir jetzt ihre Lebensbeschreibung.

---

86. Lebensbeschreibung der Sylvia von Arnheim. Ein Beitrag zur Aufklärung einiger Streitfragen über die Menschennatur und Menschenbildung.

Sylvia ist eine nahe Verwandte von Arner. Ihr Vater war ein guter Kopf voll Geist und Leben, aber ein Taugenichts ohne Gleichen. Er hatte sein Vermögen schon in seinen zwanziger Jahren bis auf den letzten Heller durch-

gebracht, war dann ſpäter bei der Armee angeſtellt, aber von ihr ſchlechten Betragens wegen weggejagt worden und mit Schand und Spott beladen frühzeitig geſtorben. Sie war auch, wie ihr Vater, voll Geiſt und Leben, aber ſchon als ein kleines Kind, ich möchte ſagen, von raſend belebten Keimen nicht nur der menſchlichen Erbſünde, ſondern auch der väterlichen Erbſünden voll. So lange dieſer lebte, zog ſie, da ihre beſſere Mutter vor Gram frühe geſtorben, mit ihm bald mit einer Comödiantenbande, bald mit einer Spielergeſellſchaft in mehrern Ländern herum. Einmal lebten er und ſie ein ganzes Jahr lang mit Falſchmünzern in den unterirdiſchen Höhlen eines abgelegenen Landſchloſſes. Nach ihres Vaters Tod nahm ſich ihr Verwandter, der General von Arnheim ihrer an und that ſie in ein Töchterinſtitut in Penſion. Sie trat innerlich verwildert und äußerlich aller Rohheiten, Derbheiten und Schlechtigkeiten des Geſindellebens gewohnt, in dieſelbe; aber ſie ward auch ſchon am dritten Tag dem General mit der Bemerkung zurückgeſandt, man müſſe ſie zuerſt wenigſtens Jahr und Tag in ein Zuchthaus thun, um ſie da vorzubereiten, in ein ehrliches Töchterinſtitut einzutreten. Empört über dieſe Antwort, aber in der Ueberzeugung, daß ſie in der Wahrheit gegründet, wollte ſie der General wirklich in einem Haus ſolcher Art, und zwar in einem, das hundert Stunden weit von ihm entfernt ſei, verſorgen. Dieſer Meinung war ſeine Gemahlin, die eine etwas derb erzogene Landjunkerstochter, aber dabei eine ſehr edle, gradſinnige Frau war, gar nicht. Du wirſt ſie, ſagte ſie zu ihrem Mann, durch dieſen Schritt doppelt zu Grund richten und ſie für ihr Lebtag unglücklich machen. Sie beſchloſſen endlich, ſie in ein Kloſter zu bringen, aber die Wahl war ſchlecht. Sie wählten ein Kloſter, deſſen Aebtiſſin den Ruf hatte, die kraftvollſte und gewandteſte Stiftsdame zu ſein, die ihre adeligen Kloſterfrauen in einer Ordnung halte, wie dieſes weit und breit in keinem bürgerlichen Kloſter ſtatt finde, und da dieſe berühmte Aebtiſſin zugleich im Rufe ſtand, daß ſie für ihr liebes Gotteshaus äußerſt geizig ſei, ſo übergab der General ſeine Verwandtin mit

dem Verſprechen an die Aebtiſſin, daß wenn dieſe Tochter in Jahr und Tag oder früher ſo zahm und gezogen wieder herauskomme, daß man ſie, ohne Schande an ihr zu erleben, in eine ehrliche Penſion bringen könne, ſo wolle er dem Kloſter das Dreifache, was ſonſt eine Penſion koſte, für ſie bezahlen und je früher ſie alſo herauskomme, deſto lieber ſei es ihm.

Jetzt war das halbe Kloſter auf den Beinen, an dieſer Sylvia ein Meiſterſtück der höchſten Kloſterkunſt auszurichten.

Es war freilich auch ein Stück Arbeit, wie von den erfahrenſten dieſer Frauen ſich noch keine erinnerte, ein ſolches in ihrem Gotteshaus gehabt zu haben. Das Kind war in Allem, was es ſuchte, wollte und that, einer gebornen Zigeunerin gleich. Es ſchneuzte ſich die Naſe mit der Hand durch die Finger; es ſpie an die Wand und auf den Tiſch; es brachte den Braten ohne Meſſer und Gabel mit den Händen zum Mund; es ſprang halb nackend in den Zimmern herum; es gab jeder ſeiner Geſpielen, die ihm im Wege ſtand, einen Tritt mit den Füßen; es ſtieß ſie ſelber in der Gebetſtunde auf beiden Seiten mit den Ellbogen und zerkratzte ſchon in der erſten Woche dem Mädchen, das mit ihm im gleichen Zimmer ſchlief, mit den Nägeln ſein ganzes Geſicht. Die ehrliche Aufſeherin dieſes Zimmers äußerte am Morgen darauf der hochwürdigen Frau Priorin, ſie meinte, es wäre für die Ruhe und die Ehre des Kloſters am Beſten, wenn man das wilde Mädchen wieder dahin zurückſchicke, wo es hergekommen. Die hochwürdige Frau Priorin gab ihr aber zur Antwort, es ſei nicht an ihr, hierüber etwas zu verordnen; doch wolle ſie den traurigen Fall mit allen Umſtänden, die ſie ihr erzählt, der gnädigen Frau Aebtiſſin hinterbringen. Aber dieſe antwortete der Frau Priorin, es ſeien Gründe da, um derentwillen das Kloſter alle ſeine Kunſt und alle ſeine Geduld bei dieſem Mädchen aufbieten müſſe, und ſie ſolle der guten Frau, die mit ihrem Rath, das Mädchen wieder dahin zu ſenden, woher es gekommen, zu voreilig geweſen, nur ſagen, es könne

hiervon keine Rede ſein, man müſſe im Gegentheil das Aeußerſte verſuchen, die Erziehung dieſes Kindes gelingen zu machen, man habe auch alle nöthige Vollmacht zu allen Mitteln, die hierzu erforderlich ſeien; es ſei aber ihr Wille, daß man für's Erſte noch mit aller möglichen Geduld und Schonung mit dem Kind zu Werk gehe. Es ward alſo für ihre Rohheiten nicht einmal ernſthaft geſtraft, es bekam nur von der Frau Priorin einen mündlichen Verweis darüber. Es lachte ihr ins Geſicht, und ſie, die den Ernſt, mit welchem die gnädige Frau Geduld und Schonung für dieſes Kind gefordert, mit klöſterlicher Aufmerkſamkeit aufgefaßt, that kaum, wie wenn ſie das ſpöttiſche Lächeln des Kindes bemerkte. Doch ſagte ſie beim Weggehen zu ihm: Kind, Kind, wir ſind wohl eine Weile geduldig, aber mache, daß wir nicht ungeduldig werden müſſen. Das Mädchen, das Sylvia ſo gekratzt, ward nur aus ihrem Zimmer genommen und ihr eine dienende Kloſterſchweſter Tag und Nacht zur Aufſicht zugegeben. Aber es ging nicht beſſer. Sie zigeunerte, ſtampfte und ſtieß mit Füßen und Ellbogen, wie vorhin, und einmal, als Sylvia ſo halbnackt im Zimmer herumſprang, die Kloſterſchweſter ſie etwas derb zwingen wollte, ſich anſtändig anzuziehn, nahm ſie das Waſchbecken und ſchüttete es über ſie aus.

Nun ward ſie doch in engere Verwahrung gebracht. Man ließ ſie zwei Tage ganz allein und gab ihr das Eſſen, wie einer Gefangenen, durch eine kleine Oeffnung hinein. Jetzt wüthete ſie, verſuchte die Thür zu ſprengen, aber die war zu dick und zu hart; dann wollte ſie zum Fenſter hinausſpringen, aber es war eng vergittert; jetzt wälzte ſie ſich am Boden, heulte, zerſchlug Tiſch und Stühle und zerſchmetterte das Becken, darin man ihr das Eſſen brachte, in tauſend Stücke. Sie zerriß die Kleider und das Bettzeug, daß die Federn davon im ganzen Zimmer herumflogen. Man ließ ſie zwei Tage machen und wüthen, wie ſie wollte; am dritten Morgen kam eine ſtarke Magd in ihr Zimmer, warf ihr eine kleine Kloſterkutte um den halbnackten Leib und führte ſie mit Gewalt in das Zimmer einer Kloſterfrau,

die ſie, ſobald ſie ihr näher kam, ſo freundlich bei der Hand nahm, daß kaum eine Mutter je einem in dieſem Grad fehlenden und wüthenden Kind ſo freundlich die Hand bietet und bot ihr von dem Kloſterconfect an, davon ein Teller voll vor ihr auf dem Tiſch ſtand. Es nahm etliche Stücke wild von dem Teller, verſchluckte ſie ſchnell und ſchüttelte ſich während des Eſſens in ſeiner Kutte, wie ein Pudel, der naß aus dem Bach kommt und rief: Laß mich doch fort, ich mag nicht hier ſein. Die Kloſterfrau erwiederte: Aber wo willſt du hin? Deine Verwandten nehmen dich nicht auf. Das macht nichts, ſagte das Mädchen, ich will lieber durchs Land laufen und betteln. Wir dürfen nicht, ſagte endlich die Frau. Aber Sylvia wiederholte die Bitte noch viermal, und mit jedem Mal heulender und wüthender, und da das Mädchen immer fort wüthete, ſetzte die Kloſterfrau mit jedem Mal, wenn ſie ihre Bitte mit den Worten: Kind, in Gottes Namen! wir dürfen nicht! — abſchlug, noch hinzu: Jeſus! Maria und Joſeph! Wie du auch wütheſt! Ach mein Gott, ach mein Gott! Wüthe doch nicht ſo! — Jetzt ſah das Kind ſie plötzlich wie eine Raſende an und ſagte mit ſtarrem Blick zu ihr: Ihr wollt mich alſo nicht gehen laſſen? In Gottes Namen, wir dürfen nicht, erwiederte die Kloſterfrau noch einmal. Nun ſpie ihr Sylvia ins Geſicht und ſagte: So will ich mich denn tödten, wenn ihr mich nicht gehen laßt. Dieſe kam gar nicht außer Faſſung. Wie ein Parlamentscandidat in Weſtmünſter vor gegneriſchen Wahlmännern, um deren Stimmen er ſich bewirbt, ſich gelaſſen gegen dieſe bückend die Eyerdotter oder den Schmutz vom Geſicht wegwiſcht, ſo wiſchte — — — Doch nein, ich will die fromme Selbſtüberwindung der guten Kloſterfrau nicht durch die profane Vergleichung mit doch zu pfiffiger Selbſtüberwindung von Candidaten bei Volkswahlen entwürdigen; nein, nein, ich will ſie gern den Werth ihrer Selbſtüberwindung mit ihren eignen Worten beſtimmen laſſen. Nachdem ſie ſich mit einem ſchneeweißen, ſehr feinen Taſchentuch abgewiſcht hatte, ſagte ſie mit dem Ausdruck der höchſten Kloſterruhe zur Sylvia: Kind, ſo wie du es

mir machſt, haben es einſt böſe Juden unſerm Heiland auch gemacht; er hat es mit Geduld ertragen, und ich will ſeinem Beiſpiel folgen und die Schmach, die du mir anthuſt, wie er, mit Geduld tragen — und hielt ihm dann den Heiland an einem alten, ſchwarzen, hölzernen Kreuz vor die Augen. Es ſah nicht, was ſie machte, hörte nicht, was ſie ſagte, und rief immer nur: Ich will fort! Ich will fort!

Die Kloſterfrau antwortete jetzt kein Wort mehr, ſondern hielt ihm immer nur den Heiland am Kreuz vor die Augen. Aber es rief noch einmal mit dem Ausdruck der höchſten Wuth: Ihr wollt mich alſo nicht fortlaſſen? und da ſie immer nicht antwortete, ſondern ihm immer nur das Kreuz vor die Augen hielt, ſchlug es ihr daſſelbe mit einer Gewalt aus der Hand und an die Wand, daß die Stücke davon in der ganzen Stube herumflogen. Der erſte Gedanke, der der erſchrockenen Frau dabei in den Sinn kam, war jetzt, das Kind ſei vom leidigen Satan beſeſſen, ſonſt hätte es ihr das heilige Kreuz unmöglich mit einer ſolchen Gewalt aus der Hand ſchlagen können, wie es dieſes gethan, und als ſie mit der Magd die zerbrochenen Stücke deſſelben in allen Ecken zuſammenlas und lange ein ganzes Bein vom hölzernen Bild des Heilands nicht zu finden vermochte, konnte ſie ſich einbilden, der Teufel, der leibhaftig in dieſem Kind ſtecke, folglich auch leibhaftig bei ihnen in der Stube ſei, habe dieſes Bein verſchwinden laſſen und in ſeine Gewalt bringen können und das könnte dem heiligen Kloſter früher oder ſpäter zum ſchrecklichen Nachtheil gereichen. Sie war auch ſchon voller Gedanken, was für Maßregeln, nicht blos von der Frau Aebtiſſin, ſondern vom ganzen Convent genommen werden müßten, der ſchrecklichen Gefahr, in der ſich das heilige Kloſter jetzt befinde, vorzubeugen, als ihre Magd das verlorne Bein eben hinter einer Bettſtelle hervorlangte. Jetzt war ihre Seele wieder beruhigt. Gott Lob! Gott Lob! du haſt das heilige Bein dem Teufel aus den Klauen geriſſen, ſagte ſie zu ihrer Magd. Dann wandte ſie ſich an die Sylvia und ſagte zu ihr: Aber von dir muß ich fort und aus dieſer Stube heraus; du biſt vom

Teufel beſeſſen; ohne ſeine Hülfe hätteſt du nicht Kraft gehabt, mir den Heiland am Kreuz mit einer ſolchen Gewalt aus den Händen zu reißen.

Da verließ ſie ihr Zimmer und ließ das Kind wieder in ſeine Zelle hinſchleppen, aus der man es herausgenommen und zu ihr geführt. Auch befahl ſie der Magd, die Thür ſeiner Zelle mit der höchſten Sorgfalt zu verſchließen, auch keinen von allen vier Riegeln, die daran ſeien, offen zu laſſen und bei einem jeden derſelben, wenn ſie ihn ſchließe, auf Stirn und Bruſt ihr Kreuz zu machen und ſich zu behüten und zu beſegnen, damit ihr nichts Böſes begegne. Dann eilte ſie zur Frau Priorin und erzählte ihr mit der höchſten Umſtändlichkeit die ſchreckliche Geſchichte, die ihr mit dem Kind begegnet. Dieſe aber, die in der Kloſteraufklärung um einen Grad höher ſtand, als die Kloſterfrau, glaubte nicht an die leibhafte Gegenwart des Teufels, weder im Kind noch im Zimmer, widerſprach aber der frommen Anſicht der Kloſterfrau mit keinem Wort, kreuzte und ſegnete ſich vielmehr jedesmal, wenn dieſe vom Teufel und der Gewalt, die er über dieſes Kind ausgeübt hat, redete, und war auch mit ihr vollkommen einverſtanden, das Kind müſſe ohne Weiteres und ſo geſchwind als möglich aus dem Kloſter weggeſchafft werden; aber die Frau Aebtiſſin fand, die Stunde, in der dieſes thunlich und ſchicklich ſein könne, habe noch nicht geſchlagen. Sie ſagte im Gegentheil: Liebe Frau Priorin, wir wollen und dürfen uns hier nicht übereilen; wir haben dem frommen Mann, der ſo viel Zutrauen zu unſerm Gotteshaus gehabt hat, Hoffnungen gemacht, von denen wir nicht zurückſtehen dürfen, bis wir Alles, auch das Aeußerſte verſucht haben, was zu unſerm Ziel dienen kann.

Etwas heftig erwiederte die Priorin: Aber was können wir auch noch mehr verſuchen, als was wir gethan haben? Freilich, freilich kann das H. Gotteshaus noch weit mehr thun, als es bisher gethan hat. Wir müſſen jetzt die Mittel des Ernſtes zur Hand nehmen, da diejenigen der Güte nichts zu fruchten vermochten, und über dieſe ließ ſie ſich dann

mit einer merkwürdigen Umständlichkeit aus. Ich weiß wohl, fing sie an, alle strengern Zuchtmittel in den Klöstern sind in unserm bösen Jahrhundert außer Uebung gekommen, und der Weltgeist, der jetzt herrscht, macht es nothwendig, daß man selbst in den Klöstern so wenig als möglich von ihnen rede und noch viel weniger Gebrauch davon mache; aber es gibt außerordentliche Fälle, die hierin eine Ausnahme machen. Wo das Wohl der Kirche und das Heil eines Gotteshauses selbst ihre Anwendung erfordern, da darf man sich auch kein Bedenken machen, sie wieder aus dem Staub hervorzusuchen, und der Fall bei diesem Heidenmädchen, das keinen Tropfen Christenblut in seinen Adern hat, ist von einer Natur, daß ganz gewiß Strafmittel, die auf Heidenfleisch und Heidenblut Einfluß zu haben vermögen, angewandt werden müssen. Sie setzte hinzu: Auch der Teufel ist der Klostergewalt unterworfen und kann gebändigt werden, wenn man die rechten Mittel dafür braucht. Man muß in solchen Fällen nur den Glauben und die Hoffnung nie aufgeben, und auch die Gewalt, die man hat, nicht kleiner glauben, als das Recht ist, das man dazu hat, und nicht schwächer anwenden, als dieses Recht es fordert.

Die Priorin, die seit kurzem Priorin geworden und noch nichts von solchen Strafmitteln gehört, stand verwundert still vor der Aebtissin und redete kein Wort.

Die Aebtissin fuhr fort und sagte: Ich sehe, wie du dich verwunderst. Du kennst die Klostergewalt und die Klostermittel noch nicht, die man ehemals brauchte, wenn der Teufel seine Gewalt gegen die unsre brauchen wollte; ich kannte diese Mittel auch nicht, bis ich Aebtissin geworden und die geheimen Schriften meiner Vorfahren in meinem Archiv zu meinem Gebrauch vorfand. Ich las sie alle durch und fand Geschichten darin, über deren Kühnheit und Glück ich oft in das höchste Erstaunen gerieth. Das Archiv ist voll der lehrreichsten Wegweisungen über alles Mögliche, das in einem Kloster begegnen kann, und ein Fall ist darin, der mir jetzt vorzüglich zu statten kommt. Man wollte nämlich vor 167 Jahren ein Fräulein aus Familiengründen zu einer Kloster-

frau machen und dieſe benahm ſich, da ſie ins Kloſter gebracht wurde, aufs Haar wie ſich jetzt dieſe Sylvia benimmt; aber die damals regierende Aebtiſſin Cäcilia nahm Maßregeln, daß das Fräulein in Zeit von acht Tagen eine vollkommen gute Novizin geworden und hernach im Kloſter ſich ſo gut zu benehmen gewußt, daß ſie ſelber als Aebtiſſin darin geſtorben.

Die Priorin konnte nicht genug hören und die Aebtiſſin fuhr fort: Die Art, wie man damals das Fräulein von ihrem Heidenſinn und ihrer Heidengewalt geheilt, iſt im XVII. Band meines Folianten-Archivs umſtändlich beſchrieben, und ich bin entſchloſſen, zu befehlen, daß Alles, was damals mit dem Fräulein geſchehen, auf das Pünktlichſte und zwar ohne die allermindeſte Schonung jetzt auch mit der Sylvia vorgenommen werde. Dann ſetzte ſie noch hinzu: Hüte dich vor den Schwächlingsgefühlen unſrer Tage. In Fällen, wie der gegenwärtige und viele andere ſind, müſſen dieſe Modegefühle unſrer Schwächlingszeit, die ſchon ſo viele Kloſtermauern untergraben haben, von einer jeden Kloſterfrau, die etwas zu befehlen hat, mit Ernſt unterdrückt werden, damit ſie in jedem Fall das, was ihr Kloſterverhältniß ihr zur Pflicht macht, ohne darüber zu grübeln, erfülle und auch nicht den entfernteſten Gedanken in ihre Seele hineinkommen laſſe, der ſie von der heiligen Pflicht des unbedingteſten Gehorſams ablenken könnte.

Damit ließ ſie ſogleich den XVII. Band ihres Folio-Archivs in ihr Kabinet bringen, öffnete aber das Archiv mit eigner Hand, ſtand neben der Kloſterſchweſter, die den Foliband herausnehmen mußte, bis ſie wieder zum Archiv hinaus war, ſchloß dieſes wieder mit eigener Hand, ſuchte die Stelle, von der ſie mit der Priorin geredet, ſelbſt auf, ließ ſie ſelbige leſen, entzog ihr aber auch kein Auge, bis ſie damit fertig war und ſagte dann: Du weißt jetzt, was gethan ſein muß, und ich will, daß es genau befolgt werde, aber daß auch kein Menſch im Kloſter ein Wort davon vernehme, als die drei oder vier Perſonen, die wir zur Ausführung dieſer Sache nothwendig brauchen, und ich er-

warte, daß du dieſe mit der höchſten Sorgfalt auswähleſt. Das war noch nicht genug. Ehe ſie ſie entließ, fing ſie von Neuem an und ſagte: Der Fall iſt mir ſo wichtig, daß ich dir für denſelben das Gelübd des unbedingteſten Gehorſams und der vollkommenſten Verſchwiegenheit abfordern muß.

Die Priorin that das Gelübde, aber ſie war todtblaß, als ſie es that. Die Aebtiſſin ſah es und ſagte: Schäme dich, du wirſt blaß, wie eine Novizin, über das, was deine Kloſterpflicht iſt. — Dieſe aber, da ſie ſah, welch ein Gewicht die Aebtiſſin auf dieſe Sache legte, nahm ſich vor, ſo ſehr ſich auch ihr Herz darob empörte, mit der höchſten Feſtigkeit zu Werke zu gehen und den Willen der Aebtiſſin mit der höchſten Pünktlichkeit zu erfüllen.

Sie ließ jetzt die Sylvia zuerſt über das Morgentrinken in der Zelle eingeſperrt, ohne daß das Kind auch nur einen Mund voll Brod zu ſehen bekam. Nach dem Morgentrinken ſandte ſie zwei ſtarke Kloſtermägde zu ihm, die das Kind mit Gewalt aus ſeiner Zelle heraus- und durch mehrere lange Gänge in einen abgelegenen Thurm hinſchleppten, ſie allda auf einem am Boden feſt gemachten Block anbanden und unbarmherzig ſo lang durchpeitſchten, bis das Mörder- und Zetergeſchrei, das ſie anhub, das aber in dieſem entfernten Thurm kein ſterblicher Menſch hören konnte, während des Schlagens ſelber nachließ. Dann ließen ſie es, ſo wie es war, angebunden auf dem Block liegen, gingen von ihm fort, kamen dann nach zwei Stunden wieder, löſten es vom Block ab und ſagten, ſie hätten Befehl, es zu fragen, ob es nun recht thun wolle, und da es mit einer Stimme, wie wenn es halb todt wäre, antwortete: Ja, ja — ſagten ſie ihm, ſie hätten Befehl, dieſe Antwort der Frau Priorin zurückzubringen, die es dann der gnädigen Frau Aebtiſſin hinterbringe und dann werde es wohl zu einer von beiden hin müſſen.

Nun wollten ſie wieder gehen, aber es fiel vor ihnen auf die Knie und bat ſie, ſie ſollten es doch um Gottes willen nur aus dem Thurm herauslaſſen; es habe Ratten

darin, die auf ihm herumkröchen; es habe faſt den Tod gelitten, da ſie, ſo auf dem Block angebunden, ſich nicht einmal gegen ſie habe wehren können. Die Mägde antworteten, ſie dürften das nicht und es werde auch Niemand kommen, es herauszulaſſen, bis die ehrwürdigen Frauen ihre Gebetſtunden vollendet und ihre Mittagmahlzeit genoſſen; dann, glaubten ſie, werde eine von ihnen zu ihr kommen und ſie zu der hochwürdigen Frau Priorin oder zu der gnädigen Frau Aebtiſſin hinführen; indeſſen ſei ſie jetzt ja losgebunden und wenn ihm die Ratten zu nahe kommen wollten, ſo könne es ſich ja gegen ſie wehren. Jetzt heulte und jammerte das Mädchen, ſie ſollten es doch um Gottes-willen nur aus dem Thurm herauslaſſen; ſie könnten es ja vor der Thüre anbinden, wie ſie nur wollen, wenn es nur zur Thüre heraus ſei.

Alles Bitten war umſonſt. Sie kehrten ihm den Rücken und als es mit Gewalt mit ihnen zur Thüre hinaus wollte, ſtießen ſie es mit Gewalt zu Boden und verriegelten die Thür, und es dauerte noch gegen zwei Stunden, ehe die Kloſterfrau, die ſie geſtern ſo angeſpieen und die der Priorin den Rapport über ihr Benehmen gemacht, zu ihr in den Thurm hineintrat, ſie freundlich bei der Hand nahm und zu ihr ſagte: Kind, ich habe dich gewarnt; du haſt mir in's Geſicht geſpieen; ich ließ mich aber durchaus nicht abſchrecken und verſuchte Alles, was ich konnte, dich zur Vernunft zu bringen, aber du haſt mich nicht hören wollen und deinen lieben Heiland, den ich dir, um dich zu dir ſelber zu bringen, vor die Augen gehalten, mit einer Gewalt, die dir nur der leidige Satan in die Hand gelegt, an die Wand geworfen, daß er in tauſend Stücke zerbrochen. Solch einen Greuel konnte das heilige Kloſter nicht ungeſtraft laſſen. Du haſt jetzt die Folgen deines abſcheulichen Benehmens erfahren und ich muß dir ſagen: Deine Strafe iſt noch nicht vorüber, du mußt jetzt mit mir zur hochwürdigen Frau Priorin, die eben wie die gnädige Frau Aebtiſſin über dein Benehmen ſo empört iſt, daß ich ſie, ſo lange ſie Priorin iſt, nie ſo empört geſehn. Man wird dir dann ſagen, was

weiter über dich beſchloſſen worden. Ich hoffe, du unterziehſt dich Allem mit Geduld, und erkennſt und bereuſt das Abſcheuliche deines Benehmens von Herzen. Unterwirfſt du dich Allem, was die Frau Priorin oder die gnädige Frau Aebtiſſin über dich verhängen und führſt du dich dann hernach auf, daß man mit dir zufrieden ſein kann, ſo kann noch Alles gut gehen; aber ſetzeſt du den Trotzkopf noch einmal, auch nur ein wenig auf, ſo iſt das, was dir jetzt begegnet, gegen das, was dir bevorſteht, nur der Schmerzen Anfang, und ich will dich noch einmal warnen, folgſt du nicht, ſo haſt du Alles, was dir weiter begegnet, dir ſelbſt zuzuſchreiben.

Ich will ja Alles thun, was man will, ſagte jetzt Sylvia, aber um Gotteswillen gebt mir etwas zu eſſen, was es immer iſt, ich bin noch nüchtern. Die Kloſterfrau erwiederte: Das darf ich nicht. Ich habe meinen Kloſtereid darüber und die Kloſtergeſetze ſind in einem ſolchen Fall äußerſt ſtreng. Ich darf nicht.

Jetzt wurde es in das Zimmer der Frau Priorin geführt, mußte aber ſogleich bei der Thür niederknien und da warten, bis die Frau Priorin, die bei ihrem Pult ſaß, vorher einer Menge Leute noch Audienz gegeben. Endlich klingelte ſie und nun trat eine Kloſterfrau herein, ließ die Sylvia aufſtehen, zu der Frau Priorin hervortreten, dann vor ihr niederknien. Faſt ohne ſie nur anzuſehen, ſagte jetzt dieſe: Du gehſt nun mit der wohlehrwürdigen Frau in die Bußkapelle, beteſt die Zahl Roſenkränze, die ſie dir befiehlt, und bleibſt nüchtern, bis das geſchehen iſt.

Das Wort nüchtern war der Frau Priorin kaum aus dem Mund, ſo konnte ſich das Kind nicht mehr halten. Um Gotteswillen, gebt mir doch nur einen Mund voll Brod, ich kann's nicht mehr aushalten, ich ſterbe vor Hunger, ſagte jetzt das Kind und wollte faſt einſinken. Aber die Frau Priorin bewegte auch nicht einmal den Kopf gegen daſſelbe und die Kloſterfrau nahm es beim Arm, und führte es zur Thür hinaus in die Bußkapelle. Ob es einſinke oder nicht einſinke, darauf achtete ſie gar nicht. Es mußte

die Zahl Rosenkränze und Bußpsalmen, die ihr vorgeschrieben wurden, nachbeten. Ein schlechtes Becken voll Suppe und Wasser und Brod stand neben ihm, aber es durfte es nicht anrühren, bis es ausgebetet. Erst nachdem dieses geschehen, durfte es von den Knien aufstehen, sich auf den Boden setzen und da seine Suppe und sein Brod essen und sein Wasser trinken.

Von nun an that Sylvia freilich, was man wollte. Der äußere Schein ihrer Gesindelangewöhnungen verlor sich auch täglich mehr, aber der innere Geist desselben verstärkte und verhärtete sich zugleich in ihm in dem Grad, als sie den äußern Schein davon ablegte. Darum aber bekümmerte sich weder Priorin, noch Aebtissin, noch irgend eine Klosterfrau; im Gegentheil, nach einem Vierteljahr fand die gnädige Frau Aebtissin auf den Bericht, den ihr die Frau Priorin von der Sylvia abgestattet, das Kind habe die außerordentlichen Fehler, die es ins Kloster gebracht, ganz abgelegt und das heilige Gotteshaus habe an ihm Alles geleistet, was man von demselben gefordert, und man dürfe mit Fug und Recht auf die dreijährige Pension, die man ihr dafür versprochen, Anspruch machen, und der General ward mit einer weitläufigen Anzeige, wie glücklich das Gotteshaus in seinen Bemühungen mit seiner lieben Nieçe gewesen, eingeladen, zu ihr zum Besuch ins Kloster zu kommen. Er und seine Gemahlin waren über die auffallende Veränderung, die sie in allem äußern Benehmen derselben fanden, so entzückt, daß sie der Frau Aebtissin nicht genug sagen konnten, wie sehr sie die Gewalt, die ihre Klosterfrauen über verwilderte Kinder hätten, bewunderten. Die Aebtissin erwiederte: Wir schreiben den glücklichen Erfolg unsrer Bemühungen gar nicht uns selbst zu; es ist ganz die göttliche Gewalt, den die heiligen Klostergesetze über das verdorbene Menschenherz haben, dem wir diesen Erfolg zuschreiben.

Die Sylvia konnte sich bei diesem Wort eines kleinen Lächelns nicht enthalten. Die Aebtissin bemerkte es schnell, hob ihren Zeigfinger klösterlichleicht und von Niemand anderm bemerkt gegen sie auf, und Sylvia ward wieder im

vollen Schein der ungetrübten Seelenruhe, die sie sich trotz des innern Brandes wüthender Gefühle in ihrer Zuchtzelle angewöhnt hatte. Die Frau Aebtissin aber strich die volle Summe der drei Jahrpensionen, die der General ihr auszahlte, mit einer Sorgfalt und Gewandtheit zusammen, wie kaum ein Wechsler auf der Börse sein Geld sorgfältiger und gewandter einzustreichen versteht, und legte es mit der Bemerkung in eine zu diesem Zweck auf den Tisch gestellte Cassette: Der Hochwohlgeborne Herr General und seine Frau Gemahlin können versichert sein, daß dieses Geld alles nur zur Ehre Gottes und zum Heil armer Seelen verwandt wird — und entließ sie dann mit dem Wunsch, daß die talentreiche Tochter den heiligen Joseph und den heiligen Nepomuk, den Schutzpatron ihres Klosters, zu ihren Schutzpatronen erwählen und anrufen möchte.

Die Sylvia war fast außer sich vor Freuden, daß sie aus dem Kloster, welches sie von der ersten Stunde an bis zur letzten als ein Gefängniß ansah, erlöst wurde; aber die Gefühle und Gelüste, die sie selbst im Augenblick der heißen Freude dennoch ersticken mußte, wirkten in diesem Augenblick in entgegengesetzter Richtung so gewaltsam auf ihr klopfendes Herz, daß sie, sobald sie zum Klosterthor hinaus war, todtblaß wurde und fast ohnmächtig einsinken wollte. Der General und seine Gemahlin frugen erschrocken: Was ist dir? Nichts, gar nichts, erwiederte sie, es ist nur die frische Luft, die ich wieder einathme, was mich so alterirt; ich habe drei Monate lang auch keinen Athemzug davon mehr eingeschluckt. Das ist eine kleine Bosheit, sagte jetzt der General. Sylvia erwiederte: Nein, nein, ich habe in den Klostermauern gewiß keinen Augenblick frischen Athem geschöpft. Das glaub' ich wohl, sagte der General, aber nicht um der Luft willen.

Als sie jetzt heim kam und gar nichts mehr von ihrem alten, wilden Zigeuner- und Lazzaroniwesen an sich blicken ließ, sondern gehen, sitzen, essen, stehen, hören und reden konnte, wie ein anderes ehrliches Christenkind, und nicht mehr, wie eine wilde Katze, die man einsperren will, aus einer Ecke in die andere sprang, verwunderten sich alle

Menſchen, die ſie vorher geſehen. Alle Knechte und Mägde ſprangen zuſammen, um die Wundercur zu ſehn, die mit dem Landſtreichermädchen im Kloſter vorgenommen worden, und nach ein paar Tagen wäre die halbe Stadt nach dem Haus des Generals gelaufen, um ſie, wenn auch nur am Fenſter oder im Garten, ſehen zu können; aber der General, dem ſo ein Gelaufe gegen ſein Haus nicht angenehm geweſen wäre, verreiſte ſchon am zweiten Morgen vor Tage mit ihr aufs Land, um ſie von da aus in eine Töchterpenſion zu bringen, ſobald dahin geſchrieben und alles dazu Nöthige in Ordnung gebracht ſein würde.

---

87. Faſt unglaubliche Auftritte in einer Penſionsanſtalt.

Sylvia ging nicht gern dahin; aber da ſie ſah, daß es ſein mußte, bat ſie wenigſtens, daß ſie nicht wieder in diejenige Penſion gebracht werde, aus der ſie vor drei Monaten weggeſchickt worden. Sei darüber ruhig, erwiederte der General und ſeine Gemahlin, wir haben nie daran gedacht, dich wieder in die nämliche Penſion zu thun. Es iſt ſicher, es könnten da Rückerinnerungen zum Vorſchein kommen, die für dich nicht die angenehmſten ſein möchten. Du wirſt es, wo du hin kommſt, gewiß gut haben. Wiſſen Sie es gewiß? Hat's keine Ruthen in der Penſion? ſagte die Tochter. Was Ruthen? was Ruthen? ſagte der General und die Frau.

Das Kind wurde feuerroth, denn es hatte noch kein Wort von dem Block im Thurm, auf dem es angebunden und gepeitſcht worden, geſagt. Einerſeits ſchämte es ſich davon zu reden, anderſeits hatten die Kloſterfrauen es ihm verboten und als eine Todſünde, für die kaum der H. Vater in Rom den Ablaß zu geben im Stande ſei, auf das Gewiſſen gebunden, von den um ſeiner Seele Seligkeit willen mit ihm vorgenommenen Züchtigungsmaßregeln gegen irgend einen Menſchen ein Wort fallen zu laſſen. Aber jetzt mußte das Kind, ob es wollte oder nicht, die Geſchichte von dieſer

Einthürmung und von Allem, was dieſen Tag über mit ihr vorgenommen worden, dem General und ſeiner Gemahlin umſtändlich erzählen.

Das iſt doch kalmukiſch für ſo fromme Kloſterfrauen, ſagte der General, und das hätte ich doch nicht geglaubt, ſeine Gemahlin. Aber jetzt wunderten ſich auch beide nicht mehr, daß dieſe frommen Frauen die drei Jahrspenſionen ſo geſchwind und blos in drei Monaten hatten verdienen können, und der General, der beim erſten Verſprechen doch nicht wohl mag bedacht haben, wie hoch die Kloſterfrauen ihm eine dreijährige Penſion mit allen Zugaben berechnen würden und den die große Geldſumme, die es auswarf, bei aller ſeiner Generoſität, ſeitdem er ſie bezahlt, doch alle Stunden mehr zu reuen anfing, ſagte zu ſeiner Gemahlin: Hätten wir gewußt, wie ſie das machen, wie wir es jetzt wiſſen, ſo hätten wir dieſes Geld erſparen und ſelbſt verdienen können. Aber ſeine Gemahlin erwiederte: Wenn du es ſiebenmal gewußt hätteſt, du hätteſt dieſes Geld doch in Ewigkeit nicht verdienen können; und der General fand das bei weiterer Ueberlegung ſelbſt. Aber es war doch ſehr viel, ſagte er noch zu ſeiner Gemahlin. Du biſt ſelbſt Schuld, du hatt ihnen die drei Jahrespenſionen angeboten, erwiederte ſeine Gemahlin. Es iſt wahr, ſagte er, und dann zur Sylvia: Du ſiehſt, wie viel Geld du mich koſteſt und ich will auch jetzt noch nichts an dir ſparen; ich will dich in eine Penſionsanſtalt thun, wo weder Thurm, noch Block, noch Ruthen, die ich ſo theuer habe bezahlen müſſen, dich mehr ziehen ſollen. Du ſollſt es ſicher gut haben; aber mach nur, daß du brav werdeſt und wir keine Schande mehr an dir erleben.

Sylvia wurde jetzt in eine Penſionsanſtalt gethan, die freilich weit und breit berühmt, aber eigentlich außen fir und innen nix und nur dazu geeignet war, das Verderben der herzverhärtenden Kloſtergewalt durch das hinzugekommene Blendwerk des raffinirten Welttons noch zu verſtärken und die innere Fortdauer der belebteſten Gefühle ihres alten Geſindellebens in ihr nur mit großer Kunſt zu decken, ohne

im Geringſten das verderbliche Gift deſſelben zu ſchwächen. Indeſſen ging es in dieſer berühmten Anſtalt dem Schein nach vortrefflich. Sylvia lernte tanzen, ſingen, auf dem Klavier und auf der Harfe ſpielen, beſſer als keine ihrer Geſpielen. Sie declamirte die feierlichſten und muthwilligſten Schauſpielerſtücke wie ein Komödiant und redete vortrefflich franzöſiſch. Von der außerordentlichen Generoſität des Generals hingeriſſen, that die abgefeimte Erzieherin aber auch Alles, was ſie konnte, dieſen Schein der Vortrefflichkeit ihrer Anſtalt bei Sylvia in ſeinem höchſten Glanz hervorſtechen zu laſſen und behandelte ſie immer mit einer auffallenden Auszeichnung. Aber als ſie nach zwei Jahren glaubte, ſie habe jetzt Alles gelernt, was ſie in der Penſion lernen könne und ſei jetzt im Stande, ſich in der Welt zu zeigen, wo ſie wolle, und ſogar darin zu brilliren, machte die Vorſteherin dem General Vorſtellungen dagegen und bat ihn, er ſolle die glücklich begonnenen Fortſchritte ſeiner Niece nicht durch eine allzufrühe Entfernung aus ihrer Penſion ſtill ſtellen und ſie wenigſtens noch ein Jahr da laſſen, mit dem Beifügen, ſie wolle dieſelbe, wie bis dahin, mit aller möglichen Auszeichnung behandeln und alles Mögliche thun, ihr den Aufenthalt ſo angenehm als nützlich zu machen.

Sylvia that hingegen Alles, den General zu bereden, daß er ſie doch jetzt heim nehme. Da es ihr aber nicht gelang und der General unerbittlich blieb, ſo ſchrieb ſie ihm endlich, ſie wolle doch wenigſtens in dieſem Jahr noch reiten lernen, und der General war ſo ſchwach, ihr ſogleich ein gutes und ſicheres Pferd zum Geſchenk zu ſenden, und die Vorſteherin war ſo niederträchtig und dumm, ihr auch dieſe Auszeichnung vor ihren Mitſchülerinnen zu geſtatten. Das aber brachte den Unwillen der beſſern und den Neid der ſchlechtern Töchter der Penſion, der ſchon lange in ihnen keimte, zum vollen Ausbruch. Schon in den erſten Monaten, nachdem ſie in die Penſion trat, bemerkten die bravſten ihrer Mitſchülerinnen, ſie ſei falſch wie Galgenholz und berede ſie alle mit einander, wo ſie nur könne. Auch klagten ſchon im Anfang ihres Daſeins mehrere Töchter der Anſtalt bei

der Vorſteherin über ſie, aber dieſe, von der Generoſität des Generals und von den Talenten dieſes böſen Kindes geblendet und erfreut, mit ihr brilliren und der Penſion Ehre machen zu können, redete ihr immer das Wort, und es gelang ihr bisher, den öffentlichen Ausbruch des Unwillens ihrer Mitſchülerinnen gegen ſie zu verhüten. Aber jetzt, da ſie ihr Reitpferdchen bekam und gegen alle Gewohnheit der Penſion täglich mit einem Reitknechte ein paar Stunden auf der Reitſchule zubringen durfte und ihr Stolz gegen ihre Mitſchülerinnen täglich anſtoßender und drückender wurde, brach auf einmal der Unwille gegen dieſelbe in der ganzen Penſion allgemein ſo aus, daß die Töchter, ohne der Vorſteherin ein Wort davon zu ſagen, mit einander verabredeten, ſie wollten alle ihren Eltern ſchreiben und ihnen umſtändlich berichten, wie parteiiſch ſich die Vorſteherin und wie unverſchämt die Sylvia ſich gegen ſie benehme, und daß ſie deshalb nicht weiter gern in der Penſion bleiben möchten. Die Briefe waren ſchon alle auf der Poſt, als eine Tochter, mehr aus Dummheit, als aus Falſchheit der Vorſteherin erzählte, was geſchehen.

Die erſchrockene Vorſteherin nahm jetzt freilich, was Sylvia auch immer ſagte und wie ſehr ſie ſtampfte und drohte, ihre Erlaubniß, daß ſie täglich mit ihrem Jocken ausreiten und die Reitſchule beſuchen dürfe, zurück. Sie mußte aber auch wohl. Sechs Töchter bekamen auf einmal Befehl, die Penſion auf der Stelle zu verlaſſen und der Vorſteherin mündlich zu ſagen, ſie ſeien nicht gemacht, der Schuhlumpen des anmaßlichen Fräulein von Arnheim zu ſein, deren lumpigen Vater ſie alle nur zu gut kennten. Dieſe Berichte waren kaum da, ſo ſchrieb die Vorſteherin an den General, die ganz außerordentlichen Talente ſeiner ausgezeichneten Niece hätten unglücklicherweiſe und, wie ſie überzeugt ſei, ganz ohne ihre Schuld einen ſo wüthenden Neid und Haß ihrer Mitſchülerinnen gegen ſie erregt, daß ihr ſchon ſechs aus derſelben weggelaufen ſeien und ſie nicht wiſſe, wie viel von den andern das Nämliche thun würden. Sie müſſe alſo, ſo ſchmerzlich es ihr auch ſei, den hochwohl-

gebornen Herrn General bitten, seine Niece ungesäumt und so geschwind als möglich, spätestens in acht Tagen, aus ihrer Pension zurückzuziehen, und sie wäre genöthigt, wenn dieses nicht in diesen acht Tagen geschehe, sie alsdann mit der Postkutsche von hier abzusenden.

Der General ward über den Brief der Vorsteherin empört. Das ist doch nach allen Lobreden, die sie ununterbrochen von ihr gemacht, sagte er zu seiner Gemahlin, keine Manier, an mich zu schreiben. Wenn sie eine ihrer Mitschülerinnen die Treppe hinuntergeworfen oder gar probirt hätte, ihr Haus anzuzünden, sie hätte nicht unverschämter auf ihre Rücknahme dringen können. Er wollte auch, da sie keine wesentlichen Fehler seiner Niece berechtigten, sie so zu behandeln, die Vorsteherin rechtlich zwingen, die Sylvia wenigstens noch ein Vierteljahr in der Pension zu behalten; aber seine Gemahlin war billiger und sagte: Wir haben uns diese Unannehmlichkeit mit dem verfluchten Pferdchen, das wir ihr bewilligt haben, selbst zugezogen. Die Auszeichnung war zu grell und die Vorsteherin eine Närrin, daß sie dieselbe zugegeben. Ich weiß, was solche Auszeichnungen auf ein Töchterinstitut wirken, und wenn einmal der Teufel gegen eine Tochter, die man also zu zwingen die Unvorsichtigkeit hatte, los ist, so thut's kein gut mehr. Wir müssen sie zurücknehmen. Sie kann nicht mehr bleiben.

Der General fühlte die Wahrheit dieser Bemerkung, aber im Unwillen über den Vorfall sagte er doch noch: Ich mag sie einmal auf diesen Brief von der Vorsteherin nicht abholen. Seine Gemahlin antwortete: Ich gehe unter diesen Umständen so wenig als du und bin gewiß mit der Vorsteherin eben so unzufrieden als du; aber gleich nach dem Essen muß die Kammerfrau mit dem Wagen fort, mit der Ordre, ohne mit der Vorsteherin ein Wort zu verlieren, Sylvia ins Wirthshaus kommen zu lassen und die Rechnung von der Vorsteherin durch den Kutscher abholen zu lassen.

---

88. Das ſchlimme Ende einer blendenden Täuſchung im Erziehungsfache.

Geſagt, gethan. Sylvia war in wenig Tagen beim Onkel in der Hauptſtadt und man fand ſie ſo ſchön, ſo gebildet, ſo artig, ſo ungenirt und, wie man ſich ausdrückte, in ihrer Erziehung ſo vollendet, in jeder guten Geſellſchaft ſo präſentabel und ſogar fähig, im beſten Thun der ausgezeichnetſten Geſellſchaften in Geiſt und Kunſt zu brilliren, daß der General der Vorſteherin den Mißgriff ihres mißfallenden Schreibens gänzlich verzieh und ihr bei der Berichtigung ihres Contos ein Dankſchreiben zuſandte, wie ſie keines von ihm mehr erwartet hätte. Aber dieſe las den alten Geſpielen des Fräulein von Arnheim von dem Dankſchreiben des Generals dennoch keine Silbe vor, im Gegentheil, ſie war davon ſo ſtill als ein Mäuschen und herzlich froh, wenn kein Menſch in der Penſion mehr der Sylvia mit einem Wort gedachte.

Der General aber war ſo entzückt über das gerathene Zigeunermädchen, von dem er für ſeine Familie im Anfang ſo viel Schande erwartete als von ihrem Vater, daß er jetzt nicht ſatt werden konnte, ſich und ſeiner Familie mit ihr Ehre machen zu wollen. Selbſt die vollendete Form der Andacht, mit der ſie auch in der Kirche ihre Rolle ſpielte, gefiel ebenſo wie ihr Benehmen bei den Tänzen. Sie hatte es auch wirklich in den Kunſtformen unſrer Zeitbildung ſo weit gebracht, daß ſie ſelbſt die ſchwierige Kunſtform der höhern Andacht in der Kirche zur Bewunderung gut nachmachte und in dieſer Rolle ſo gut gefiel, als auf dem Liebhabertheater, auf dem ſie tragiſche und komiſche Rollen ſo gut ſpielte, daß man eigentlich nicht ſagen kann, ob ſie von der ſchönen Welt wirklich mehr beklatſcht oder beneidet wurde. Selbſt die Reitkunſt, die den Haß ihrer Geſpielen in der Penſion zum Ausbruch reif machte, brachte ihr jetzt den größten Beifall; ſogar Offiziere, die in dieſer Kunſt Niemand nachſtehen, geſtanden, ſie reite beinahe ſo gut als ſie. Auch ihre bons mots gefielen und viele davon wurden im Anfang

in allen Cercles herumgetragen und etliche Tage nach einander wiederholt. Aber diese waren es doch, woran das Blendwerk ihres plötzlichen großen Ruhms zu scheitern anfing. Der alte Zigeunergeist schimmerte hindurch. Man fand bald viele derselben frech, zweideutig und beleidigend und mit dem, was man in den größern Cercles guten Ton hieß, anstößig, und der Neid, den sie erregte, ergriff die schwache Seite, die hierin in ihr durchschimmerte, mit Lebendigkeit. Man trug jetzt einige ihrer bons mots zum Spott gegen sie umher. Aber sie war nicht gemacht, von der guten Lehre Vortheil zu ziehen. Sie zeigte offene Verachtung über Alles, was man von ihr sagte. Sie war grob, sobald ihr Jemand mißfiel. Sie fing mit ihrem Stolz so allgemein zu beleidigen an, als sie im Anfang mit ihrer Kunst zu brilliren allgemein gefiel. Ihr Auge erschien mit jedem Tag frecher, und böser Hohn spielte auf ihren Lippen, wenn ihr nicht immer Weihrauch gestreut wurde.

Die Folgen dieses Benehmens konnten nicht fehlen. Es ging nicht lange, so flüsterte man sich hie und da ins Ohr: Aber was steckt zuletzt hinter diesem stolzen Mädchen? Sie ist eine Bettlerin; ihr Vater ist kaum dem Galgen entronnen und wer weiß, es ist ein altes Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Und dann wieder: Sie ist im Grund doch noch das nämliche Ding, das vor drei Jahren wie eine Zigeunerin aussah und darum auch aus einer sehr guten Pension schon am dritten Tag weggeschickt werden mußte.

Freilich in den abgeschliffenen Gesellschaften, die den General umgaben, zeigte kein Mensch auch nur eine Miene, die ihn im Geringsten hätte ahnen lassen, daß das öffentliche Urtheil über seine Nichte diese Richtung nahm; der Sylvia hingegen fing man an, mit jedem Tag weniger zu verbergen, was man über sie denke. Sie fühlte es in tausend Blicken und fing an, sich selbst zu überzeugen, die hohe Rolle, die sie spielen wolle, sei ihr fehlgeschlagen, und das, was eigentlich in der Hauptstadt sich zu den höhern Kreisen zähle, rechne

ſie nicht unter ſich, und es ſtecke hie und da hinter den Höflichkeiten, die man ihr erweiſe, tiefe Verachtung gegen ſie. Sie täuſchte ſich über ihre Lage auch nicht lange und ſprach, ſobald ſie dieſe veränderte Stimmung gegen ſie fühlte, beſtimmt aus: Ich bin für mein Lebenstag verloren, wenn ich nicht zu Geld komme. Geld, Geld iſt das Einzige, das mich, wie ich nun einmal bin, vor einem Leben voll Schmach und Schande zu erretten vermag.

Geld war jetzt auch das einzige, wonach ſie ſtrebte. Im Gewühl des Lebens, das beim General ſtatt fand, war es leicht, hie und da etwas zu ſtehlen. Das that ſie auch richtig, wo ſie immer konnte. Aber es langte nicht weit, und ſie ſetzte ſich dann in den Kopf, es ſei vielleicht möglich, den General dahin zu bringen, daß er ſie zur Erbin einſetze. Das wollte aber auch nicht gehen. Sie that zwar Alles, was eine ſchöne Tochter, die ſolche Zwecke hat, gegen einen alten Onkel zu thun vermag und zwar auf eine Weiſe, daß der General an ihr faſt blind war und gar nicht daran dachte, daß hinter ihrem Artigthun gegen ihn ſo ein Zweck ſtecken könnte.

Seine Gemahlin war nicht ſo blind. Sie merkte bald, was Sylvia mit ihrer Artigkeit gegen den General im Schild führe und eben ſo, daß, ſeitdem ſie im Haus war, hie und da Sachen von Bedeutung auf die Seite kamen, welches vorher doch nicht der Fall war. Sie ſagte auch ihre Beſorgniſſe ihrem Mann; aber ſie ſtarb bald darauf und äußerte gegen Sylvia auf dem Todtbett gerade heraus, ſie habe großen Verdacht auf ſie. Natürlich leugnete ſie der Sterbenden Alles weg, vergoß Comödiantenthränen, ihre Unſchuld zu beweiſen und ſagte zum Onkel, bei einem ſtarken Fieber ſei das nicht auffällig, wenn den Kranken ſolche Gedanken, die ihnen in geſunden Tagen nie in Sinn gekommen, vorſchwebten. Bei ſich ſelber aber ſchrieb ſie den Verdacht der Tante nur Einflüſterungen zu, die von Arner und Thereſe herkämen.

Als die Tante ſtarb, hoffte ſie doch noch zu ihrem Ziele zu gelangen. Sie verdoppelte alle Aufmerkſamkeiten auf

den Onkel und verſuchte alles Mögliche, was ſchlaue Bettlerinnen immer zu thun vermögen, um ſich einen reichen Onkel auf Tod und Leben geneigt zu machen. Aber die Aeußerungen ſeiner Gemahlin auf dem Todbette hatten auf ihn mächtig und entſcheidend gewirkt und Arner und Thereſe, die wohl merkten, was ihnen bevorſtehen könnte, thaten ihrerſeits auch alles Mögliche, was ſie mit Würde und Anſtand thun konnten, ihren Zwecken bei ihrem Onkel entgegen zu arbeiten. Das gelang ihnen auch um ſo leichter, da der Sylvia Vater den Vater Arners in eine Bürgſchaft hinein verflochten, die ihn um einen ganzen Drittheil ſeines Vermögens gebracht, und der General war zu edel, etwas zu thun, wodurch ſeinem Vetter zum zweiten Mal ein Unrecht geſchehen würde, das ſo weit langen konnte.

Sylvia brachte es auch mit allen ihren Künſten beim General nicht weiter, als daß ſie nach dem Tod ſeiner Gemahlin die Honneurs des Hauſes auf eine Weiſe machen konnte, die ihr für die Gegenwart luſtige Tage und alle Fülle himmliſcher Genießungen verſchafften, und den Onkel nebenbei hie und da anſehnlich zu beſtehlen, ohne daß er es im Geringſten merken konnte. Weiter ſah ſie jetzt ſelbſt, daß ſie es mit dem Onkel nicht bringe und fühlte zugleich, daß, ſo brillant ſie auch die Honneurs des Hauſes machte, ſie von der höhern Geſellſchaft, die den General beſuchte, doch immer nur als eine arme Tochter, die bei ihrem Onkel das Gnadenbrod eſſe, angeſehen und zum Theil behandelt wurde.

In dieſer Lage benutzte ſie ihren Aufenthalt in der Hauptſtadt, um Aventüren aller Art nachzugehn, durch die ſie auf irgend eine Weiſe dahin kommen konnte, das ſich nun einmal angewöhnte Großthun ihres Lebens bis an ihr Grab fortſetzen zu können. Bei einem dieſer, zwar verunglückten, Verſuche war es, daß ſie mit Helidor, der immer, wo es um eine bedeutende Intrigue zu thun war, ſeine Hand mit im Spiel hatte, in Bekanntſchaft gerieth. Aber auch auf dieſem Wege glückte es ihr nicht, großen Troſt für die Zukunft zu finden. In dieſer Lage leidenſchaftlich über dieſe Zurückſetzung empört, die ſie jetzt ſelbſt für endlos erklärte,

und die sie gänzlich nur dem stillen Einfluß Arners und Theresens auf den Onkel zuschrieb, verbarg sie ihren Haß gegen beide, wo sie immer Gelegenheit dazu hatte, gar nicht mehr, und jammerte laut über das Unglück, das sie durch den Tod von Arners Großvater getroffen. Das war auch gar natürlich. Sie war bei ihm die Henne im Korb und benutzte das flotte Leben, das unter ihm im Schloß herrschte, so gut als immer der Hummel mit seinem Anhang. Sie brachte alle Jahre mit dem General die schöne Jahreszeit daselbst zu und hatte bei dem Leben, das sie führte, keinen Menschen, der ihr bei so Vielem, das man nicht auf geraden Wegen erreichen konnte, so brauchbar war und so thätig an die Hand ging, wie der Hummel. Auch war sie immer die größte Lobrednerin dieses Mannes bei dem alten Junker, und sagte laut, daß auf hundert Stunden weit herum keine Herrschaft einen treuern, geschicktern und ihrem Interesse ergebenern Beamten hätte, als Hummel es sei.

89. Ein Beleg von der Zuverlässigkeit der Weltgeschichte in den ungleichen Urtheilen der Zeitgenossen des Vogt Hummel über diesen Mann.

Er war aber auch ein Mann, der schon seit zwanzig Jahren in der Hauptstadt viel von sich reden machte. Man kannte ihn allgemein als einen pfiffigen Teufel, der beim Junker an einem guten Barren stehe und sich daran wohl zu füttern verstehe, und sehr viele Leute, die in der Hauptstadt auch mehr und minder an solchen guten Barren stehen und sich daran füttern, lobten ihn als einen für seine Stelle vorzüglich tüchtigen Mann, der das Interesse des Schlosses mit Thätigkeit befördern, aber freilich auch auf eine ausgezeichnete Art mit dem seinigen zu vereinigen wisse. Andere und überhaupt die ganze selbstständige Bürgerklasse, die Weib und Kind ohne Futter dieser Art zu versorgen gewohnt und im Stand ist, achtete ihn unbedingt für einen der verruchtesten Blutsauger, die je gelebt und das Verhältniß

zwiſchen der Herrſchaft und dem Volk durch tägliche Greuelthaten vergiftet haben.

Seine letzte Geſchichte, die ihn unter den Galgen brachte, machte in der Hauptſtadt auch großes Aufſehen und war einige Tage nach einander das Tagesgeſpräch aller Geſellſchaften. Auch entzweite man ſich in den erſten Tagen in vielen derſelben förmlich über dieſen Vorfall; während die braven und unabhängigen Leute daſelbſt Arner allgemein lobten, daß er dem verruchteſten Dorftyrannen, der im Herzogthum lebe, den Lohn ertheilt, den er verdient, redeten ihm viele, die bei der geſetzloſen Unordnung, die im Land herrſchte, ihre Kühe in der Hauptſtadt wie er die ſeinigen auf dem Dorf melkten und eben ſo, wie er, mit geſtohlnem Futter erhielten, das Wort, und legten aus Gründen, die beim Hummel offen auffielen, ein ſehr großes Gewicht auf den Grundſatz, daß es überhaupt im höchſten Grad unanſtändig, dem Intereſſe der Herrſchaften nachtheilig und dem ſo allgemein nöthigen Anſehen der Obrigkeit gefährlich ſei, wenn im Dienſt und Amt ſtehende Perſonen bei Fehlern, die ſie ſich zu Schulden kommen laſſen, wie unnotable Leute und wie gemeine Schelme behandelt würden, und dann bemerkten einige noch mit Hinweiſung auf die Pflichten der Dankbarkeit, Arner hätte mit einem Manne, der ſeinem Großvater ſo lieb geweſen und ihm ſo viele Jahre, wenn es die Noth erforderte, ſelbſt gegen ſeine Mitbürger und gegen ſein Dorf, treu und eifrig gedient, durchaus nicht ſo verfahren ſollen, wie man in ſolchen Fällen höchſtens gegen einen fremden Landſtreicher oder gegen einen unbedeutenden Hallunken und Bettler im Land zu verfahren gewohnt ſei. Der Hummel ſei zwanzig Jahre des Junkers rechter Arm geweſen und der Teufel möchte in Zukunft ſo den Herren dienen und ſein Lebtag thun, was ſie wollten, wenn man Gefahr liefe, am Ende auf dieſe Art ſeinen Lohn zu bekommen. Arner habe durch dieſes Urtheil über den Vogt das Andenken an ſeinen Großvater unter dem Boden auf eine Weiſe geſchändet, wie es vielleicht in hundert Jahren kein Nachfolger einer Herrſchaft gegen ſeinen Vorfahren gethan. Er hätte ohne alle Widerrede in

ſeinem Urtheil über dieſen Mann auf die treuen Dienſte, die er ſeinem Großvater geleiſtet, Rückſicht nehmen und ihn mit Schonung und Billigkeit behandeln ſollen, die wahrlich des gnädigen Herrn Pflicht geweſen wäre. Man ging ſogar, dieſe Anſicht zu rechtfertigen, in das Umſtändliche des Vorfalls hinein und behauptete, der Junker habe dem Vogt auf die Klage einer armſeligen Bettelfrau, die aber ſchön und eine gute Schwätzerin ſei, gedroht, ſein Wirthshaus zu ſchließen oder ihm den Vogtdienſt zu nehmen; und nachdem der Mann, dem wenige Jahre vorher faſt ſein ganzes Hab und Gut durch eine Waſſerfluth zu Grund gerichtet wurde, durch dieſe Drohung zur Verzweiflung gebracht worden, habe der arme Teufel ſich in dieſer Verzweiflung eines Abends übertrunken und ſei im Rauſch, folglich ohne daß er eigentlich wußte, was er im Sinn habe, mit Schaufel und Karſt auf den Berg in den Wald gelaufen und habe allda in der Nähe eines Markſteins vom Junker ein paar Karſtſtreiche gethan, ſei aber von einem muthwilligen Hühnerträger, den er im Rauſch für den Teufel geachtet, erſchreckt, ſinnlos den Berg hinab und ins Dorf gelaufen, und für dieſen eigentlichen Rauſch und dieſe Narrencomödie habe ihn der Junker unter den Galgen ſtellen laſſen.

Sylvia, die als Verwandte von Arner bekannt und von allen Seiten über dieſe Geſchichte befragt ward, antwortete, ſie wiſſe eigentlich nicht, was vorgefallen, aber die langen Verdienſte des Mannes um das Schloß kenne ſie beſtimmt und ſei verſichert, daß der alte Junker ſich im Grab umkehren würde, wenn er vernehmen könnte, wie Arner dieſen Mann wegen einer armſeligen Narrenſache, die er noch im Rauſch gethan, behandelt habe.

Dieſe Anſicht des Gegenſtands hätte vielleicht im ganzen Herzogthum allgemein werden und als eine, mit genugſamen Zeugen belegte, hiſtoriſche Wahrheit und als ein Beleg der Abſcheulichkeit der Feudalrechte im Allgemeinen angeführt werden können, wenn nicht ein glücklicher Umſtand die Verirrung der ſchon oft an der Naſe herumgeführten Geſchichtſchreiberei diesmal verhütet hätte. Der Herzog hatte nämlich

in seinen schönern Tagen die Preßfreiheit als den ersten Pfeiler der öffentlichen Wahrheit, als einen nothwendigen Kappzaun der Frechheit und Hinterlist schlechter Beamten und dadurch als ein heiliges Mittel der Sicherung des Volks und seines Wohlstands angesehen und auch, seitdem ihm böse Umgebungen seine alten Menschenfreundlichkeitszwecke zum Ekel gemacht, dennoch durchaus nichts von Einführung eines Preßzwangs hören wollen.

Helidor und seine Clique thaten freilich Alles, was sie konnten, seine Gesinnungen hierüber zu ändern. Ein Spottvogel dieser Zeit ließ sogar in die Hofzeitung einrücken, der Herzog habe seine blinde Lieblingstochter Amalia Volksfreundin verloren und biete dem eine Krone, der sie finde und wieder zu Haus und Hof bringe. Die Zeitung kam eben beim Mittagessen. Ein kühner Höfling las den Artikel laut, der Herzog aber lachte nur dazu; Helidor lachte mit, aber sagte zu dem Höfling, der neben ihm stand: Das war ein dummer Streich; der Herzog merkt's selber, wir verderben uns damit unser Spiel. Es war auch wirklich von dieser Zeit an weniger als je von der Einschränkung der Preßfreiheit im Herzogthum die Rede. Darum aber ist auch das selbstsüchtigste Cliquengeschwätz über Arners Urtheil ohne alle für ihn nachtheiligen Folgen geblieben und die Leute, die Arners Urtheil über den Mann so frech und hinterlistig entstellt, schwiegen jetzt sämmtlich davon still und waren froh, wenn ihnen Niemand mehr etwas davon sagte.

90. Arners Schloßeinrichtungen von einer hochadeligen Närrin ins Aug gefaßt.

Aber der Haß der Sylvia gegen Arner und Therese war auch durch diesen Vorfall nur von Neuem angeregt. Der Frühling war jetzt da und es konnte keine Rede davon sein, daß sie in ihrem Leben mehr einen Sommeraufenthalt in Bonnal aufschlagen und sich mit des Generals und Arners

Geld daſelbſt ſo luſtige Tage und ſo gute Freunde machen könne, wie ſie das bisher und ſo lange gekonnt. Sie war ſeit des alten Junkers Tode ein einziges Mal in Arnheim geweſen und fand das alte, flotte, hochadelige Leben daſelbſt ſo ganz verſchwunden und Alles, was ſie vor Augen ſah, ſo gemeinbürgerlich auf Pflicht, Arbeit und Hausordnung berechnet, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, wenige Stunden nach ihrer Ankunft dem General zu ſagen: Es iſt mir, wir logirten bei einem Schneider oder Schuhmacher, der vom Morgen bis am Abend an der Arbeit ſein muß, ſein Brod zu verdienen und keinen Augenblick finden kann, mit einem Fremden ein Wort zu reden, ohne daß er einen Rock, den er flickt, oder einen Schuh, den er macht, in der Hand hat.

Auch der General fand, daß ſich Arner und Thereſe zu kleinbürgerlich eingerichtet und widerſprach der Sylvia nur ſchwach, als ſie behauptete, Arner lebe völlig, wie ein lumpiger Bauernamtmann, der ſich durch Beſorgung der Küh- und Schweinſtälle, der Schütte und Keller ſeines Herrn jährlich ein paar hundert Gulden zu erſparen ſuchen müſſe. Sie ſagte ferner, auch der Rollenberger, dem ſie die Erziehung ihres Sohns übergeben hätten, ſei eines ſolchen Bauernamtmanns Sohn und gewiß weitaus beſſer dazu erzogen, Viehſtälle und Schütten und Keller zu verſorgen, als den erſtgebornen Sohn aus einer der erſten Familien des Herzogthums zu erziehn.

Das iſt die Sylvia, an die die Eichenbergerin den Brief, von dem ich oben geredet, geſchrieben, und von der wir, ehe die Geſchichte Arners vollendet iſt, noch ſo viel hören werden, das ihrer Geburt und ihrer Erziehung werth iſt.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Lienhard und Gertrud. Dritter Theil 3
Einleitung 5
Vorrede Pestalozzi's zur ersten Ausgabe 25

1. Wirkung dieser Predigt.
2. Es erscheint ein Mann, auf den man, nach einer alten Redensart, Häuser bauen könnte.
3. Auch das Baumwollenspinnen ist eine Ursache von der Schlechtigkeit des Volks, aber nicht eine der ersten.
4. Das tiefste Verderben der Baumwollenspinner kommt von Leuten her, die nicht Baumwolle spinnen.
5. Man muß dem Volksverderben zu Stadt und Land durch die Braven im Land abzuhelfen suchen, und man kann es auch, wenn man es will und versteht.
6. Fortsetzung der Ursachen, warum die Stillen im Land keinen Einfluß auf das haben, was dem Land nützt und noth thut.
7. Die Dorfkinder geben dem Baumwollenmareili ein gutes Zeugniß, indem sie in ihrer Angst und Noth Rath bei ihm suchen.
8. Des Menschen Herz in drei verschiedenen, aber gleich schlechten Gestalten.
9. Weiber-Jammer und Mutter-Irrthum.
10. Der Feuerheerd und ein gutes Weiberwort.
11. Die große Aenderung des guten Lienhard und die neue Noth, in die ihn die Schlechtigkeit seiner Tagelöhner beim Kirchbau gebracht.
12. Vaterfreuden.
13. Folgen der Erziehung oder vielmehr der Nicht-Erziehung.
14. Eine Art von Wiedergeburt in der irdischen Hülle.
15. Weiberkünste gegen ein Weib.
16. Ein Großmuttergemälde.
17. Eine Maurersfrau, deren Herz sie so richtig und so weit führt, als den Baumwollen-Meyer sein Kopf.
18. Nicht Kunst, nicht Buch, das Leben selbst ist das Fundament der Erziehung und des Unterrichts.
19. So wie das Leben das Fundament der Erziehung und des Unterrichts ist, so ist Glauben und Liebe, Freiheit und Freude das Fundament des Lebens selber.
20. Der Junker, der Pfarrer und Glülphi erkennen die Würde der Menschennatur in der Stube einer armen Maurersfrau.
21. Glülphi's Nacht, in der er sich entschließt, Schulmeister in Bonnal zu werden.
22. Ein Ruhepunkt.
23. Glülphi erklärt sich, Schulmeister zu werden.
24. Der Unterschied in der Art, wie drei edle Männer von den

Ansichten des Baumwollen-Meyer und dem Thun in der Wohnstube der Gertrud ergriffen und zu einer eignen Selbstthätigkeit hingerissen wurden.

25. Abermal ein edler Herrschaftsherr, ein guter Pfarrer und ein welterfahrner Soldat in der Stube einer armen Baumwollenspinnerfrau, deren Herz sie Menschenbildungshalber so weit führt, als der beste Kopf einen edeln Mann hinzuführen im Stand ist.
26. Gertrud sorgt wieder für ihren guten Rudi.
27. Glülphi spricht die Gertrud bei seinem Vorhaben, Schulmeister zu werden, um Hülfe an.
28. Wenn sich ein schwacher, charakterloser Mensch doch nur gar keiner Sache in der Welt annehmen wollte.
29. Wenn die Milch kocht und überlaufen will, so schütten die Weiber nur ein paar Tropfen kaltes Wasser hinein.
30. Eine sonderbare Heirathsanfrage.
31. Wie sich der Mensch an Seel und Leib krümmt und windet, wenn er etwas will, und meint, er wolle es nicht.
32. Auch der beste Mensch kann immer nur halb, was er gern will.
33. Zusammenhang des Mutterherzens mit dem innern Wesen einer guten Schule.
34. Ein Blick in den Zusammenhang einer wahrhaft väterlichen Dorfversorgung mit den höhern Zwecken und Ansichten der Staatskunst.
35. Die Frage: „Was man Volksbildungshalber thun dürfe" läßt sich nur durch die vorhergehende richtige Lösung der Frage: „Was man Volksbildungshalber thun müsse" beantworten.
36. Ein Mensch, der den Stand, in dem er geboren, verachtet, macht jedem Stande Schande, in den er hinschmeckt und zu dem er hinkriecht.
37. Tief innere Verworfenheit, die selber in den Briefstil zweier innerlich ganz gleichen Personen übergegangen.
38. Der böse Neid der Reichen und der Muth, mit dem ein guter Knecht dem frechen Buben eines reichen Bauern den Meister zeigt.
39. Vom Lirilariwesen in den Schulen.
40. Unschuld gibt Muth.
41. Ein Wort darüber, was die Bauern sind, wie und wo und wann sie zeigen, was sie sind — und was sie nicht sein dürfen.
42. Die Neigung zur Unverschämtheit geht aus Schlechtigkeit und Schwäche hervor, und um einen unverschämten Menschen zu sich selber, d. i. zum Gefühl seiner Schwäche und Schlechtigkeit zu bringen, darfst du selber weder kraftlos noch unverschämt sein.

43. Was ist süßer, als Kinderfreude, und was ist reiner, als Kindergüte?
44. Der Junker thut Vaterwerke und macht Geißhirtenordnungen.
45. Von Jugend auf drei Batzen sparen, ist ein Mittel wider den Ursprung der Verbrechen, gegen die man sonst Galgen und Rad braucht.
46. Reine Herzensgüte eines Maurergesellen, der vor Arners Einfluß auf Bonnal schon ein halber Schelm war; des Junker Karl Unschuld und Anlagen zur Kraft und Selbstthätigkeit und endlich der Mensch verglichen mit der schönen Natur.
47. Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütze, das ist ganz wahr; aber das Träumen über die Gottesfurcht und das Maulbrauchen darüber ist nicht zu allen Dingen nütze und hat keine Verheißung weder des gegenwärtigen, noch des zukünftigen Lebens.
48. Das Andenken an eine Großmutter.
49. Das erste Hinderniß des Wohlstands und der bessern Erziehung der armen Kinder — ihre eignen Mütter, oder schlechter Männer schlechte Weiber.
50. Das zweite Hinderniß der gleichen Sache: der Neid der Reichen.
51. Die Geschichte der Erlösung dieser Kinder aus der Hand ihrer Feinde.
52. Ein von Natur gutes Weib und ein auf die rechte Art geschultes neben einander, und hinter ihnen das Schicksal der Meisterkatzen und ihrer Männer Notharbeit.
53 Der Alte von Bonnal steigt an dem Babylonischen Thurm, auf dem er eine Weile herumguckte und das Land beschaute, eine Treppe höher, wo er einen weitern Horizont und eine ausgedehntere Aussicht hat.
54. Ein Beitrag zur Erklärung des Wortes: Es ist leichter, daß ein Schiffseil durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes gelange.
55. Ein Unmensch erscheint.
56. Auch tief verdorbene Menschen fühlen das Bedürfniß des Edeln und Guten, und jagen selber, um ihrer Schlechtigkeit willen und durch sie, dem Scheine desselben nach.
57. Ein Mann, der sicher die fünfte Bitte im Vaterunser: „Führe uns nicht in Versuchung" nicht recht gebetet.
58. Die Mitternachtstunde eines Vaters.
59. Der Anfang einer großen Morgenangst.
60. Das reinste Gold liegt im Koth der Erde und im Gestein der Gebirge.
61. Das reine landesväterliche Herz meines Mannes.
62. Das Frechheitsspiel der bösen Menschen mit den guten gelingt ihnen doch nicht immer.
63. Betschwesterarbeit und der Basler Todtentanz neben einander.
64. Eine durch eine scharfe Kur gelungene Heilung.

Lienhard und Gertrud.

Vierter Theil.

Einleitung.

Die ausführlichen abstracten Betrachtungen des vierten Theiles, vor denen gerade hier die epische Grundlage mehr zurücktritt, könnten von der Kunstkritik als Fehler bezeichnet werden; indeß beträfe dieser Fehler doch nur die äußere Gestaltung, nicht das innere Wesen; für dieses wird der formelle Fehler zum reellen Gewinn: die Erzählung gewinnt dadurch an Tiefe und innerem Gehalt, wie keine andere geeignet, das Volk fortzubilden und für eine seiner heiligsten Angelegenheiten, die Emporbildung des nachfolgenden Geschlechtes, zu gewinnen, über diese Sache aufzuklären und einen kräftigen Impuls zu einer naturgemäßen physischen, intellectuellen und moralischen Erziehung zu geben.

Gervinus sagt: „Pestalozzi's Lienhard und Gertrud steht einzig da in seiner Einfalt und Schlichtheit, mit der es dem Volke seinen Gesichtskreis entlehnt und seine Denk- und Handlungsweise und die Freuden des häuslichen Heerdes schildert, um es an sich selbst und innerhalb seiner Sphäre fortzubilden"*) und Kurz datirt von dem genialen Pestalozzi eine neue Epoche der Literatur, die er durch seine tiefen und fruchtbaren Ansichten begründet hat, „deren Keime wir schon in Lienhard und Gertrud erkennen." „Zwar sind die spätern Romane dieser Gattung (Dorfgeschichten) dem ihres Vorgängers an Kunst der Gestaltung und poetischer Kraft der Durchführung (also in formeller Ausstattung) überlegen, aber sie stehen ihm an Wahrheit und Innigkeit der Auffassung weit nach, noch mehr aber an Bildungskraft, in der sein wesentliches Verdienst besteht."**)

Pestalozzi's Absicht war nach dem Erscheinen des ersten

*) Gervinus: Geschichte der deutschen Dichtung. V. 321.
**) H. Kurz: Geschichte der deutschen Literatur. III. 504; 568; 719.

Theiles nicht überall verstanden worden; es wurden ihm sogar Vorschläge gemacht, sich durch Romanschreiben seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Daß er das bei seiner tiefen Erfassung des Lebens wohl gekonnt hätte, beweist der epische Gehalt von Lienhard und Gertrud, aber es war nicht seine Lebensaufgabe, das Feld der schönen Literatur zu bebauen, sondern den Principien einer wahren Volkswohlfahrt nachzuforschen und sie klar zu legen, und er wurde dieser Lebensaufgabe nicht untreu auch in der größten Noth, der er sich durch ästhetische Producte leicht hätte entziehen können. Er will das nicht, er klagt sogar in der Vorrede zur zweiten Auflage (I. 92), daß sein Buch als Darstellung des Wesens der häuslichen Volksbildung fast keine Wirkung und hauptsächlich als Roman Eindruck gemacht hatte. Diese Erfahrung mag ihn wohl bestimmt haben, die Ideen, zu denen er durch den Roman anregen wollte, selbst hervorzuheben und dem Romane (in der letzten Ausgabe) einzuflechten, ein Vorhaben, das er später mit um so größerer Sicherheit ausführen konnte, als eine mehr als dreißigjährige Erfahrung — so viel Zeit liegt zwischen der ersten und letzten Ausgabe — seine Ideen klarer gelegt und vertieft und eine experimentirende Praxis ihn von deren Wahrheit und Wichtigkeit noch mehr überzeugt hatte.

Freilich lesen sich diese Reflexionen nicht so leicht weg, wie der concrete Theil, sie verlangen ein längeres Verweilen und ein tieferes Nachdenken, aber sie sind nicht der Art, daß nicht Jeder sie verstehen könnte; bei näherem Eingehen wird man daraus sogar eine nachhaltigere Befriedigung schöpfen, als durch eine bloße Erregung des Gemüthes und der Phantasie. Auf die größere Schwierigkeit, aber auch auf die Nothwendigkeit, diese Ideen zu erfassen, weist Pestalozzi schon in der Vorrede zum dritten Theile der ersten Auflage hin, wenn er sagt, „daß das PQ den Kindern der Menschen nicht so leicht in den Kopf hinein will, als das ABC", daß er es aber „auch dem verwöhntesten Kinde nicht bemänteln will, daß es mit seinem ABC nichts machen ann, wenn es nicht bis zum TZ fort lernt."

Die abstracten Betrachtungen sind theils Auslegungen der historischer Grundlage, theils Begründungen und weitere Ausführungen derselben. Er will sich damit nicht in den Dienst einer Partei stellen — „ich habe keinen Theil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen“ —, er will der Menschheit ans Herz legen, „was sie fromm und brav und treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz und was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann.“

Nachdem die beiden ersten Theile die socialen Uebel, die die Kraft des Volkes verzehren, aufgedeckt haben, wirft Arner, der Vertreter des Staates und der bürgerlichen Ordnung, gleich zu Anfange des dritten Theiles die Frage auf, wie eine wirksame Verbesserung des Dorfes angebahnt werden könne. Schon diese Frage deutet darauf hin, daß er nicht durch Gesetze und von Amts wegen die Hebung bewerkstelligen zu können glaubt, sonst hätte er ja die Mittel allein in seiner Hand gehabt, sondern daß auf anderm Wege Hilfe gesucht werden muß. Und nun tritt das Princip Pestalozzi's ein, nämlich den Menschen auf sich selbst zu stellen, denn nur aus der Selbstbestimmung kann eine wahrhaft sittliche Hebung und Kräftigung hervorgehen und nicht aus einer von außen kommenden Nöthigung. Es ist das Princip, auf welchem überhaupt die Neuzeit sich erbaut und das die Geistesheroen zu Anfang unsres Jahrhunderts verkündeten. „In deiner Brust sind Deines Glückes Sterne.“ — So weist denn auch der Pfarrer darauf hin, daß weder durch Staat, noch Kirche eine wahrhafte Besserung gewirkt werden könne, wenn das Volk nicht befähigt werde, sich selbst zu helfen; und dazu müßten zunächst besondere Persönlichkeiten im Volke selbst gewonnen werden, die aber nicht unter den Schreiern für das Volkswohl, welche mit einer kurzen Bemerkung abgefertigt werden, sondern unter den „Stillen“ zu suchen sind (ein Ausdruck, der allerdings in unserer Zeit etwas anrüchig geworden ist), die zu einer thätigen Vereinigung sich zusammenthun und aus allen Ständen herangezogen werden müssen. So kommt auch Gertrud, das Ma-

reili und die junge Renoldin, sowie die Frau des Junkers und des Pfarrers in diese Gesellschaft: ein wichtiger Wink für die erziehliche Aufgabe des weiblichen Geschlechtes.

Im Gespräch mit dem Baumwollenmeyer, der als solche Persönlichkeit zuerst vorgeschlagen war, wird nun zunächst die Vorfrage beseitigt, ob etwa irgend einer bürgerlichen Beschäftigung ein verderblicher Einfluß auf die Sitten eines Landes zuzuschreiben sei. Ein Einfluß derselben wird zugegeben, auch wird auf die Gefahren, die in mancher liegt, z. B. in der Fabrikbeschäftigung, die die Leute dem häuslichen Leben entzieht, und im Spinnen, das wegen seiner Leichtigkeit zu Gedankenlosigkeit, Kunst- und Kraftlosigkeit erzieht, hingewiesen, dennoch aber wird keine als absolut verderblich hingestellt, wenn nicht das Verderben im Menschen liegt. Wie auch das geist- und kraftlose Geschäft des Spinnens gute Früchte bringen kann, zeigt die Spinnstube der Gertrud, die auch beim Spinnen und durch dasselbe ihre Kinder geistig und gemüthlich zu beleben weiß.

Pestalozzi läßt nun weitere praktische Vorschläge als Grundlage seiner Ideen machen. Er hebt mitunter seinen „unpraktischen Traumsinn" hervor und Andere haben ihm das Wort nachgeredet und zwar in einem ganz andern Sinne, als er es gemeint hat, denn er will sich nicht als Träumer, sondern als Idealisten bezeichnen, der in Verfolgung seiner Ideale mit kühnem Geistesfluge weiter wollte, als er bei den damaligen Verhältnissen gelangen konnte, was er eben unpraktisch nennt. Seine Vorschläge selbst sind es nicht. Er will nicht gleich oben hinaus, er will erst eine reale Grundlage der Volkswohlfahrt schaffen, er tritt für das eigne Besitzthum, zunächst für ein eignes Ackerfeld und dessen Bewirthschaftung und Vermehrung ein. Er läßt durch Vertheilung das bisher nur von den Reichen benutzten Gemeindeweideplatzes jeden Armen ein Stück Bodenfläche erlangen, er zielt durch die Geißen und di Obstbäume auf weitere Begründung einer bessern Häuslichkei hin und in den Sparkassen mit ihrer Belohnung findet r den mächtigsten Antrieb zu einer weisen Sparsamkeit: alls

national-ökonomische Grundsätze voll tiefen sittlichen Gehaltes und darum weitgreifender Bedeutung.

Wie er aber die Sparsamkeit nicht aus Selbstsucht entspringen läßt („aller Erwerb, der von der Sünde ausgeht und zu ihr hinführt, ist wie verflucht," darum dürfen auch die Beweggründe zur Arbeitsamkeit nicht „aus Geiz und Hoffahrt ausgehen"), wie er die Selbstsucht und Leidenschaft als Mittel zur Besserung verwirft, so will er auch in der Häuslichkeit nicht ein in sich abgeschlossenes, nur für sich sorgendes Wesen gründen. „Unter dem Wohnstubenleben versteht er nicht etwa ein gemüthliches Schneckenhausleben, sondern das Leben der Familie in frischester Berührung mit Gemeinde und Staat, mit Gewerbe und Handel. Aus der Familie sollen die wesentlichsten Kräfte für diese Lebensgebiete hervorgehen."*)

Indem Pestalozzi also den Menschen auf sich selbst stellen will, thut er dies nicht, um ihn zum Egoismus zu führen und damit in einen feindlichen Gegensatz zur Gesellschaft zu setzen, sondern damit er im Gegentheil in der Gesellschaft und für das Ganze wirken, damit er ein nützliches Glied desselben werden könne, ein sittliches, ein ächt christliches Princip!

Das wirksamste Mittel, dem Volke aufzuhelfen, findet Pestalozzi in der Bildung des heranwachsenden Geschlechtes und hierüber stellt er ein ganz neues System auf. Wenn auch hier in der begrifflichen Fassung seiner Gedanken formelle Unebenheiten vorkommen, so darf man deswegen den innern Gehalt nicht verwerfen; die Erhabenheit in der Auffassung eines Gegenstandes hängt weniger ab von der Thätigkeit des ordnenden Verstandes, als vielmehr von der Tiefe des Gemüthes. „Eine gewisse Größe in der Behandlung eines Gegenstandes entspringt nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Größe des Charakters, aus einem freien, von der Gegenwart nie beschränkten Sinn und den unergründeten Tiefen der Ge-

*) W. Gamper: Pestalozzi's Idee von der Wohnstube. S. 17.

fühle.“*) Was Pestalozzi von Glülphi sagt: „Er stieg durch sein Herz und nicht durch seinen Kopf auf die Höhe der Menschlichkeit,“ das gilt auch von ihm selbst. Ich muß das denen gegenüber hervorheben, welche in Folge dieses formellen Mangels auch die Wahrheit der Ideen selbst anzweifeln und dies ist hauptsächlich bei Vielen der Fall, deren Geist in den Formen einer streng-wissenschaftlichen Bildung erzogen ist. Entbehren Pestalozzi's Ideen auch theilweise der wissenschaftlichen Form, so sind sie deshalb doch nicht unwissenschaftlich, im Gegentheil haben sie zu einem tiefern Nachdenken und erfolgreichen Versuchen angeregt und eine neue Entwickelung angebahnt, haben die Pädagogik zur Kunst und Wissenschaft zugleich erhoben.

Zwar herrschte in der damaligen Zeit schon ein reges Interesse für Bildung; wie in Deutschland, so standen auch in der Schweiz die philanthropistischen Bestrebungen auf der Tagesordnung und auch Pestalozzi weist darauf hin, aber er deutet durch die traurigen Erfahrungen des Herzogs an, wie dieselben trostlos untergehen mußten, weil ein höheres Princip in ihnen nicht enthalten war. Dieser wohlfeile Eudämonismus, der mit pomphaften Worten die Glückseligkeit versprach, aber sein Versprechen nicht hielt, zeigte sich dadurch als eine Täuschung und hatte — neben vielen ehrenhaften Männern — doch auch viele Betrüger zu seinen Vertretern, die nur das Ihre suchten. Wenn der Philanthropismus sich nur an der Oberfläche bewegte und einzelne didactische Regeln und methodische Handgriffe ersann, so trat Pestalozzi dadurch zu ihm in Gegensatz, daß er die Erziehung principiell erfaßte und ihr dadurch eine allgemeine Bedeutung verlieh; er machte sie zu einer Sache, die nicht etwa blos für den Lehrer, nicht blos für Vater und Mutter, nicht blos für den Politiker, sondern für die ganze Menschheit von der größten Wichtigkeit und dem spannendsten Interesse ist, freilich nur unter der Voraussetzung, daß der Geschmack nicht überreizt, sondern noch rein und unverdorben ist.

*) Alex. v. Humboldt in der Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen Werke seines Bruders: „Ueber die Kawi-Sprache.“

Dieſes allgemeine Intereſſe ſeiner Ideen deutet Peſtalozzi ſelbſt an dadurch, daß alle Perſonen der Erzählung, ſoweit ſie überhaupt nicht Gegner oder indifferent ſind, den lebhafteſten Antheil daran nehmen; auch ſagt er ſelbſt in der Vorrede zum dritten Theile, daß er ein „ABCbuch der Menſchheit“ ſchreiben wolle und wenn er fürchtet, durch ſeine weiteren Ausführungen den Namen eines guten „Schulmeiſters“ zu verlieren, ſo ſtellt er ſich damit nicht als einen Kinderlehrer, ſondern als einen Lehrer der Menſchheit hin, ein Zeugniß für ſeine Ueberzeugung von der Wahrheit und allgemeinen Geltung ſeiner Ideen.

Zunächſt hat Peſtalozzi auf negative Weiſe die Bedeutung und Wichtigkeit der Erziehung ins klare Licht geſetzt. Die Lebensbeſchreibung des Vogt Hummel zeigt, wohin ein Menſch kommt, der ohne allen erziehlichen Einfluß aufwächſt, (Unterricht hat der Vogt zwar genoſſen, aber deshalb noch keine Erziehung), und die Eichbergerin und Sylvia zeigen den verderblichen Einfluß einer verkehrten Erziehung; in ähnlicher Weiſe auch der Hartknopf und die Kienaſtin. Es entſteht daraus die Frage über das Weſen und den Zweck der wahren Erziehung, und die Beantwortung dieſer Frage legt er naturgemäß dem Lehrer in den Mund (IV. Cap. 68), der ja, da ihm die natürliche Grundlage der Familienerziehung fehlt, ſich in ſeinen neuen Beruf einleben und dazu über Weſen und Zweck, Umfang und Mittel deſſelben klar werden muß. Gerade dies Kapitel beweiſt, wie Peſtalozzi, ſo wenig er ſonſt von blos theoretiſchem Wiſſen hält, eine wiſſenſchaftliche Begründung des Lehramtes und ſeiner Pflichten fordert und wie diejenigen Unrecht haben, die die Einführung des Lehrers in die wiſſenſchaftliche Pädagogik für überflüſſig, oder gar für ſchädlich halten.

Es erhob Glülphi's Herz, wenn er an die Möglichkeit dachte, „einige ganz ausgezeichnete talentreiche Knaben und Mädchen ihren Talenten gemäß zum Dienſt des Vaterlandes weiter zu führen und vorzüglich zu Erziehern und Erzieherinnen zu bilden und ſie zu der Reife zu bringen,

was sie in Rücksicht auf elementarische Geistes- und Kunstbildung zu wissen und zu können nöthig hätten."

„Alle Grundsätze der Menschenbildung und alle Fortschritte der Erziehungskunst sind umsonst, so lange nicht Anstalten da sind, in denen eine bedeutende Anzahl von Jünglingen und Mädchen zu einer vollendeten Kenntniß und Ausübungskraft des ganzen Umfangs der ächten Grundsätze der Menschenbildung und der vollendeten Mittel der Erziehungskunst erzogen und gebildet würden."

Er beklagt es, daß zur Erlernung jeder Wissenschaft fast zahllose und gewiß viel überflüssige Anstalten, Lehrmittel, Methoden und Lehrstühle daständen, dagegen gar keine für eine mit praktischen Uebungen verbundene Erziehung, die sich auf die reellen Fundamente der Volksbedürfnisse und auf die tieferen Rechtsansprüche der Menschennatur gründe.

Auf correcte Weise stellt er das Muster einer guten Erziehung in der Wohnstube der Gertrud dar.

1. Wesen der Erziehung.

Die Erziehung hat die Anlagen und Kräfte der menschlichen Natur in ihrem ganzen Umfange zu entfalten und zu bilden.

„Die sanfte Entwickelung der Menschlichkeitstriebe muß die Grundlage des Volksunterrichtes sein."

„Erziehung ist die erleuchtete Sorgfalt unsres Geschlechts für die Entfaltung und Bildung des ganzen Umfangs der Kräfte unserer Natur, wie sie in unsern Kindern liegen."

„Alle Kenntnisse und Fertigkeiten, die nicht auf einer Entfaltung der Kräfte ruhen, die sie voraussetzen, können nichts Wesentliches zur Entfaltung der Menschlichkeit beitragen."

„Was Gott dem Menschen gegeben, das soll ihm kein Mensch rauben und der Mensch selbst soll und darf es nicht so ansehen, als wäre es ihm von Gott umsonst gegeben. Jede Gabe, die Gott einem Menschen gegeben, liegt in ihm als ein göttlicher Schatz, den die Welt in ihm anerkennen und ihm helfen soll, aus den Tiefen seines Innern, wie das

Gold aus den Tiefen der Berge, heraus zuholen und zu Tage zu fördern. Kein Menſch iſt für die Kräfte und Anlagen, die Gott in ihn gelegt, zu gering und zu ſchlecht. Kein menſchlicher Stand, keine menſchliche Lage iſt ihrer Natur nach und gleichſam von Gottes und Rechts wegen ſo verworfen, daß Gottes gute Gaben darin nicht anwendbar ſein ſollten und nicht fruchttragend gemacht werden könnten."

Damit ſtellt Peſtalozzi den Menſchen auf ſich ſelbſt. Dieſe „erleuchtete Sorgfalt" oder „Individualſorge" iſt entfernt von allen Abrichtungskünſten, die nur verderblich wirken, weil ſie den Menſchen ſich ſelbſt entfremden. Der Menſch wird dadurch nur zu einer Täuſchung über ſich ſelbſt geführt, zu dem Glauben, daß er mehr ſei, als er wirklich iſt, wie ſich das in der Eichbergerin zwar etwas grell, aber ſehr wahr darſtellt. — Die Erziehung kann alſo nichts abſolut Neues ſchaffen, ſie hat nur die von Gott dem Menſchen gegebenen Anlagen und Kräfte zu entfalten und zu bilden.

Die menſchlichen Kräfte theilt Peſtalozzi ein in ſittliche, intellectuelle und phyſiſche; letztere nennt er auch „Kunſtkräfte." Wenn er von einer Kunſtbildung ſpricht, ſo meint er damit alſo nicht eine Bildung zum Künſtler, ſondern zum Können, zum kraftvollen, thätigen Leben, in welchem Berufe, in welchem Stande es immer ſei. Den Sitz der ſittlichen Kräfte nennt er das Herz und der intellectuellen den Geiſt, die phyſiſchen liegen ihm vorzugsweiſe in den Organen des Körpers, hauptſächlich in der Hand.

„Jede dieſer in ihrem Weſen verſchiedenen Grundkräfte unſerer Natur entfaltet ſich nach eignen, ihr ſelbſtſtändig einwohnenden Geſetzen vermöge einer ihnen ebenſo ſelbſtſtändig einwohnenden lebendigen Strebkraft nach ihrer Entfaltung. — Die Kunſt des Menſchengeſchlechts in der Erziehung muß ſich dieſem Naturſtreben anſchließen."

Dieſe Kräfte müſſen harmoniſch ausgebildet werden; die Erziehung muß ſich auf Herz, Geiſt und Hand zugleich erſtrecken und das reine Fühlen, das richtige Denken und das vollendete Können erzielen. Eine einſeitige Bildung zerſtört die innere Harmonie des Menſchen.

„Alles, was einzelne Kräfte ergreift, wirkt dem reinen Einfluß des Lebens und den göttlich und ewig gegebenen Grundlagen der naturgemäßen Entfaltung unserer Kräfte entgegen.“

Die Harmonie der Kräfte und das Gleichgewicht, in dem sie unter einander stehen, bewirkt einen milden und fröhlichen Sinn; wo tiefer Sinn fehlt, weist dies auf eine innere Disharmonie hin.

2. Ziel und Zweck der Erziehung.

Das Ziel der Erziehung ist, „die Kinder zu gottesfürchtigen, menschenliebenden, verständigen, ihrer Bestimmung gewachsenen, der nöthigen Thätigkeit und Anstrengung gewohnten Menschen zu machen.“

Zunächst tritt uns hier das Princip der Selbstthätigkeit entgegen, zu der die Kinder erzogen werden sollen, einer Thätigkeit, die allerdings weit davon entfernt ist, den Menschen blos zu irgend einem Berufe befähigen und nur geschickt machen zu wollen, sich selbst sein Brot zu verdienen (Utilitätsprincip), sondern die die zeitliche und ewige Bestimmung des Menschen zugleich im Auge hat; die Kinder sollen „für den ganzen Umfang ihrer Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst willig, thätig, geschickt und zu jeder hierzu nöthigen Anstrengung und Ausharrung kraftvoll gebildet werden.“

Die gebildeten Kräfte sollen sich also in den Dienst eines sittlichen Handelns stellen. Die Selbstbestimmung, zu der die Ausbildung der Kräfte den Menschen befähigen soll, will Pestalozzi durchaus nicht zu einer Selbstsucht werden lassen. Als abschreckendes Beispiel dieser Verirrung stellt er den Helidor, das Fräulein von Wildheim, die Sylvia und die Eichenbergerin dar. Das ist der letzte Zweck der wahren Erziehung, die Bestimmung des Menschen, daß sein Wille auf das Gute gerichtet und zu dessen Ausführung befähigt werde; diesem Zwecke muß sich auch die physische und intellectuelle Bildung unterordnen.

„Daß die Kinder etwas lernen und etwas können“, sagt

Gertrud zu Glülphi, „ist freilich nutz und gut, aber daß sie etwas werden, daß sie das recht werden, was sie einst sein sollen, das ist, was noth thut," und sie bestimmt das Ziel ihres Werdens näher dahin: „Das Rechtthun muß ihnen zur Gewohnheit und ihr Wille dazu unerschütterlich gemacht werden."

Ordnet sich so die physische, intellectuelle und Herzensbildung der Sittlichkeit unter, dann ergibt sich daraus auch ein harmonisches Zusammenwirken, eine innere Uebereinstimmung.

„Die Möglichkeit dieser Uebereinstimmung ergibt sich nur durch die Unterordnung unsrer geistigen und physischen Anlagen und Kräfte unter die höhern sittlichen und durch die Sittlichkeit göttlichen Ansprüche unserer Natur."

Die Kinder sind in ihren Anlagen und Kräften so zu bilden, „daß sie nicht selber unterjochte Knechte ihrer eignen, einseitig entfalteten und von ihrem Fleisch und Blut überwiegend belebten und dadurch verwirrten und aufgedunsenen Kräfte und Anlagen ihrer Natur werden," sondern sie sind dahin zu lenken, „daß ihre Kräfte und Anlagen sie durch Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung über die Gewalt der Finsterniß und den Willen des Fleisches und Blutes erheben und sie dadurch angenehm machen vor Gott und den Menschen."

„Die Erhebung unserer Natur aus der sinnlichen Selbstsucht unsres thierischen Daseins zu all den Segnungen, zu denen die Menschheit sich durch die harmonische Bildung des Herzens, des Geistes und der Kunst zu erheben vermag, ist die Menschlichkeit selber."

Durch diese Menschlichkeit aber soll der Mensch nicht von Gott entfremdet oder auf die Wege der Selbstgerechtigkeit geleitet werden; nur im Glauben ist jenes hohe Ziel zu erreichen. So sagt der Pfarrer in der Einführungspredigt: „Freunde! Brüder! Er (der neue Lehrer) wird eure Kinder im Glauben und im Gehorsam des Glaubens zu fleißigen, verständigen Kindern machen. Er wird sie auf dieser Bahn des wahren, heiligen, innern mensch-

lichen Lichtes von den Werken der Finsterniß dieser Welt abhalten und indem er sie in diesem reinen Lichte zu Gott und ihrem Erlöser hinführt und in der innersten Tiefe ihres Wesens durch das göttliche Heiligthum seines Glaubens innigst mit allem Göttlichen und Heiligen zu vereinigen suchen wird, dieselben zugleich auch für die Geschäfte des Lebens, für alle Theile ihres Berufes und ihrer häuslichen und bürgerlichen Pflichterfüllung verständig zu machen suchen."

Und Glülphi spricht: „Das letzte Resultat der Menschenbildung, die Menschlichkeit, ist nur durch Unterordnung der Ansprüche unsrer geistigen und physischen Anlagen unter die höhern Ansprüche der von Glauben und Liebe ausgehenden Sittlichkeit und Religiosität unsres Geschlechtes zu erzielen."

„Der Mensch muß sich geistig und physisch im Dienst des Glaubens und der Liebe entfalten und ausbilden, wenn er durch seine Ausbildung sich veredeln und befriedigen soll."

„Das ist Gottes Ordnung über Geist, Herz und Kunst, aus deren innigen Einheit die Menschlichkeit, das ist ein die Menschennatur wahrhaft befriedigendes Leben allein hervorzugehen vermag. Dieser Ordnung Gottes muß die Kunst der Erziehung im häuslichen und öffentlichen Leben sich unterwerfen. Des Menschen wahres zeitliches und ewiges Heil geht nur aus dieser Unterwerfung hervor."

Das höchste Ziel des Strebens aber ist das Christenthum, in dessen Dienst sich auch die allgemeine Menschenbildung stellt.

„Das Christenthum ist das Höchste, wonach der erhabenste Mensch streben kann. Wenn aber der Mensch nichts ist, wenn Alles, was göttlich und erhaben in seiner Natur liegt, in seinem Kopf schläft und in seinen Händen lahm und in seinem Herzen nur kraftlos, wie der Traum eines Schlummernden, daliegt, wie kann er dann nach dem Höchsten, nach dem Erhabensten streben?"

Aber es ist damit nicht das Christenthum gemeint, das

nur in Meinungen besteht und um Meinungen sich streitet, anders Denkende verketzernd, kein heuchlerisches Maulchristenthum, sondern ein thätiges, das in Kraft und in Wahrheit besteht.

„Die Lehre von der Nachfolge des Gekreuzigten darf nicht zu einem Beleg der vis inertiae (Wortspiel: eine Kraft, wobei der Mensch gar nichts zu thun hätte, wie die göttliche Wirksamkeit von einer gewissen theologischen Richtung aufgefaßt wird; aber auch: Kraft der Trägheit) herabgewürdigt werden. Man muß die Kinder in allen Rücksichten menschlich beleben, um sie fähig zu machen, kraftvoll zu handeln."

Wer will nun behaupten, die Ideen Pestalozzi's seien unchristlich, die allgemeine Menschenbildung trete zur christlichen in einen feindlichen Gegensatz? Mit Recht nennt Pestalozzi die Bestrebungen der Sonntagsgesellschaft in Bonnal einen wahren Gottesdienst, einen Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit, den Menschen in Liebe zu dienen, um bei ihnen das Göttliche in der menschlichen Natur über das Sinnliche und Thierische ihres Verderbens siegen zu machen. „Oder ist es nicht ein Gottesdienst, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackenden zu kleiden, den Gefangenen zu besuchen, des Elends seiner Brüder weniger zu machen auf Erden? Wisset ihr das Wort des Erlösers nicht mehr: Was ihr gethan habt dem Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan? Aber freilich gingen die Juden, die ihn für seine Lehre und sein Leben gekreuzigt, für ihren Gottesdienst nach Jerusalem zum Tempel und versammelten sich in ihren Synagogen zum lauten Judengeschrei und Wortgepräng über Mosen und die Propheten, das sie ihren Gottesdienst hießen."

Es wäre eine falsche Auffassung, dies Wort als gegen die jüdische Religion gerichtet ansehen zu wollen. Pestalozzi will damit nur jene, in allen religiösen Kulten sich findende Richtung bezeichnen, die über äußern Formalitäten das innere Wesen vernachlässigt, die an Menschensatzungen, die sie für göttlich ausgibt, festhaltend, gegen den göttlichen Willen selbst zu Felde zieht und die dadurch, weit entfernt, Gott

zu dienen, nur sich selbst, ihrer Selbstsucht, Sinnlichkeit und Eigenliebe fröhnt, und die darum auch die wahre Volksbildung nicht will und ihr entgegen arbeitet, wie dies z. B. der Hartknopf thut.

„Die Schlechtigkeit von Tausenden, die in ihrer Unrechtlichkeit, in ihrer Selbstsucht, in ihrer Liebloſigkeit und Sinnlichkeit wohl, gewandt und bereitwillig bedient ſein wollen und bedient ſein müſſen, muß natürlich den Widerwillen gegen irgend eine wahre Volksbildung und damit die ängſtliche Sorgfalt für die erſten Mittel, das Volk zum Dienſt der Selbſtſucht und der Sinnlichkeit forthin und auf immer abrichten zu können, in jedem Land immer in dem Grade ſteigern, als die Zahl der Menſchen, die für ihre Unrechtlichkeit und Selbſtſucht, für ihre Sinnlichkeit und ihren Thierſinn wohl bedient ſein müſſen, darin zunimmt“ — ein ſehr ſcharfes, aber wahres Wort, das auch für unſere Zeit ſeine Geltung nicht verloren hat. Peſtalozzi führt damit die Feindſchaft gegen die wahre Volksbildung auf ihre tiefſten Quellen zurück. Auch in der Ueberſchrift zu Cap. 20. deutet er darauf hin, wenn er dieſe Richtung eine Zeitabſchwächung (d. h. eine in der damaligen Zeit beſonders ſtark hervortretende Abſchwächung) nennt, die aus der durch Sinnlichkeit verdorbenen Einbildungskraft entſpringt, eine Nervenſchwäche, welche mit dem Luxus, dem lüderlichen Leben, der Neigung zur Gemächlichkeit, dem Bilderdienſt, dem Sektengeiſt, dem Mißtrauen und der Verleumdungsſucht im engſten Zuſammenhange ſteht. Für ihre aus ſolchen Quellen entſprungenen Meinungen und Anſichten werden die Menſchen zu der fanatiſchen Anſtrengung, zur größten Herzloſigkeit und Gewaltthätigkeit geführt gegen Alles, was mit ihren Meinungen nicht übereinſtimmt und ſie opfern dieſer Meinung Alles, auch das Heiligſte und Höchſte. Dieſe Richtung weiſt nur auf ein inneres Verderben und eine Abſchwächung der menſchlichen Kräfte hin und führt zu einem leeren Imaginationsſpiel, zu Aberglauben und Abgötterei.

3. Von den Schulen.

Der ursprüngliche und wahre Boden der Erziehung ist as elterliche Haus, die Wohnstube, die Familie. „Aber e Zeit ist nicht mehr so einfach, wie früher, deshalb muß an Schulen haben“: in diesen wenigen Worten hat estalozzi die Nothwendigkeit der Schulen dargelegt.

Aber die Schulen sollen sich nicht los lösen vom Leben, eder von dem nationalen, noch von dem bürgerlichen, noch on dem häuslichen, noch weniger dürfen sie dazu in einen egensatz treten.

„Die Schulen sollten wesentlich mit allem Guten, das n häuslichen Leben statt findet und noth thut, in der ngsten Uebereinstimmung stehen, sollten den ganzen Umfang r Kräfte des Kindes durch das, was zum Glück des häus=chen Lebens erfordert wird, beleben.“

„Die Schule muß den bildenden Einfluß der Wohnstube a sich aufnehmen.“

„Das wirkliche Leben der Haushaltung macht wesentlich den Boden der Erziehung aus, und jeder Schulunterricht, der nicht auf einem solchen guten Boden ruht, taugt für das Ganze der menschlichen Bildung gar nichts.“

Die Principien der häuslichen Erziehung gelten ihm also auch für die Schulen. Vor allen Dingen ist ihm die Schule eine Erziehungsstätte.

So sagt Gertrud zu Glülphi: „Ihr möchtet an euern Kindern thun, was die Eltern an ihnen verabsäumen und durch eure Schule nachhelfen, was ihnen daheim fehlt. Das ist freilich ein Gotteslohn (d. h. ohne materiellen Gewinn, auch ohne in die Augen springende Früchte), aber es greift sehr weit (ist von sehr großer Wichtigkeit und weitgreifendem Einfluß.) Das was man in der Schule treibt, das Schreiben, Lesen und Rechnen ist eigentlich nicht das, was ihnen daheim am meisten fehlt. Daß sie etwas lernen und etwas können, das ist freilich nutz und gut, aber daß sie etwas werden, daß sie das recht werden, was sie einst sein sollen, das ist, was noth thut und wozu es

ihnen daheim so vielseitig an Leitung und Führung fehl und wo ein Schulmeister, der das will, was ihr wollt, vorzüglich nachhelfen muß."

Der letzte Zweck der Schule muß also wie in der häuslichen Erziehung die Charakterbildung sein. „Wer in den Tag hinein lebt und sich nicht früh Vorsätze des Lebens macht, denen er mit Anstrengung und Aufopferung nachstrebt, aus dem wird nichts."

Die Unterordnung des Unterrichts unter die Erziehung ist von ungeheurer Wichtigkeit; dadurch erhält derselbe erst seine wahre Bedeutung und seine rechte Wirkung, zugleich aber auch seine Schranken. Das letzte Ziel des Unterrichts ist nicht das Wissen, sondern die Bildung. Das Wissen allein bläht auf, und wenn es als alleiniges Ziel hingestellt, also einseitig betrieben und quantitativ möglichst gesteigert wird, so vernichtet es nicht selten das seelische, ja auch das körperliche Leben. Es ist statistisch nachgewiesen, daß eine unnatürlich potenzirte Wissensbildung viele Opfer an physischer Kraft und Gesundheit erheischt. So wurden von denen, welche in Folge ihrer höheren Bildung sich die Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Militärdienste in Preußen, resp. dem norddeutschen Bunde erworben hatten, nur 10 Procent wirklich eingestellt. Dr. E. Engel macht dazu folgende Bemerkungen*): „Von 90 Procent der Berechtigten macht die Armee keinen Gebrauch und der bei Weitem überwiegende Grund der Unbrauchbarkeit ist physische Untüchtigkeit." — „Es dürfte schwerlich in Abrede zu stellen sein, daß ein Zusammenhang besteht zwischen der Ueberanstrengung des Körpers durch Studium .... und dem geistigen und leiblichen Verkommen so mancher einst zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden jungen Männer, dem frühen Hinsiechen und Tode nicht weniger den gelehrten Ständen Angehörigen und dem sich unter diesen Ständen einfindenden leiblichen und sittlichen Elend." Bei einem den erziehlichen Principien

*) Zeitschrift des Königlich Preußischen statistischen Bureaus v. Dr. E. Engel. 1869 S. 248. 254.

untergeordneten Unterrichte, der sich genau den Kräften des Kindes anpaßt, können solche Resultate nicht zu Tage kommen; Pestalozzi weist mit Recht darauf hin, daß die Kinder der Gertrud nicht nur die geweckteſten, ſondern auch die phyſiſch blühendſten ſind und daß des Lieutenants Schule bald dieſelben Erfolge erzielt. Zahlen beweiſen; in unſerm Falle beweiſt die Statiſtik, daß unſre höhere Schulbildung unmöglich auf geſunden, naturgemäßen Principien ruhen kann. Voll tiefen Ernſtes ſind die Worte, die Peſtalozzi gegen die Schulen richtet, welche die erziehliche Thätigkeit vernachläſſigen, welche die im häuslichen, im praktiſchen Leben liegenden Bildungsmomente verachten, oder ſie nicht zur harmoniſchen Ausbildung der im Kinde liegende Kräfte benutzen. Eine ſolche Schule entſpringt ihm aus Sünde und führt zur Sünde.

„Jede Schule, die die Kräfte des häuslichen Lebens im Kinde ſtört und daſſelbe aus ſeinem, den ganzen Umfang der Kräfte gemeinſam und harmoniſch bildenden Segen herausführt und demſelben ſtörend entgegen wirkt, geht von der Sünde aus und führt wieder zur Sünde. Die Erhaltung und Stärkung des häuslichen Sinnes und ſeines Lebens im Glauben und in der Liebe, im Beten und Arbeiten, im täglichen Anſtrengen ſeiner Leibes- und Seelenkräfte für Zeit und Ewigkeit, in der kindlichen, liebevollen, ſich aufopfernden Hingabe an ſeine Pflichten, dieſes Leben des wortleeren, aber kraft- und thatenvollen chriſtlichen Menſchen, als Fortſetzung der Angewöhnungen einer jeden chriſtlichen Wohnſtube durch die Schule in der That und Wahrheit zu fördern, war jetzt das einzige Ziel ſeiner Schule.“

Er wendet ſich damit einstheils gegen alle die Schulen, die nur auf Abrichtungskünſten baſiren, die weiter nichts wollen, als Kenntniſſe und Fertigkeiten mittheilen und die darüber den Menſchen vernachläſſigen oder gar tödten; anderntheils gegen die Schulen, die das Kind, das einſt im häuslichen, im bürgerlichen, im nationalen Leben wirken ſoll, mit Gewalt aus dieſer Sphäre herausheben und auf ein

unpraktisches, diesem Leben entgegengesetztes Ziel hinlenken, was allemal verderblich auf das Wohl des Einzelnen, wie auf das Gedeihen der Gesammtheit einwirken muß. Für manche der neuen Schulordnungen existirt die allgemeine Menschenbildung gar nicht, ja sie treten ihr direct entgegen als einer „abstracten" Bildung, die die bestehenden Verhältnisse in Staat und Kirche unterminiren wolle und deshalb religionslos und staatsgefährlich sei. Anstatt den Zweck der Bildung in den Menschen zu legen, setzen sie ihn außerhalb desselben, z. B. in Staat und Kirche, und machen dadurch die Schulen zu Abrichtungsanstalten für Formen, ertödten damit ihr inneres ideales Leben. Ihr Princip ist Materialismus oder Formalismus, ihre Methode Mechanismus, mögen sie auch das Prädikat der „Wissenschaftlichkeit" oder der „Rechtgläubigkeit", der „Confessionalität," für sich in Anspruch nehmen. Es ergibt sich daraus auch consequenter Weise die principielle Scheidung nach einer einseitigen z. B. religiösen Form in Confessionsanstalten. Die allgemeine Menschenbildung tritt gegen keine Confession feindlich auf, wenn aber die Confession sich als bestimmendes Princip für die Gesammtbildung geltend macht, so vernichtet sie damit die allgemeine Menschenbildung, sie will nicht die von Gott dem Menschen gegebenen Anlagen und Kräfte zum allgemeinen Gebrauche bilden, sie tritt also feindlich auf gegen den göttlichen Willen, sie wird zur Sünde. Sie entspringt aus Sünde, aus dem Bestreben menschlich Gewordenes (die Confession, als die begriffliche Darstellung religiöser Wahrheiten) über göttlich Gegebenes (die Menschennatur mit ihrer Bildungsbedürftigkeit) zu setzen. Wie die Confession nicht bestimmendes und belebendes Princip für die Wohnstube, so kann sie es auch nicht für die Schule sein.

Wenn aus den Principien Pestalozzi's die Confession als bestimmendes Princip für die innere Organisation der Schulen nicht abgeleitet werden kann, so wollen sie deswegen noch nicht religionslose Schulen, ja, sie treten nicht auf gegen die Confession im Religionsunterrichte. Und wenn Pestalozzi für den, der im practischen Leben wirken soll, die

bstract wiſſenſchaftliche Bildung verwirft, ſo iſt er damit ein Gegner der höhern, der Gelehrtenbildung; er erkennt deren Werth und Bedeutung auch für die Geſammtheit an. „Wenn aber Einige mit ausgezeichneten Anlagen eine weitere Bildung ſich erwerben, ſo fallen die Vortheile ihrer höhern Bildung dennoch ſegnend auf die Maſſe des Volks.“

Aber er will deshalb keine abgeſonderte Bildung in den elementaren Stadien, weil dadurch die Gelehrten dem Volksleben entfremdet, mit ihm in Widerſpruch geſetzt werden. Deshalb ſagt er von den Theologen: „Man muß Geduld mit ihnen haben, ach, ſie bilden ſich in andern Schulen.“ Die Volksſchule muß überall die erſte Stufe auch für die höhere Schule ſein, wie dies z. B. in Frankreich, Oeſtreich, der Schweiz der Fall iſt.

Verwirft er nun ſchon für die eigentlichen Gelehrtenanſtalten beſondere Vorſchulen, ſo noch mehr für die, die das bürgerlich praktiſche Leben zum Ziel haben. Leider haben ſich deren viele von den „Bildungsmitteln für das häusliche praktiſche Leben und für alle Verrichtungen desſelben“ entfernt und ſind in „einſeitig beſchränkte, von dem Geiſt und den Endzwecken des häuslich-praktiſchen Lebens getrennte und ſogar ihnen nachtheilige, ſie hemmende und ſtörende Bildungs- und Unterrichtsanſtalten ausgeartet.“

Aber nicht blos dem bürgerlichen, auch dem nationalen Leben ſind ſolche abgeſchloſſene, auf ganz andern, auf widernatürlichen Principien ſich erbauende Schulen verderblich, verderblicher, als je Schlagbäume und politiſche Grenzen werden können: ſie vernichten die nationale Einheit in ihrer Wurzel. Wer mit dem Vaterlande es wohl meint, der kann für ſolche Schulen nicht eintreten.

Der Beruf des Lehrers in ſolchen Schulen, welche nur Kenntniſſe und Fertigkeiten mittheilen, iſt ein viel leichterer, aber auch niedrigerer, als in Schulen, die ſich die Charakterbildung als Hauptaufgabe ihrer erziehlichen Thätigkeit zum letzten Zweck geſetzt haben. Es iſt eine hohe und heilige Aufgabe, die Peſtalozzi dem Lehrer zuertheilt, und

die daraus abgeleiteten Forderungen an die Perſon des Lehrers ſind keine leichten.

„Ja, liebe Frau“, ſagt Glülphi zur Gertrud, „mein Entſchluß iſt groß und geht weit über meine Kräfte. Ich kann wohl meine Kinder in dieſem oder jenem unterrichten, aber du haſt mich gelehrt, wie nichtig das, was aller Unterricht den Kindern geben kann, iſt, wenn die Erziehung nicht mithilft, daß die Kinder innerlich und äußerlich kraftvoll das werden, was ſie ſollen und ſich das einüben und gleichſam zur andern Natur machen, was recht und gut iſt und ihnen durch ihr Leben noth thut. Und wie rein, wie erhaben rein, wie kraftvoll und fehlerlos, ich möchte ſagen, wie von Sünden rein muß das Herz deſſen ſein, der ſeine Kinder mit Sicherheit zu dieſem Ziele zu führen im Stande iſt!“

Welche Demuth! Welche Selbſthingabe! Und der Vorwurf, es habe Peſtalozzi der rechte Glaube gefehlt, ſollte ein gerechter ſein? Da, wo Peſtalozzi von einem reinen Herzen ſpricht, iſt er ja weit entfernt von phariſäiſcher Selbſtgerechtigkeit und Eitelkeit, er meint damit den redlichen Willen, das Streben nach der Wahrheit — „Selig ſind die reines Herzens ſind,“ ſpricht der Heiland —, aber er kennt ſehr wohl die menſchliche Schwachheit.

Glülphi ſagt: „Wer darf Dorfſchulmeiſter werden, wenn er fürchten muß, daß jeder ſeiner Fehler ſeinen Schulkindern zum Unſegen oder ſogar zum Fluch werden kann?“ Und Gertrud erwiedert: „Des Menſchen Thun iſt nichts; er muß auf Gott vertrauen und mitten in ſeiner Schwäche und in ſeinen Fehlern auf Gottes Segen hoffen. Ich habe es erfahren: Gott iſt in den Schwachen mächtig. Wer es redlich meint und mitten in ſeinen Schwächen das Gute fördert und ſucht, ſo gut er es vermag, den ſegnet Gott, der oft in ſeiner Liebe wunderbare Folgen der Fehler aufhebt, die die Menſchen in ihrer Schwäche täglich machen.“

Glülphi: „Und ſo meinſt du, wird Gott auch mir bei meiner Schule helfen, wenn ich mit Geduld und Selbſtüberwindung vom Morgen bis an den Abend mit reinem Herzen thue, was ich kann, und leide, was ich ſoll?“

Gertrud: „Ihr werdet in eurer Schule Wunder ſehen, wenn Ihr auf Gott vertraut und dem Werk des Herrn, dem ihr euch widmet, mitten unter allen Schwierigkeiten, die euch aufſtoßen werden, getreu verbleibt. In dieſem Glauben lebte ich und für dieſen Glauben betete ich jeden Morgen und jeden Abend zu Gott und zu meinem Heilande.“

Haben alſo diejenigen, welche den Lehrern, die für die allgemeine Menſchenbildung Peſtalozzi's eintreten, den Vorwurf der Selbſtüberhebung und des Stolzes machen, Recht?

„Aller Unterricht und jede Erziehungsbeſtrebung, die von der Sünde ausgeht und ein Werk unſerer Selbſtſucht iſt, iſt wie verflucht.“

„Segen und Fluch ſind gleich in der Hand des Erziehers, und wenn er nicht reines Herzens iſt, wenn ſein Unterricht und ſeine Bildungsmittel von dem Böſen und Schlechten ausgehen, das in ihm ſelbſt liegt, ſo hängen ſie ſich dadurch nicht nur an alles Schlechte und Böſe, das in ſeinen Kindern, ſondern auch an alles Schlechte und Böſe, das im Lande iſt.“

Nachdem wir die Anſichten Peſtalozzi's über innere und äußere Organiſation der Schulen, ſowie über die Perſon des Lehrers zuſammengeſtellt, kommen wir noch auf eine Frage, nämlich über die Leitung der Schulen. Directe Ausſprüche hierüber exiſtiren nicht und gewiß ſind die Zeitfragen, ob die Schule Kirchen- oder Staats- oder Gemeindeanſtalt ſein ſoll, nicht aus dem Boden der allgemeinen Menſchenbildung entſproſſen, die die Schule zu einer Angelegenheit der Menſchheit gemacht hat. Wenn dergleichen Fragen, zu denen auch die confeſſionelle gehört, alſo Fragen rein formeller Natur, eine ſo lange Zeit ungelöſt auf der Tagesordnung ſtehen, ſo iſt das ein Zeichen, daß das innere Leben darnieder liegt, und wo das iſt, da werden auch keine genügenden äußeren Formen geſchaffen. Ein kräftiges inneres Leben ſchafft ſich dieſe Formen von ſelbſt.

Im Mittelalter gab es nur Schulen zur Bildung von Theologen und höheren Beamten; durch die Reformation

zu dienen, nur sich selbst, ihrer Selbstsucht, Sinnlichkeit und Eigenliebe fröhnt, und die darum auch die wahre Volksbildung nicht will und ihr entgegen arbeitet, wie dies z. B. der Hartknopf thut.

„Die Schlechtigkeit von Tausenden, die in ihrer Unrechtlichkeit, in ihrer Selbstsucht, in ihrer Lieblosigkeit und Sinnlichkeit wohl, gewandt und bereitwillig bedient sein wollen und bedient sein müssen, muß natürlich den Widerwillen gegen irgend eine wahre Volksbildung und damit die ängstliche Sorgfalt für die ersten Mittel, das Volk zum Dienst der Selbstsucht und der Sinnlichkeit forthin und auf immer abrichten zu können, in jedem Land immer in dem Grade steigern, als die Zahl der Menschen, die für ihre Unrechtlichkeit und Selbstsucht, für ihre Sinnlichkeit und ihren Thierfinn wohl bedient sein müssen, darin zunimmt" — ein sehr scharfes, aber wahres Wort, das auch für unsere Zeit seine Geltung nicht verloren hat. Pestalozzi führt damit die Feindschaft gegen die wahre Volksbildung auf ihre tiefsten Quellen zurück. Auch in der Ueberschrift zu Cap. 20. deutet er darauf hin, wenn er diese Richtung eine Zeitabschwächung (d. h. eine in der damaligen Zeit besonders stark hervortretende Abschwächung) nennt, die aus der durch Sinnlichkeit verdorbenen Einbildungskraft entspringt, eine Nervenschwäche, welche mit dem Luxus, dem lüderlichen Leben, der Neigung zur Gemächlichkeit, dem Bilderdienst, dem Sektengeist, dem Mißtrauen und der Verleumdungssucht im engsten Zusammenhange steht. Für ihre aus solchen Quellen entsprungenen Meinungen und Ansichten werden die Menschen zu der fanatischen Anstrengung, zur größten Herzlosigkeit und Gewaltthätigkeit geführt gegen Alles, was mit ihren Meinungen nicht übereinstimmt und sie opfern dieser Meinung Alles, auch das Heiligste und Höchste. Diese Richtung weist nur auf ein inneres Verderben und eine Abschwächung der menschlichen Kräfte hin und führt zu einem leeren Imaginationsspiel, zu Aberglauben und Abgötterei.

dem wonnetrunkenen Auge Glülphi's vorüberziehen (IV, Kap. 74 bis 79) weist er auf ein Erziehungsministerium hin, welches die Angelegenheiten der Menschenbildung und Volkserziehung in ihrem Geist und in ihrer Wahrheit organisirt, constituirt und durch Einsicht, Kraft und Mittel so weit in Ordnung bringt, als es die Zwecke erfordern, und später stellt er die Volkserziehung und Nationalcultur als Angelegenheit einer weit vorgeschrittenen Staatskunst hin. Aber sie ist nicht reine Staatssache: die Theilnahme des Geistlichen, des Lehrers und der bessern Einwohner des Dorfes deuten die Allgemeinheit der Schulangelegenheit an und es sind darin die grundlegenden Ideen zur Selbstverwaltung der Schulen enthalten, wie sie sich in unserer Zeit immer mehr Geltung verschaffen.*) Das Unterrichtsministerium muß aber nicht allein durch die Theilnahme des Volkes, sondern auch durch die Wissenschaft gestützt werden.

„Ein Ministerium in einem Reiche, in dem keine einzige, der Erforschung und Erziehungskunst geweihte Anstalt und kein einziger öffentlicher Lehrstuhl dieser Wissenschaft zu finden ist, steht wie ohne Hände und Füße da und muß in jedem Falle diesen Mangel um so tiefer fühlen, als es mit guten Köpfen besetzt ist und reinen, guten Willen und wahre Liebe zum Volk hat."

Ein schöner Traum! Aber er ist nach fast 100 Jahren noch nicht zur Wahrheit geworden! Die Hauptsache ist und bleibt für Pestalozzi die rege, für das Volkswohl sich aufopfernde Theilnahme der einzelnen Mitglieder jener die neue Volksschule ins Leben rufenden Gesellschaft, die er eine „Regierungsversammlung" nennt (IV, Cap. 64.), eine Theilnahme, aus der allein eine Hebung des Volksschulwesens

*) „Die Selbstverwaltung der Volksschule" von Dr. R. Gneist (Berlin bei J. Springer 1869) von der Idee des modernen Staates aus dargelegt, trifft in seinen Grundzügen mit den Principien der neuern Pädagogik zusammen. — Was aber wichtiger ist bei dieser Schrift: Die eingehende Theilnahme hervorragender Persönlichkeiten am Volksschulwesen sichert demselben auch eine größere Theilnahme des Volkes, die zum Gedeihen der Schulen nothwendig ist.

und damit eine Förderung der Volkswohlfahrt entspringen kann.

„Der Geist und das Herz, der alle Personen, denen die Verwaltung und Besorgung eines Dorfes anvertraut ist, beherrschen sollte, lebte in einer hohen, die Menschennatur erhebenden und befriedigenden Weise in diesen Personen.“

Mit Entschiedenheit weist er jede Einmischung auch der Nächstbetheiligten, der eignen Eltern, zurück, wenn sie nicht aus diesem Geiste, sondern aus selbstischem Interesse entsprungen ist, wie er dies durch die Hinausweisung der Alten aus der Schulstube andeutet. Und so sehr er es beklagt, daß der Staat, obwohl er herrschaftliche Jäger gegen Wölfe und wilde Schweine auf die Beine bringe, gegen die größern Uebel der Volksbedrückung und Verdummung nichts thue (IV. Cap. 73 ein vernichtender Sarkasmus!), so sagt er, auf die gegenwärtigen Verhältnisse Rücksicht nehmend, dennoch: „Es ist vielleicht noch gut, daß unter unsern Umständen von oben herab nicht gegen alle Uebel, unter denen das Land leidet, solche Jäger auf die Beine gebracht werden und im Land herumjagen.“

4. Methode und Unterrichtsstoff.

Die Methode der frühern Schulen war die abrichtende; Basedow suchte diese Abrichtung nur auf die bequemste Weise ins Werk zu setzen.

„Ihre Ansichten bei der Bildung beschränken sich auf lesen, schreiben und rechnen können; vom Denken weiß sie so wenig, als vom Glauben, Lieben und Arbeiten.“

„Man gibt den Kindern eine Art, mit dem Maul ein Weites und Breites über Sachen zu machen, hinter denen für sie nichts steckt und die sie nicht verstehen und im Herzen tragen, mit denen man ihnen das Gedächtniß und die Einbildungskraft so anfüllt, daß das rechte Alltagsgehirn und der rechte Brauchverstand im menschlichen Leben dadurch zu Grunde geht.

Pestalozzi verwirft diese Methode als Verderben bringend, als entsittlichend.

„Glülphi fühlte mit jedem Tage mehr das große Verderben der trügenden Abrichtungskünste. Er fühlte dieses Verderben der Abrichtungskünste in sittlicher Hinsicht vorzüglich in dem Einfluß der auswendig gelernten und gedanken- und gefühllos hergeplapperten Gebete, er fühlte es in dem Selbstbetrug, in dem wir die im Gedächtniß und in der Phantasie lebenden Bilder und Wörter von religiösen Gegenständen für wirklich religiös belebte Kraft unsres Geistes und Herzens ansehen. Er erkannte es in geistiger Hinsicht in den gedankenlos gelesenen, nur mit dem Gedächtniß wörtlich gefaßten, so geheißenen Verstandesübungen in den Schulbüchern und in der Selbsttäuschung, die nothwendig daraus entspringt, wenn wir uns durch das Gedächtniß das wörtliche Bewußtsein von Wahrheiten einüben, die, um wirklich gefaßt und begriffen zu werden, einen weit gebildeteren und höhern Grad der Denkkraft und des Urtheilsvermögens voraussetzen, als derjenige ist, den Kinder besitzen. Er erkannte es endlich in Kunst- und Berufshinsicht in vielseitigen Angewöhnungen, Sachen, die wir hundert und hundert Mal schon gethan haben, dennoch auf eine ungeschickte und der Natur dieser Sache nicht angemessene Weise in die Hand zu nehmen und dabei trotz aller Erfahrungen doch unsre Ungeschicklichkeit und Ungewandtheit nicht einzusehen."

Diesem sittlichen, geistigen und physischen Verderben der Abrichtungskünste, diesem verhärteten Routineleben unserer Zeitmenschen setzt er „die elementarische Ausbildung unserer sittlichen, geistigen und Kunstkräfte entgegen."

Die pestalozzi'sche Methode richtet sich also nicht allein auf die Unterrichtsgegenstände und deren Bearbeitung, sondern auf das Kind und dessen Behandlung.

Aber auch bei dieser Methode, welche die Anlagen und Kräfte des Kindes bilden will, kann noch ein verderblicher Weg eingeschlagen werden und er warnt davor, wenn er sagt: „So wenig der neue Schulmeister die Kräfte und Anlagen der Kinder schlafen lassen wird, so wenig wird er sie durch die bösen Künste leidenschaftlicher Triebe und un-

reiner Umtriebe beleben und mit dem wilden Feuer eitler und roher Bestrebungen auf eine Weise anfachen, daß sie sich unter einander selbst aufreiben und verzehren;" er betont „die Nothwendigkeit der Unterordnung der Geistes- und Kunstbildung unter die Herzensbildung, die durch die ganze Bildungsepoche des Menschen, das ist von der Wiege bis zur Bahre statt finden muß."

„Der Mensch muß sich geistig und physisch im Dienst des Glaubens und der Liebe entfalten und ausbilden, wenn er durch seine Ausbildung sich befriedigen und veredeln soll. Das ist Gottes Ordnung über Geist, Herz und Kunst, aus deren inniger Einheit die Menschlichkeit, ein die Menschennatur wahrhaft befriedigendes Leben allein hervorzugehen vermag."

„Diese Ordnung Gottes spricht die Natur im Leben aus," (daher der Grundsatz der naturgemäßen Erziehung). „Die verkünstelte Kraft unserer Natur muß uns zu allem dem hinführen, was der Tod der Menschlichkeit, die Erkaltung des Lebens im Glauben und in der Liebe und des hohen, heiligen Eifers für Wahrheit und Recht, sowie den Verlust aller hohen und heiligen Ansicht der Kunst (d. h. die Menschen haben dann nicht mehr von ihrem Können, ihrem Handeln die rechte hohe und heilige Ansicht) hervorbringt."

„Wenn die Erziehungskunst, anstatt den ewigen Gesetzen der Natur untergeordnet mitzuwirken, sich herrschend über dieselben hermacht und sich vermißt, ihr Streben nach ihrer Willkür, das ist nach den Ansichten ihrer Gelüste, ihrer Selbstsucht und ihres Verderbens zu beleben, zu reizen, zu lenken und zu verkünsteln und dann in dieser Verkünstelung entweder anzustrengen; zu steigern und sogar zu begeistern, oder aber dieses Streben zu hemmen, zu lähmen, zu bändigen, so kann diese durch unnatürliche Verkünstelung bald erstickte, bald belebte Strebekraft unserer Natur nicht mehr auf die Erzielung der Menschlichkeit hinwirken, sondern muß dieser Erzielung hinderlich und der Menschennatur selbst im höchsten Grade verderblich sein."

Eine ſolche Erziehung „öffnet der Unmenſchlichkeit zu ihrem ſchrecklichen Leben Thür und Thor und führt unſer Geſchlecht durch Unglauben und Liebloſigkeit, durch empörenden Widerſtand gegen Wahrheit und Recht, durch Unterdrückung der Schwäche, durch Verhöhnung des Leidens und durch Mißbrauch der Kunſt zur Verödung des Geiſtes und Herzens, zur Verwilderung unſerer Natur.“

Auf die Frage, wie eine ſolche Schule einzurichten ſei, die auf den ganzen Umfang der Kräfte unſerer Natur bildend einwirke, ſagt der Baumwollenmeyer: „Es kommt bei der Einrichtung einer ſolchen Schule auf Erfahrungen und Fertigkeiten an, für welche eine gute Frau viel mehr Sinn hat, als ein Mann.“

Und als Glülphi nun mit der Gertrud, auf welche der Baumwollenmeyer hingewieſen, reden will, da erhält er zur Antwort: „Ich habe in meinem Leben nie an Erziehung gedacht, es iſt mir auch nie in den Sinn gekommen, daß ich jemals in den Fall kommen könnte, ein Wort darüber verlieren zu müſſen;“ und Glülphi erwiedert auf dieſe ablehnende Bemerkung: „Eben das, daß du nicht weißt, was du hierin biſt, iſt der größte Beweis, wie wahrhaft das in dir liegt, was ich bei dir zu lernen nothwendig habe.“

So paradox das klingt, ſo liegt darin doch die Wahrheit, daß der Segen der Erziehung nicht von einer verſtandesmäßigen Reflexion, ſondern von einem reinen Herzen abhange, das das Gute ernſtlich will und ſich, frei von eitler Selbſtüberhebung, auf eine höhere Hilfe verläßt. Darum ſteigt auch Glülphi „durch ſein Herz, und nicht durch ſeinen Kopf auf die Höhen der Menſchlichkeit;“ nicht der Kopf, ſondern das Herz macht den Erzieher. Und wo könnte ein hingebenderes Herz für die Kinder gefunden werden, als bei der Mutter? Darum lernt Glülphi die Methode für ſeinen erziehlichen Unterricht bei der Mutter und ſucht ſeine Schule nach dem Geiſte der Wohnſtube einzurichten, wie der Pfarrer in ſeiner Predigt ſagt: „Der Segen, der den Menſchen durch die Schule zufließen ſoll, iſt nur eine Verſtärkung, Erhöhung und Sicherung der Segnungen, die den Menſchen

durch das häusliche Leben bereitet werden sollen. Das christliche Hausleben und sein eigentliches Heiligthum, die Vater, Mutter und Kinder im Glauben und in der Liebe vereinigende Wohnstube muß deshalb als das heilige Fundament einer jeden guten christlichen Schule angesehen werden."

Nur aus einem sich ganz hingebenden Lehrerherzen kann also die rechte segenbringende Methode entspringen. So wurde Glülphi „täglich kraftvoller, in all seinem Thun auf das innere Wesen der Liebe, des Glaubens, des Denkens und Handelns seiner Kinder einzuwirken."

Und von der Gertrud heißt es: „Auch das Wenige, was sie ihren Kindern gab, war durch die Art, die Kraft und die Liebe, mit der sie es ihnen gab, bildend und groß. Jedes einzelne Wort ihres Unterrichts wirkte, als gleichsam aus dem Ganzen ihres mit dem Leben ihrer Kinder verwobenen Lebens hervorgehend, nicht als ein einzelnes Wort, sondern als etwas, das, aus dem Ganzen ihres mütterlichen Seins und Verhältnisses hervorgehend, durch die Innigkeit der Verbindung, in der sie mit ihr lebten, in seinen Keimen gleichsam schon zum Voraus in ihren Kindern selbst lag. Ihre Kunst war ihr Leben und ihre Kunstbildung ging ganz aus diesem Leben hervor. Darum war aber auch der Erfolg jedes ihrer Worte kraftvoll und ein ganz anderer, als er gewesen wäre, wenn ihre Worte nicht in dem lebendigen Zusammenhang ihres Lebens mit dem Leben ihrer Kinder gestanden hätten. Sie ergriffen deshalb aber auch Alles, was sie ihnen zeigte, wie wenn sie nichts lernten, wie wenn es schon vorher in ihnen gelegen hätte. Ihr Lernen legte eigentlich nicht in sie hinein, es entfaltete nur die Kräfte, die in ihnen selbst lagen und durch welche sie das, was sie äußerlich erkannten und aufnahmen, als einen reinen Erwerb ihrer selbst und ihrer eigenen Kraft, und nicht als etwas fremdartig in sie hineingelegtes in sich selbst liegend erkannten . . . Das, was im Unterricht der Gertrud abrichtend war, war durch Liebe und Glauben geheiligt und veränderte dadurch gleichsam seine Natur."

„Glülphi fühlte, wie sehr jeder Unterrichtsgegenstand

psychologisch tief erkannt und bearbeitet werden müssen, wenn er den Kindern auf eine Art beigebracht werden solle, daß er die Kinder ergreife und fessele."

Nur so ist sein Werk kein Anlernen und Abrichten, sondern eine bildende, eine erziehliche Thätigkeit. Sympathisch werden die schlummernden Kräfte und Anlagen geweckt und an der gereiften geistigen und sittlichen Kraft des Lehrers rankt sich das junge Leben der Kinder empor. Denn „die Denkkraft des Menschen bildet sich nicht durch Reden über das Denken, die Fertigkeiten nicht durch Reden über sie, Glauben und Liebe bilden sich durch die Thatsache des Lebens im Glauben und in der Liebe."

„Das Leben ihrer frommen und weisen Mutter ging in der ganzen Fülle seiner Wahrheit und seiner Höhe in sie hinüber."

„Der wörtliche Unterricht verschwand gleichsam im Geist und Leben ihres wirklichen Thuns, aus dem der Unterricht immer hervorging und zu dem er hinführte."

„Das Wesen des Unterrichts müssen nicht Worte, sondern das Leben selbst sein, thatsächlicher Ausdruck der Sorgfalt und der Liebe für die Kinder. Das Wort der Lehre ist gleichsam nur der Wiederhall der innern Mutterſorge, aus welcher die Lehre so natürlich und einfach herausfließt, daß sie dem Kinde ganz eigentlich als Sorgfalt und nicht als Lehre in die Augen fällt. Darum wirkt er als Lehre so außerordentlich."

Das sind die „Erfahrungsanschauungen," auf welche sich die Lehre gründen muß und durch welche die Kräfte entwickelt werden.

„Indem man die Menschen unverhältnißmäßig viel mit dem Mund lehrt und ihnen den Kopf mit Wörtern füllt, ehe ihr Gefühl und Verstand durch Erfahrungsanschauungen gebildet ist, verwirrt man ihre besten Anlagen, schwächt ihren Geist und ihr Herz und untergräbt damit die Fundamente ihres Hausglücks."

„Das Leben bildet, und das bildende Leben ist nicht Sache des Wortes, sondern der That." Darum findet

Glülphi „das größte Gewicht zur Verstandes- und Herzensbildung“ in der Arbeit selbst. Er richtet seine ganze Kraft dahin, „die Kinder täglich und in jeder Beziehung an einen hohen Grad der Anstrengung und Ausharrung zu gewöhnen, früh und spät auf dem Platze zu sein und nichts langsam in die Hand zu nehmen, bei allem Thun schnell vorwärts zu gehen und nirgends müßig umherzustehn.“

„Die Arbeitsamkeit ist vorzüglich geeignet, das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte zu erhalten und zu stärken.“

„Die Arbeitsamkeit, die physische Thätigkeit, ist das heilige und ewige Mittel der Verbindung des ganzen Umfangs unserer Kräfte zu einer einzigen gemeinsamen Kraft, der Kraft der Menschlichkeit. Sie bildet den Verstand, gibt den Gefühlen des Herzens Kraft, verhütet das Schweifen der Sinne, das die Kräfte und die Reinheit des Lebens tödtet, stumpft den eiteln Zungen die Spitze ihrer Geschwätzigkeit ab, bewahrt den Pflichtsinn unserer Natur vor dem Verderben und verhütet, unser Maulbrauchen über das Thun für das Thun selbst, unser Geschwätz über Heldengröße für Heldengröße und unser nichtiges Träumen über die göttlichen Kräfte des Glaubens und der Liebe für diese Kräfte selbst anzusehen.“

Nicht zu unnützem und überflüssigem Wissen sollen die Kinder geführt werden, sondern zum Können des Nöthigen und Nützlichen und durch dieses Können zum Erkennen.

Was sie können sollen, also die Unterrichtsgegenstände zeigt ihm das praktische Leben.

„In der Entfaltung der Kräfte kannte er keine Schranken, aber in der Anwendung entlehnte er die Mittel den Ansprüchen und Bedürfnissen ihres Standes, um ihre Kräfte in den Geist und die Bedürfnisse desselben hineinzulenken, damit sie sich in den Schranken ihres Standes glücklich und gesegnet fühlen.“

Die Schulen also, die für das bürgerlich praktische Leben vorbereiten sollen, das heißt die eigentlichen Volksschulen im Gegensatze zu den Gelehrtenschulen, entsprechen nicht ihrem Zwecke, wenn sie die Mittel anderswoher entnehmen,

als aus diesem Leben; ein sehr wichtiges Princip, das aber leider noch vielfach verletzt wird, woraus dem Volksleben großer Schaden erwächst. Man erzeugt im Bürgerstande eine so geheißene „wissenschaftliche“ Halbbildung, die den klaren Blick ins Leben verhüllt und das Herz verödet, indem sie stolz und aufgeblasen macht und der praktischen Thätigkeit entfremdet. Nur das Einfache führt zum Soliden, die einfachsten Bildungsmittel aber sind ihm die zunächst liegenden.

„Die Gefahren, das Volk oberflächlich, einseitig, beim wenig Können zum viel Wissen zu führen, sind entschieden, hingegen aber sind auch die Vortheile, das Volk beim verhältnißmäßig wenigen Wissen zum vielen Können zu führen, ebenso entschieden. Es kommt Alles darauf an, ob man das Volk in der Wahrheit seiner Kräfte, oder ob man es im Trug seiner Kraftlosigkeit durch Kenntnisse und Fertigkeiten weiter führe, die nicht solid, sondern nur oberflächlich sind.“

„Die zahllosen verbildeten Halbköpfe können bei schlechter Bildung der menschlichen Gesellschaft großen Schaden bringen.“

Daß Pestalozzi dabei weit entfernt ist, in das niedrige Utilitätsprincip zu verfallen, daß er sehr wohl auch ein ideales Leben kennt, beweist sein Lob des Gesanges (IV. Cap. 70.), noch mehr aber seine Festsetzung und nähere Begründung des religiösen Unterrichtes. (III. Cap. 17.)

Gertrud betrachtete das Lesen in der Bibel „als eine Handlung der innere Erhebung ihres Herzens durch Vorstellungen von Gegenständen, die sie glauben und über die sie nicht grübeln sollten.“

Pestalozzi gibt die Principien zur Auswahl des Unterrichtsstoffes, nicht aber einen Lectionsplan, der sich ja auch zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen verschieden gestalten muß. Die Hauptsache ist ihm die religiöse Bildung durch den Religionsunterricht und diejenigen, die heutzutage den Religionsunterricht aus der Schule verweisen wollen, ruhen wenigstens nicht auf pestalozzischen

Anschauungen. — Voll psychologischen Scharfblickes sind seine Ausführungen über die Denk- und Sprechübungen, die dem Lesen und Schreiben vorhergehen müssen, sowie über das Rechnen und die Naturkunde.

Auch die Bildung der Kinder im vorschulpflichtigen Alter deutet er an und hat damit Bestrebungen angebahnt, die in den Fröbelschen Kindergärten ihren Ausdruck gefunden haben.

„Glülphi träumte sich (stellte sich im Geiste vor), wie leicht es ihm in kurzer Zeit werden müsse, in Bonnal neben seiner Schule ein Kinderhaus zu eröffnen, wohin arme Mütter, die die Nothdurft des Lebens von der Seite ihrer Kinder wegreißt, ihre noch nicht schulfähigen Kinder bringen und wo sie sie den Tag über besorgen lassen könnten. Er träumte sich, (und darin liegt der Hauptsegen der Fröbelschen Bestrebungen), was für eine himmlisch schöne und bildende Uebung das für seine älteren Schulmädchen sein würde, der Reihe nach diese Kinder den ganzen Tag über in allem Nöthigen zu versorgen und sich selbst die Art und Weise einzuüben, wie dies geschehen müsse und wie die Anfangspunkte der geistigen, sittlichen und Kunstentwickelung für diese Kinder in ihrer ersten Einfachheit ergriffen und für ihre Bildung von der Wiege auf benutzt werden könnten."

Ueberhaupt müssen wir bei den Pestalozzi'schen Schriften immer festhalten, daß sie keine Detailvorschriften geben wollen. Mit divinatorischem Geiste offenbart Pestalozzi die erhabensten Ideen; die Consequenzen daraus zu ziehen, die praktischen Durchführungen derselben überläßt er denen, deren Angelegenheit es ist. Er will nur dazu anregen. So sagt er in Bezug auf den pädagogischen Gehalt des Buches, daß es kein „Schulmeisterbuch" sein solle und in Beziehung auf die übrigen Verhältnisse sagt er dasselbe. „Das Buch enthält kein einziges Recept für irgend einen Detailumstand von den Millionen einzelner Bedürfnisse des Volks, denen soll es den Bauern in diesen einzelnen Bedürfnissen dienen können, und indem es auf die Richtung ihres Kopfs

und ihres Herzens Einfluß hat, ſie ſelber auf die Spur der Detailrecepte, die ſie nöthig haben, führen."

Zum Schluß noch ein Wort über die **Wirkung** eines ſolchen erziehlichen Unterrichtes. Der Baumwollenmeyer nennt ſie in die Augen ſpringend.

„Ihre Kinder ſind lebendig, heiter, thätig. Was ſie ſagen, iſt verſtändig, überlegt, geradſinnig und liebreich. Was ſie arbeiten, kann man nicht beſſer wünſchen, als ſie es machen. Sie beten mit Andacht. Sie ſingen mit Jubel. Sie leſen die Bibel mit Glauben. Sie antworten in der Kirche, wie keine im Dorf. Jedes von ihnen iſt in ſeinem Alter, in ſeiner Lage und in ſeinen Verhältniſſen, was es ſein kann und ſein ſoll. Das in der Wiege iſt das beſte Wiegenkind, das ich kenne. Das zweijährige, das vierjährige, das ſiebenjährige, jedes iſt, was es für ſein Alter und ſeine Lage ſein kann und ſein ſoll."

Und wie dieſe Kinder, ſo ſoll der Menſch überhaupt gebildet werden für ſeine zeitliche, wie für ſeine ewige Beſtimmung. Das iſt die Aufgabe der Erziehung, auf deren richtgier Löſung nicht blos das Wohl der Einzelnen, ſondern auch der Segen der Staaten beruht, eine Aufgabe, werth des Schweißes der Edelſten!

„Eine ſolche Volksbildung würde bewirken, „daß der ſtille, häusliche Berufsſegen durch die heilige Vereinigung des Betens und Arbeitens in den Wohnſtuben des Volks wieder einen reinern und beſſern Boden erhalten würde, als er ſich jetzt im Allgemeinen zu rühmen haben mag;"

„ſie würde die Väter und Mütter des Landes fähiger machen, ihren Kindern beizuſtehen und in ihrem Thun und Laſſen einen wahrhaft bildenden Einfluß auf ſie zu haben;"

„ſie würde die Kraft des Volks, ſeine Anlagen zu brauchen und ſich in allen Bedürfniſſen ſelber und ſelbſtſtändig helfen zu können, allgemein beleben und millionenfach erhöhen; den ſchlafenden Volksgeiſt würde ſie wecken und die menſchlichen Kräfte und Anlagen auch äußerlich ins Leben ſetzen, d. h. zum aktiven Dienſtmittel des häuslichen und öffentlichen Segens erheben, indem ſie die geiſtigen und

mechanischen Fundamente aller Erwerbsmittel weit tiefer begründete;"

„sie würde der Abrichtungselendigkeit für einen bestimmten Stand, der Handwerksmäßigkeit, dem herz- und gedankenlosen Routineleben wehren;"

„sie würde auf den Staatszustand, auf Finanzen und Industrie den wohlthätigsten Einfluß haben;"

„sie würde endlich das Volk dazu erheben, alle Erwerbszweige zugleich unter dem höhern Gesichtspunkte, als Mittel zu seiner eignen persönlichen, sittlichen und geistigen Selbstständigkeit ins Auge zu fassen. Der Erwerb wäre dann nicht mehr ein bloßes Geldspiel, bei dem man trotz eines äußerlichen Flores zu immer größerer Sinnlichkeitsverwilderung versinkt, sondern er würde zum wahren Segen des Landes gereichen."

Zur höchsten Begeisterung aber erhebt er sich in Kap. 79, wo er in seiner Volksbildung die Mittel zur Widerherstellung des Mittelstandes erblickt — ein Kapitel, voll der tiefsten socialen Ideen.

Aber wenn man so, nach der leichtern Lectüre der epischen Stellen, in diese tiefen Ideen hineingeführt wird, so erscheinen diese Ideen wohl — und dazu mag der eigenthümliche Stil Pestalozzi's auch das Seine mit beitragen — langweilig und nichts sagend. Doch bei längerm Verweilen, bei tieferm Eindringen, bei öfterem Lesen geht uns ihre tiefe Bedeutung mehr und mehr auf — wie ein ächtes Kunstwerk um so erhabener erscheint, je tiefer wir in seinen Geist eindringen — und wir erblicken darin die Grundzüge einer vollständigen socialen Reform, die sich allerdings theilweise durch die Mittel, welche Pestalozzi angebahnt hat, schon vollzogen hat, von deren Vollendung aber unsere Zeit noch weit entfernt ist, hauptsächlich in Folge der reactionären Tendenzen, welche bald nach Beendigung der Freiheitskriege herrschend wurden und sich immer mehr gesteigert haben.

Ich schließe hiermit die Einleitung in die abstrakte Darstellung der Ideen Pestalozzi's, bemerke aber auch hier, daß ich sie weder nach ihrem Umfange, noch nach ihrer ganzen

Bedeutung und ihrer unerschöpflichen Tiefe dargestellt habe. Leider ist zu diesem berühmten Werke noch nie ein eingehender Commentar erschienen; so weit meine Kenntniß reicht, sind diese Einleitungen der erste Versuch, die in Lienhard und Gertrud enthaltenen Ideen zusammenzustellen und unter allgemeine Gesichtspunkte unterzuordnen; vielleicht wird dadurch ein Anstoß gegeben, die social-pädagogische Literatur auf dies noch ganz brachliegende Feld hinzulenken.

Der vierte Band hat eine größere Ausdehnung erhalten, weil darin noch einige Kapitel aus dem dritten Bande der ersten Ausgabe Aufnahme finden mußten, welche in der Cotta'schen Ausgabe ganz fehlen (86—91 und 93—95) und die nicht nur ihres erhabenen innern Gehaltes, sondern auch der Fortführung der Erzählung im fünften Bande wegen nicht fehlen durften. Auf diese Kapitel, namentlich den Tod der Kienastin und die Kinderlehre mache ich ganz besonders aufmerksam.

1. Erste Zugabe zu der Lebensbeschreibung der Sylvia.

Arner, Thereſe und Glülphi ſaßen an dem Abend, an dem ſie den Brief der Sylvia empfangen, fröhlich und voll Hoffnung für ihr ernſtes Beſtreben bei einander; aber dieſer Brief ſtörte ihre glückliche Stimmung. Sie iſt ein eingefleiſchter Teufel, ſagte Arner, da er ihn geleſen; es geht kein Wort über ihre Lippen und keine Zeile aus ihrer Feder, wovon einem ehrlichen Manne nicht die Galle übergehen muß. Arner wußte einen Augenblick nicht, was er eigentlich damit anfangen ſollte und meinte, es wäre das Beſte, die Tabakspfeife, die er eben rauchen wollte, damit anzuzünden. Thereſe und der Lieutenant aber waren nicht dieſer Meinung. Nein, nein, ſagte Thereſe, dieſen Lügen-Brief mußt du mir nicht verbrennen, er kann uns noch ſehr dienlich ſein.

Arner. Und wozu denn?

Thereſe. Den Onkel zu überzeugen, wie ſie auch über ihn lügt.

Arner. Dürfen wir ihm denſelben zeigen, wie er iſt?

Thereſe. Ja freilich, wir müſſen es.

Arner. Aber fürchteſt du nicht, der Onkel denke zum Theil wirklich auch ſo, wie ſie ſchreibt?

Thereſe. Wenn er zum Theil auch wirklich ſo denkt, ſo hat er doch ſicher das nicht geſagt, was ſie ſchreibt. Es iſt gar nicht ſeine Art, ſich ſo auszudrücken, und ich wette, er weiß von dem Brief kein Wort.

Arner. In dieſem Fall dünkt mich ſelber, es könnte gut ſein, daß wir ihn ihm zuſchicken; aber ich muß ihn doch noch einmal leſen, ich habe ihn nur durchblättert. Da-

mit nahm er den Brief in die Hand, las ihn mit Aufmerksamkeit und sagte dann: Ja, es dünkt mich jetzt selber, du habest Recht; ich will ihm den Brief schicken und ihm unverholen schreiben, was ich über denselben und auch über die Schreiberin desselben denke.

Therese. Das ist Recht, er hat es nöthig, daß man ihm über beides die Wahrheit sage.

Die ganze Nacht über lag Arnern dieser Brief und die Antwort, die er darauf ertheilen wolle, auf der Seele. Er konnte keinen Augenblick schlafen, stand am Morgen früh auf und schrieb dann an seinen Onkel folgenden Brief:

Hochgeborner Herr General!

Theurer, lieber Onkel!

Sie wissen, daß ich für unsere Sylvia seit dem Tode ihres Vaters, über den ich mich auch sonst so sehr zu beklagen habe, in allen Fällen das herzlichste Interesse zeigte, und von meiner Seite für ihr Glück gern beitragen würde, was ich immer könnte; aber ihr Character nimmt zusehends eine Richtung, deren Folgen mir für sie selber bang machen müssen.

Sie hat ganz gewiß ohne alle Ursache sich einem ganz wüthenden Haß gegen mich und die Meinigen überlassen und urtheilt über mich, mein Benehmen und meine Einrichtungen mit einer Frechheit und Unverschämtheit, die ohne Grenzen ist. Das Ganze ihres Erziehungsgangs, sowie ihrer jetzigen Lebensweise macht sie über das, was Erziehung ist und sein soll, so unfähig zu urtheilen, als je ein Mensch in der Welt darüber zu urtheilen unfähig ist, und doch mischt sie sich in die Beurtheilung meiner diesfälligen Ansichten, Grundsätze und Maßregeln auf eine Weise ein, die geradezu unerträglich ist, und von der sie in dem Brief, den ich gestern von ihr erhalten, ein Probestück abgelegt, das alle Schranken des Verhältnisses, in dem sie sich gegen mich befindet, übersteigt. Ich hätte ihn jedoch mit Verachtung bei Seite gelegt, ohne ihm die geringste Folge zu geben; aber da sie in Rücksicht auf mehrere Punkte, die sie berührt, sich auf Sie beruft, so durfte und wollte ich nicht anders,

als den Brief, ſo wie ich ihn empfangen, Ihnen zuſenden. Ich bin überzeugt, es iſt unmöglich, daß Sie dieſe ſtolze Baſe bei allen ihren Spiel-, Tanz- und Bonsmots-Fertigkeiten für einen competenten Richter der Maßregeln, die ich für die Erziehung meiner Kinder nehmen ſoll, anerkennen. Eben ſo bin ich überzeugt, Sie können es nicht als eine henkersmäßige Härte anſehen, daß ich einer armſeligen Dorfdirne, die ſich zu mir ins Schloß geſchlichen, um die bravſten Leute aus ihrem Dorf zu verleumden und zu verſchreien, gedroht, ſie mit dem Harſchier heimzuſchicken. Es iſt zwar wahr, ſie kleidet ſich nicht wie eine andere gemeine Bauerntochter, ſondern vom Kopf bis zu den Füßen wie eine anmaßliche, aber halbverlumpte Stadttochter, und iſt auch, als ſie zu mir kam, damit ſie keine Kothſchuhe ins Schloß bringe, auf einem Müllerkarren bis ins Schloß gefahren. Das aber iſt doch kein Grund, daß ich ſie, wenn ſie Lumpenſtreiche macht, auf eine andere Weiſe behandeln ſollte, als ich jedes andere Dorfweib im gleichen Fall behandeln würde.

Lieber Onkel! Es iſt in meiner Lage äußerſt wichtig, daß ich frechen Leuten in meinen Dörfern zeige, daß ſie bei mir mit ſolchem Geſchwätzwerk nicht ankommen, wie bei meinem Großvater. Das Unglück iſt namenlos, das daraus entſtanden, daß er Schurken und Verleumdern gegen ehrliche Leute Gehör gegeben. Lieber Onkel! Ich wüßte nicht, in welchem Grad ich mich ſelber verachten müßte, wenn ich Leuten, die meine Schwäche mißbrauchen wollten, um ihre Nachbarn bei mir zu verleumden und ihnen Unrecht zu thun, nicht zeigen würde, in welch' einem hohen Grad ich dieſe Handlungsweiſe verabſcheue und wie ſehr ich ſie zu beſtrafen für meine Pflicht halte. Und dieſe Eichenbergerin hat hierin auf eine Weiſe gefehlt und ſich mit einer Frechheit benommen, die allen Glauben überſteigt, und iſt dabei im Ganzen ihres Seins und Thuns eine ſo elende Creatur, daß es mir doch unbegreiflich iſt, wie Sylvia es nur in den Mund nehmen darf, ſie wäre in meinem Schloſſe für meine Kinder brauchbar. Gott bewahre mich davor,

eine ſolche Kreatur einen Augenblick neben meinen Kindern im Schloß zu haben.

Weniger verwunderte ich mich über das, was Sylvia über Glülphi und Rollenberger Böſes geſagt. Beide ſind Männer, deren Werth über das, was ſie zu beurtheilen fähig iſt, weit erhaben iſt.

Ebenſo begreife ich gar wohl, daß viele von den Einrichtungen, die ich in Bonnal mache und machen muß, ihr nicht gefallen. Aber ich kann durchaus auf ihre Anſichten und Wünſche keine Rückſicht nehmen. Der Plan meines Lebens iſt gemacht und ſteht unerſchütterlich feſt; ich will als Vater meiner Herrſchaftsangehörigen leben und ſterben, aber Ihrem und meinem Namen damit gewiß auch keine Schande machen. Dieſer Vorwurf könnte mir freilich auch nur als Ahnung ſeiner Möglichkeit weh thun, aber im Mund der Sylvia, deren Vater unſerm Namen, wie vielleicht ſeit hundert Jahren kein Edelmann ſeiner Familie, Schande gemacht hat, iſt dieſer Vorwurf doch nur frech und konnte um ſo weniger einen Eindruck auf mich machen, da ich überzeugt bin und es auch Ihnen, lieber Onkel, nicht verhehlen will, daß Sylvia, wenn ſie gewiſſe Verbindungen, die ſie, wie ich gewiß weiß, in der Hauptſtadt hat, nicht aufgibt, in die Lage kommen kann, uns Schande zu machen, wie ihr Vater uns Schande gemacht.

Lieber Onkel! Es kommt Ihnen Vieles nicht zu Ohren, das man ihr in der Hauptſtadt öffentlich zur Laſt legt. Man hat Achtung für Sie und ſchont Ihres Alters; aber die Sache iſt wahr. Sie hat in der öffentlichen Achtung ohne Grenzen verloren und die Lobreden, die ihr im Anfang nach ihrer Rückkunft zu Theil wurden, ſind allenthalben verſtummt. Ich ſage das nicht, um ihr bei Ihnen ein böſes Spiel zu machen; aber ich bin überzeugt, wenn irgend etwas Sylvia von ihrem mehr als unvorſichtigen Benehmen zurückbringen kann, ſo iſt es ein Wort von Ihnen. Ich weiß, Sie nehmen herzlichen Antheil an ihrem Glück, und Sie können es am meiſten dadurch befördern, daß Sie ſie aufmerkſamer auf ſich ſelbſt machen. Es iſt unbegreiflich,

wie ſie ſich ſelbſt vergeſſen und denken kann, ich hätte der Eichenbergerin mit dem Harſchier gedroht, weil ſie ihr bei ſich Zutritt gönne. Ich finde dieſen Zutritt freilich unſchicklich und nichts weniger als ehrenhaft, aber ich wußte nichts davon, bis ſie mir es ſelbſt geſchrieben. Seitdem ich es aber weiß, kann ich mich auch nicht enthalten, zu denken, daß Sylvia durch Bekanntſchaften von dieſer Art am Ende in der Hauptſtadt zum Geſpött werden muß, wie die Eichenbergerin dieſes in ihrem Dorf iſt und werden mußte, weil ſie in allen Rückſichten etwas anderes und etwas mehr ſein will, als ſie wirklich iſt Daß ſie es wagt, mir mit Ihnen zu drohen, will ich nicht einmal berühren. Ich würde Ihnen Unrecht thun, wenn ich einen Augenblick dächte, ſie könnte durch Unwahrheiten und Niederträchtigkeiten bei Ihnen jemals zu dieſem Ziel gelangen. Sie waren immer unſer lieber, guter Onkel, und ich und meine liebe Frau werden uns immer beſtreben, Ihrer Liebe und Güte würdig zu bleiben.

Arner von Arnheim.

---

2. Ein ſchwacher Mann, den die Niederträchtigkeit an der Naſe herumführt.

Der General war über den Brief Arners betroffen und über denjenigen der Sylvia im Ernſt empört. Er fand ihn beim erſten Durchleſen ohne Grenzen unverſchämt und konnte es gar nicht begreifen, wie ſie es habe wagen dürfen, dieſen Brief hinter ſeinem Rücken und ohne ihm nur ein Wort davon zu ſagen, an Arner abgehen zu laſſen. Sie hatte dem General nicht einmal geſagt, daß ſie im Sinne habe, Arner über dieſe Eichenbergergeſchichte einen Vorwurf zu machen. Er hatte den Brief auch kaum geleſen, ſo ließ er ſie rufen. Als ſie kam und ihren Brief an Arner offen auf dem Tiſch liegen ſah, war ſie äußerſt betroffen. Sie hatte ſich nicht vorſtellen können, daß Arner es wagen dürfe, dem General dieſen Verdruß zu machen und ihm ihren

Brief zuzuſenden. Sie wußte ſich im erſten Augenblicke nicht zu benehmen. Der General fuhr ſie hart an. Er war ſeit dem Tode ſeiner Frau niemals über ſie ſo erbittert wie jetzt. Er ſagte ihr in der erſten Hitze, was ſie auch denke, Arner alſo zu ſchreiben; ob ſie nicht denke, wenn er ſtürbe, ſo habe ſie in der Welt Niemand mehr als Arner, und es könne ihr ſehr leicht dazu kommen, daß ſie noch bei ihm das Gnadenbrod ſuchen müſſe. Sie weinte auf dieſes Wort, faßte ſich aber doch ſchnell und ſagte, ſie wollte lieber zu den Zigeunern laufen und ſich bis in die Türkei durchbetteln, als bei Arner das Gnadenbrod ſuchen. Der General erwiederte ihr heftig, was ſie ſage ſei unvernünftig geredet, und Arner habe das an ihr nicht verdient.

Sylvia. Er iſt mir unausſtehlich, und nicht nur mir, er iſt es allen Menſchen, die nicht Jedermann vor den Kopf ſtoßen und nicht Alles in der Welt auf den Kopf ſtellen wollen.

General. Das iſt nicht ſo. Ich höre hie und da gar viel Gutes von ihm. Er hat ſelbſt bei Hofe viele Freunde.

Sylvia. Er wird ſie wohl verlieren; er macht Narrenſtreiche über Narrenſtreiche.

General. Es gefällt mir auch nicht Alles, was er thut; aber er iſt noch jung und junge Leute wollen immer etwas Eigenes haben.

Sylvia. Er verliert ſeine Jugend und gibt in der ſchönſten Zeit ſeines Lebens ſeinem Haus eine Richtung, die ſeinem und unſerm Namen Schande machen muß.

General. Schweig doch, ſchweig doch von dieſem Schande machen; wenn er auch in ein und anderm nicht ſo aufmerkſam auf ſeinen Familienrang und auf ſeine Familienehre iſt, als ich es gern ſähe, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß das unſerer Familie Schande machen werde. Man weiß eigentlich noch nicht, wie das, was er thut, ausfallen wird, und übrigens mag das ſein, wie es will, ſo gibt dir das kein Recht, ihm ſo unverſchämt zu begegnen, wie du es in deinem Brief gethan haſt.

Sylvia. Er hat mich mit ſeinem Benehmen gegen die Eichenbergerin, die er wie eine Landſtreicherin behandelt, empört.

General. Was geht dich dieſes Menſch an? Ich habe es einmal geſehen, es hat wirklich das Ausſehen einer Landſtreicherin, und ich kann nicht begreifen, daß du ſie dem Vetter für die Erziehung ſeiner Kinder anrathen darfſt. Was er von ihr ſchreibt, macht, daß ich dir im Ernſt ſagen muß, ich wünſche, daß du ſie nicht mehr in mein Haus hinein läßt.

Sylvia. Ich laſſe ſie ja nur auf meine Stube und auch nur, wenn Niemand bei mir iſt, zu mir kommen.

General. Du vergißt, daß deine Stube in meinem Haus iſt, und in meinem Haus will ich in keiner, in gar keiner Stube, daß man Leute empfange, die man nicht bei ſich ſehen laſſen darf, wenn Jemand darin iſt.

Sylvia. Ich habe doch bisher geglaubt, ich ſei in meiner Stube in ſo weit frei; wenn ich's aber nicht darf, ſo will ich's eben nicht mehr thun.

General. Was du mir für ein Geſicht machſt. Du wirſt ſeit einiger Zeit offenbar auch gegen mich ſo frech, daß ich mich bald nicht mehr erwehren kann zu denken, was du mir Liebes und Freundliches erweiſt, ſei nur geheuchelt, und du wollteſt in deinem Herzen lieber auch mit mir ſo grob und ſo unverſchämt ſein, als ich hundertmal ſehe, daß du ſonſt mit Jedermann gern biſt.

Sylvia fühlte, daß er auf dem Punkt ſei, ganz durchzuſehen, was in ihrem Benehmen gegen ihn wahr ſei. Natürlich erſchrak ſie darüber und bot Alles auf, dem Onkel, bei dem es ihr nur, ſo lang er in ſie vernarrt blieb, recht wohl ſein konnte, dieſen Gedanken mit aller Kunſt, deren ſie fähig war, aus dem Kopf zu bringen, und wollte natürlich ſich in keine beſtimmte Erläuterung darüber mit ihm einlaſſen. Sie kannte dafür andere Mittel. Sie ſprang von ihrem Stuhl auf, fiel ihm um den Hals und weinte in dieſer Stellung ſchluchzend und mit Thränen, ohne ein Wort zu ſprechen. Der Onkel wollte ſich von ihr losmachen

und ſagte: Damit wirſt du doch nicht anders als du biſt; laß mich jetzt gehen. Sie aber blieb feſt in ihrer Stellung und ſeufzte immer tiefer. Er wiederholte: Laß mich gehen und zeig dich in Zukunft anders als bisher. Jetzt fing ſie endlich an zu reden und ſagte: Mein Gott! mein Gott! Onkel, Sie machen mich zum unglücklichſten Menſchen, der auf Gottes Boden herumgeht, wenn Sie glauben können, ich ſei gegen Sie undankbar. Lieber, lieber Onkel, ſetzen Sie mich auf die Probe; ich will durch Feuer und Waſſer laufen, wenn ich Ihnen dienen kann.

Der ſchwache Alte war ſchon wieder auf dem Rückweg zu einer freundlichern Stimmung und ſagte: Schweig mir jetzt, ſchweig mir jetzt hievon, es wird ſich zeigen, wie du dich beträgſt; für jetzt will ich lieber von etwas Anderm reden.

Sylvia erwiederte: Es iſt wahr, kommen Sie, Onkel, es iſt ja die Stunde, wo wir gewöhnlich mit einander Schach ſpielen.

Nun, nun, ſagte der Onkel, vor einer Stunde hätte ich nicht geglaubt, daß ich heute mit dir Schach ſpielen würde.

Kommen Sie jetzt, erwiederte Sylvia, und während ſie den Tiſch bereitete, nahm ſie Arners Brief, ſchob ihn in die Taſche, fing das Spiel ſchnell an, ließ ihn eine Weile gewinnen, verwirrte ihn dann wieder, lenkte ſeine Aufmerkſamkeit lebendig auf's Spiel, war heiter und froh, nahm ihn, wenn ſie lachte und ſcherzte, bei der Hand, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, und ſie hatte ihn bald völlig wieder, wo ſie ihn wünſchte. Er fing zwar wieder einmal, aber jetzt in einer ganz andern Stimmung, davon an. Sylvia erwiederte: Es iſt wahr, es ſind mir in einem Brief ein paar unvorſichtige Worte an ihn entfallen. Was? was? ein paar Worte? erwiederte der General, der ganze Brief iſt von Anfang bis ans End ein Meiſterſtück von Unverſchämtheit.

Sylvia. Verzeihen Sie, Sie wiſſen, worüber ich aufgebracht war, und es iſt doch auch nicht recht, daß er ſich erlaubt, über mich zu urtheilen und abzuſprechen, wie er es

ſelber in ſeinem Brief an Sie gethan hat. Und faſt halb in Thränen ſetzte ſie jetzt noch hinzu: Er thut mir, weiß Gott, darin Unrecht, Onkel, und das kann einer Perſon, die ſonſt ſo unglücklich iſt als ich bin, nicht anders als weh thun.

General. Schweig jetzt davon, ich will ſelbſt gern glauben, daß er in dem Urtheil, welches er in ſeinem Brief über dich fällt, zu weit geht. Aber es ſcheint, ihr fehlt hierin beide, und ihr müßt das in Zukunft gut ſein laſſen und einander nicht gegenſeitig plagen.

Sylvia. Machen Sie nur, Onkel, daß er mit mir wieder gut wird, es ſoll dann an mir gewiß nicht fehlen.

Der General erwiederte: Ich will das gern thun, ſo viel ich kann und ihm ganz gewiß unparteiiſch auf ſeinen Brief antworten. Sylvia wiederholte die Worte, er ſolle ihr Arner wieder gut machen und ſie wolle von ihrer Seite gewiß thun, was recht ſei.

Der General verſprach es ihr noch einmal. Aber als er am Morgen Arners Brief beantworten wollte, konnte er ihn bei allem Nachſuchen nicht mehr finden. Er wußte auch ſeinen Inhalt nicht mehr deutlich. Viel deutlicher aber erinnerte er ſich der Bitte der Sylvia, er ſolle ihr doch ihren lieben Vetter helfen wieder gut machen. Seine Antwort fiel ſo aus, daß man darin wohl ſah, was er vom Inhalt des Briefs vergeſſen und was er davon noch behalten. Sie lautet wörtlich alſo:

---

3. Man kommt mit dem auf beiden Achſeln tragen nirgends weit.

Lieber Vetter!

Dein Brief hat mir große Betrübniß verurſacht. Ich wollte dir ihn umſtändlich beantworten, aber er iſt mir, ich weiß nicht wie, abhanden gekommen, faſt ehe ich ihn recht geleſen; ich kann alſo nicht in's Einzelne deſſelben eintreten. Der Vorfall mit der Eichenbergerin ſcheint mir

die eigentliche Urſache der verdrüßlichen Stimmung zu ſein, die zwiſchen dir und der Sylvia jetzt ſtatt findet. Ich weiß nicht, wer dieſe Eichenbergerin iſt und was ſie für ein Menſch iſt, und es liegt mir gar nichts daran, ob du ſie mit dem Bettelvogt oder mit dem Harſchier im Land herum führen läßt. Ich wußte auch gar nicht, was mit ihr in deinem Schloß vor deiner Audienz vorgefallen, und Sylvia hatte Unrecht, mich in das Narrenſpiel mit dieſer Dorfdirne hineinzuziehn. Ich will gar nichts davon wiſſen. Ich miſche mich nie in Sachen, die mich nichts angehen, inſonderheit wenn's Sachen ſind, die eine Audienzſtube angehen; um ſolche Sachen kümmert ſich ein alter Offizier ſo wenig, als um den Mann im Mond. Darin hat Sylvia ganz Unrecht, ſo wie auch darin, daß ſie das, was ſie dir ſagen wollte, ſo unverſchämt grob geſagt, als ſie gethan. Ich habe es ihr auch im Ernſt verwieſen und geſagt, ſie hätte an ihren Vater und an das große Unrecht denken ſollen, das er dir gethan. Sie geſteht jetzt auch ſelber, daß ſie ſich hierin übereilt.

Aber laß es jetzt auch damit gut ſein und vergiß, was geſchehen iſt. Du biſt indeſſen auf deiner Seite auch zu weit gegangen. So ſchlecht, als du ſie in deinem Brief ſchilderſt, iſt ſie doch auch nicht. Sie kann Fehler haben und ich glaube ſelber, daß ſie welche hat, aber daß wir fürchten müßten, ſie werde uns in dem Grad, wie der Erzſchlingel, ihr Vater, Schande machen, das iſt jetzt doch nicht. Nein, ſo etwas haben wir von ihr gewiß nicht zu fürchten. Man muß nie das Schlimmſte glauben. Wenn ich Alles glaubte, was ich von dir ſchon gehört habe, ich würde dir ganz gewiß das größte Unrecht thun. Aber ich thue es nicht. Ich weiß, daß du in der Hauptſtadt Feinde haſt, und halte Alles, was ich glaube, das von dieſen herkommen könnte, ſchon zum Voraus für nicht wahr. Du haſt aber auch Freunde und warme Freunde daſelbſt, und da mag mir Sylvia und die halbe Welt Böſes von dir ſagen, ich glaube lieber das Gute, das ich von deinen Freunden von dir höre. Ich bitte dich, vergiß jetzt den Narrenbrief der

Sylvia. Sie sieht, daß sie Unrecht hat und sie wird sicher so etwas nicht wieder thun. Es ist äußerst unangenehm, wenn zwischen Personen, die in so nahen Verhältnissen zu einander stehen, dauernde Mißhelligkeiten obwalten. Mache, daß wenn wir bald einmal, wie es sein kann, zu dir kommen, ich keine Gesichter antreffe, die einander scheel ansehen. Ich komme nicht an einen Ort, wo dies der Fall ist. Wenn wir zu dir kommen, so mußt du machen, daß Alles froh und freundlich mit einander ist. Wir fehlen alle sammt und sonders viel, und Keiner meint, daß er fehle, ein Jeder glaubt, seine Meinung und das was er will, sei das Beste. Darum muß ein Jeder immer trachten, sich mit dem Andern zu vertragen. Du kannst sicher sein, wenn ich hie und da auch etwas an dir und an dem, was du thust, nicht so finde, wie ich es gerne hätte, so bin ich doch immer dein dich aufrichtig liebender Onkel und deine Therese und deine Kinder können dessen versichert sein wie du.

General v. Arnheim.

---

4. Es ist nicht gut, in die Hände eines solchen Weibes zu fallen.

Das Wort der Sylvia an ihren Onkel, er solle doch machen, daß Arner wieder mit ihr gut werde, sie wolle dann auch thun, was recht sei, war nichts weniger als ernst. Sie trieb mit dem guten Alten nur den Narren. Dieser nahm es aber sehr treuherzig auf und redete dem guten Arner, wie wir gesehen haben, mit allem Ernst zu. Sie aber änderte in ihrem Benehmen gegen Arner kein Haar, und hörte keinen Augenblick auf, dem alten Haß, den sie gegen ihren Vetter trug, freien Lauf zu lassen, wo sie immer konnte und mochte, und suchte besonders sein Benehmen als Edelmann und Herrschaftsherr, wo sie immer konnte, verächtlich zu machen. Seit einiger Zeit gab sie sich alle Mühe, über die Art, wie er die Verbrechen Hummels bestrafte, ihr Gespött zu treiben. Sie wußte, daß diese Be-

handlungsweise den in der Hauptstadt üblichen Rechtsformen entgegenstanden, und da ihr daran gelegen war, Arner in der Hauptstadt und bei Hofe so viel als möglich lächerlich zu machen, so säumte sie keinen Augenblick, diese Geschichte an beiden Orten zum Tagsgespräch des guten, halbguten und selbst auch des viertelguten Tons daselbst zu machen, und gab sich besonders Mühe, bei diesem Anlaß Helidor mit den Lächerlichkeiten ihres lieben Vetters bekannt zu machen.

Dieser Mann, der die eigentliche Oberbehörde alles Muthwillens, aller Verschwendung, aller Unsittlichkeit, aller Unrechtlichkeit und aller Verfänglichkeit ist, das von oben herab durch Unterbehörden das Herzogthum aus allem wirklichen Regierungssegen hinauswirft, dieser Mann, der an der Stufe des Throns ein Spiel trieb, das ihn nöthigte, auf Alles, was im Land Außerordentliches auch nur spukt, will geschweigen geschieht, aufmerksam zu sein, wußte bisher nicht einmal, daß ein Edelmann im Land lebte, der Arner hieß, und fand das, was Sylvia von ihm erzählte, so verächtlich sie es ihm auch darstellte, doch noch weit mehr lächerlich. Er frug genau bei ihr nach, was Arner eigentlich thue, und was er eigentlich wolle. Ueber sein Wollen sagte Sylvia, er sei ein Narr, er wisse es selbst nicht; über sein Thun war ihre vorzüglichste Bemerkung, er behandle alle Leute, die seinem Großvater lieb gewesen, übel, und habe ob einem armseligen Karststreich, den der Vogt Hummel im Rausch bei einem seiner Marksteine gethan, einen Rechtslärm angefangen, wie wenn er die ganze Christenheit verrathen, und bei diesem Anlaß alle Vorgesetzten im Dorf zu Schanden gemacht und sie ob kleinen Vortheilen, die sie sich in der Verwaltung des Gemeinguts, wie dieses in allen Dörfern geschieht, erlaubt, nicht etwa blos bestraft, sondern bei den ärgsten Bettlersleuten und Halunken im Dorf um Verzeihung bitten lassen.

Helidor fragte, was er bei diesem zu Schanden machen der Vorgesetzten im Dorf eigentlich suche. Sie erwiederte, aus Allem, was sie sehe, gehe hervor, er wolle das unterste

zu oberſt kehren, und glaube, man müſſe immer dem Untern gegen den Obern, dem Armen gegen den Reichen aufhelfen. Dieſer Narrengedanke ſcheint mir bei Allem, was er thut, im Hintergrunde zu liegen. Er entreißt z. B. den großen Bauern die Weidevortheile und gibt ſie den Bettlern. Auch ſei er mit dem gemeinſten Lumpengeſindel ſo freundlich als er immer könne, hingegen mit Leuten, die etwas mehr zu bedeuten hätten, und ſogar mit Perſonen von ſeinem Stand ſo grob und ungeſchliffen, als er nur immer könne. Sie erwähnte ſogar die Geſchichte mit der Eichenbergerin. Von der Schule und dem, was diesfalls Arner vorhatte, wußte ſie noch gar nichts.

---

5. Irreligiöſe Verruchtheit in einen Mantel gehüllt, der Viele zu verführen geeignet iſt.

Das ſind Narrheiten, ſagte Helidor am Ende zu Sylvia, die dem Herrn von Arnheim ſelbſt vergehen werden, wenn er ſie noch eine Weile getrieben.

So wenig er indeſſen dem Thun Arners einiges Gewicht zu geben ſchien, ſo ſagte er doch zur Sylvia, ſie ſolle ihm forthin berichten, was ſie von Arners Thun weiter vernehme. Auch gefiel es ihm zu dieſer Zeit öfters, davon zu reden und zu ſagen, die Anſichten, von denen Arner ausgehe und von denen auch der Herzog ehemals ausgegangen, ruhten trotz alles Anſcheines von Weisheit und Heiligkeit, den man ihnen zu geben geneigt ſei, auf irrigen Fundamenten. Auch arbeite die Menſchen-Natur ihnen ſelbſt entgegen. Alles in der Welt, was von dieſer Träumerſorgfalt für die Armen und Elenden im Lande ausgegangen und auf die Grundlage eines Bruder- und Schweſterſinns, der in uns liegen ſollte, aber nicht in uns läge, gebaut worden ſei, ſei ſtets geſcheitert.

Wo er immer ſeinem irreligiöſen Sinne freien Lauf laſſen durfte, machte er dem göttlichen Erlöſer des Menſchengeſchlechts ſelber den Vorwurf, er habe wirklich einen ſolchen Träumer-Zuſtand der Menſchheit bezweckt und habe das bürger-

liche Eigenthum der Menschheit durch den Bruder- und Schwesterſinn des Glaubens, den er predigte, wo nicht aufgelöſt, ſo doch die Freiheit in den weſentlichſten Genießungen deſſelben untergraben und zu Grund richten, oder wenigſtens dem Dienſt ſeines Glaubens und ſeiner Gläubigen unterordnen wollen. Dann ſetzte er mit dem ganzen Hohn ſeines Unglaubens und ſeines Spottgeiſtes noch hinzu: Was iſt denn aus dem hohen, göttlichen Bruder- und Schweſtertraum geworden? Man frage die Geſchichte und ſehe darin, wie bald das Gemeingut ſeiner Gläubigen in Kloſtergut reicher Prieſter übergegangen, vor deren Thüren die gemeinen Chriſten zum Lohn ihres Glaubens bald Almoſen betteln mußten. — In ſeinen engern Kreiſen, ich möchte ſagen, in den Kreiſen, in denen er der Selbſtſucht eines durch Unglauben und Liebloſigkeit verhärteten Herzens ganz freien Lauf laſſen konnte, ſprach er dem Recht der Fürſten eben ſo ſehr Hohn, als er mit den Anſprüchen der Prieſter ſein Geſpött trieb; denn ob er gleich die Nothwendigkeit der unbedingten Freiheit und Willkür der Macht auch in dieſen Kreiſen behauptete, ſo äußerte er ſich in denſelben darüber dennoch, dieſe Freiheit und Willkür der Macht ſei freilich nur um der Schlechtigkeit und Unwürdigkeit der Menſchennatur ſelber willen und wegen ihrer unwiderſprechlich bewieſenen Unfähigkeit zu einer höhern und edlern Geſtaltung nothwendig. Er erkannte durchaus weder für Zeit noch für Ewigkeit etwas Göttliches in unſrer Natur, und behauptete unſer bürgerliches Daſein müſſe mit überwiegender Rückſicht auf das Thieriſche unſerer Natur geregelt werden, indem es gänzlich unmöglich ſei, die ſich in dieſem Zuſtand unausweichlich durchkreuzenden Anſprüche der Selbſtſucht unſrer Natur genugſam im Zaume zu halten und dadurch einen allgemeinen Ruhezuſtand im geſellſchaftlichen Leben zu erzielen, als durch Mittel, die der größern thieriſchen Kraft über die Anſprüche der kleinern und ſchwächern ein entſcheidendes Uebergewicht verſchafften.

Alſo von der Nothwendigkeit der bürgerlichen Rechtloſigkeit des größern oder desjenigen Theils unſers Geſchlechts, den er das Volk hieß, überzeugt und hierüber ganz mit ſich

ſelber einig, mußte ſich auch der letzte Schatten eines Gefühls von einem innern, aus dem Göttlichen unſerer Natur hervorgehenden allgemeinen Recht unſers Geſchlechts in ihm vollends verlieren. Er konnte deshalb auch nicht anders, er mußte den Gedanken an ein brüderliches und ſchweſterliches Verhältniß deſſelben, das uns gemeinſam durch Glauben, Liebe und Treue unter einander vereinige, als ein Traumgebild unſerer verirrten Einbildungskraft anſehen, das uns aus der Wahrheit unſerer Natur heraus und über dieſelbe in eitle, vergängliche Wolken emporhebe. Er erklärte dieſen Gedanken für eine Anſicht, die mit der thieriſchen, aber nach ihm einzig wahren Baſis unſerer menſchlichen Verhältniſſe im Widerſpruche ſtehe und ſich auf keine Weiſe als wirkliche, menſchliche Wahrheit bewähren könne.

In dieſen Kreiſen, wo er durchaus offen ſprach, und ich möchte ſagen, weder vor Gott noch vor den Menſchen irgend eine Scheu zeigte, machte er ſich gar nichts daraus, es geradezu auszuſprechen, das Chriſtenthum habe in ſeinem Urſprung ſolche, dem Weſen aller bürgerlichen Vereinigung widerſprechende Grundſätze gehabt und nicht ohne Schlauheit und Kunſt auf die Anerkennung derſelben losgearbeitet. Die Geſchichte zeige indeſſen eben ſo klar, daß die frommen Lobredner eines ſolchen Bruder- und Schweſtervereins nach den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ſehr bald eben ſo niedrige Lobredner und Ausposauner eines rechtloſen Zuſtands des menſchlichen Geſchlechts im verwerflichſten Herrendienſt und des unbedingt blinden, ungöttlichen und widergöttlichen Gehorſams im Menſchendienſt geworden.

So ſehr aber dieſer tollkühne und verwegene Frevler alles göttlichen und menſchlichen Rechts Arners Meinungen und Beſtrebungen in ſeiner Lage und in ſeinen Verhältniſſen gegenwärtig für ganz unbedeutend achtete und ſo ſehr er ſich auch überzeugt hatte, daß alle Verſuche, die eine ſolche Tendenz haben, in unſerer jetzigen Welt ſcheitern werden und ſcheitern müſſen, ſo ſagte er denn doch: Es gibt auch in dieſer unſerer jetzigen Welt Augenblicke, die dieſen Träumen auf eine Weile ſehr günſtig ſind, und die Verhältniſſe, in

denen wir leben, ſcheinen dieſes vorzüglich zu ſein. Er erklärte ſich darüber alſo: Die vielſeitige Noth unſerer Tage macht tauſend und tauſend Menſchen nach ſolchen Träumen haſchen, und läßt dieſe Schiffbrüchigen einen Strohhalm für einen Maſtbaum anſehen, von denen noch vor 20 Jahren keinem einzigen nur der Sinn daran gekommen wäre, nach einem ſolchen Traume zu haſchen. Aber indem er ſo die keimende Zeitneigung, ſich an den Strohhalm von ihm ſo geheißener ſchwacher Glaubensträumereien feſt zu halten und ſogar hier die Rettung von großen und allgemeinen Landesübeln zu erwarten, dem Drang unſerer gegenwärtigen Geldnoth zuſchrieb, verbarg er ſich ſorgfältig, daß dieſer Gelddrang, der im Herzogthum wirklich groß war, weſentlich und unwiderſprechlich von dem Sittenverderben herrührte, das er ſelbſt durch den Luxus, den Müßiggang und das Gaukler- und Komödiantenleben, das ehemals im Lande gar nicht Brauch und Recht war, das er aber bei Hofe und in der Hauptſtadt eingeführt und ſelber in alle Dorfwinkel des Landes verbreitet hatte.

Er ſchrieb deshalb auch, in dieſer Verblendung lebend, dieſes Unglück nicht ſeiner eigentlichen Urſache, ſondern der Geldjuderei, die im Lande wirklich den höchſten Gipfel ihrer giftigen Umtriebe erreicht hatte, zu. Dieſe haßte er freilich von ganzem Herzen und mußte ſie haſſen, weil er bei ſeinem hoheitlichen Lumpenleben gar oft in den Fall kam, ſich von den ſchlimmſten Geldjuden aus der Noth helfen zu laſſen. Er äußerte ſich deshalb auch bitter über den Einfluß, den die beſtehende große Geldjuderei auf alle Angelegenheiten der Welt habe. Sonderbar iſt es, wie er die ihm eben ſo verhaßte Zeitaufklärung mit dieſer Geldjuderei als eins und daſſelbe Landesübel in ſeinem Kopf zuſammenbringen konnte. Der raſende Hang, Bücher und Zeitungen zu leſen, der ſich bis in die hinterſten Dorfwinkel hinabgeſchlichen, ſei die nämliche Folge der Geiſtesverarmung und Landeselendigkeit, die ſich im elenden Treibjagen nach jedem Kreuzer, der immer nur aufzutreiben ſei, auch zeige.

Minder unbegreiflich iſt es, daß, da er bei dieſer Unter-

redung auf die Geldjuderei der Zeit aufmerksam gemacht ward, ihm jetzt auch der Hofjude in den Sinn kam, dem er in sechs Wochen die dem Herzog entfremdeten und dem Juden verpfändeten Kleinodien wieder auszulösen versprochen. Er wußte jetzt schon, daß er das auf diese Zeit nicht werde thun können, aber er war gar nicht der Mann, der sich deswegen graue Haare wachsen ließ. Der Verfalltag war noch nicht da, und bis dahin tröstete er sich mit dem Sprichworte: Kommt Zeit, kommt Rath. Wundert euch des Mannes und des schrecklichen Widerspruchs, der in seinem Thun liegt, nicht. Wer in dem Grad wie dieser Mann die Menschennatur mißkennt und verachtet, der hat den innern Keim der Gottesverleugnung und der Fürstenverhöhnung, der Verhöhnung aller wahren göttlichen und menschlichen Ordnung, den Keim der niedrigsten Geistesrichtung und der äußersten Herzensverhärtung in sich selbst. Die Folgen dieses Zustands und auch die Art, wie sich diese Folgen in der Eigenheit dieses Mannes aussprachen, sind unausweichlich und erklären ganz den Widerspruch, der vielseitig zwischen dem äußern Thun dieses Mannes und dem Innern seiner Ansichten und Gesinnungen statt fand.

Je größer die innern Anlagen und die äußern Mittel eines in Rücksicht auf das Wesen der Menschennatur so tief verirrten Mannes sind, desto entschiedener und kühner geht er auch daher, in seinem Unglauben an alles Göttliche den äußern Schein des Gottesdiensts, und in seinem Unglauben an irgend ein Fundament des Menschenrechts den Schein der heiligsten Staatstreue als seinen Schild vor sich her tragend, denselben zum Dienst seiner Selbstsucht und zur Sicherung seines thierischbehaglichen Lebens und aller sinnlichen Erquickung, die er allein sucht, benutzend.

Doch wir verlassen den Mann, und wenden uns von der thierischen Kraft dieser Verruchtheit zu dem reinen, milden Sinn, der von Anbeginn der Welt an allem wahrhaft Göttlichen und allem wahrhaft Menschlichen zu Grunde lag.

6. Es öffnen ſich Anſichten, die den Zuſammenhang des reinen Mutterſinns in der Wohnſtube mit dem Bedürfniß eines reinen Vaterſinns in der Schulſtube in ſein wahres Licht zu ſetzen beginnen.

Arner und die vereinigten Freunde des Guten in Bonnal gingen ihren ſtillen Weg fort. Alle Aufmerkſamkeit war jetzt auf Glülphis zu errichtende Schule gerichtet. Arner, der Pfarrer, auch Thereſe und die Frauen redeten mit Glülphi beinahe von nichts Anderem, als von dieſem Vorhaben. Er ſelbſt war in ſeinem Innerſten lebendig davon ergriffen, und der Gedanke, wenn ſein Vorhaben gelingen ſolle, ſo müſſe es unbedingt auf die Fundamente gegründet werden, durch welche Gertrud die Reſultate ihrer Wohnſtube hervorgebracht hat, kam ihm immer wichtiger und vielſeitiger vor die Augen. Er verhehlte ſich aber auch die Schwierigkeit der Ausführung dieſes Vorhabens nicht, ob er ſich gleich dieſelben bei Weitem nicht in ihrer ganzen Ausdehnung und Größe vorzuſtellen vermochte.

Er verſäumte keinen Augenblick, den er frei hatte, Gertrud zu beſuchen und mit ihr darüber zu reden. In allen Unterredungen, die er in dieſen Tagen mit ihr hatte, war immer ihr erſtes und letztes Wort: Ich ſchäme mich allemal, wenn ihr bei mir über den Gegenſtand der Erziehung Aufſchluß zu ſuchen ſcheint. Ich habe in meinem Leben eigentlich nie an die Erziehung gedacht. Es iſt mir auch nie in den Sinn gekommen, daß ich jemals in den Fall kommen könnte, ein Wort darüber verlieren zu müſſen. Das war auch im eigentlichen Sinn wahr. Sie konnte wirklich nicht gut darüber reden. Sie verſtand gar oft die Worte nicht einmal, mit denen Glülphi ſie fragte. Faſt in jedem Fall ging ihre Erklärung dahin: Lieber Herr Lieutenant, Ihr braucht mich nicht; ich weiß es, Ihr werdet vom Morgen bis zum Abend mit Ernſt und Eifer für Eure Kinder thun, was ihr könnt. Ihr werdet ſie bald kennen und einſehen lernen, wie ein jedes denkt, was ein jedes thut und was ein jedes

will und bedarf. Es wird Euch ſicher gleichſam von ſelbſt in den Mund fallen, was in jedem Falle in Rückſicht auf jedes eurer Kinder Noth thut und nützlich ſein wird. Was ich allein ſagen kann, iſt: Euer Vorhaben iſt groß; aber hoffet auf Gott, betet, ſeid geduldig und thut, was ihr könnt, und Gottes Segen wird bei Euch ſein.

Zu Zeiten aber erhob ſie ſich dennoch zu Aeußerungen, die tief in das Weſen der Erziehung eindrangen. Einmal ſagte ſie: Ihr möchtet an euern Kindern thun, was ihre Eltern an ihnen verſäumen und durch euere Schule nachhelfen, was ihnen daheim fehlt, das iſt freilich ein Gotteslohn, aber es greift ſehr weit; das, was man in der Schule treibt, das Schreiben, Leſen und Rechnen iſt eigentlich nicht das, worin es ihnen daheim am meiſten fehlt; daß ſie etwas lernen und etwas können, das iſt freilich nutz und gut, aber daß ſie etwas werden, daß ſie das recht werden, was ſie einſt ſein ſollen, das iſt, was noth thut und wozu es ihnen daheim ſo vielſeitig an Leitung und Führung fehlt und wo ein Schulmeiſter, der das will, was ihr wollt, vorzüglich nachhelfen muß. Das Rechtthun muß ihnen zur Gewohnheit und ihr Wille dafür unerſchütterlich gemacht werden.

Als ſie einſt ſich ſo lebhaft über das, was die Erziehung weſentlich und unumgänglich fordere, ausdrückte, unterbrach Glülphi ſie plötzlich und ſagte: Frau, Frau, ſähe es doch in meinem Innerſten ganz aus, wie bei dir, aber wie viel, wie viel fehlt mir noch, bis ich da bin. Um Gotteswillen, erwiederte Gertrud, was bin ich denn, was kann ich denn, daß Ihr ſo von mir redet? Hier drückte Glülphi ihr die Hand und ſagte: Eben das, daß du nicht weißt, was du hierin biſt, iſt der größte Beweis, wie wahrhaft das in dir liegt, was ich bei dir zu lernen nothwendig habe. Ich bitte dich nur, mache, daß du mir ſo vielſeitig und beſtimmt als möglich erzählen könneſt, wie du es gemacht haſt, mit deinen Kindern dahin zu kommen, wohin du mit ihnen gekommen biſt. — Zweimal erwiederte ſie: Lieber Herr Lieutenant, ich kann das nicht, es iſt mir unmöglich, ich weiß es ſelbſt nicht. — Aber er bat weiter und bat ſo dringend, daß ſie

ihm endlich antwortete: Nun, lieber Herr Lieutenant, wie hab' ich's denn gemacht? Ich wußte, daß ich nichts bin, nichts hatte und nichts konnte, und unendlich viel bedurfte, um nicht mitten in meiner Haushaltung und mit ihr so elend zu werden, als nur immer eine Haushaltung auf Gottes Boden elend werden kann; und nun, was that ich da und was mußte ich unter diesen Umständen für mich und meine Haushaltung thun? Ich vertraute nicht auf mich, und ich konnte weder meiner Kinder noch meines Manns halber auf mich vertrauen; aber ich hatte beide innig lieb und that als Frau an meinem Mann und als Mutter an meinen Kindern, was ich konnte, und wenn eins von ihnen gegen mich oder gegen sich selbst fehlte, so machte mich das freilich oft trauern und weinen, aber es minderte Gottlob nie meine Liebe zu ihnen und mein Vertrauen auf Gott; es stärkte mich vielmehr beides und gab mir die Standhaftigkeit, Geduld und Selbstüberwindung, die ich in meiner Lage so dringend nothwendig hatte, so daß ich, so lange mein Elend auch dauerte, meine Hoffnung auf Gott nie fallen ließ und nie zweifelte, er werde endlich, wenn's sein heiliger Wille sei, mich aus meiner Noth erretten und mich in meinem Mann und in meinen Kindern segnen. Lieber Herr Lieutenant, diese Hoffnung und dieser Glaube war meine einzige Kraft, oder vielmehr das einzige Mittel zu der Kraft, die mir Gott gab, in meiner Lage zu leiden, was ich mußte, und zu thun, was ich konnte, um meinem Mann und meinen Kindern jeden Dienst zu leisten, den ich ihnen vor Gott und den Menschen schuldig war. Endlich hat Gott und mein Heiland geholfen, und mir in meiner Lage seinen Segen verliehen. In diesem Glauben lebte ich und für diesen Glauben betete ich jeden Morgen und jeden Abend zu Gott und zu meinem Heiland.

Glülphi. Und so, meinst du, wird Gott auch mir bei meiner Schule helfen, wenn ich, wie du, mit Geduld und Selbstüberwindung vom Morgen bis an den Abend mit reinem Herzen thue, was ich kann, und leide, was ich soll?

Gertrud. Ihr werdet in Eurer Schule Wunder sehen,

wenn Ihr auf Gott vertraut und dem Werk des Herrn, dem Ihr Euch widmet, mitten unter allen Schwierigkeiten, die euch aufſtoßen werden, getreu verbleibt.

Glülphis Rührung ſtieg immer höher, und im tiefſten Gefühl dieſer Rührung ſagte er noch: Ja liebe Frau, mein Entſchluß iſt groß und geht weit über meine Kräfte. Ich kann wohl meine Kinder in dieſem oder jenem unterrichten, aber Du haſt mich gelehrt, wie nichtig das, was aller Unterricht den Kindern geben kann, iſt, wenn die Erziehung nicht mithilft, daß die Kinder innerlich und äußerlich kraftvoll das werden, was ſie ſollen und ſich das einüben und gleichſam zur andern Natur machen, was recht und gut iſt und ihnen durch ihr Leben noth thut. Und wie rein, wie erhaben rein, wie kraftvoll und fehlerlos, ich möchte ſagen, wie von Sünden rein muß das Herz deſſen ſein, der ſeine Kinder mit Sicherheit zu dieſem Ziel zu führen im Stand iſt!

Darauf ſagte Gertrud mit der Kraft innigſter Ueberzeugung: Es iſt wahr, jeder Unterricht und jede Erziehungsbeſtrebung, die von unſrer Sünde ausgeht und ein Werk unſerer Sünde und unſerer Selbſtſucht iſt, iſt wie verflucht. Dies Wort und die Art, wie ſie es ausſprach, machte einen Eindruck auf Glülphi, daß er, davon ergriffen, die Unterredung mit ihr nicht fortſetzen konnte, ſondern von ihr forteilen mußte, um ſich einſam mit dieſem ihrem Wort ſelbſt zu beſchäftigen.

Es iſt wahr, ſagte er in der Einſamkeit, in die er ſich hineingeflüchtet, zu ſich ſelbſt, es iſt wahr, Segen und Fluch ſind gleich in der Hand des Erziehers; und wenn er nicht reines Herzens iſt, wenn ſein Unterricht und ſeine Bildungsmittel von dem Böſen und Schlechten ausgehen, das in ihm ſelbſt liegt, ſo hängen ſie ſich dadurch nicht nur an alles Schlechte und Böſe, das in ſeinen Kindern, ſondern auch an alles Böſe und Schlechte, das im Land iſt, und wenn dann ſein Unterricht auch hie und da an Ort und Stelle wie ein großes Licht ſcheint, ſo ſteht er doch nichts deſto weniger weſentlich mit aller Finſterniß im Land im innigſten

Zusammenhang und wirkt in diesem Dienst seiner Natur nach und nothwendig nicht Segen, sondern Fluch im Lande.

Diese Ansicht des Gegenstands führte ihn in Rücksicht auf sein Vorhaben zu einer Aufmerksamkeit auf sich selbst, die noch nie in diesem Grade in ihm lebte. Er fühlte tief, daß die Unschuld, der Glaube und die Liebe, die in der Gertrud Stube das Wunder der Freiheit und des Frohsinns im Gehorsam und in der Anstrengung ihrer Kinder erzeugt, nicht in dem Grad in ihm lebten, um eben diese Resultate in seiner Schulstube mit seinen Kindern zu erzielen. Er sagte zu sich selbst: Meine Natur drängt mich nicht von selbst mit derjenigen Kraft zur Schulmeistertreue, wie der Gertrud hohe Natur sie von selbst zu ihrer Muttertreue hindrängt. Nach einer Weile sagte er wieder: Mein Gott! mein Gott! Ich darf mir nicht verhehlen, wie unendlich ich noch davon entfernt bin, durch einen lebendigen Glauben und durch eine lebendige Liebe in meinem Innersten in dem Grad zum Gebet und zum Flehen nach Gottes Hülfe hingerissen zu werden, wie Gertrud durch ihren Glauben und durch ihre Liebe zu Gott und zum Flehen nach seiner Hülfe hingerissen wird. Er ging mit hohem Ernst in sich selbst und sprach es aus: Meine Fehler werden mir in meine Schulstube nachfolgen, mein Schulmeistern wird immer mit aller meiner Lieutenantsderbheit, mit aller Lieutenantsanmaßung verwoben sein; ich werde selbst die Abrichtungskleinmeisterei, die ich mir bei meinem Soldatenmustern angewöhnt, nicht ganz aus der Art meiner Schulführung verbannen können.

So redete er nach seiner Unterredung mit der Gertrud lange mit sich selbst. Es war ihm unmöglich, ihr Wort: „Jeder Unterricht und jede Erziehung, die von der Sünde ausgeht, ist wie verflucht“ zu vergessen und aus seinem Kopf herauszubringen.

7. Die ersten Folgen eines großen Wortes, das Gertrud redete.

Von der Stunde dieser Unterredung an fragte Glülphi Gertrud nicht mehr, wie sie es gemacht habe, ihre Kinder zu der Höhe zu erheben, die bei ihnen das Wunder der Freiheit und des Frohsinns in ihrer Anstrengung und in ihrem Gehorsam erzeugt, und aus ihnen gemacht, was aus ihnen geworden. Er wußte jetzt, wie sie es gemacht habe, aber er fühlte auch tief, daß er das, was sie thue, nicht wie sie könne, oder vielmehr, daß er das, wodurch das, was sie an ihren Kindern thut, so gelingt, nicht wie sie in sich selbst trage und die Kräfte durchaus nicht besitze, durch die sie das, was sie an ihren Kindern geleistet, an ihnen zu leisten vermochte.

Diese Ansicht machte auch einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sagte, wenn er nicht sein Wort, Schulmeister in Bonnal werden zu wollen, gegeben hätte, so würde er sich jetzt wohl dreimal bedenken, ehe er es thäte; aber er überwand dieses Nichtwollen durch den Geist des gradsinnigen Soldatenlebens und der festen Ueberwindungskraft, die in demselben so oft nothwendig ist. Muß doch, sagte er dann zu sich selber, ein armer Teufel von Soldat sein Leben an sein Wort setzen, wenn er sich einmal hat anwerben lassen, wie sollte ich das meinige in dieser Angelegenheit brechen dürfen? Aber wenn ich nicht kann, was ich will, und bei meinem besten Willen noch denken muß, daß meine Fehler meinen Unterricht selber vergiften und meinen Kindern eigentlich noch zum Fluch machen könnten, wo stehe ich dann selber mit meiner Standhaftigkeit und mit meinem Wort-halten? Hierin tröstete ihn nur das Wort, das Gertrud so oft zu ihm gesagt: Hoffet auf Gott, glaubet, betet, seid geduldig, und thut, was ihr könnt, und ihr werdet Wunder in eurer Schule sehen. Diese Worte beruhigten ihn jetzt nicht nur, da er noch eine Weile einsam im Garten herum ging, sie erhoben und entflammten ihn, daß er endlich wie von einer innern Macht getrieben, einmal über das andere

zu ſich ſelbſt ſagte: Gott iſt in den Schwachen mächtig; ich will auf ihn hoffen und glauben und beten. Ich will thun, was ich kann und nicht zu viel hoffen, aber dabei mich auch nicht fürchten; Gott wird helfen. Dieſe Worte lagen noch auf ſeiner Zunge, als er endlich aus dem Garten in die Stube des Pfarrers hineintrat. Die Fülle der Kraft dieſer Worte lag auf ſeiner Stirn, und er ſtand mit einem Ernſt da, den man noch nie an ihm geſehen.

Arner, der wußte, daß er von der Gertrud kam, ſagte ihm mit ſeiner lachenden Unbefangenheit: Sie kommen von der heiterſten Frau, die ich kenne, und ſehen ſo düſter aus. Glülphi erwiederte: Es iſt Keiner von Euch allen, der, wenn er mit mir bei ihr geweſen wäre, jetzt nicht eben ſo ernſt wäre, als ich. Dann erzählte er ihnen, ſo gut er konnte, den Lauf des ganzen Geſprächs mit dieſer Frau und beſonders den Eindruck, den das Wort: „Jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, iſt wie verflucht," auf ihn gemacht hatte. Er ſetzte hinzu: Wir können uns nicht verhehlen, jede Richtung, die die Schwächen unſrer Sinnlichkeit und unſrer Selbſtſucht unſerm Unterricht geben, geht von unſrer Sünde aus, und dieſe Anſicht muß einen alten Lieutenant, der Schulmeiſter werden will, doch nothwendig etwas ernſthaft machen.

Der Junker, der Pfarrer, die Frauen, und wer in der Stube war, wurden durch dieſe Erzählung ergriffen. Beſonders machte das Wort: „Jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, kann den Kindern zum Fluch werden" auch auf ſie alle den größten Eindruck. Der Junker nahm den guten Glülphi treuherzig bei der Hand und ſagte: Dieſes Wort muß jeden Vater, jede Mutter und jeden Menſchen, der näher oder ferner an der Erziehung Theil zu nehmen ſucht, in einem hohen Grade ernſthaft machen. Und einen Seelſorger, dünkt mich, ſagte jetzt der Pfarrer, noch weit mehr, als einen Erzieher und einen Schulmeiſter.

Die Herren unterhielten ſich noch eine Weile über dieſe Anſicht des Erziehungsweſens und fanden einſtimmig, es ſei wahr, jeder Menſch, der im Dienſt ſeiner Sinnlichkeit

und seiner Selbstsucht, folglich im Dienst der Urquellen aller menschlichen Schlechtigkeit und alles menschlichen Verderbens Erzieher, Schulmeister oder Pfarrer wird, trägt den Keim, durch den er das Heiligste und Wesentlichste, was er als Erzieher, als Schulmeister und als Pfarrer erzielen und befördern sollte, zu Grund richten und verderben muß, in sich selber. Der Pfarrer sagte: Und jeder Seelsorger, der aus Gründen, die sich aus seiner Sinnlichkeit und Selbstsucht herschreiben, einen Pfarrdienst sucht, ist in Rücksicht auf das Wesen des Segens, den er bei seiner Gemeinde erzielen sollte, im gleichen Fall, wie ein Mensch, der von keinen höhern Beweggründen, als von diesen getrieben, einen Schuldienst sucht.

So lange die Herren bei einander waren, trieb sich ihre Unterredung immer um den Punkt des Unsegens herum, den alle Arten von menschlichen Schwächen, sowohl im Erziehungsgeschäft als im Pfarrdienst, beides auf die Schul- und Pfarrkinder haben müssen, und Morgens darauf, da Glülphi der Gemeinde zum Schulmeister vorgestellt werden sollte, waren die Herren, die an dieser Vorstellung Glülphis in Bonnal Theil nehmen sollten, voll des gleichen hohen Ernstes und der Tag war äußerst feierlich. Arner kam mit seiner ganzen Familie am Morgen ganz früh, von mehreren Beamten begleitet, und beinahe so feierlich als an dem Tage, an dem man ihm huldigte, nach Bonnal. Glülphi und alle Anwesenden waren äußerst still. Arner und der Pfarrer führten ihn mit einer Feierlichkeit in die Kirche, ich möchte sagen, wie der Bräutigam seine Braut zum Altar führt. Die Kirche war auch gedrängt voll, denn es wunderte sich Alles über die außerordentliche Veranstaltung, die für die Vorstellung dieses Schulmeisters in Bonnal gemacht wurde.

8. Abermal eine Predigt.

Der Pfarrer wollte in dieser Predigt von dem erhabenen und göttlichen Verhältniß, das zwischen Eltern und Kindern,

eben wie zwiſchen dem Vater im Himmel und dem Menſchengeſchlecht ſtatt finde, ſprechen und zeigte ſeiner Gemeinde, wie ein jeder von ihnen durch dieſe Verhältniſſe aufgefordert werde, ſeine Kinder in der Zucht und Ermahnung des Herrn zu erziehen; wie die Schulen zu allen Zeiten und unter allen chriſtlichen Völkern als ein heiliges Mittel angeſehen worden, das menſchliche Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern mit dem göttlichen Verhältniß des Menſchengeſchlechts zu Gott im Himmel in einen übereinſtimmenden Zuſammenhang zu bringen. Er ſagte ferner, wie der Segen, der dem Menſchengeſchlechte durch die Schulen zufließen könne und zufließen ſolle, nichts anderes als eine Verſtärkung, Erhöhung und Sicherung der Segnungen ſeien, die den Menſchen durch das häusliche Leben allgemein gegeben und bereitet werden ſollten. Das chriſtliche Hausleben, ſprach er weiter, und ſein eigentliches Heiligthum, die Vater, Mutter und Kinder im Glauben und in der Liebe vereinigende Wohnſtube, iſt und muß deshalb auch nothwendig als das heilige Fundament einer jeden guten chriſtlichen Schule und dieſe als ein göttliches, heiliges Sicherungs-, Verſtärkungs- und Erhaltungsmittel des wahren chriſtlichen Glaubens und Lebens in den Wohnſtuben und in den Haushaltungen angeſehen werden.

Dann entwarf er ſeiner Gemeinde das hohe Glück eines Landes und eines Ortes, in welchem dieſe heilige Vereinigung des Hausſegens und des Schulſegens in ſeiner ganzen Kraft und Reinheit ſtatt findet; dann aber auch das ſchreckliche Unglück eines Landes und eines Orts, wo es ſowohl an einem guten chriſtlichen Hausleben, als an guten Schulen mangelt, mit einer Lebendigkeit und Stärke, daß den Zuhörern der traurige Zuſtand, in dem ſich Bonnal in dieſer doppelten Rückſicht befand, mit den lebhafteſten Farben vor Augen ſtand und nothwendig ans Herz gehen mußte. Indem er ſo mit der größten Lebhaftigkeit über dieſen Gegenſtand ſprach, hielt er einen Augenblick ſtille, warf einen Blick voll Wehmuth auf ſeine Gemeinde, faltete dann die Hände und dankte mit ſichtbarer Rührung Gott, daß der

Herr und Vater dieſer Gemeinde zu einer Schule helfen wolle, die die heiligen Kräfte eines beſſern, chriſtlichen, häuslichen Lebens in ihren Kindern zu entfalten, zu beleben und zu ſtärken, und dadurch den Grundurſachen ihres vielſeitigen Unglücks und ihres vielſeitigen ſittlichen, geiſtigen und wirthſchaftlichen Zurückſtehens und ihres daraus herfließenden unglücklichen und elenden Zuſtandes ein Ende zu machen geeignet ſei.

Er ließ ſeine Gemeinde tief fühlen, wie ſehr ſie dieſer Wohlthat bedürfe, indem er zu ihnen ſagte: Sinnet ſelbſt nach, welch ein Unterſchied iſt zwiſchen einer Haushaltung, die für Alles, was ihr zeitliches und ewiges Heil erfordert, gebildete Kräfte in ſich ſelbſt hat, und armen verwahrloſten Leuten, denen dieſes Alles mangelt und die von Allem, was ſie, um ſich Leibes und Seelenhalber wohl verſorgen zu können, bedürfen, nichts recht verſtehen und nichts recht können, und in jedem Vernunft, Ueberlegung, Erfahrung und Gewandtheit erfordernden Falle, weil ſie ſich darin nicht zu rathen und zu helfen wiſſen, in die Lage kommen, ſich an böſe Schlauköpfe, elende Maulbraucher und feine Verdreher aller Wahrheit und alles Rechts zu wenden, um bei ihnen Rath und Hülfe zu erhalten. Ihr wiſſet, wie Mancher von euch in dieſer Lage unglücklich geworden, und indem er geſucht hat, einen kleinen Theil ſeines Eigenthums und ein unbedeutendes Recht zu erhalten, um ſein ganzes Vermögen und damit um alle Fundamente ſeiner wirklich rechtlichen Stellung gekommen, und wie überhaupt in der Welt der Starke den Schwachen, der Reiche den Armen, der Schlaue den Dummen berathet, und was die Hülfe iſt, die der Menſch, der ſich nicht zu helfen weiß und doch hülfsbedürftig iſt, von denen zu erwarten hat, die keiner Hülfe bedürfen und die Noth der Hülfsbedürftigen weder kennen, noch zu Herzen nehmen. Ihr wißt wie vielleicht keine andere Gemeinde aus traurigen Erfahrungen, die ihr ſelbſt eine lange Reihe von Jahren gemacht habt, wie elend der Zuſtand eines verwahrloſten Dorfes iſt und wie ſchwer es denen wird, die ſich nach einem chriſtlich und menſchlich

eingerichteten Zuſtande ihres Dorfes ſehnen, daß ihre Kinder für ihr zeitliches und ewiges Heil beſſer erzogen, gebildet und verſorgt werden, als bisher geſchehen und als ſie ſelbſt ſind.

Chriſten und Brüder! rief er dann mit einer Kraft aus, wie ihn noch Niemand auf der Kanzel ſprechen gehört, geht doch in euch ſelbſt, denket euch, wie elend, niedrig und verächtlich der Zuſtand eines an Leib und Seel verwahrloſten, und hingegen wie ehrwürdig, wie beruhigend und erhebend derjenige eines in ſeinen weſentlichſten Bedürfniſſen wohlbeſorgten Dorfes iſt, und fragt euch dann ſelbſt: In welchem von beiden wünſcht ihr, daß eure Kinder und Kindeskinder einſt leben? Ich weiß zwar wohl, daß viele leichtſinnige und ſchwache Leute und ſelbſt viele leichtſinnige und ſchwache Eltern in eurer Mitte ſind, denen dieſe Frage in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen iſt; aber ſo weit iſt doch kein Vater und keine Mutter verſunken und verwildert, daß einer oder eine von ihnen es ausſprechen dürften, es iſt mir nichts daran gelegen, ob meine Kinder in dem, was ſie für ihr zeitliches und ewiges Wohl bedürfen, verwahrloſt, oder ob ſie dafür gut und ſorgfältig gebildet und wohl verſorgt werden; nein, es iſt doch in eurer Mitte ganz gewiß Niemand ſo weit unter alle menſchlichen Gefühle verſunken, daß er dieſen Greuelausdruck der höchſten Verwilderung und Unmenſchlichkeit auch nur denken, geſchweige ausſprechen dürfte; ich bin vielmehr überzeugt, weit die Meiſten von euch wünſchen nichts ſehnlicher, als daß es diesfalls um ihre Kinder und Kindeskinder beſſer ſtehe, als um ſie ſelber, daß ſie an Leib und Seele beſſer verſorgt werden, als dieſes ihnen ſelbſt zu Theil worden. Nein, nein, ich weiß es, ich bin überzeugt, es iſt in eurer Mitte keines ſo tief verſunken, euer und eurer Kinder Glück ſo weit mit Füßen von ſich zu ſtoßen und Gottes über euch waltende Vorſehung ſo weit zu verkennen, daß ihr euch nicht von Herzen freuen ſolltet, daß ihr, die ihr in das tiefſte ſittliche, bürgerliche und häusliche Elend verſunken waret, von euerm Herrn und Vater

zu einem hohen Grade des Glücks und des Segens erhoben werden ſollt.

Ich will nichts von den vielſeitigen Bemühungen und Einrichtungen reden, die er in allen Rückſichten für euch und für euer Glück trifft, ich gedenke jetzt nur deſſen, deshalb wir gegenwärtig bei einander ſind. Er will euch eine Schule ſtiften, die den weſentlichen Bedürfniſſen eurer Kinder entſprechen und genug thun ſoll. Er will euch einen Schulmeiſter geben, der eure Kinder das, was ihnen zu können und zu wiſſen nutz und nothwendig iſt, auf eine Weiſe lehren und es ihnen einüben wird, wie wenige Kinder ſo glücklich ſind, das, was ſie wiſſen und können müſſen, in eben dem Umfang und auf eine eben ſo gute Weiſe lernen zu können. Liebe chriſtliche Freunde und Brüder! Er wird von den Gaben, von den Kräften und Anlagen, die Gott in eure Kinder gelegt hat, keine ſchlafen, keine verloren gehen laſſen; nein, nein, er wird von keiner Gabe, von keinem Talent, das Gott in eins eurer Kinder gelegt hat, zu ihm ſagen: Dieſe Gabe iſt nicht für dich, du kannſt von ihr, ob ſie dir gleich Gott gegeben, keinen Gebrauch machen, und das Wort wird nicht über ſeine Lippen gehen: Kind, du ſollſt in deinen Verhältniſſen auch keinen Gebrauch davon machen wollen. Nein, nein, er iſt davon überzeugt, was Gott dem Menſchen gegeben, das ſoll ihm kein Menſch rauben, und er, der Menſch ſelbſt, ſoll und darf es auch nicht, als wäre es ihm von Gott umſonſt gegeben, anſehen und ins Auge faſſen. Nein, nein, jedes Talent, jede Gabe, die Gott dem Menſchen gegeben, iſt für ihn, in welchem Stande und in welcher Lage er ſich befinden mag, anwendbar. Jede Gabe, die Gott einem Menſchen gegeben, liegt in ihm als ein göttlicher Schatz, den die Welt in ihm anerkennen und ihm helfen ſoll aus den Tiefen ſeines Innern, wie das Gold aus den Tiefen der Berge, herauszuholen und zu Tag zu fördern. Nein, nein, kein Menſch iſt für die Kräfte und Anlagen, die Gott in ihn gelegt hat, zu gering und zu ſchlecht. Kein menſchlicher Stand, keine menſchliche Lage iſt ihrer Natur nach

und gleichſam von Gottes- und des göttlichen Rechts wegen ſo verworfen, daß Gottes gute Gaben darin nicht anwendbar ſein ſollten und nicht Frucht tragend gemacht werden könnten.

Aber ſo wenig euer neuer Schulmeiſter die Kräfte und Anlagen eurer Kinder ſchlafen laſſen wird, eben ſo wenig wird er ihre Kräfte und Anlagen durch die böſen Künſte leidenſchaftlicher Triebe und unreiner Umtriebe beleben und mit dem wilden Feuer eitler und roher Beſtrebungen auf eine Weiſe anfachen, daß ſie ſich unter einander ſelber aufreiben und verzehren — nein, nein, er wird eure Kinder nicht zum Vielwiſſen, er wird ſie nicht zu unnützem und überflüſſigem Wiſſen, er wird ſie zum Können des Nützlichen und Nöthigen und durch dieſes Können zum Erkennen deſſelben hinführen. Er wird ſie nicht träumen und grübeln, er wird ſie thun und leben lehren. Er wird ſie durch das Glauben ſelbſt den Sinn und den Werth des Glaubens, er wird ſie durch das Lieben ſelbſt den Sinn und den Werth des Liebens, durch das Denken den Geiſt und den Werth des Denkens und durch das Arbeiten den Geiſt und den Werth der Arbeitſamkeit erkennen lehren. Er wird das Reden über die Gegenſtände ihrer Erkenntniß nicht ihrer Erkenntniß, ſondern ihre Erkenntniß dem Reden über dieſelben vorhergehen laſſen, und in ſeinem Unterricht die wirkliche Entfaltung der Kraft jedes Guten und jeder Tugend und die Einübung ihrer Fertigkeiten den erläuternden Worterklärungen darüber vorhergehen laſſen. Er wird das Weſen der Kräfte und Anlagen eurer Kinder ſich ihnen nie als untergeordnet unter die zufälligen und weſentlichen Formen ihrer Anwendungsweiſe entfalten laſſen. Er wird ihre Kräfte und Anlagen im Innerſten ihres Weſens durch Glauben und Liebe, durch Gottesfurcht und Erbarmung mit den zufälligen Formen ihrer vielſeitigen Anwendungsweiſen in Uebereinſtimmung zu bringen und auf dieſer Bahn zu verhüten ſuchen, daß ſie nicht ſelber unterjochte Knechte ihrer eigenen, einſeitig entfalteten und von ihrem Fleiſch und Blut überwiegend belebten und dadurch verwirrten und auf-

gedunsenen Kräfte und Anlagen ihrer Natur werden. Er wird trachten, eure Kinder dahin zu lenken, ihre Kräfte und Anlagen durch Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung über die Gewalt der Finsterniß und den Willen des Fleisches und des Bluts zu erheben, und sie dadurch angenehm machen vor Gott und den Menschen.

Freunde! Brüder! Er wird eure Kinder im Glauben und im Gehorsam des Glaubens zu fleißigen und verständigen Kindern machen. Er wird sie auf dieser Bahn des wahren, heiligen, innern menschlichen Lichtes von den Werken der Finsterniß dieser Welt abhalten und indem er sie in diesem reinen Lichte zu Gott und ihrem Erlöser hinführt und in der innersten Tiefe ihres Wesens durch das göttliche Heiligthum seines Glaubens innigst mit allem Göttlichen und Heiligen zu vereinigen suchen wird, dieselben zugleich auch für alle Geschäfte des Lebens, für alle Theile ihres Berufs und ihrer häuslichen und bürgerlichen Pflichterfüllung verständig zu machen suchen und auch dieses auf die Fundamente eines stillen, beruhigten, häuslichen Lebens zu gründen suchen, die bisher in der Erziehung und Bildung der Kinder unsers Dorfs nicht anerkannt und benutzt worden sind.

Ihr wisset, liebe Zuhörer, ihr selbst seid in eurer Jugend zu dem, was ihr für euer zeitliches und ewiges Wohl nothwendig gehabt hättet, nicht mit der Sorgfalt, Liebe und Weisheit gebildet worden, deren ihr so sehr bedurft hättet. Das sollte euch auf der einen Seite froh und dankbar für die Hülfe machen, die eurer Kinder in dieser Beziehung wartet, auf der andern Seite aber kann ich mir auch nicht verhehlen, das Unglück, daß auch ihr in eurer Erziehung so sehr verwahrlost seid, wird bei Vielen von euch dahin wirken, daß sie wahrscheinlich die Art und Weise, wie euer neuer Schulmeister eure Kinder führen und die Mittel, die er für ihre Bildung anwenden wird, sonderbar finden und mißbilligen werden. Es ist mehr als wahrscheinlich, es wird Vielen unter euch vorkommen, er lehre sie Sachen, die sie nicht brauchen, die ihnen nichts nützen

und abtragen; bedenkt aber, daß ihr hierüber durchaus nicht richtig zu urtheilen im Stande seid; bedenkt, daß euch durchaus Alles fehlt, was euch zu einem gültigen Urtheil über diesen Gegenstand fähig machen und berechtigen kann, und glaubt mir und eurem Herrn und Vater, wir kennen den Mann, der das schwere Werk, eure verwahrlosten Kinder zu bessern und zu geschicktern Menschen zu machen, über sich nimmt. Wir kennen ihn und wissen, daß er ein weiser Freund der Kinder, ein einsichtsvoller Erzieher und ein in einem hohen Grad gewandter und tief begründeter Lehrer und fähig ist, eure Kinder in Allem, was sie zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohl bedürfen, weiter zu führen, als ihr alle geführt worden seid und als ihr doch selber fühlen müßt, daß ihr hättet geführt werden sollen.

Aber redet selbst, Reiche und Arme! Seht euch selbst an, blickt auf euch selbst, auf eure Lage und auf eure Verhältnisse, blickt auf euer ganzes Sein und Leben, und antwortet euch selbst, müßt ihr nicht selbst wünschen, daß es mit euch anders stehen möchte, als es wirklich mit euch steht? Wahrlich, wahrlich, ihr könnt nicht anders, ihr müßt alle wünschen, daß es anders um euch aussähe; daß ihr es anders und besser hättet und anders und besser wäret, als ihr es wirklich habt und als ihr es wirklich seid. Aber warum könnt ihr nicht besser sein als ihr seid, warum könnt ihr nicht besser machen, was ihr doch gerne besser hättet, als eben darum, weil ihr innerlich und äußerlich zu nichts Besserem erzogen und gebildet seid? Redet und antwortet, ihr, die ihr reich seid! Warum sitzt ihr so armselig mit euerm Hab und Gut in unserer Mitte, und wißt nichts damit anzufangen, weder zu Gottes Ehre, noch zu eurer eigenen Befriedigung, noch zum Dienst eures Nächsten und Nebenmenschen? Redet und saget, warum könnt ihr euern Reichthum zu nichts, zu gar nichts von allem diesem, das allein euerm Leben einen wahren Werth geben könnte, benutzen? Warum könnt ihr mit allem euerm Reichthum nicht einmal eure Kinder aus dem Koth und dem armseligen Lebenszustand erheben, in dem ihr selbst steckt?

Warum dient er euch nicht einmal dazu, eure Kinder zu braven, brauchbaren, in ihren Lagen und Verhältnissen befriedigten Menschen zu machen? Warum könnet ihr das Alles so wenig, als weil eure Seelen von Jugend auf leer gelassen worden von allem Glauben an das Göttliche, Heilige, von aller Liebe zum Edlen, Schönen und Guten, von aller Erkenntniß des Wahren, von aller Achtung des Rechten, von aller Gewandtheit und Anstrengung im Nützlichen und Nothwendigen, und von aller Bildung zu dem Umfang der Fertigkeiten, deren ihr in euerm Leben unumgänglich bedürft, weil ihr in Verwilderung aufgewachsen, in Rücksicht auf die Entfaltung eurer innern, bessern Kräfte verwahrlost und vernachlässigt seid?

Und ihr, lieben, unglücklichen, leidenden Armen! Warum könnt auch ihr euch in eurer zurückgesetzten traurigen Lage so wenig helfen, als nur darum, weil ihr Erziehungshalber in der gleichen Lage ungeschult und in Rücksicht auf die Entfaltung eurer Kräfte und Anlagen eben so vernachlässigt und verwahrlost seid? Darum, nur darum allein könnt ihr euch in eurer Lage nicht besser helfen, weil die Kräfte, die euch Gott an Leib und Seel zu eurer Selbsthülfe und damit zur Beförderung eures zeitlichen und ewigen Wohls gegeben, in euch schlafen geblieben und Niemand, Niemand auf Erden euch zu ihrer Entfaltung mit der Weisheit und Kraft die Hände geboten, die dazu erfordert wurden. Darum und darum allein ist es, warum ihr so oft für euch und für eure Kinder die nöthige Nahrung und Decke nicht findet, hungrig und nackend und unglücklich umherzieht, wie Schafe, die ohne einen Hirten in der Irre herumlaufen, serben und hinfallen, ohne daß, ich möchte sagen, auch nur ein Hüterknecht hinzuläuft, sie bis auf den Tag der Schlachtung auf seiner Weide oder in seinem Stall zu versorgen. Ja, unglückliche, durch euer Leben verwahrloste Arme, nur darum, weil ihr in eurer Erziehung verwahrlost worden, nur darum ist es, daß ihr auch bei den vorzüglichsten Anlagen, die euch Gott gegeben, es in eurer Selbsthülfe nicht weiter gebracht, als so viele der Reichen, die

mitten in ihrem Wohlstand und Ueberfluß zwischen den Gaukelgenießungen ihres sinnlichen Wohlbehagens zu nichts weiter gekommen sind, als zu einem nicht bloß unwürdigen, selbstsüchtigen und liebloſen, sondern selbst zu einem unsinnigen, verworfenen, unmenschlichen Gebrauch ihres Wohlstandes, dessen sich auch so viele Arme unter euch in Betreff der Kräfte und Anlagen schuldig gemacht haben.

Und nun, christliche Freunde und Brüder, wollt ihr jetzt diesen bösen Zustand der Dinge, der in eurer Mitte feststeht, fortdauern lassen, da euch euer Herr und Vater fromm, christlich und edelmüthig die Hand bietet, denselben zu enden und alle dienlichen Anstalten trifft, euch an Leib und Seel besser zu versorgen, als ihr es bisher gewesen, Reiche und Arme, wollt ihr das? O nein, o nein, ihr wollt das nicht und ihr könnt das nicht wollen. O nein, o nein, ihr wollt die Hand, die euer Herr und Vater heute so wohlthätig gegen euch ausstreckt, nicht auf eine so empörend undankbare Weise von euch zurückstoßen. Ich bin überzeugt, ihr erkennt die Fürsorge, die euer Herr und Vater für euer zeitliches und ewiges Wohl euch angedeihen läßt, mit Dankbarkeit und Rührung. Ich bin überzeugt, ihr erkennt auch das, was er in Rücksicht auf die Wahl und Anstellung euers neuen Schulmeisters für euch gethan hat, als eine große Wohlthat, die euer Vater im Himmel in der Fülle seiner Gnade und Liebe euch angedeihen läßt und mit dem Danke und mit der Liebe, die ihr Gott und euerm Herrn schuldig seid, und ich erwarte in dieser Rücksicht besonders, daß ihr euern neuen Schulmeister als einen Mann ansieht, erkennt und aufnehmt, den euch Gott zu euerm Retter und Helfer in tiefen Leiden und Nöthen gesandt hat.

---

9. Eine kurze, aber eine Rede von ächtem, altem, reinem Rittergeist.

Nach der Predigt trat der Junker mit Glülphi, den er an der Hand führte, an der Treppe des Chors vor den

Taufstein und sagte: Liebe Kirchengemeinde von Bonnal! Wenn ich je in meinem Leben mit innerer Rührung und Erhebung in einer Kirche gestanden, so ist es heute. Liebe Gemeinde! Eure Kinder haben mir diese Woche den alten, lieben Vaternamen wieder gegeben. Ich möchte ihn verdienen. Ich möchte in Wahrheit, in Treue und Liebe euer aller Vater sein. Ich möchte Vaterwerke an euch thun und die erste, die wesentlichste Vaterpflicht, die ich euch schuldig bin, in Treue und Wahrheit erfüllen. Ich freue mich, einen Mann gefunden zu haben, der diesem wichtigen Vorsatz meines Lebens ein volles Genüge zu leisten vorzüglich geeignet ist. Mein Glück ist groß und ich kann es Gott nicht genug danken, daß ich für euch den Mann gefunden, den ich euch jetzt vorstelle. Nehmt ihn mit Liebe auf. Denket, daß er euer Wohlthäter und der Wohlthäter eurer Kinder und Kindeskinder werden kann, und geht ihm von eurer Seite, so gut ihr könnt, an die Hand, und sucht in Uebereinstimmung mit ihm eure Kinder auch zu Haus zu allem Guten zu halten, das in eurer Macht ist.

Glülphi stand, so lange der Junker redete, in einer Rührung neben ihm da, die fast eine Muthlosigkeit auszudrücken schien, die ihm nicht eigen war. Er hob beinahe kein Auge auf; da er aber ausgeredet, sagte er: Liebe Nachbarn! Ich werde durch meine Stelle aufgefordert, einen Theil eurer Pflichten an euern Kindern zu erfüllen, dadurch aber auch berechtigt, zu erwarten, daß ihr die eurigen an euren Kindern mit Gewissenhaftigkeit erfüllet und daß euer Hausleben nicht mit dem Guten, das wir in der Schule ihnen einzuüben suchen, im Widerspruch stehe. Ich bin nicht gewohnt, viel Worte zu machen. Wir haben gegenseitige Pflichten gegen einander. Ich will Gott bitten, daß er mir Gnade gebe, die meinigen mit Treue und Sorgfalt zu erfüllen; thut auf eurer Seite das Nämliche, so wird der Segen des Herrn auf unsern gemeinsamen Bemühungen ruhen. — Damit endete er.

10. Die Freuden dieſes Tags, die leider nicht ungetrübt ſind.

Der Junker wollte den Tag dieſer Inſtallirung Glülphis zum Schulmeiſter ſeinen Schulkindern zu einem Freudentage machen und ließ ſie gleich nach der Kirche zu ſich ins Pfarrhaus kommen.

Es war in Bonnal eine Stiftung von einem alten Junker im Dorf, die verordnete, daß alle Jahre, einmal zu Weihnacht und einmal zu Oſtern, den Kindern ein paar Eier und ein paar Brödchen ausgetheilt werden mußten, und der Junker hatte an den letzten Oſtern geſehen, wie tief und lebendig die Freude über dieſe Eier und über dieſe Brödchen auf das Gemüth der Kinder gewirkt, und erinnerte ſich, daß der Pfarrer damals zu ihm geſagt, dieſe Freuden vermiſchten ſich in der Einbildungskraft der Kinder ſo mit den der kirchlichen Feierlichkeit zu Grunde liegenden Thatſachen ſelber, daß die Geſchichte von der Geburt Chriſti und den Hirten auf dem Felde und den Königen aus Mohrenland und diejenige von den Wächtern bei ſeinem Grab und den Engeln in ſchneeweißen Kleidern, die den Stein wegwälzten und den Weibern erſchienen, ihnen bei jedem Anlaß, der ſie an dieſe Austheilung der Brödchen und Eier erinnere, auch in den Sinn kämen und ſich ihnen ſo angenehm einprägten, daß ſelbige ihnen durch ihr ganzes Leben als angenehme Geſchichten vor der Seele ſchwebten.

Der Junker, der dieſe Weihnachts- und Oſterfreuden an der Hand ſeiner Ahnfrau mit vielen Kindern ſeiner Dörfer ſelbſt genoſſen und ſich derſelben noch mit angenehm belebtem Gefühl erinnerte, wollte dieſe Jugendfreuden in ſeinen Dörfern nicht nur nicht untergehen laſſen, er wollte ſie vielmehr vermehren, und jetzt den Stiftungstag der Schule in Bonnal den Schulkindern eben ſo zu einer Freude ihres Herzens und ihrer Unſchuld machen. Selbſt der Pfarrer gab ſich alle Mühe, den Kindern von Bonnal auf dieſen Tag ſo ſchön gemalte Eier anzuſchaffen, als man je an einem Oſtertag auf einem Dorf geſehen. Und die Frau

Pfarrerin, die den Garten voll Blumen hatte, machte einem jeden Kinde zu seinen Eiern und seinem Brödchen noch einen großen schönen Blumenstrauß. Als nun die Kinder nach der Kirche in's Pfarrhaus kamen und die Brödchen, die schön gemalten Eier und die Blumensträuße, die auf dem Tisch lagen, sahen, und hörten, daß sie ihnen gehörten, sagten sie zu einander: Das geht ja wie zu Ostern; aber so schön war es doch an keinen, so lang wir leben. Einige meinten gar, sie müßten jetzt, wie das zu Ostern und zu Weihnacht Brauch war, ihr Oster- oder ihr Weihnachtlied singen, und wollten sogleich anfangen; andere aber stüpften sie und sagten: Nein, nein, es ist nicht Ostern, wir wollen warten, bis man uns singen heißt.

Glülphi wußte noch nichts von dieser Freude, die der Junker und die Frau Pfarrerin den Kindern machten. Er wußte nicht einmal, daß seine Schulkinder im Pfarrhaus waren, sondern war ernst und still in einer Nebenstube mit dem Junker und dem Pfarrer. Thereſe sagte indessen den Kindern, sie sollten, sobald sie die Thür aufthun würde, das schönste Lied, daß sie in der Schule singen gelernt, mit einander anstimmen.

Jetzt that Thereſe die Thür auf, die Kinder stimmten ihr Lied an, und Glülphi sah plötzlich die singenden Kinder mit ihren Eierbrödchen und Blumensträußen in der Hand auf ihn zuspringen. Es war ihm bei diesem Anblick zu Muthe, wie Arner, da der Kinderzug mit dem Engel, der Nickenbergerin an der Spitze, im Garten des Pfarrhauses ihn in seiner dunkeln Laube wie aus einem Traum erweckte. Er stand gerührt vor ihnen, ließ sie ihr Lied ausſingen und sagte dann: Ihr seid jetzt meine Kinder; es freut mich, euch hier zu sehen; wir werden uns von nun an alle Tage sehen, und ich hoffe, wir werden einander recht lieb werden.

Die Kinder waren fast alle gutes Muths. Auch gaben ihm viele auf das Wort: „Will's Gott, werden wir uns einmal recht lieb werden" zur Antwort: Ja gewiß, ja gewiß. Andere aber steckten doch die Köpfe zusammen, a

worteten nichts, und ein Kind des Geschwornen Hügi sagte zu seinen Gespielen so laut, daß es der Schulmeister fast hätte hören mögen: Ich weiß nicht, ob uns der Herr Schulmeister allen so lieb werden wird, mir wenigstens glaube ich, werde meiner Lebtag, wenn ich auch hundert Jahr alt werde, gewiß kein Schulmeister lieb. Glülphi bemerkte dieses Flüstern. Es mißfiel ihm, aber er wollte die Freude der andern Kinder nicht stören, er warf nur einen ernsten Blick an das Kind hin, aber fragte nicht, was sie sich ins Ohr flüsterten; er stand vielmehr forthin ganz unbefangen und liebevoll unter ihnen und bot einem nach dem andern die Hand; auch der Junker und Thereſe stellten sich mitten unter sie hin, und redeten mit allen über dieses oder jenes, von ihren Aeltern, von ihren Geschwistern, von ihrem Haus, von ihren Verhältnissen, so wie sie von einem jeden von ihnen etwas wußten.

Aber es begegnete doch noch Vieles, das nicht blos die Ungezogenheit und Frechheit vieler dieser Kinder, sondern auch das Mißtrauen und die Vorurtheile, die man ihnen gegen den neuen Schulmeister beigebracht, deutlich an Tag legte. Es war Glülphi immer mehr unbehaglich, je mehr er sie beobachtete, und er war wirklich froh, als der Hans jetzt in die Stube kam und sagte, das Mittagessen sei schon sehr lange auf dem Tische und es warte Alles auf die Herren, worauf denn die Kinder mit ihren Blumensträußen, Eiern und Brödchen heim gingen.

Die Frau Pfarrerin feierte an diesem Mittag die Installirung des Schulmeisters mit einem Essen, wie sie seit vielen Jahren kein so schönes und selbst an der Huldigung des Junkers kein besseres hatte. Die Stunde war fröhlich; alle, der Junker, Thereſe, der Pfarrer, die Frau Pfarrerin und der Rollenberger wetteiferten, dem Glülphi den Tag durch ihre heitere Theilnahme unvergeßlich zu machen. Was diese Stunde noch belebte, war Bylifstr, der, als er von Arner vernommen, daß Glülphi an diesem Tag zum Schulmeister in Bonnal installirt werden sollte, ihm, die Freude dieses Tags zu erhöhen, ein Geschenk von

ſehr ſchönem, ſchwarzem Tuch ſandte, das ſich beſſer zu ſeinem neuen Beruf ſchicke, als ſeine Soldatenkleidung.

11. Eindruck dieſer Inſtallation auf den alten Schulmeiſter.

Den alten Schulmeiſter aber ärgerte es ſchon, daß der Pfarrer um des neuen Schulmeiſters willen eine Predigt gehalten und daß der Junker ihn beim Taufſtein an der Hand gehabt und der Gemeinde vorgeſtellt; doch tröſtete er ſich damit, der alte Junker ſelig habe mit ſeinen Bauern nicht ſo Narrenkomödien geſpielt, und er denke, wenn er unter dem neuen Junker Schulmeiſter geworden, ſo wäre ihm dieſe Ehre auch zu Theil geworden. Aber als er nach der Kirche die Kinder ins Pfarrhaus gehen ſah und in ſeiner Stube gar hörte, wie ſie ſich daſelbſt luſtig machten, bald dieſes bald jenes mit Oſtereiern und mit Blumenſträußen in der Hand am Fenſter ſtanden, wollte ihm das gar nicht behagen. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: Vor Altem hat man auch wohl einem braven Schulmeiſter einen Freudentag gemacht und ihn zu einer Mahlzeit eingeladen, aber die Schulkinder ſo zu bewirthen, wie es jetzt geſchieht, das kam doch früher keinem Menſchen in den Sinn. Doch der neue Schulmeiſter wird, ſo ſehr er jetzt juchheit und wie man jetzt auch immer ein Narrenweſen mit ihm treibt, ſeine liebe Noth auch kriegen, ich weiß das gewiß, fang' er nur einmal an zu ſchulmeiſtern, er wird dann ſchon ſehen, ob der Schulmeiſterhimmel ſo voller Geigen hange.

So tröſtete er ſich der Sache halber, die ihm ſo übel gefiel, oder vielmehr, er machte eine gute Miene zum böſen Spiel. Als aber jetzt der Junker Glülphis Geſundheit trank und der alte Schulmeiſter den lauten Ruf aller Kinder: „Es lebe unſer neuer Herr Schulmeiſter“ in ſeiner Stube deutlich hörte, konnte er ſich nicht mehr halten. Das wird mir ja offenbar zur Schand und zum Spott gethan, ſagte er zu ſich ſelbſt und ſtampfte mit den Füßen. Da

seine Schwester so laut mit sich selbst reden und mit den Füßen stampfen hörte, fragte sie ihn, was er habe. Er antwortete: Hörst du denn doch, wie der Pfarrer mich durch alle Schulkinder ausspotten läßt und siehst du denn nicht, wie sie alle Fenster in der Stube aufgethan, damit ich auch höre, mit welchem Lärm und Jubel sie den neuen Schulmeister begrüßen? Seine Schwester antwortete ihm: Lieber Bruder, im Sommer sind ja die Fenster im Pfarrhaus immer offen, und wo viele Leute in einer so kleinen Stube bei einander sind, so muß man sie aufthun, man möchte es sonst darin nicht aushalten. Aber hörst du, wie laut sie brüllen? Das geschieht doch mir zum Trotz, das kannst du nicht ableugnen, sagte jetzt der Bruder, und die Schwester erwiederte: Du bist närrisch, Bruder, wo man lustig ist, da geht's allenthalben so laut; ich will meinen Kopf daran setzen, es denkt kein Mensch an dich.

Er. Ich weiß wohl, was ich weiß. Der Pfarrer hat mich immer gehaßt, ich habe es zwar Niemand gesagt, aber es ist doch wahr, er hat mich, seitdem er da ist, immer gehaßt, und wo er immer konnte geplagt.

Sie. Ich kann das nicht glauben. Warum sollte er dich so hassen?

Er. Das weiß ich wohl warum; ich verstehe die Bibel besser als er, und weil er das weiß, muß er mich hassen, er kann es durchaus nicht an mir leiden.

Sie. Du hast dieß schon oft gesagt und dich schon so oft darüber ereifert, und am Ende, wer weiß, wer Recht hat.

Er. Das weiß ich sicher, und er weiß es auch.

Sie. Daß du die Bibel besser verstehst, als er?

Er. Ja, das weiß er. Er hat schon manchmal das auf der Kanzel gesagt, was er von mir gehört, und wenn er mich nicht haßte, er würde es selbst eingestehen, daß ich die Bibel wenigstens so gut verstehe als er.

Sie. Und ich glaube doch nicht, daß er dich eigentlich so hasse.

Er. Wie darfst du das sagen? Er hat mich ja von

meiner Stelle weggejagt, wie man einen Hund aus der Küche jagt.

Sie. Du kannſt doch nicht ſagen, daß er dich auf dieſe Weiſe fortgejagt; er hat dir ja die ganze Beſoldung gelaſſen.

Er. Ja, wenn das nicht wäre, Gott weiß, was ich thäte; wenn man ſo Unrecht leidet, ſo kommen einem gar böſe Gedanken.

Sie. Laß dir doch keine ſolchen kommen und ſei ein Chriſt.

Er. Ja, wer kann ein Chriſt ſein, wenn's einem ſo geht?

Faſt im gleichen Augenblick, in dem er ſo raſend über den Pfarrer und das Unrecht, das er ihm anthue, redete, ſagte der gute Pfarrer zum Junker und zum Glülphi: Es war ſonſt immer meine Gewohnheit, wenn eine Schulfeierlichkeit war, den Schulmeiſter auch einzuladen und ich würde es auch heute gern gethan haben, aber ich weiß, es wäre ihm jetzt nicht wohl bei uns. Das iſt gewiß, erwiederte Glülphi, ſo wie ich ihn anſehe, würde ihm unſer Mittageſſen ganz gewiß nicht wohl ſchmecken, wenn er es neben uns ſitzend zu ſich nehmen müßte.

Pfarrer. Er ſoll ſeine Sache doch haben, und ich will machen, daß es ihm unſerthalben nicht ſchlecht ſchmeckt — und damit ſagte er zur Frau Pfarrerin, ſie ſolle ihm von ihrer Mahlzeit ein ſo ſchönes Ehreneſſen zurecht machen und in ſein Haus ſchicken, als je ein Schulmeiſter aus einem Pfarrhaus ein ſchönes Ehreneſſen bekommen. Und die Frau Pfarrerin rüſtete ihm darauf einen ganzen Korb voll von ihrer guten und ſchönen Mahlzeit, legte noch zwei Flaſchen von dem alten, guten Wein hinzu, den der Junker mitgebracht, und ſandte das alles dem Schulmeiſter mit einem freundlichen Gruß von ihnen allen und auch vom neuen Schulmeiſter.

Jener hatte eben noch das Wort: „Ja, wer kann ein Chriſt ſein, wenn man es einem macht wie mir" im Mund, als des Pfarrers Hans ſeinen Korb mit allem Guten, das

ſie zu Mittag hatten, in ſeine Stube brachte, und mit dem Gruß vom Junker, dem Pfarrer, ihren Frauen und dem neuen Schulmeiſter auf den Tiſch ſtellte. Es fehlte kein Stück von ihrem Eſſen. Selbſt von dem großen Fiſch und der Paſtete, die die Frau Pfarrerin um des Junkers und der Thereſe willen auf ihrem Tiſch hatte, war auch ein Stück für den Schulmeiſter im Korbe.

Seine Schweſter warf in dem Augenblick, in dem der Hans ſeinen Korb auf den Tiſch ſtellte und das Tuch, mit dem das Eſſen bedeckt war, abnahm, einen Blick auf ihren Bruder, der ihm deutlich ſagte: Sieh jetzt, ob's wahr ſei, daß der Pfarrer dich wie einen Hund, den man aus der Stube jagt, behandle. Er verſtand den Blick, ſchüttelte aber dennoch den Kopf; doch faßte er ſich ſoweit, daß er ganz mit den ordentlichen Worten, mit denen ein wohlgelehrter Schulmeiſter einen Pfarrer für ein großes Geſchenk dankt, danken konnte und wirklich dankte. Aber ſobald der Hans aus der Stube war, ſagte er doch zur Schweſter: Ja, ja, das ſoll mich jetzt wieder gut machen für das Unrecht, das mir geſchehen.

Die Schweſter, die gut war, antwortete ihm nur, ſo ein ſchönes, gutes Ehreneſſen habe doch gewiß noch kein Pfarrer ſeinem liebſten Schulmeiſter geſandt.

Das iſt wahr, erwiederte der Schulmeiſter, das Eſſen iſt brav, recht brav, und ich hätte eher an den Tod gedacht, als daß ich heute ſo ein gutes Ehreneſſen aus dem Pfarrhaus erhalten würde.

Die Schweſter ſuchte ihm jetzt eilend Meſſer und Gabel aus den Tiſchkaſten hervor. — Und auch ein Glas! noch ein Glas! rief der Schulmeiſter. Da er es hatte, ſäumte er nicht mehr. Er betete geſchwind über Tiſch, und als er ſo nach ſeiner Weiſe die Kappe abzog, die Hände faltete und Gott dankte, für Speiſe und Trank, die er ihm beſcheere, ſagte die Schweſter lachend: Du dankſt doch im Herzen jetzt dem Pfarrer auch ein wenig dafür?

Er. Ja, mit dem hat es jetzt noch gut Zeit; der kann

mit dem Dank warten, bis es mir anders wird, als mir noch jetzt ist.

Sie. Aber du hast doch dem Hans zu Handen des Pfarrers so ordentlich gedankt, daß Einer hätte glauben sollen, es sei dir Ernst.

Er. Nein, nein, vom Ernst ist noch keine Rede, aber ich habe es wohl thun müssen, es hätte sonst nicht gefehlt, die hochadeligen und hochehrwürdigen Herren und Frauen am Tisch hätten gesagt, ich sei ein grober Lümmel, und das mag ich eben doch auch nicht gern heißen.

Trotzdem aber aß er drauf los, daß es eine Lust war. Beim ersten Glas Wein aber sagte er: Das ist auch ein herrliches Glas Wein, solchen hat mir der Pfarrer noch nie gegeben; er ist gewiß von dem, den er dem Junker aufstellt. Und einen Augenblick drauf: Der neue Schulmeister bekommt gewiß immer von diesem, weil er so beliebt ist. Darauf schenkte er sich ein Glas nach dem andern ein; aber da er böſen Wein trinkt, kam ihm mit dem Trinken auch immer noch mehr in den Kopf, wie Unrecht ihm geschehn, und mit jedem Glas brauchte er sein Maul wieder mehr über den Pfarrer, den Junker und alles Unrecht, das er leide. Er tröstete sich aber denn gleich wieder damit, der liebe Gott werde wohl auch Alles rächen, wie er in seinem heiligen Wort versprochen, alles Unrecht zu rächen, das in der Welt der Schwächere so oft von dem Stärkern leiden müsse. Er hatte schon vorher ein gutes Glas Wein getrunken, und dieser letzte bessere stieg ihm jetzt so in den Kopf, daß er nicht mehr recht wußte, was er redete, und wie er das in diesem Fall immer that, daß er anfing über das, was ihm eben im Kopf steckte, mit übel angebrachten Sprüchen aus der Bibel herumzuwerfen.

Jetzt war ihm eben das Unrecht, das er vom Pfarrer und vom Junker leiden müsse, im Kopf, und von seiner berauschten Einbildungskraft belebt, sagte er jetzt: Haman, im Buche Esther, war auch so ein gewaltthätiger Tyrann, der das Volk Israel wegen seines rechten Glaubens verfolgte, wie mich jetzt der Junker und der Pfarrer wegen

meines guten Glaubens und meiner beſſern Einſichten in das Wort Gottes und in das Evangelium verfolgen; aber der liebe Gott hat dieſen großen Feind ſeines heiligen Volks ſchön an den höchſten Galgen gebracht, der noch je in der Welt aufgerichtet worden. Ich glaub', es ſei ein Schnabelgalgen geweſen. Ich habe ihn einmal in einer Kupferbibel abgemalt geſehen; der Haman war daran ſo klein wie ein Vogel, ſo hoch hing er in der Luft. Ja, ja, es gibt Leute, die ich auch gerne ſo hoch in der Luft am Galgen hängen ſähe.

Indeſſen war ſeine Flaſche leer, und er wollte ſogleich die andere auch noch angreifen; aber ſeine Schweſter, die ſah, daß er ſchon längſt mehr als genug getrunken, und der das Selbſtgeſpräch über Haman und den Schnabelgalgen anfing angſt und bang zu machen, ſagte zu ihm: Wenn du bei dir ſelber wärſt und nicht ſo voll, wie ich dich in meinem Leben noch nie geſehen, ſo würde ich dir was anderes ſagen; ſchäme dich, du redeſt wie ein Unſinniger und ein Unchriſt, und ich hätte nicht geglaubt, daß du im Stande wärſt, dergleichen abſcheuliche Worte über deine Lippen gehen zu laſſen. Er aber gab ihr keine Antwort, ſondern ſagte nur: Gib mir die zweite Flaſche, die mir der Pfarrer geſchickt hat. Aber es war keine Rede davon; ſie hatte ſie ſchon längſt auf die Seite gebracht, und als er jetzt mit Ungeſtüm noch einmal ſagte: Hörſt, bring mir meine Flaſche — antwortete ſie ihm: Wenn du jetzt nicht im Augenblicke mit deiner Flaſche ſchweigſt, ſo werfe ich ſie dir ſammt dem Wein zum Fenſter hinaus.

Der Schulmeiſter kannte ſeine Schweſter und wußte, daß ſie im Stande war, Wort zu halten und redete jetzt kein Wort mehr von ſeinem rechten Glauben, ſondern nur von der Flaſche. Nein, nein, ſagte er, zum Fenſter hinaus mußt du ſie nicht werfen, es könnte Jahr und Tag gehen, ehe ich wieder zu einem ſo guten Glas Wein käme, ich will jetzt eben ins Bett gehen und ſie dann morgen trinken.

Nun, nun, wenn du jetzt ins Bett willſt, daß kein Menſch mehr ſieht, wie du jetzt biſt, ſo will ich denn auch

damit schweigen, was ich dir noch zu sagen hätte; aber mach' mach' jetzt, daß du aus der Stube und fort kommst.

Er wollte aufstehen, aber er schwankte auf beide Seiten und mußte sich mit beiden Händen am Tische halten. Da er sah, daß er keinen Schritt vorwärts konnte, sagte er zur Schwester: Es scheint, du hast doch Recht, es ist mir jetzt selber, ich hätte mehr als genug; dieser Wein muß doch verdammt stark sein, daß eine einzige Flasche mich so zugerichtet. Du mußt mir helfen, ich könnte Hals und Bein brechen die Treppe hinauf.

Ich sehe es wohl, sagte die Schwester, und führte ihn ziemlich unsanft fort und ins Bett.

---

12. Arners Thun fällt immer tiefer in schlechte Mäuler.

Fast das ganze Dorf fand es sonderbar, daß der Junker und der Pfarrer mit dem neuen Schulmeister so viel Wesens machten und sowohl seine Einführung, wie auch die Rede des Pfarrers gab zu den sonderbarsten Reden Veranlassung. Der Hartknopf behauptete, sie sei wider den alten Glauben, wenn sie das Dorf besser machen wollten, als es sei; denn es sei nichts Gutes am Menschen und er könne nichts Gutes thun. Solche neue Lehren vom Bessermachen des Menschen seien Lehren des Antichrist, der schon auf dem Wege sei und bald kommen werde.

Am schlimmsten machte es die Eichenbergerin, die bald nach der Predigt in vielen Häusern herumlief, um das Urtheil der Bauern über diese Narrenkomödie, wie sie es nannte, zu hören und darüber an Sylvia Bericht erstatten zu können, was sie dann auch noch spät am Abend in folgendem Briefe that:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ich beeile mich, Ew. Gnaden ungesäumt zu berichten, was heute für eine Narrenkomödie in der Kirche von Bonnal gespielt worden. Der Junker ist am frühen Morgen mit

meines guten Glaubens und meiner beſſern Einſichten in das Wort Gottes und in das Evangelium verfolgen; aber der liebe Gott hat dieſen großen Feind ſeines heiligen Volks ſchön an den höchſten Galgen gebracht, der noch je in der Welt aufgerichtet worden. Ich glaub', es ſei ein Schnabelgalgen geweſen. Ich habe ihn einmal in einer Kupferbibel abgemalt geſehen; der Haman war daran ſo klein wie ein Vogel, ſo hoch hing er in der Luft. Ja, ja, es gibt Leute, die ich auch gerne ſo hoch in der Luft am Galgen hängen ſähe.

Indeſſen war ſeine Flaſche leer, und er wollte ſogleich die andere auch noch angreifen; aber ſeine Schweſter, die ſah, daß er ſchon längſt mehr als genug getrunken, und der das Selbſtgeſpräch über Haman und den Schnabelgalgen anfing angſt und bang zu machen, ſagte zu ihm: Wenn du bei dir ſelber wärſt und nicht ſo voll, wie ich dich in meinem Leben noch nie geſehen, ſo würde ich dir was anderes ſagen; ſchäme dich, du redeſt wie ein Unſinniger und ein Unchriſt, und ich hätte nicht geglaubt, daß du im Stande wärſt, dergleichen abſcheuliche Worte über deine Lippen gehen zu laſſen. Er aber gab ihr keine Antwort, ſondern ſagte nur: Gib mir die zweite Flaſche, die mir der Pfarrer geſchickt hat. Aber es war keine Rede davon; ſie hatte ſie ſchon längſt auf die Seite gebracht, und als er jetzt mit Ungeſtüm noch einmal ſagte: Hörſt, bring mir meine Flaſche — antwortete ſie ihm: Wenn du jetzt nicht im Augenblicke mit deiner Flaſche ſchweigſt, ſo werfe ich ſie dir ſammt dem Wein zum Fenſter hinaus.

Der Schulmeiſter kannte ſeine Schweſter und wußte, daß ſie im Stande war, Wort zu halten und redete jetzt kein Wort mehr von ſeinem rechten Glauben, ſondern nur von der Flaſche. Nein, nein, ſagte er, zum Fenſter hinaus mußt du ſie nicht werfen, es könnte Jahr und Tag gehen, ehe ich wieder zu einem ſo guten Glas Wein käme, ich will jetzt eben ins Bett gehen und ſie dann morgen trinken.

Nun, nun, wenn du jetzt ins Bett willſt, daß kein Menſch mehr ſieht, wie du jetzt biſt, ſo will ich denn auch

damit ſchweigen, was ich dir noch zu ſagen hätte; aber mach' mach' jetzt, daß du aus der Stube und fort kommſt.

Er wollte aufſtehen, aber er ſchwankte auf beide Seiten und mußte ſich mit beiden Händen am Tiſche halten. Da er ſah, daß er keinen Schritt vorwärts konnte, ſagte er zur Schweſter: Es ſcheint, du haſt doch Recht, es iſt mir jetzt ſelber, ich hätte mehr als genug; dieſer Wein muß doch verdammt ſtark ſein, daß eine einzige Flaſche mich ſo zugerichtet. Du mußt mir helfen, ich könnte Hals und Bein brechen die Treppe hinauf.

Ich ſehe es wohl, ſagte die Schweſter, und führte ihn ziemlich unſanft fort und ins Bett.

---

12. Arners Thun fällt immer tiefer in ſchlechte Mäuler.

Faſt das ganze Dorf fand es ſonderbar, daß der Junker und der Pfarrer mit dem neuen Schulmeiſter ſo viel Weſens machten und ſowohl ſeine Einführung, wie auch die Rede des Pfarrers gab zu den ſonderbarſten Reden Veranlaſſung. Der Hartknopf behauptete, ſie ſei wider den alten Glauben, wenn ſie das Dorf beſſer machen wollten, als es ſei; denn es ſei nichts Gutes am Menſchen und er könne nichts Gutes thun. Solche neue Lehren vom Beſſermachen des Menſchen ſeien Lehren des Antichriſt, der ſchon auf dem Wege ſei und bald kommen werde.

Am ſchlimmſten machte es die Eichenbergerin, die bald nach der Predigt in vielen Häuſern herumlief, um das Urtheil der Bauern über dieſe Narrenkomödie, wie ſie es nannte, zu hören und darüber an Sylvia Bericht erſtatten zu können, was ſie dann auch noch ſpät am Abend in folgendem Briefe that:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ich beeile mich, Ew. Gnaden ungeſäumt zu berichten, was heute für eine Narrenkomödie in der Kirche von Bonnal geſpielt worden. Der Junker iſt am frühen Morgen mit

als wenn du nicht dabei wäreſt, und du ſollteſt mir doch Alles berichten, was vorfalle. Du ſiehſt jetzt, wie ich dich in der Welt hervorziehe. Das hätteſt du doch in deinem Leben nicht hoffen dürfen, daß du ſo mit einem Mann, der der erſte im Herzogthum iſt, bekannt würdeſt. Du kannſt noch zu Ehre und Anſehen kommen, mehr als du zu denken vermagſt, wenn du dich recht brav hältſt. Er hat zwar auch geſagt, du hätteſt ein böſes Maul, man dürfe nicht Alles, was du etwa ſagſt, für baar Geld anrechnen, aber er ſetzte gleich hinzu, das mache jetzt nichts, es ſpringe in die Augen, du ſeiſt recht empört über den ſchönen Junker, und wenn man über einen Menſchen oder über eine Sache recht raſend ſei, ſo ſehe man ihre Fehler ſicher ganz richtig, und es iſt mir ganz klar, daß er die Fehler dieſer Sache gerne hört.

---

13. Man muß die Hülfe für die Erdenbewohner nicht beim Mann im Mond und die Hülfe für ein armes Dorf nicht beim Träumer in den Wolken, und mehr beim Mann, der zu Fuß durch Dick und Dünn geht, als bei dem, der zu Pferd über Berg und Thal reitet, ſuchen.

Doch wir müſſen wieder zu Arner und Glülphi ins Pfarrhaus zurückkehren. Wir haben ſie, eben da ſie die Kinder mit ihren Eiern, Brödchen und Blumenſträußen wieder heim ſchickten, verlaſſen.

Als ſie ſo bei einander am Tiſch ſaßen und der Hans ſchon wieder von dem alten Schulmeiſter, dem er ſein Ehreneſſen gebracht hatte, zurück war, ſagte Arner zum Pfarrer: Lieber Herr Pfarrer! Unſer Schulmeiſter iſt jetzt eingeſetzt und von dieſer Seite iſt wenigſtens ein Anfang gemacht, etwas für unſer armes Dorf zu thun, aber wie viel braucht es noch von andern Seiten, wenn wir tief und mit Erfolg in das, was es weſentlich nothwendig hat, eingreifen wollen.

Pfarrer. Es braucht freilich noch viel.

Junker. Und zwar viel, das nicht in unserer Hand liegt und nicht von uns abhängt.

Pfarrer. Das ist unstreitig.

Junker. Wenn wir zu diesem Andern nur auch noch so viele Hülfe und Handbietung fänden als zu unserer Schule.

Glülphi mischte sich jetzt ins Gespräch und sagte: Wir müssen diese Hülfe und Handbietung für unser Dorf vorzüglich bei den Personen suchen, die vorigen Sonntag Abend bei uns gewesen. Alles, was am Tisch war, stimmte ihm bei und sagte: Das ist gewiß, der Baumwollenmeyer und die Weiber, die vor acht Tagen bei uns waren, sind gewiß die tüchtigsten Leute, die wir im Dorfe finden könnten, um durch sie auf die innere Verbesserung der Haushaltungen hinzu wirken. Wir wollen sie auch diesen Abend zu uns kommen lassen, sagte auf einmal Arner und Mehrere von denen, die am Tisch saßen.

Das geschah auf der Stelle. Der Pfarrer schickte sogleich seinen Hans zu ihnen hin, sie einzuladen; aber ehe sie kamen, redeten die Herren und Frauen über die Kinder und ihr Benehmen. Die Frau Pfarrerin sagte, sie habe zwischen die Freude hinein, die ihr dieser Auftritt gemacht, dennoch einiges sehr Unangenehme bemerkt. Alle und insonderheit Glülphi, und zwar mit einer Art von Aengstlichkeit, deren er sonst nicht gewohnt war, fragten sie jetzt, was das sei.

Sie erwiederte: Es haben sich offenbar etliche Kinder von den andern getrennt und sich allerhand Sachen, die die Andern nicht hören sollten, in die Ohren geflüstert. Auch habe sie in dem Kabinetchen ihrer Stube, wo sie Niemand vermuthet, mit ihren eigenen Ohren gehört, daß eines dem andern erzählt, sein Vater und seine Mutter hätten ihm daheim schon gesagt, sie wüßten nicht, was das sei, daß man so ein Wesen mit der neuen Schuleinrichtung treibe, und was man damit suche, daß man sie so flattire; sie sollten sich in Acht nehmen und nicht Alles glauben, was man ihnen sage; es sei nicht alles Gold was glänze; aber

ſie ſollten doch auf Alles, was man ihnen ſage, Acht geben und ihnen alle Abende erzählen, was ſie immer in der neuen Schule ſehen und hören würden.

Die Frau Pfarrerin war eben noch bei dieſer Erzählung, als der Baumwollenmeyer mit ſeiner Schweſter, der Gertrud und der Reinoldin in die Stube hineintrat. Glülphi, der ſchon über das, was er ſelber Aehnliches an den Kindern bemerkt, etwas ängſtlich war, wurde über das, was jetzt die Frau Pfarrerin erzählte, noch mehr betroffen. Auch auf Arner und den Pfarrer machte es einen unangenehmen Eindruck, aber der Baumwollenmeyer ſagte ihnen gerade heraus, ſie ſollten das nur nicht ſo hoch aufnehmen, es werde noch viel Anderes und noch viel Wichtigeres begegnen.

Was die Herren am meiſten ſchmerzte, war, daß, wie es ſchien, im Dorf Niemand glauben wollte, ſie handelten in dem, was ſie für das Volk thaten, aus gutem Herzen, und man ſchreibe ihnen ſelbſtſüchtige Abſichten zu.

Darüber ſagte der Baumwollenmeyer: Aber wie können Sie denken, daß es in einem Dorf, in dem ſich vielleicht faſt ein halbes Menſchenalter kein Menſch um den andern ein Haar krümmte und bald ein jeder das halbe Dorf aufgeopfert hätte, wenn er geglaubt hätte, ſich dadurch einen Vortheil verſchaffen zu können, es anders kommen könnte? Wenn Sie dieſen Zuſtand der Dinge ins Auge faſſen, ſo muß es Ihnen einleuchten, daß es faſt unmöglich iſt, daß in einem ſolchen Dorf ein Menſch dem andern etwas Gutes zutrauen könnte. Er ſagte ferner, zu dieſem Mißtrauen gegen alles Beſſere, das ſchon im Dorf eingewurzelt ſei, komme noch, daß die Hummelsgeſchichten bei den meiſten Dorfmatadoren dahin gewirkt, daß ſie jetzt nicht blos mißtrauiſch und furchtſam, ſondern noch zum Voraus erbittert gegen Alles ſeien, was der Junker thue und vorhabe, und dann habe der alte Sauerteig der Religionszänkereien, die ſeit dem Pfarrer Flieg in Himmel ins Dorf gekommen, dieſes Mißtrauen und dieſen Widerwillen gegen alles Neue auf den höchſten Gipfel gebracht.

14. Große Verirrungen der menschlichen Selbstsucht in Rücksicht auf den gesellschaftlichen Begriff des Gemeinguts.

Auch das Mareili und die Gertrud mischten sich jetzt ins Gespräch und sagten gerade heraus, Einige von den Matadoren im Dorf würden, so lange noch ein Tropfen Blut in ihren Adern fließt, nicht verzeihen, daß sie unter der Linde neben dem Vogt als Schelme und Diebsleute hätten dastehen und den Bettelmann Niggeli und seines Gleichen um Verzeihung bitten müssen, daß sie mit dem Gemeingut übel gehaust.

Das ist gewiß, sagte der Meyer; diese Burschen haben in ihrem Leben nicht geglaubt, daß das Gemeingut den Bettelmann Niggeli und seinesgleichen etwas angehe.

Das glaub' ich wohl, erwiederte Glülphi; die Welt ist sich allenthalben gleich, und es würde mich wundern, wenn Dorflumpen, wie diese Vorgesetzten sind, das Gemeingut anders ansehen würden, als dieses in so vielen andern und größern Orten der Fall ist. Er brachte noch das Exempel der Herren von Krehwinkel an, die von Vater auf Sohn hinab so gewohnt waren, das Krehwinkel-Gemeingut als ihr eigenes Gut anzusehen und zu benutzen, daß sie sogar gemeiner Krehwinkelbürgerschaft durch eine Rathserkenntniß verboten, dieses Gut ferner in einer öffentlichen Verhandlung Stadtgut zu nennen, sondern dasselbe mit dem Namen Herrengut oder Rathshausgut zu betiteln.

Die Herren begriffen jetzt freilich, daß bei solchen Vorgesetzten-Begriffen über das Gemeingut unter den Dächern von vielen großen Häusern die Leute eben nicht allgemein gut für Arner gestimmt sein könnten, und wunderten sich auch nicht darüber, als die Reinoldin erzählte, des Geschwornen Hügi Frau habe den Blumenstrauß, den ihr Kind aus dem Pfarrhaus heimgebracht, sogleich zum Fenster hinaus auf den Mist und seine zwei Brödchen ihrem Hund und ihrer Katze dargeworfen.

Auch darüber verwunderten sie sich nicht mehr, daß der Speckmolch, da ihm sein jüngerer Bub sagte, wie lustig sie des neuen Schulmeisters Gesundheit ausgebracht, ihm geantwortet, er wollte lieber, er hätte seinen Stieren und Kühen im Stall ihre Gesundheit ausgebracht, als die des Narrenschulmeisters.

Sie hörten noch einige solche Aeußerungen, die die innere böse Stimmung vieler Lumpen im Dorf gegen Alles, was sie vorhatten bekundeten.

15. Alles Streben der Menschen fordert neben seinem innern Geist noch eine Anordnung und Sicherstellung seiner äußern Mittel.

Aber es war dem Glülphi schon eine Weile unbehaglich, diese Aeußerungen zu hören und er sagte: Was hilft uns, dieses Narrenzeug alles zu wissen? Es ist jetzt nur die Frage, wie wir es machen müssen, um allmählich genugsamen Einfluß zu bekommen, um nach und nach diese böse Stimmung im Dorf zu ändern.

Gleich darauf sagte der Baumwollenmeyer, es komme in dieser Sache nicht darauf an, daß viele Leute sich darein mischten, sondern darauf, daß die, die sich darein mischten, die Rechten seien. Er meinte, je stiller man mit der Absicht, den Haushaltungen des Dorfes aufzuhelfen, thun werde, desto besser werde es gehen. Er sehe freilich voraus, daß die Sache Schwierigkeiten haben werde, aber unmöglich sei sie nicht, und es walteten einige Umstände im Dorf vor, die, wenn man sie mit Liebe und Thätigkeit benutze, die Endzwecke des Junkers durch sich selbst befördern würden.

Arner und der Pfarrer fragten, was er für Umstände meine. Er antwortete: Die Noth und das Elend, das im Dorf ist, hilft an sich sehr dazu, daß hundert und hundert Menschen selber zeigen werden, daß sie Vieles anders wünschen, als es ist, und dann ist das, was wir suchen, so offenbar dieser Leute ihr Vortheil, daß Viele von ihnen, sobald sie

einmal einsehen werden, daß es ihr Vortheil ist, von selbst zu dem, was wir wünschen, Hand bieten werden.

Der Junker wollte hieran einen Augenblick zweifeln, aber das Mareili sagte zu ihm: Sehen Sie nur, wie es, seitdem Sie den Spinnerkindern zehntfreie Aecker versprochen mit dem Baumwollenspinnen besser geht. Der Junker lachte und sagte: Das ist aber ein erkauftes Rechtthun. Das Baumwollenmareili lachte auch und sagte: Freilich, aber wenn man das Gute will, muß man sich oft dazu verstehen, es zu kaufen und manchmal noch recht theuer. Nun, wenn's nur bessert, ich will manchmal hie und da etwas dafür zahlen, sagte der Junker.

Man redete noch eine Weile über die Mittel, die Leute dahin zu bringen, das zu thun, was ihr eigner Vortheil ist. Das Mareili sagte noch: Viele haben es damit wie das liebe Vieh, es geht kein Stier und kein Pferd von selbst an den Pflug und an den Wagen, sie wollen daran angeschirrt und daran angeführt sein; wenn sie dann aber nur brav ziehen und fahren, so hat man Alles, was man von ihnen fordern kann.

Es lachte jetzt Alles über den Gedanken, daß so viele Leute auch zu dem Guten, das man von ihnen wünsche, angeschirrt und angespannt werden müßten, und daß man, setzte Glülphi hinzu, oft noch eine gute Geißel dazu brauchen müßte. Der Gertrud aber wollte diese Vergleichung mit dem Anschirren und Anspannen nicht gefallen. Sie sagte: Es gibt aber Gottlob doch auch noch Leute, die das gute Joch des Rechtthuns selber gern an den Hals nehmen oder doch wenigstens nicht auf diese Art angeschirrt werden müssen.

Darin gab aber auch jetzt der Gertrud Alles Recht, und Alles fühlte, die höhern Beweggründe der Liebe und des Glaubens müßten hierin das Wesentlichste oder vielmehr Alles thun, und Alles gestand, daß durch das äußerliche Anschirren und Anspannen zum Rechtthun nie eine wahre Vollendung des Guten zu erzielen sei.

Das Mareili fand das auch ganz richtig, sagte aber doch:

Das ist dann des Herrn Pfarrers und des Schulmeisters Sache; unser einer muß hingegen gar viel mit dem Anschirren und Anspannen zu thun haben, und das ist doch auch nicht zu verachten, wie wir es sehen, seitdem der Junker sie mit der Zehntfreiheit fürs Hausen und Sparen so angeschirrt hat, wie es ohne das damit ewig nicht gegangen wäre. Das Mareili fuhr dann fort zu rühmen, wie gut es jetzt mit dem Spinnen gehe, und sagte, sie sind nicht nur sparsamer, sie treiben sogar Hoffahrt mit ihrem Garn und zeigen mir Woche für Woche recht stolz, wie sie es mir jetzt besser machen.

Es ist gut, sagte Gertrud, daß ich dich kenne und weiß, daß du nicht dazu gemacht bist, die armen Spinnerleute im Dorf hoffährtig zu machen, sonst müßte ich dir sagen, es ist im Grund für den wahren Segen einer Haushaltung nichts dabei gewonnen, wenn sie aus einer lüderlichen Lumpenhaushaltung eine geizige und eine hoffährtige Haushaltung wird; aber ich kenne dich, Mareili, und weiß, daß du das besser verstehst als ich, und bei deinen Spinnerleuten besser zu verhüten im Stande bist, als ich es wäre.

---

16. Das äußerste Bedürfniß aller Dorfverbesserungsmittel liegt in der innern Reinheit und das äußerste Hinderniß derselben in der bürgerlich noch gesteigerten thierischen Selbstsucht unsrer Natur.

Indessen machte das Wort der Gertrud auf Glülphi abermal einen tiefen Eindruck. Er sah sie, sobald sie es ausgesprochen hatte, mit dem stillen Ernst der wahren Empfindung an und sagte zu ihr: Dein Wort, die Beweggründe zum Spinnen bei deinen Kindern nicht aus Geiz und Hoffahrt hervorgehn zu lassen, ist mit deinem großen Wort: Aller Unterricht, der von der Sünde ausgeht, ist verflucht, die nämliche Sache, und sagt nichts anders, als: Aller Erwerb, der von der Sünde ausgeht und zur Sünde

hinführt, ist mit dem Unterricht, der davon ausgeht und dahin führt, im nämlichen Falle.

Gertrud widersprach nicht und Glülphi fuhr fort: Du meinst also auch, alle Mittel, den Haushaltungen im Dorf aufzuhelfen, die von Selbstsucht und Leidenschaft ausgehen, und hinwieder zu Selbstsucht und Leidenschaft hinführen, könnten im Grunde nichts helfen?

Von dieser Seite, sagten Arner und der Pfarrer, kann man den Endzweck, einem verdorbenen Dorf wieder aufzuhelfen, nicht schwer genug ins Aug fassen, und ich möchte bald fragen, sagte Arner, wie darf ich Hand daran legen und wer darf Hand daran legen? — Auch Glülphi sagte: Wer darf nun Dorfschulmeister werden, wenn er fürchten muß, daß jeder seiner Fehler seinen Schulkindern zum Unsegen, oder wie du sagst, sogar zum Fluch werden kann?

Gertrud war über den Ernst und die Aufmerksamkeit, mit der ihr Wort aufgenommen war, betroffen, saß ein paar Augenblicke beschämt und erröthet da, faßte sich aber bald wieder und sagte mit Würde: Des Menschen Thun ist nichts; er muß auf Gott vertrauen und mitten in seiner Schwäche und in seinen Fehlern auf Gottes Segen hoffen. Ich habe es erfahren: Gott ist in den Schwachen mächtig. Wer es redlich meint und mitten in seinen Schwächen das Gute fördert und sucht, so gut er es vermag, den segnet Gott, der oft in seiner Liebe wunderbare Folgen der Fehler aufhebt, die die Menschen in ihrer Schwäche täglich machen.

Diese Worte der Gertrud gingen den Anwesenden tief ins Herz. Eine Weile war Alles still. Arner unterbrach die Stille und sagte zu Gertrud: Du hast uns getröstet und erhoben; wir wollen mit Vertrauen auf Gott zusammenstehn und, wie du sagtest, für unsern Zweck thun, was wir können.

Sie gingen jetzt noch auf das Einzelne, was in ihrer Lage zu thun sei, ein. Es schien ihnen, daß es bei dieser Untersuchung auf folgende zwei Fragen ankomme:

1) Welches sind die Haushaltungen im Dorf, von denen

man vorzüglich hoffen darf, daß ſie die Handbietung zu einer beſſern Hausordnung mit gutem Willen annehmen werden?

2) Was für Menſchen im Dorf ſind willig und fähig, uns zu dem, was wir zu erzielen ſuchen, Hand zu bieten?

In Rückſicht auf die erſte Frage erwiederte der Meyer: Ich darf ſicher annehmen, die Spinnerhaushaltungen, die bei meiner Schweſter keine Schulden haben und die, wenn ſie genöthigt ſind, ſolche machen zu müſſen, ſelbige ſchnell und ſorgfältig wieder zurückzuzahlen ſuchen, ſind auch die, denen man am leichteſten ankommt, ihre Fehler zu beſſern. Seine Schweſter nannte auf der Stelle fünf bis ſechs ſolcher Haushaltungen, von denen ſie ſicher ſei, auf ſie jeden Einfluß, den man wünſche, zu haben, um ſie in eine beſſere Ordnung zu bringen.

Ueberhaupt fanden ſie, wenn bei armen, lüderlichen und unordentlichen Leuten nicht noch Hochmuth und Frechheit hinzukämen, ſo hätten ſie im Allgemeinen faſt immer noch ein weiches Herz im Leibe, und ließen ſich gewöhnlich auch recht gern einen guten Rath geben, wenn ſie gefehlt hätten; aber wo das Gegentheil der Fall und Lüderlichkeit und Unordnung noch mit Hochmuth und Frechheit gepaart ſei, da ſeien die Leute unverſchämt und ſicher die Letzten, von denen man hoffen könne, etwas zu ihrer wirklichen Beſſerung auszurichten.

Alles ſtimmte hierin dem Mareili bei; nur der Meyer bemerkte noch, man müſſe diejenigen, die hierin die letzten ſein würden, nicht unter den Armen ſuchen. Darüber ſagte Arner lachend: Du meinſt doch etwa nicht, daß man dieſe Letzten vorzüglich unter den Reichen ſuchen müſſe? Das nicht, erwiederte der Meyer, wohl aber unter den Dorfälteſten, die die Herzensverhärtung ihres Hochmuths und ihrer Frechheit von Amtswegen höher treiben können, als alle übrigen Reichen und Armen im Land.

Der Junker wollte ihm im Anfang widerſprechen und ſagte, er glaube, beides, der Bettelhochmuth und die Bettel-

frechheit, ſo wie der Vorgeſetztenhochmuth und ihre Frechheit hätten in Rückſicht auf die Verhärtung der Herzens ungefähr die nämliche Wirkung. Der Meyer aber erwiederte, es finde hierin ein ſehr großer Unterſchied ſtatt. Freche und hochmüthige Menſchen, die vermöge ihrer Stellung, ich möchte ſagen, eigentlich von Amtswegen und auf ihre Eide hin gegen gemeine Leute, die bei ihnen Recht zu ſuchen oder gegen ſie die Wahrheit zu behaupten genöthigt ſind, Gewalt brauchen und der Unſchuld, die wider ſie zeugt, das Maul ſtopfen können, finden in ihrem Amte einen ſolchen Reiz zur Herzensverhärtung und zum Unrechtthun, daß ich wenigſtens noch wenige Menſchen gefunden, die ihm ganz zu widerſtehen vermochten und unter den ihnen untergeordneten Mitmenſchen ganz mit dem milden Sinn der Unbefangenheit und Anmaßungsloſigkeit umhergingen, den ein jeder Menſch, der nicht in einer öffentlichen Stellung lebt, ſo leicht in ſich ſelber erhalten kann.

Arner widerſprach ihm nicht mehr, ſagte ihm aber: Es dünkt mich, du faſſeſt die Oberbauern in deinem Dorf doch ziemlich ſtreng ins Auge. Der Meyer erwiederte: Wenn mir mein Dorf und die Nachkommenſchaft darin wahrhaft, wie ſie es ſoll, am Herzen liegt, ſo darf ich nicht anders, ich muß dieſe meine Oberbauern, wie Sie ſie nennen, in Rückſicht auf ihre Herzensverhärtung als die letzten anſehen, die ſich auf einen beſſern Weg werden leiten laſſen.

Der Meyer wollte am Ende ſich ſeiner Anſicht halber entſchuldigen und ſagte noch: Gnädiger Herr! Es mag an andern Orten anders ſein, aber bei uns haben unſere Oberbauern unter der Leitung des Hummel, von dem Sie uns endlich erlöſt haben, mit Hülfe der Schreibſtube im Schloß und ſelber durch Einmiſchung des damaligen Herrn Vikar allen Fundamenten unſers alten Dorfſegens und unſers ſtillen, frommen häuslichen Lebens vollends den Hals gebrochen und ein verruchtes, verfängliches Kunſtbenehmen in alles Privat- und öffentliche Leben des Dorfs hineingebracht, daß wenn Sie, gnädiger Herr, der Hauptquelle unſers Unglücks nicht Einhalt gethan hätten, wir mit allen unſer

Bemühungen nur leeres Stroh dreſchen würden. Aber Gottlob, es iſt jetzt ja anders!

Und wie aus einem Munde wiederholte Alles, was am Tiſch war, das Wort: Gottlob, es iſt jetzt ja anders. — Und man kam ſogleich wieder auf die Frage, welches denn diejenigen Haushaltungen im Dorf ſeien, von denen man vorzüglich hoffen dürfe, daß ſie die Handbietung zu einer beſſern Hausordnung mit gutem Willen annehmen würden.

17. Ein guter Boden für die Dorfverbeſſerung, wo man ihn nicht leicht ſuchte.

Hierüber ſagte das Mareili: Ich glaube, daß wir den beſten Boden für das, was wir ſuchen und wünſchen, an einer Stelle finden werden, an die Niemand ſo leicht denkt.

Natürlich fragten jetzt alle, was und wo denn dieſer beſte Boden eigentlich ſei.

Das Mareili nannte vor allem die Haushaltung des gehängten Uli und ſagte: Seit dem Unglück ihres Mannes lebt ſeine Frau in ihrer Stube, wie die ſtillſte, bravſte Kloſterfrau in ihrer Zelle. Ich gehe zu Zeiten zu ihr, und ich kann nicht ſagen, welch einen rührenden Eindruck dieſe Frau auf mich macht; es iſt, wie wenn ſie von der ganzen Welt außer ihrer Stube nichts mehr wiſſe, und mit ihren Kindern redet ſie von Morgen bis zum Abend nichts als vom Beten und Arbeiten. Es fuhr fort: Auch des Rickenbergers Haushaltung iſt in dieſem Fall. Jenes Kind ſah in ſeinem weißen Kleid aus wie ein Engel und iſt in ſeinem Herzen ein wirklicher Engel. Es ſchwebt auch auf ſeiner Mutter und auf allen ſeinen Geſchwiſtern eine Art von Wehmuth, die mir immer zu Herzen geht, wenn mir eins von ihnen vor die Augen kommt, und es iſt auch nicht möglich, daß eine Haushaltung ſtiller, frommer und fleißiger ſein könne als dieſe. Auch die Geſchwiſter der hingerichteten Lismergrithe gehören zu den bravſten, eingezogenſten und fleißigſten Arbeitern, die ich habe, und doch war dieſe

Haushaltung vor ihrem Unglück eine der schlechtesten und leichtsinnigsten im Dorf; aber seither lassen sich die Mutter und die Geschwister fast vor keinem Menschen mehr sehen. Sie bringen mir ihr Garn, damit sie Niemand sehe, immer gegen Abend und an Tagen, wo mir sonst Niemand Garn bringt.

Diese Aeußerung erregte allgemeine Theilnahme und Aufmerksamkeit. Man wunderte sich im Anfang der Vorzüglichkeit dieser unglücklichen Haushaltungen; aber bald stimmte Alles der Aeußerung des Pfarrers bei: Diese Haushaltungen sind durch das Unglück, das sie getroffen, dahin gebracht worden, daß sie Jahre lang in herzzerschneidenden Gefühlen lebten und von Kränkung, Betrübniß und Sorgen so stark und so tief litten, daß sich fast nothwendig in ihrem Innersten ein heiliger Ernst entfalten mußte, der nicht anders als dahin wirken konnte, die Schwachheitsgelüste der Thorheit dieser Welt und ihrer Sinnlichkeit still zu stellen und dagegen die höhern Kräfte der Anstrengung, der Selbstüberwindung und mit ihnen den Segen und die Unschuld eines selbstsuchtlosern, bessern Lebens zu erzeugen.

In dem Augenblick dieser Aeußerung schlug Gertrud ihre Augen nieder und eine Thräne floß über ihre Wangen. Der Pfarrer bemerkte es, nahm ihre Hand und sagte zu ihr: Liebe Gertrud, du denkst in diesem Augenblicke an das Unglück, in dem du selber gelebt. Sie erwiederte: Wie konnte ich anders? Ich war eine lange Reihe von Jahren in Lagen, in denen ich das äußerste Elend, in welches diese Haushaltungen versunken, eben wie sie vor mir sah und ich kann nicht anders, als mir selber gestehen, ich danke die wenige Kraft, die ich hatte, meiner Haushaltung unter diesen Umständen zu sein, was ich ihr sein sollte, dem Drange dieser Tage und den Leiden und Sorgen, die ich täglich hatte, bis uns Arner Hülfe schaffte.

18. Die Zeitabschwächung unsrer durch Sinnlichkeit verdorbenen Einbildungskraft im Zusammenhang mit unsrer Neigung zur Gemächlichkeit des Lebens, zum Bilderdienst, zum Sektengeist und den damit innig verbundenen Fehlern des Mißtrauens und der Verleumdungssucht; eben so der Zusammenhang des Zeitübels unsrer Nervenschwäche mit schwächerer oder stärkerer Theilnahme an dem Luxusverderben unsrer Zeit und der großen Steigerung des Lumpenlebens, in welches die große Mehrheit unsers Volks versunken ist.

Die Unterredung lenkte sich wieder auf die Nachforschungen, was für Haushaltungen im Dorf seien, von denen man sich am meisten Hoffnung machen dürfe, daß sie vorzüglich und leichter als die anderen in das Gleis eines bessern häuslichen Lebens einzulenken seien. Bei dieser Nachforschung nahm jetzt der Pfarrer das Wort und sagte: Auch von des Pfarrers Flieginhimmel Anhängern sind viele sehr eingezogen und still; aber ihr Mißtrauen gegen Jedermann, der nicht ganz wie sie denkt und das Wörtliche und sinnlich Belebte ihrer Betansichten und Religionsausdrücke nicht ganz mit ihnen theilt und völlig wie sie ausspricht, schließt ihr Herz vor sehr vielen Menschen zu, die ihre Religion Geist-, Herzens- und Ausübungshalber kraftvoller, gediegener und probehaltiger in sich selbst tragen.

Der Baumwollenmeyer bemerkte hierüber, das Hauptübel, das einige von diesen Anhängern des alten Pfarrers von andern Leuten trenne, liege nicht so sehr in ihren Meinungen, als in ihrer Neigung zur Bequemlichkeit.

Der Pfarrer fand diese Bemerkung ganz richtig und äußerte sich darüber, die Sucht zur Bequemlichkeit und Trägheit, die er unter den Anhängern dieses Mannes allge-

mein angetroffen, hänge innig mit den Verirrungen der Einbildungskraft zuſammen, welche der religiöſe Bilderdienſt ſo leicht veranlaſſe. Er ſagte: Sie kaufen ſich, da ſie in unſerm Dorf reformirt ſind, freilich keine gemalten Bilder, aber ſie tragen alle religiöſen Anſichten, die man bildlich denken muß, ſo verhärtet in ihrer Einbildungskraft in ſich ſelbſt herum, daß ihr Seelenzuſtand in dieſer Rückſicht viel ſchlimmer iſt, als derjenige von Leuten, die geſtochene und gemalte Bilder nur in die Hände nehmen und vor Augen halten. Ihre allgemeine Neigung zur Bequemlichkeit ſei eine unzweideutige und offenbare Folge der innern Abſchwächung der Kräfte ihres Geiſtes, ihres Herzens und ihrer Hand, die durch das zum Aberglauben und zu einer Art von Abgötterei hinführende Imaginationsſpiel, das ſie in dieſer Stimmung mit dem Höchſten und Heiligſten treiben, herbeigeführt wird. Dieſes Spiel aber hebe ſeiner Natur nach das Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte und zwar zu Gunſten der Traumſucht gegen die Eindrücke der Realität ganz auf und könne nicht anders, als bei der größeren Menge der ſchwächern Menſchen zu einer ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Indolenz hinführen, müſſe aber zugleich eine Menge Menſchen von mittlern Kräften zu einem Sinn eines böſen maulbrauchenden Intriguirens für ihre Meinungen hinlenken, und endlich diejenigen von höhern Kräften zu einer fanatiſchen Anſtrengung hinführen, in welcher ſie ſich ſelbſt und alles in der Welt dem Traumbild ihres Imaginationsſpiels und ihrer daraus herfließenden Meinungen und Anſichten mit der größten Herzloſigkeit und Gewaltthätigkeit aufzuopfern in den Stand kommen. In unſern Dörfern, ſetzte der gute Pfarrer hinzu, hat dieſes fromme Imaginationsſpiel, das mein Vorfahr zu uns gebracht, nur auf einige ſchwächere Menſchen und zwar meiſtens weiblichen Geſchlechts eigentlich tief eingewirkt, und ich kenne auch nur den Hartknopf, der ſich, zum Glück auf eine ſehr dumme Art, zum Intriganten dieſer Meinungen erhoben; zum höhern und weit greifenden gefährlichen Fanatismus iſt es bei uns gar nicht gekommen.

Auffallend dagegen, setzte er hinzu, ist es, wie die schwachen Anhänger, die dieser Mann uns hinterlassen, die wirkliche Thatkraft zu allem Edeln und Guten in sich selbst abgeschwächt haben. Ehe dieser Pfarrer in unser Dorf kam, war dasselbe, nach dem Zeugniß der ältesten Männer, ein frommes, braves, arbeitsames Dorf, ohne daß man dabei viel Wortwesens über Religion und Religions-Gegenstände machte, aber seitdem habe das Träumen und Schwatzen über die Religion und Religionsmeinungen dem kraftvollen, alten Sinn der Religion und dem mit ihm innig verbundenen eben so kraftvollen, alten Pflichtleben des Volks im höchsten Grad Schaden und Nachtheil gebracht und dagegen dem Fortschritte des Unglaubens und des Lumpenlebens, das unter dem Hummel Mode geworden, sehr aufgeholfen. Die Leute, sagte er ferner, die Anhänger der Meinungen dieses alten Pfarrers geblieben, seien zwar auch jetzt noch gutmüthige Menschen, die durchaus nicht dem Guten eigentlich abgeneigt seien, aber ihre Schwäche mache sie gegen Alles und gegen alle guten Menschen, die nicht in der Modefarbe und in der Modeform ihres eignen Guten vor ihnen erschienen, mißtrauisch und ihre Schwäche gebe ihnen eine belebte Neigung zum Verleumden und eine böse splitterrichterliche Zunge gegen alles Gute, das nicht ihre Form habe, und bringe sie dahin, ihre Urtheile bei allem Schein von Demuth mit großer Härte als wirkliche Verdammungs-Urtheile auszusprechen.

Er sagte noch besonders in Rücksicht auf ihre Neigung zur Bequemlichkeit, daß, wenn sie durch die Folgen derselben in Noth und unbequeme Lagen geriethen, die Gemüthsruhe, die sie, so lange sie sich bequem pflegen könnten, als einen Beweis einer göttlichen, innern Seelenruhe an sich rühmten, sich in ihnen schnell verwirre und dagegen eine Schwachheitsunruhe eintrete, die ohne ihresgleichen sei und die bei gemeinen Christen, die ohne solche hohe Religionsauszeichnungen und Vereinigungen lebten, nicht statt finde.

Es war Niemand am Tisch, der über diesen Schwachheitszustand der Anhänger dieses Pfarrers nicht auffallende

Beiſpiele wußte. Der Pfarrer brachte beſonders das von der kranken Kienaſtin an, die bei ihrer Herzensgüte durch das Spiel der Einbildungskraft, in der ſie ihre Religions-Anſichten und Meinungen ſinnend und träumend herumtrug, durch einen großen Theil ihres Lebens unglücklich geworden, aber am Ende ihrer Tage, das wahrſcheinlich nahe ſei, dahin gekommen, das Unglück ihrer Verirrungen und Irrthümer einzuſehen und zu bereuen. So wie ſie, ſeien auch die meiſten Anhänger dieſes ſeines Vorgängers im Grund ihres Herzens innerlich wohlgeſinnt, und er hoffe, wenn einſt die Schulen dieſen Leuten die innere kraftvolle Handbietung, die ſie zu erzielen ſuchten, geben würden, ſo werde ſich auch ihre Neigung zu einem überwiegenden Spielwerk ihrer Imaginationskraft und in der Folge auch diejenige zu ihrer Bequemlichkeit allmählich verlieren.

Je mehr die Herren in's Einzelne ihrer Nachforſchungen eindrangen, deſto mehr fanden ſie Haushaltungen in ihrem Dorf, von denen ſie Hoffnung haben durften, man werde ihnen auf dieſe oder jene Weiſe zu ihrer Beſſerung näher kommen können; ſie fanden ſogar, daß auch in den Haushaltungen von einigen reichen, alten Bauern, die aber unter dem alten Lumpenleben von den Dorfmatadoren als Eſel- und Kuhbauern verſchrien und hintenangeſetzt worden, noch gar viel Gutes vom alten Leben des Dorfs übrig geblieben, und der Baumwollenmeyer und ſeine Schweſter behaupteten, ſie ſeien nur unwiſſend, aber nichts weniger als kraftlos und ungeſchickt, und deshalb gar wohl aus ihrer Beſchränkung, in der ſie mehr aus Furcht vor dem Böſen der neuen Zeit, als aus eigner Kraftloſigkeit ſtehen geblieben, heraus und in ein beſſeres Gleis zu bringen. — So lange beſchäftigten ſie ſich über die erſte Frage.

19. Wer da ſucht, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan.

In Rückſicht auf die zweite Frage, was für Menſchen im Dorf willig und fähig ſein möchten, ihnen zu dem, was

sie zu erzielen suchten, Hand zu bieten, schienen die Herrn im Anfang wenig Hoffnung zu haben, und selbst der Junker und der Pfarrer meinten, sie fänden im Dorf nicht die Hülfe, die sie dazu nöthig hätten; das Mareili hingegen äußerte sich, die Herren hätten dafür Mittel, wie vielleicht kein Dorf in der Welt. Auf die Frage, wie es das verstehe, erwiederte es lachend: Ihr Herrn, findet doch ein jeder Lumpenwirth, der es dahin bringt, daß der Dorfvogt, der Weibel und die Richter im Dorf viel bei ihm zusprechen und ihm in jedem Fall, wo es etwas einträgt, das Wort reden, in allen Gassen Leute, die Alles thun, was sie nur können, um sein Wirthshaus in Aufnahme zu bringen, wie sollte es denn euch, ihr Herren, an Mitteln zu Erreichung eurer guten Zwecke für unser Dorf fehlen können?

Der Junker fand diese Vergleichung sonderbar und sagte lachend zum Mareili: Wie kommst du dazu, unsere Bestrebungen, euerm Dorf aufzuhelfen, mit den Bestrebungen eines solchen Lumpenwirths zu vergleichen und uns fast zu winken, als ob die Mittel, die wir für unsere Zwecke in unserer Gewalt hätten und brauchen sollten, die nämlichen, oder doch wenigstens denen ähnlich seien, die ein solcher Mann für die seinigen hat und braucht?

Das Mareili schüttelte über diese Bemerkung nur den Kopf und sagte: Die Herren glauben ganz gewiß nicht, daß ich das, was ich gesagt, also verstanden habe. Ich meine, wenn in einem Dorf der Junker, der Pfarrer und der Schulmeister, die sämmtlich Leute wie Sie sind, zusammenstehen, um einem Dorf aufzuhelfen, so haben sie dafür mehr Mittel in sich selbst, als sieben solche Wirthe in den Dorfvögten und Vorgesetzten, die ihnen für ihre Zwecke beistehen.

Daran habe ich nicht gedacht, sagte der Junker, daß du uns mit deiner Vergleichung so viele Ehre erweisen wolltest; weil du es aber so meinst, so muß ich dir antworten, wenn wir bei allen Mitteln, deren wir, wie du sagst, mehr in uns selbst haben, als sieben solche Wirthe, dich, deinen Bruder und diese zwei Frauen nicht an der Hand hätten, so würden

wir mit all unſerm guten Willen nichts in euerm Dorf ausrichten können, und dann muß ich leider noch hinzuſetzen, wenn wir das ganze Dorf auslaufen würden, ſo würden wir doch keinen zweiten Baumwollenmeyer, kein zweites Mareili, keine zweite Gertrud und auch keine zweite Reinoldin finden.

Das Mareili und die Gertrud ſchlugen die Augen nieder und ſchwiegen ſtill; die Reinoldin aber ſagte muthvoll und jugendlich freudig: Es ſoll an uns nicht fehlen; wir wollen helfen, wo wir können. Damit ſtand ſie auf, bot dem Mareili und der Gertrud die Hand, und ſagte: Ich bin jung, aber ich traue auf euch und will euch folgen in Allem, was ihr mir diesfalls rathet. Auch der Meyer äußerte ſich beſtimmt: Will's Gott, richten wir mehr aus, als wir jetzt ſelber glauben; es iſt ein ſeltener Fall, daß ein Dorf die Hülfe findet, die wir uns von euch, ihr Herren, verſprechen dürfen.

Wenn's nur auch nicht ſo gar ſchlimm in unſerm Dorf ausſähe, ſagte der Junker. Wenn ich mir das Dorf, ſo wie es unter der Linde vor mir ſtand, vor Augen ſtelle, ſo verſchwindet mir allemal die Hoffnung, wir würden das, was wir ſuchen, ausrichten, aus meiner Seele, und es fällt mir bei aller Hülfe, die wir von euch haben werden, doch ſchwer zu glauben, daß wir dem Vorhaben gewachſen ſeien. Die Alten möchte ich wenigſtens faſt für unverbeſſerlich halten.

Dem widerſprach Glülphi mit Lebhaftigkeit. Auch der Baumwollenmeyer und ſeine Schweſter widerſprachen dieſer Anſicht und ſagten, man müſſe in der Welt keinen einzigen Menſchen, geſchweige ein ganzes Dorf, für unverbeſſerlich halten. Gertrud, deren ſtiller Muth ſich immer gleich bleibt, nahm das Wort und ſagte: Nein, nein, unverbeſſerlich iſt der Menſch nie; die Kräfte ſeines Geiſtes, ſeines Herzens und ſeiner Hand können beim Lumpenleben eines Dorfs wohl lahm und wenn ihr wollt, ausſätzig werden, aber des Menſchen Herz und des Menſchen Kopf, wenn es ſchon, ich möchte ſagen, in Hirn und Bruſt durch Umſtände halb in Fäulniß gebracht werden kann, ſtirbt doch nie ganz in ihm

aus. Der Menſch kann freilich eine Weile ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Vernunft und ohne Thätigkeit leben, aber die Kraft ſeines Glaubens, die Kraft ſeiner Liebe, die Kraft ſeiner Vernunft und ſeiner Thätigkeit ſtirbt doch nicht ganz in ihm aus, und wenn das bei einem einzelnen Menſchen wahr iſt, ſo iſt es noch weit mehr bei einem ganzen Dorfe wahr. Wenn man nur von oben herab recht an das Gute, das im Menſchenherzen iſt, anklopft, ſo öffnet es ſich gewiß.

Dieſer Anſicht widerſprach Niemand, und es vereinigte ſich Alles in der Meinung, es komme gar nicht darauf an, daß ſie im Anfang viele Leute fänden, die ſich mit ihnen zu ihren Zwecken vereinigten, wohl aber, daß man es von oben herab wohl verſtehe, die zu ſuchen, die in jedem Fall für das, was man nothwendig hat, die rechten ſind. Und der Lieutenant ſagte noch: Es iſt ſogar gut, daß jetzt unſer nicht zu viel ſind; es iſt ein altes und ein wahres Sprichwort: „Wo viele Hirten ſind, da wird nicht wohl gehütet.“ Es könnte für unſere Zwecke nichts verderblicher ſein, als wenn ſogar die Waſchweiber beim Brunnen und die Maulbraucher in den Wirthshäuſern zuſammenſtünden und ſich erzählten, wie ſie dem Junker an die Hand gehen wollten, ſein verlumptes Dorf in Ordnung zu bringen.

Alle und ſelbſt auch der Junker fühlten ſich für ihre Zwecke wieder etwas muthvoller und redeten jetzt mit mehr Unbefangenheit von den Schwierigkeiten und dem ſtarken Widerſtande, der ihnen von verſchiedenen Seiten aufſtoßen würde. Das Baumwollenmareili ſagte, das Dorf mache ſich die wunderlichſten Vorſtellungen von dem, was der Lieutenant mit ſeiner Schule und der Junker mit dem Dorf anfangen wolle. Die Reinoldin ſagte, in ihrer Nachbarſchaft fürchteten die Leute, der Schulmeiſter werde die Bettelbuben mit den Narrheiten, die er ſie lehren werde, ſo hoffährtig machen, als nie ein Bauernbub' ob dem größten Stall voll Stiere und Kühe werden könne.

Ja, ſagte der Pfarrer, mein Klaus hat mir dieſen Morgen auch erzählt, der Sigriſt habe geſtern zu ihm geſagt,

wenn der adelige Herr Lieutenant ein halb Jahr lang bei ihnen Schulmeiſter ſein würde, ſo könne der Junker und der Pfarrer darauf zählen, die Bonnaler Buben würden vor ihnen keinen Hut mehr abziehen und keinen Scharrfuß machen, wie ſie es bisher gethan. Der gute Sigriſt habe noch hinzugeſetzt, das ſei vor Altem doch ſo ſchön geweſen und der alte Junker und der alte Pfarrer hätten es ſo gern geſehen.

Es lachte zwar Alles über das Hutabziehen und den Scharrfuß, den der alte Junker und der alte Pfarrer ſo gern geſehen, aber der Baumwollenmeyer ſagte, wenn es nur bei ſolchen Sigriſtenklagen über das Hutabziehen und den Scharrfuß bleiben würde, aber er fürchte weit andere Auftritte, die der Neid und die Niederträchtigkeit einiger Menſchen im Dorf gegen alles Gute, was ſie verſuchen möchten, hervorbringen werde.

Ach wie doch die Menſchen bis zur Verworfenheit niederträchtig und ſchlecht ſind, ſagte jetzt wieder der Junker. Aber Glülphi, vom Wort der Gertrud geſtärkt, antwortete ihm mit ernſter Faſſung: Das iſt nur in großer Beſchränkung wahr. Eigentlich darf man doch nie ſagen, der Menſch ſei niederträchtig und verworfen, man darf nur ſagen: die Menſchen, in denen durch Verwahrloſung, Sinnlichkeitsüberfüllung und Verkünſtelung die Kraft und das Rechtsgefühl der Menſchennatur vernichtet worden, nur dieſe ſind eigentlich niederträchtig und verworfen.

Er hatte das Wort kaum ausgeſprochen, ſo erſchallte gleichſam wie aus einem Munde: Ja, es iſt wahr, die Menſchen ſinken nur durch Verwahrloſung, Ueberfüllung und Verkünſtelung zur Niederträchtigkeit und Verworfenheit hinab. Dann aber erkannten ſie auch eben ſo allgemein, die Verwahrloſung der größern Menge der Menſchheit auf der einen Seite und die ſinnliche Ueberfüllung und Verkünſtelung auf der andern habe in unſerer Zeit eine Höhe erreicht, die vielleicht, ſo lange die Welt ſteht, nie ſo groß geweſen. Sie redeten noch eine Weile von der Größe dieſer Verworfenheit und Niederträchtigkeit, die ſie in ihren Be-

ſtrebungen eigentlich zu fürchten hätten, und fanden unter dem ärmern und arbeitenden Volk gebe es doch wenig Menſchen, die man eigentlich mit dem Namen niederträchtig und verworfen bezeichnen dürfe. Der Meyer und Glülphi, die beide große und weitführende Lebenserfahrungen gemacht hatten, ſagten einſtimmig, Menſchen, die man ſoweit als ſchlecht bezeichnen dürfe, hätten ſie wenige unter denen gefunden, die außer ihrer Wohnſtube nichts zu befehlen hätten, außer wenn ſie von Leuten, die in Verworfenheit verſunken, zu ihren Niederträchtigkeitsſtreichen verführt worden. Aber leider gibt es unter einem tief verſunkenen Volk, ſagte der Lieutenant, in allen Winkeln Hungerleider, die nach den Broſamen ſchnappen, die die verworfenſten Menſchen oft von den Tiſchen ihrer Niedrigkeit fallen laſſen.

20. Armſeligkeit, Schwachheit und Heirathsintriguen.

So oft der Junker die Gertrud ſah, fragte er auch nach dem Hübelrudi, und wie es ihm mit der Meyerin gehe. Dies that er auch dießmal. Gertrud erwiederte, wie das letzte Mal, ſie könne eigentlich nichts ſagen, die Meyerin erkläre ſich nicht beſtimmt darüber; daß aber die Vogtin im Sinne habe, Alles aufzubieten, was ihr immer möglich, damit aus dieſer Heirath nichts werde, daran zweifle ſie keinen Augenblick; ihr böſer Wille blicke ihr zu den Augen heraus, wenn man ſie nur anſehe. Der Junker ſagte: Geſchehe in Gottes Namen, was wolle, aber es macht mich allemal verdrüßlich, wenn ich daran denke, wie ſich der Vogt in dieſer Sache gegen mich benommen.

Dieſer ſaß in dieſem Augenblick bei einem Glas Wein mit ſeiner Frau in der Stube, die dieſen Morgen auch in der Kirche geweſen und ſeit dem Mittageſſen ein Weites und Breites daraus machte, was doch der Junker und der Pfarrer mit dieſem Exerziermeiſter, den er zu ihrem Schulmeiſter gemacht, anfangen wolle. Der Vogt tröſtete ſich darüber mit dem Wort: Gottlob, daß das Schulweſen eine

Sache ist, die nicht vor Audienz kommt. Ich verstehe gar nichts davon und wüßte nicht, was ich dazu sagen sollte.

Vogtin. Ich glaube bald, du wünschest, daß gar nichts von Audienz komme, damit du über gar nichts deine Meinung sagen müssest.

Vogt. Du hast fast Recht. Die Audienzstube ist mir verleidet wie kaltes Kraut, und es macht mir Mühe, wenn ich dort über irgend etwas reden muß.

Frau. Wenn du nur auch außer der Audienzstube nicht wie ein Narr reden und nicht dummes Zeug schwatzen würdest, wie du letzthin beim Junker deiner Schwester halber gethan hast.

Ja, erwiederte der Untervogt, du mahnst mich eben recht daran, ich habe heute den Junker noch keinen Augenblick gesehen, und ich kann nicht anders, ich muß diesen Abend noch zu ihm.

Frau. Thue doch etwas Gescheidteres, das ist gar nicht nothwendig.

Vogt. Doch, doch, ich kann nicht anders; er könnte meinen, was dahinter stecke, daß ich nicht zu ihm komme.

Frau. Meine er, was er wolle, bleib' du jetzt ordentlich zu Haus; du könntest ihm noch einmal versprechen, du wolltest das Deinige dazu beitragen, daß der Bettelrudi deine Schwester zur Frau bekomme.

Vogt. Ich hab' ihm das nie versprochen.

Frau. Sag' das nicht. Du hast es vielleicht nicht im Sinn gehabt zu halten, das traue ich dir noch zu, aber versprochen hast du es sicher.

Vogt. Ah, die Schwester bekommt, wie es scheint, den Ochsenfeist doch nicht.

Die Ursache aber, warum der Vogt dieses sagte, ist folgende: Der Ochsenfeist, dem die Untervogtin ihre Schwägerin zugedacht, hatte vor ein paar Tagen vernommen, daß der Hübelrudi sich um sie bewerbe und daß das ganze Dorf von diesem Gerede voll sei. Als er das vernahm, stand er eben unter seiner Hausthür. Er blieb, da er das

hörte, wohl eine Viertelstunde unter der Thür stehen und hatte das Maul vor Verwunderung offen; denn er konnte nicht begreifen, daß ein Mensch, dem er mehr als einmal, wenn er in seinem Dorf gemetzget, etwas Abgehendes zum Almosen gegeben, ihm bei einer Heirath in den Weg kommen könne. Als ihm aber endlich das Maul wieder zufiel, wurde er so wild, daß er eine Weile nicht wußte, was er machte und sich, damit er wieder zu sich selber komme, zum Essen und Trinken hinter den Tisch setzen mußte. Dadurch brachte er sich wieder so weit zu sich selber, daß er zu dem Schulmeister gehen und ihm dann folgenden nachdrücklichen Brief an die Untervogtin angeben konnte.

Herzvielgeliebte Frau Bas Vogtin!

Ich muß mich schämen wie ein Hund, und möchte wild werden vor Zorn, was über euere Schwägerin hier ein Gerede geht. Der ganze Ort weiß, daß ich ein Auge auf sie habe; Ihr seid allein Schuld daran, sonst kein Mensch. Ich wäre schon längst versorgt, wenn Ihr mich nicht mit ihr aufgehalten hättet, und ich will wenig sagen, zehn und zwanzig Mädchen, die eben so hübsch und noch hübscher und mit dem Geld denn doch ganz anders bestellt sind als diese, würden die Finger nach mir lecken, wenn ich nur ja sagte; und ich weiß gar nicht, was diese sich einbildet und was sie meint, daß sie Besonderes habe und warum ich leiden soll, daß sie mich aufzieht; und ich werde mich keinen Augenblick besinnen, sie hocken zu lassen, wie sie hocket, insonderheit auf das hin, was man mir jetzt von ihr erzählt, und nur allein Euch zu gefallen, weil Ihr es so gern hättet und schon so viel Mühe damit gehabt habt, will ich doch nicht völlig von ihr abstehen, und glauben, wenn es schon nicht zu glauben ist, es sei nicht wahr, was man von ihr erzählt. Aber lange will ich das doch nicht mehr so haben, und Ihr könnt es ihr nur sagen, wenn es mit dem Bettelbuben sei, wie man redet, daß sie ihn neben mich stelle, so soll sie meiner nur kein Acht mehr nehmen.

Dieses habe ich nicht unterlassen können Euch zu

ſchreiben. Womit, in den Schirm Gottes wohl befohlen, verbleibe

Herzvielgeliebte Frau Bas Untervogtin!

Euer getreuer Vetter:

Hans Ulrich Ochſenfeiſt,

Metzger und Sonnenwirth.

Auf dieſen Brief glaubte der Untervogt, es ſei mit dem Ochſenfeiſt und ſeiner Schweſter am Ende, er werde ſie nicht mehr nehmen. Seine Frau aber war nicht dieſer Meinung, und da ihr Mann ihr jetzt ſagte, er glaube, es könne nicht mehr viel ſchaden, was er auch jetzt über dieſe Sache dem Junker ſagen möchte, antwortete ſie, erſt wenn ſich Schwierigkeiten in einer Sache zeigten, müſſe man recht Sorge tragen, daß ſie nicht fehle; dieſer Brief ſei noch gar nicht das Ende und es ſei über dieſe Sache bei weitem noch nicht aller Tage Abend, ſie werde den Meiſter Ochſenfeiſt wohl wieder einen andern Brief ſchreiben machen und wolle erſt jetzt recht anfangen, ſich alle Mühe zu geben, daß ihr die Sache nicht fehle.

Nun, nun, ich wünſche dir Glück dazu, aber ich muß jetzt gehen, ich muß nothwendig zum Junker.

Sie wollte ihn noch einmal abhalten, da ſie aber nicht konnte, wiederholte ſie ihm: So mach' mir wenigſtens in dieſer Sache nicht noch einmal einen Narrenſtreich, wie du mir ſchon einen gemacht haſt. Damit mußte ſie ihn gehen laſſen und er kam faſt eben in dem Augenblicke zum Junker, als dieſer dem Hübelrudi und der Meyerin bei der Gertrud nachgefragt und zu ihr geſagt, es mache ihn allemal verdrüßlich, wenn er daran denke, wie ſich der Vogt dieſer Sache halber bei ihm benommen. Da er zum Junker kam, fragte er ihn, was er zu befehlen habe. Der Junker erwiederte: Nichts, jetzt gar nichts, und der Vogt wollte ſogleich wieder fortgehen und ſich, wie man ſagt, aus dem Staube machen, ehe der Junker noch zu einem zweiten Wort kommen konnte. Aber dieſer verſtand es nicht ſo und rief ihm nach: Aber hör' doch, da wir letzthin vom Hübelrudi und deiner Schweſter ſprachen, ſagteſt du mir, es ſolle

dieſer Sache halber an dir nicht fehlen. Haſt du ihm jetzt bei ihr, wie du mir Hoffnung dazu gemacht, das Wort geredet? — Der arme Mann erſchrak ſo ſehr, daß er eine Weile nicht antworten konnte. Endlich brachte er doch heraus: Gnädiger Herr, verſchonen Sie mich doch in dieſer Sache. Ich kann darin nicht helfen. Wo ich mich diesfalls hinwende, habe ich nur Verdruß.

Junker. Haſt du dich etwa der Sache gar zu eifrig angenommen, daß du Verdruß davon haſt?

Vogt. Nein, nein, das nicht, das nicht.

Junker. Aber warum haſt du denn Verdruß davon?

Der Vogt wollte mit der Sprache nicht heraus. Aber der Junker fragte ihn mehrere Male und ernſthaft, bis er endlich ſagte, er habe ſowohl bei ſeiner Frau, als bei ſeiner Schweſter damit Verdruß gehabt.

Junker. Aber warum das?

Vogt. Eben weil ich zu Ihnen geſagt habe, es ſolle an mir nicht fehlen.

Junker. Da hat man dir ſehr Unrecht gethan. Ich ſah dir's im erſten Augenblick an, daß dir dabei nicht Ernſt war; aber du hätteſt beſſer gethan, du hätteſt mir damals, wie jetzt, gerade heraus geſagt, du wolleſt und könneſt dich der Sache nicht annehmen. Ich hätte dir auch in dieſem Fall gar nichts weiter zugemuthet.

Vogt. Es iſt wahr, gnädiger Herr, ich wollte ſelber, ich hätte damals dieſes gerade heraus geſagt.

Der Junker ſagte ihm noch zuletzt: Du willſt es eben immer allen Leuten recht machen und damit machſt du es Niemand recht und bringſt es mit dieſer Art, dich zu betragen, am Ende dahin, daß Jedermann merkt, er dürfe auf ein Wort von dir nicht zählen. —

Damit ließ er ihn gehen und der arme Mann ſagte im Weggehen wieder zu ſich ſelber: Wäre ich doch nie Untervogt geworden; ich habe ſeit der Zeit mehr Verdruß und Sorgen, als ſonſt in meinem ganzen Leben.

21. Die Unverſchämtheit macht Menſchen dummes Zeug ſagen, die ſonſt Anlagen genug hätten, das ganz klug ins Auge zu faſſen, worüber ſie jetzt dumm reden.

Glülphi hatte ſchon den ganzen Tag Kopfweh gehabt und konnte die Nacht nicht ſchlafen bis gegen den Morgen, wo er in einen harten, aber unruhigen und ermattenden Schlaf fiel. Es träumte ihm, er ſtehe zwiſchen einem ſchauerlichen Abgrund und einer unerſteiglichen Felswand. Als er erwachte, lag er im Schweiße. Er konnte es ſich nicht verhehlen, er ſei nicht in einer guten Stimmung für den Tag, der ihm bevorſtehe. Als er das Fenſter aufthat und das Wetter bei ſchauerlich kaltem Wind regneriſch fand, ſagte er: Es ſteht am lieben Himmel heute ungefähr wie in meiner Seele. Er wollte jetzt beten und er betete wirklich; aber die innere, warme Erhebung, ohne die jedes Gebet ein tönendes Erz iſt und eine klingende Schelle, dieſe hohe Erhebung fand er nicht. Er ſuchte ſie, aber er ſuchte ſie in Unruhe, und in dieſer findet ſich das Hohe und Göttliche nicht rein. Der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin ſahen ihm, als er in die Stube zum Morgentrinken zu ihnen kam, die Unruhe an, in der er war, und wollten ihn beide in ſeine Schule begleiten. Aber er bat ſie, ihn dieſen erſten Schultag mit der Gertrud bei ſeinen Kindern allein zu laſſen. Er hatte geſtern auch Arner und Thereſe, die ebenfalls dieſen Tag mit ihm in der Schule zubringen wollten, darum gebeten.

Mit Rührung gaben ihm jetzt der Pfarrer und die Frau Pfarrerin, da er nun in die Schule gehen wollte, die Hand und wünſchten ihm Gottes Segen zu dieſem erſten Tage. Auch er ging mit Rührung, aber nichts weniger als muthvoll und heiter in ſeine Schulſtube. Da er aber hinein kam, fand er von den Matadoren und ihren Weibern faſt ein Dutzend der Unverſchämteſten, die im Dorfe waren, da ſtehen, die ihn ungefähr ſo grüßten, wie ein Meiſter ſeinen

Gesellen grüßt, wenn er zu ihm in die Werkstatt kommt. Sie sagten ihm auch sogleich und zwar wie wenn es sich von selbst verstünde, daß sie das Recht dazu hätten, sie seien da, um heute seiner Schule beizuwohnen und zu sehen, was er Neues mit ihren Kindern vornehmen werde. Aber er verstand das nicht so. Er antwortete ihnen, er verbitte sich das und wolle heute mit ihren Kindern allein sein.

Die Herren Matadore und ihre Weiber machten große Augen. Sie konnten gar nicht begreifen, wie ein Schulmeister es wagen dürfe, ihnen in ihrer Schulstube zu sagen, daß er sie nicht darin haben wolle, und thaten im Anfang, als ob sie ihn nicht verstünden, steckten aber unter sich die Köpfe zusammen und blieben stehen, wie sie standen und wo sie standen. Aber Glülphi wiederholte ihnen, daß er jetzt allein sein wolle und daß er die Schule nicht anfange, bis sie zur Thür hinaus wären und er mit den Kindern allein sei. Da sie sahen, daß sie ihr Dasein nicht erzwingen konnten, gingen sie endlich. Aber sobald sie vor der Thür waren, sagte einer zum andern: Das ist doch ein unverschämter Mann, unser Schulmeister. Der Hügi sagte gar: Er macht es uns eben wie der Pfarrer, der die Leute zur Kirche hinausschickte, die zuhören wollten, wie er auf den Hummel hätte predigen sollen und nicht geprediget hat. Die dicke Aebin, des Geschwornen Frau, antwortete: Auch der Junker wollte, da es mit dem Hummel zum Galgen ging, wie jetzt der Schulmeister, nicht Jedermann mitlaufen lassen. Ja, ja, man sieht's, diese drei Herren sind ganz gleicher Meinung in der Schule, in der Kirche und selber beim Galgen; sie wollen an keinem von allen diesen drei Orten Jemand zusehen oder zuhören lassen, was sie daselbst treiben, ausgenommen Leute, die sie selber gern dabei haben. Diese Gleichheit der drei Herren an allen diesen drei Orten belustigte die dicken Weiber und Männer eine Weile. Indessen schüttelte jetzt der Richter Kienholz, der dem Hartknopf verwandt war und gar oft bei einem Glas Wein, das er ihm zahlte, über fromme und geistliche Dinge ein weites und breites Gespräch führte, den Kopf und sagte:

Aber in die Länge kann das doch mit der Schulstube nicht also gehen. Das ist unmöglich, erwiederten ihm alle, und Einer fluchte sogar und sagte: Das kann so wenig in die Länge also gehn, als der Teufel in den Himmel kommt. Andere unterstützten die Hoffnung, daß es damit nicht in die Länge gehen könne, sogar mit dem Sprichwort: Strenge Herren werden nie alt.

22. Weh dem Kinde, dessen Geist und Herz schon in seiner Unmündigkeit und in seinen Schuljahren zum Dienstknecht, ich möchte sagen zum Packesel seines Maulbrauchens gemacht wird.

Doch ich kehre von dem Rath dieser zur Thür hinausgewiesenen Thoren wieder zu meinem lieben Glülphi in seine Schulstube zurück.

Der Pfarrer hatte am Sonntag Abend in allen Häusern ansagen lassen, daß die Schulkinder alle auf den Schlag 8 Uhr in dem Schulzimmer versammelt sein sollten, und die Männer und Weiber, die er jetzt wieder fortgeschickt, waren fast eine Viertelstunde vorher schon in der Schulstube gewesen. Von den Kindern aber fehlten um halb neun Uhr noch viele, und das waren alle Kinder aus den Häusern der größten Lumpen und aus einigen Vorgesetztenhäusern. Die Kinder der Gertrud und auch diejenigen, die mit den Matadoren und ihren Weibern ankamen, waren die ersten, sowie auch des Rudi Kinder. Das ganze Dorf war im höchsten Grade über das, was Glülphi in der Schule vornehmen werde, gespannt und es war schon seit ein paar Tagen in allen Winkeln darüber ein großes Gerede, was er alles mit den Kindern anfange. Darum ließen sich auch die Matadore und ihre Weiber so ungern aus der Schulstube hinausweisen.

Dieses Gerede war aber auch natürlich, indem der Junker schon vor etlichen Tagen Drehstuhl, Hobelbank, eine

kleine Schmiede, einen Ambos, und Nähkissen, Spitztrucken und Spinnräder und noch viel dergleichen Sachen für die Schule ins Pfarrhaus bringen ließ und Glülphi hatte auch wirklich in den ersten Tagen, da er sich entschlossen, Schulmeister in Bonnal zu werden, sich vorgenommen, gleich im Anfang den wörtlichen Unterricht in seiner Schule mit allen diesen Arbeitsgattungen zu verbinden; aber Gertrud zeigte ihm sogleich, daß dieses nicht möglich und daß er damit anfangen müsse, sich genau an das zu halten, was die Kinder bisher gelernt, so wenig es auch sei und so schlecht sie es auch möchten gelernt haben. Er ließ also Drehstuhl, Hobelbank, Nähkissen und Spitztrucken für jetzt im Pfarrhaus stehen, wo sie standen und fing die Schule mit Prüfung dessen an, was sie konnten, und zwar zuerst mit den Gebeten und den Bibelsprüchen, die sie konnten und ließ sie diese auswendig hersagen.

Da Gertrud ihm diesen Rath gab, sagte sie ihm zugleich, er werde dadurch, daß er prüfe, was sie könnten, wenn er Acht gebe, wie sie es könnten, zugleich auch entdecken, was sie seien, oder vielmehr wie es mit ihnen in allen Rücksichten stehe.

Es war auch wirklich also. Bei dem ersten Versuche, sie die Gebete und Bibelsprüche, die sie auswendig konnten, ansagen zu lassen, sprang die erbärmliche Leerheit, die in ihrem Innern herrschte und die unglaubliche Ungeschicklichkeit in dem, was sie zu können glaubten und auswendig hersagten, ihm so in die Augen, daß dem guten Lieutenant schon in der ersten Schulstunde die Geduld fast ausging. Schon der Contrast, den ihr Anblick mit den Worten, die sie aussprachen, die offenbar in ihrem Mund Unsinn waren, machte, brachte ihn außer Fassung. Des Hallori Kind, dem Neid und Bosheit aus den Augen sahen, sah ihn mit dem offenbarsten Blick der Frechheit und der unverschämtesten Verachtung an, in dem es ihm den Spruch aufsagte: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Aber es wußte nicht, weder was mit dem „dich selbst“ gemeint sei, noch daß es

ein Gemüth habe, und von dem Nächſten wußte es gar nichts, als daß ſeines Vaters Bruder beim letzten Scheibenſchießen am nächſten an den Nagel geſchoſſen.

Des geizigen Rabſer Kind ſagte ihm den Spruch auf: „Verkauf was du haſt und gib es den Armen“ — und auch denjenigen: „Sammelt euch nicht Schätze, die der Roſt frißt.“ — Aber als es der Schulmeiſter fragte, ob es auch ſchon einem armen Kinde etwas gegeben, ſagte es gerade heraus nein; und ein Kind, das neben ihm ſaß, flüſterte ihm ein, es müſſe das dem Schulmeiſter anders ſagen. Aber es antwortete ihm auch ins Ohr flüſternd: Du, ſelber eſſen macht fett. Und dieſes Kind meinte im Ernſt nicht, daß es ſchuldig ſei, von dem, was ſein ſei, irgend Jemand etwas zu geben, und als ihm nach der Schule einige Kinder ſagten, es habe bei dem Schulmeiſter mit ſeiner Antwort ein ſchlechtes Ei gelegt, ſagte es, ſein Vater und ſeine Mutter würden doch wohl wiſſen, was recht ſei, und ſie hätten ihm ſchon oft geſagt, es müſſe Alles, was ſie ihm geben, für ſich behalten und ſelber eſſen, und es ſei wie geſtohlen, wenn es ſo etwas zum Haus hinaus trage und es einem andern gebe. Von dem, was ein Schatz oder Schätze ſeien, wußte es gar nichts, als daß es ſchon viel von Schatzgräbern gehört und daß der Teufel die Schätze, die er unter dem Boden habe, wenn ihn die Schatzgräber recht beſchwören könnten, ihnen herausgeben müſſe. — Er hörte dies und noch viel anderes, da es ihm jetzt zu thun war, die Kinder kennen zu lernen, mit vieler Geduld an und ſagte wenig darüber.

Aber die Frechheit eines Knaben, der des Hartknopfs Bruders Sohn war, den wir ſchon kennen, brachte ihn außer Faſſung. Er wollte ſeine Bibelſprüche nicht blos auswendig ſagen, er wollte ſie auch noch erklären, und da er die heiligen zehn Gebote aufſagte, machte er über ein jedes derſelben eine Brühe, die erklären ſollte, wie es der liebe Gott mit dieſem Gebot eigentlich gemeint. Doch war er auf ſeiner Hut und ſagte nur dummes Zeug, aber eigentlich nichts Freches und Boshaftes. Seine Unverſchämtheit war ei-

gentlich nur in seiner Stellung und in seiner Miene sichtbar. Auch ließ ihn der Lieutenant nur mit einem Blick fühlen, daß ihn sein Benehmen ärgere, und daß er mit ihm unzufrieden sei. Aber da er hernach, als er andere Kinder ihre Sprüche aufsagen ließ, mehr als eine Viertelstunde lang bemerkte, daß der Bursch immer mit dem Knaben, der neben ihm saß, schwatzte und über Sachen, die er ihm in die Ohren flüsterte, Muthwillen trieb, wandte er sich plötzlich an diese zwei Schwätzer und fragte nicht den Hartknopf, sondern den andern, was sie mit einander hätten. Dieser sagte ihm denn geradezu, der Hartknopf habe ihm erklärt, wie es eigentlich mit dem fünften und sechsten Gebot gemeint sei. — Nun, wie hat er's denn erklärt? — Der Hartknopf stupfte zwar den Knaben und winkte ihm mit dem Kopf, er solle es nicht sagen. Aber dieser war ein gerader Kerl, achtete des Winkes nicht und sagte, der Hartknopf habe in Rücksicht auf das sechste Gebot ihm die Erklärung gegeben, es sei ein großer Unterschied zwischen stehlen und stehlen; es sei eine ganz andere Sache, wenn man einem armen Mann als einem reichen stehle, und hinwieder sei es auch noch ein Unterschied, ob der Mann, dem man stiehlt, ein braver oder ein schlechter Mann sei, oder ob er auch selber ein Schelm und ein Dieb sei, und überhaupt sei nicht Alles gestohlen, das man so heiße. Es sei ein großer Unterschied zwischen dem Freveln und dem Stehlen. Wenn man Holz im Wald nehme, so sei das nicht gestohlen, sondern nur gefrevelt; und die Jünger, die am Sabbath Aehren abgerupft, hätten sie gewiß auch nicht auf ihren eigenen, sondern auf fremder Leute Aeckern abgerupft; und eben so habe das fünfte Gebot seine Einschränkungen und man müsse gewiß niemand folgen, der etwas Dummes oder Unrechtes befehle.*)

Der Hartknopf wollte leugnen und sagte, der andere

*) Die Gebote sind aus dem Heidelberger Katechismus angeführt, worin das fünfte Gebot den Gehorsam fordert und das sechste gegen das Stehlen sich wendet.

Knabe habe zu viel gesagt und ihm seine Meinung verdreht. Aber er war dabei so verwirrt und betroffen, daß Glülphi ihm ansah, daß er lüge. Er hieß ihn auch blos schweigen, aber seine Frechheit und der Grad der Verstockung, der sich darin zeigte, daß er die religiösen Wahrheiten so verdrehte und zur Bemäntelung der schändlichsten Selbstsucht gebrauchte, machte ihm großen Kummer.

Ein anderer Verwandter vom Hartknopf, ein erzdummer Junge, konnte ganze Kapitel von der Bibel auswendig und wollte ihm den 99ten Psalm auswendig sagen; aber er sprach beinahe kein einziges Wort richtig aus, und so wie er es aussprach, hatte kein einziger Vers einen menschlichen Sinn. Stolz über das völlige Auswendigkönnen des großen Psalms machte er noch ein Gesicht dazu, daß man nicht sagen konnte, ob die Unverschämtheit oder die Dummheit mehr daraus hervorguckte. Aber Glülphi konnte es nicht mehr ausstehen; er hieß ihn endlich schweigen und sagte ihm: Das, was du mir vorsagst, ist nicht der 99te Psalm, das ist eine Toneselei, die kein vernünftiger Mensch für den 99ten Psalm anerkennen wird. Wohl freilich, erwiederte der Bube, wohl ist das der 99te Psalm, Herr Schulmeister. Dieser antwortete: Ja, wie er gedruckt ist, aber so wie du ihn aussprichst, ist er es nicht. Er ist, so wie du ihn aussprichst, lauter Unsinn, und du hättest besser gethan, du hättest den Eulenspiegel so auswendig gelernt, wie du diesen Psalm auswendig sagst. Der Bube antwortete ganz unbefangen: Herr Schulmeister, ich kann ihn auch, wenn ihr wollt, so will ich euch etwas daraus aufsagen.

Die Roheit und Frechheit so vieler Kinder war unerträglich und er sah offenbar, daß einige davon noch aufgewiegelt waren, ihm frech zu begegnen. Fast bei allen andern, selbst bei offenbar schlauen und verschmitzten Kindern einiger abgefeimten Dorfältesten fand er ihren Menschensinn und Menschenverstand von alle dem, was sie aus den Büchern konnten, wie weggewischt. Nirgend fand er auch nur die Spur eines Willens und eines Strebens, das zu verstehen oder zu fühlen, was sie auswendig sagten, und

je größer und erhabener der Inhalt alles deſſen war, was ſie ihm herplapperten, deſto gefühlloſer und ſtockdummer ſtanden ſie vor ihm da. Es war beinahe bei der Gertrud Kindern allein, daß er durch auswendig gelernte Gebete und Bibelſprüche Menſchenverſtand und Menſchengefühl durch die Worte derſelben angeregt und belebt fand. Doch auch bei einigen Kindern der Anhänger des Pfarrers Fliegenhimmel zeigte ſich noch eine Neigung, das zu verſtehen und zu Herzen zu nehmen, was ſie auswendig konnten, aber ſie hatten auch allgemein durchaus keine Fähigkeit, ſich beſtimmt und umſtändlich über das, was ſie wirklich einſahen und zu Herzen nahmen, auszudrücken. Dieſe Fertigkeit hatten in der ganzen Schule einzig und allein die Kinder der Gertrud.

Das alles machte ſeine Stimmung trotz ſeiner guten Vorſätze unlieblich. Er ſtand nach der erſten halben Stunde mit ſauerm Geſicht und einem mürriſchen Weſen vor ſeinen Kindern, die ihn ſelber nichts Gutes von ſeiner Schulführung ahnen ließ. Es ſchien ihm faſt unmöglich, auch nur ein Wort in dem belebten Geiſt des mütterlichen Intereſſes und der mütterlichen Aufmunterung mit den Kindern zu reden, von dem er doch ſelbſt überzeugt war, daß der ganze Erfolg des Schulweſens davon abhange. Er war durchaus in ſeiner Schulſtube noch nicht zu Haus, und ſo gleichſam in einem fremden Haus verwirrt und unruhig. Auch Gertrud fühlte ſich an dieſem erſten Schulmorgen ſo unbehaglich, als ſie ſich in ihrem Leben in ihrer Wohnſtube nie ſo unbehaglich fühlte. Die Verlegenheit Glülphis machte ihr Kummer, aber ſie war ſelber eben ſo verlegen und beide gingen mit ſichtbarer Unzufriedenheit über den Gang, den ihre erſte Schulſtunde genommen, da es jetzt Mittag läutete, heim.

23. Der Mund geht jedem Menſchen, deſſen Seele unruhig bewegt iſt, gern zu weit auf, und die Worte, die ihn dann aus ſeinem zu offenen Mund entrinnen, haben oft ſehr böſe Folgen.

Der Lieutenant aß im Pfarrhaus zu Mittag. Natürlich war die erſte Frage, die der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin an ihn thaten, wie ſeine erſte Schulſtunde abgelaufen. Er antwortete: Ich kann eben nicht viel rühmen, die Kinder haben mir nichts weniger als gutes Blut gemacht; aber ich fürchte, ſie haben eben auch über mich nicht viel zu rühmen gehabt, wenn ſie heim kommen. Doch ich denke, wir müſſen ein Maß Salz mit einander eſſen, ehe wir einander recht kennen, und will alſo weiter ſehen, wie es geht, ehe ich viel davon erzähle. Der Pfarrer und ſeine Frau ſahen, daß er ſehr bewegt, aber voller Gedanken ſei und nicht gern viel rede. Das Mittageſſen ging auch ſtiller vorüber, als gewöhnlich.

Indeſſen hatte der Hans ſchon während des Mittageſſens vernommen, daß Glülphi in der Schule ein Wort vom Eulenſpiegel geſagt, das ihm ſehr übel aufgenommen worden. Es war auch wirklich ein fatales Wort. Er hatte es kaum ausgeſprochen, ſo flüſterte ein Kind von den frömmelnden Schwächlingen des Pfarrer Flieginhimmel ſeinem Nachbarskind ins Ohr: Haſt du auch gehört? Er hat, glaub' ich, geſagt, er wollte den Eulenſpiegel lieber als die Bibel.

So und auf andere Weiſe noch verdreht, ward auch das Wort dieſen Mittag ſchon allenthalben im Dorf herumgetragen. Doch war hie und da ein Vater und eine Mutter, die das nicht glaubten, und den Kindern antworteten: Es iſt nicht möglich, er kann es nicht ſo geſagt haben. Andere aber, die das Wort, ſo wie man es herumtrug, ſelbſt nicht glaubten, denen es aber wie eine gemähete Wieſe war, ſagten unter einander, wenn's auch die Kinder nicht ganz recht verſtanden hätten, ſo müſſe man doch vor einem Mann, der, wenn ihm Kinder Bibelſprüche aufſagten, vom Eulen-

weil es heute in der Schule nicht hat gehen wollen, wie wir es gern hätten und wie es sein sollte.

Mareili. Aber was soll ich dazu helfen? Ich bin keine Schulmeisterin.

Gertrud. Das wohl. Aber sieh, Mareili, der Lieutenant und ich sind den Kindern ganz fremd, und du kannst nicht glauben, wie sehr das ihm und mir hinderlich ist. Die Kinder geben uns keine Antwort und sehen uns an, wie man ein fremdes Thier oder ein Meerwunder ansieht. Dich hingegen kennen fast alle, und es ist dir unendlich leichter als uns, sie ins Gleis zu bringen, in das wir sie hineinbringen müssen. Darum haben wir dich dringend bitten wollen, einige Tage bei uns in der Schule zuzubringen und uns darin an die Hand zu gehen.

Das Mareili fühlte ganz, daß Gertrud darin Recht hatte, und antwortete ihr: Es ist wahr, es kennen mich fast alle Kinder, und viele, wenn sie nicht recht thun wollten, müssen mich scheuen und in dieser Rücksicht sehe ich wohl, daß es euch im Anfang euers Schulmeisterns dienen kann, wenn ich einige Tage bei euch in der Schule sein kann. Ich will auch sogleich mit meinem Bruder darüber reden; euer Schulwesen liegt ihm so am Herzen, daß er, so sehr er mich auch im Haus nothwendig hat, mir das doch nicht abschlagen wird.

Damit ging das Mareili sogleich zu seinem Bruder, und dieser antwortete ihm: Was wir immer für diese Schule thun können, das ist unsere Schuldigkeit und die Gertrud hat ganz Recht, sie haben in der Lage, in der sie gegen die Kinder und gegen das Dorf sind, eine Person, wie du bist, im Anfang unumgänglich nothwendig.

Mit Freuden ging das Mareili wieder zur Gertrud und sagte, sie dürfe eine ganze Woche, und wenn's nothwendig sei, noch länger in die Schule kommen, und werde Alles thun, was es immer könne, dem Herrn Lieutenant und ihr an die Hand zu gehen.

27. Das Mareili gibt ein Beiſpiel des Muthes, den der Menſch immer hat, wenn er ſich in einer Sache und an einem Ort recht zu Haus fühlt.

Die Schule war den folgenden Morgen kaum angefangen, ſo ſtand das Mareili in der Schulſtube. Sobald es die Thür aufthat, ſtanden eine Menge Kinder und beinahe alle ſeine Spinnerkinder auf einmal von ihren Plätzen auf, ſprangen ihm entgegen und ſagten zu ihm: Das iſt brav, daß du zu uns kommſt. Aber es ſchüttelte den Kopf und ſagte zu den Kindern: Was iſt das? Geht im Augenblick an eure Plätze und an eure Arbeit, und ſchämt euch; es ſoll kein einziges von euch auf dieſe Art von ſeinem Platz aufſtehn, ohne den Herrn Lieutenant zu fragen.

Ja, ja, erwiederten die Spinnerkinder, aber es freut uns ſo, daß du zu uns kommſt. Und das Mareili: Aber mich freut es nicht, euch zu ſehen, wie ihr da ſeid; es iſt, wie wenn ihr keinen Meiſter hättet und Niemanden was nachfragtet. Wenn ich bei euch wäre, ich wollte euch lehren, bei den Büchern ſo ſtill ſitzen und ſo fleißig ſein, als ihr es bei den Baumwollenrädern ſein müßt, wenn ihr euer Brod dabei verdienen wollt. Die Kinder entſchuldigten ſich und ſagten alle, ſie wollten gewiß recht thun und brav lernen.

Nun, nun, erwiederte das Mareili, aber ich bin jetzt eigentlich nicht um deswillen, ſondern um einer ganz andern Sache willen da; es geht im Dorf ein unverſchämtes Lügengeſchwätz herum, der Herr Lieutenant habe zu euch geſagt, ihr thätet beſſer, ihr würdet den Eulenſpiegel auswendig lernen, als Bibelſprüche. Das iſt zwar ein ſo unſinniges Wort, daß man hätte denken ſollen, es hätte es kein vernünftiger Menſch geglaubt; aber ſo ſehr es auch eine Schandlüge iſt, ſo iſt es doch im Dorf herumgetragen worden, als wenn es wahr wäre; und wenn ich wüßte, daß es eins von euch wäre, das dieſe Schandlüge heim gekramt, ich würde es auf der Stelle vom Platz nehmen und mit ihm zu ſeinem Vater oder zu ſeiner Mutter gehn und es

ſpiegel auch nur reden dürfe, ſicher auf ſeiner Hut ſein. Nicht blos Einer brachte bei dieſem Anlaß an, das ſei ungefähr ein Wort, wie das, ſo der Herr Pfarrer einmal geſagt, es wäre beſſer, man würde den Katechismus mit Pappe verkleben, als die Kinder ihn auswendig lernen laſſen.

Die Sache war dieſe. Im Hirzauer Wirthshaus ſagte ein katholiſcher Bauer zu einem reformirten, der wie der andere betrunken war, es ſei doch nicht recht, daß ſie in ihrem Katechismus das Meßopfer eine vermaledeite Abgötterei hießen. Ja, antwortete der beſoffene Reformirte, das iſt wahr, und man muß es ſagen, es kann kein Menſch ſelig werden, der das anders anſieht. Was ſagſt du, du vermaledeiter Spitzbub? ſagte jetzt der andere, wir Katholiſchen werden alle ſelig, aber kein einziger Reformirter. Damit ſtanden beide vom Tiſch auf, griffen einander an, und unglücklicherweiſe hatte der Katholiſche ein Meſſer in der Hand, mit dem er, da beide im Kampf zu Boden fielen, den Reformirten, ohne daß er's im geringſten im Sinn hatte, tödtlich verwundete. In dem Augenblick, da der Pfarrer den Bericht von dieſem Unglück erhielt, ſagte er in Gegenwart des Sigriſten: Ich wollte, ich dürfte dieſe Frage vom Meßopfer in allen Katechismusbüchern mit Pappe verkleben, daß kein Kind mehr eine Silbe davon zu leſen bekäme.

Der arme Sigriſt aber, der an den Katechismus mehr als an Gottes Wort glaubte, erzählte, was der Pfarrer doch für ein böſes Wort wider den reformirten Glauben geredet habe. So kam es in aller Leute Mäuler, und es iſt nun ſchon ſieben Jahre her, und noch erzählen es ihm viele Leute nach, und zwar nicht wie es wahr iſt, ſondern wie es der Sigriſt verdreht hat, nämlich daß er lieber wollte, er dürfte den ganzen Katechismus mit Pappe verkleben, als daß er ihn müſſe die Kinder auswendig lernen laſſen. — Und mehrere von den jetzigen Gegnern des Pfarrers wiederholten dieſe Geſchichte und äußerten ſich in Rückſicht auf das Wort, das heute dem Glülphi entronnen,

mit einer ängſtlichen Bedenklichkeit unter einander, man könne ſich vor Leuten, die ſo ein Wort fallen ließen, nicht genug hüten, weil man nicht wiſſe, was ſie noch mehr dächten, als ſie ſagten. Andere, wie der Hartknopf, redeten nicht einmal mit dieſer Mäßigung, ſondern ſprachen geradezu aus: Das iſt ja ein Gottesläſterer, der Lieutenant; wenn wir noch im alten Bund lebten, ſo wäre das wenigſte, das ihm begegnete, daß man ihn ſteinigte.

24. Unſchuld und Reinheit des Herzens führt den fehlenden Menſchen leicht zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt.

So weit kann in Religionsſachen ein einziges unvorſichtiges Wort führen. Der Lieutenant, der es in aller Unſchuld geſprochen, dachte nicht daran, daß er auch nur ein Kind damit geärgert, geſchweige das halbe Dorf, aber als er nach der Schule zufälligerweiſe ein Wort von dieſem Eindruck vernahm, ſchämte er ſich vor ſich ſelber. Es war ihm darum auch ſo unbehaglich beim Mittageſſen, und er machte ſich darüber mit Ernſt Vorwürfe. Er entfernte ſich auch, da er kaum die halbe Zeit, die er gewöhnlich bei Tiſch zubrachte, ſich da aufgehalten und ging in den Garten. Aber wie ihm am Morgen einzig die Schlechtigkeit der Kinder drückend vor den Augen ſtand und ihn verwirrte, ſo ſtand ihm jetzt auch und noch viel mehr ſeine eigene Schwäche vor der Seele, und er mußte mehrere Mal zu ſich ſelber ſagen: Nein, ſo ungeſchickt und ſo glaubens- und liebeleer hätte ich nicht geglaubt, daß ich wäre, als ich jetzt ſelbſt finde, daß ich in dieſer erſten Schulſtunde war; aber auch ſo erſchrecklich, ſo erbärmlich erſchrecklich ſetzte er hinzu, habe ich mir nicht vorſtellen können, daß es mit dieſen Kindern im Dorf ausſähe, als es wirklich mit ihnen ausſieht.

Doch milderte ſich der Grad dieſes widrigen Eindrucks jetzt ſchon merklich. Er fand in ſeinem Herzen ſelber einen Widerſpruch gegen die Stärke dieſes Eindrucks, und ſagte

plötzlich zu ſich ſelbſt: Ich bin wahrlich daran ſelber ſchuld. Und ſo wie er das Wort ausgeſprochen, überzeugte er ſich, er habe dieſen Morgen ob der Neuheit des Gegenſtands den Kopf verloren, und es ſei ſicher, ſeine böſe Laune und ſein Kopfweh hätten ihn die Schlechtigkeit ſeiner Kinder größer erſcheinen laſſen, als ſie wirklich ſei. So ſtand er eine Weile in ſich ſelbſt gekehrt an einer Ecke des Gartens, und der Gedanke, die Mutterkraft, das Mutterleben und die Muttertreue, die ich mir zur Richtſchnur meiner Schulführung machen wollte, war durchaus nicht in mir, ſtand ihm lebhaft und betrübend vor der Seele, und mit ihm kam ihm auch Gertrud in den Sinn, wie ſie den ganzen Morgen keinen Augenblick mit dem Leben, mit dem Muth und mit der Freiheit neben ihm geſtanden, die ihr daheim bei ihren Kindern ſo natürlich waren. Jetzt, ſagte er zu ſich ſelber, ſtand ſie den ganzen Morgen ſo verlegen da, wie ich ſie, ſo lange ich ſie kenne, keinen Augenblick geſehn. Es iſt offenbar, meine Ungeſchicklichkeit machte ihr Sorge und betrübte ſie. Bei dieſem Gedanken kamen ihm Thränen in die Augen; aber im feſten Glauben ſagte er jetzt zu ſich ſelber: Das muß anders werden, ich will meinen Muth nicht fallen laſſen und zum Gebet meine Zuflucht nehmen, wie ſie mir hundertmal den Rath gegeben. — Dann fielen ſtille, wortleere Seufzer zu Gott im Himmel, daß er ihm doch helfe, Schulmeiſter zu ſein, wie er es ſein ſollte, aber ohne ſeine Hülfe nicht ſein könne. Er fühlte jetzt auch wirklich, daß ſein Muth ſich ſtärke, und wie jeder Menſch ſeine belebteſten Gefühle immer in Uebereinſtimmung mit der beſtimmteſten Eigenheit ſeines Seins und Lebens ausſpricht, ſo ſprach er jetzt das Gefühl ſeines zurückkommenden Muths ganz in Uebereinſtimmung mit ſeinem Soldatenleben aus. Es iſt in jedem Fall, ſagte er zu ſich ſelber, Schande, ewige Schande, ſeinen Muth zu verlieren; ich darf und ſoll ihn nicht verlieren, und was ich jetzt ſuche, fordert mich zu einem höhern Muth auf, als ein Soldat je in einer Schlacht braucht.

Auch Gertrud war mit ſich ſelbſt unzufrieden. Sie

fühlte, daß ſie verlegen und unthätiger neben Glülphi in der Schule ſtand, als ſie ſich vorgenommen, aber ſie gab nicht, wie Glülphi meinte, darüber ſeinem Benehmen, ſondern eher ſich ſelbſt Schuld, und ſagte ſchon in der Schule und noch beſtimmter, als ſie aus derſelben heim kam, zu ſich ſelbſt: In meinem Leben war mir nie ſo unbehaglich unter Kindern, als es mir dieſen Morgen in der Schule war. Ich weiß nicht, wie es kam, ich hatte keinen Einfluß weder auf Glülphi noch auf die Kinder. Ich ſah, daß Alles nicht ging wie es ſollte, aber ich konnte nicht helfen und ſtand ſo ohne Einfluß da, daß ich mich ſchäme, wenn ich daran denke. —

Die einzige Entſchuldigung, die ſie ſich darüber machte, war: Noch kenne ich dieſe Kinder nicht, und habe außer meiner Wohnſtube mich noch nie mit fremden Kindern abgegeben.

---

25. Es iſt eine große, eine erhabene Kunſt, Vater und Mutter auch nur eines fremden Kinds zu ſein, und beim beſten Willen, den ein Menſch dazu haben mag, greift er es im Anfang faſt ſicher noch ungeſchickt an und muß, ehe er es recht kann, ein gutes Lehrgeld zahlen.

Sobald Glülphi im Garten ein Uhr ſchlagen hörte, ging er in ſeine Schulſtube und Gertrud war ſchon in derſelben, als er ankam. Es ging auch dieſen Nachmittag darin wirklich beſſer. Der Lieutenant gab ſich äußerſte Mühe, gegen den widrigen Eindruck, den die Kinder dieſen Morgen auf ihn machten, gefaßt zu ſein, und Gertrud zwang ſich, mitten im Gefühl der Unkunde, in der ſie in dieſen ihr neuen Umgebungen ſtand, zu der milden, aber ununterbrochenen Thätigkeit und der feſten, aber liebreichen Aufmerkſamkeit, die nicht ermangelte, ihr dieſe Kinder ſchon heute etwas näher zu bringen. Dieſes aber war bei aller

müſſen denken, kein Menſch kann eine Arbeit ſchon recht, wenn er ſie das erſtemal in die Hand nimmt. Ich ſchmeichle Ihnen nicht, aber ich glaube nicht, daß es viele Menſchen in der Welt gibt, die für das, was ſie ſein ſollen, in ſich ſelbſt mehr ſind als Sie.

Glülphi. Wie darfſt du das ſagen? Ich habe das Vaterherz nicht, das mich allein zu dem machen kann, was ich ſein ſollte.

Gertrud. Sie haben es in einem hohen Grad, und es iſt eben, weil Sie es haben, daß Sie den Mangel der Uebung in dem, was Sie jetzt ſein ſollen, ſo ſehr fühlen.

Glülphi. Du weißt nicht, wie mir dieſen Morgen zu Muth war. Es ergriff mich beinahe ein Widerwillen gegen das Schulhalten, dem ich nicht widerſtehen konnte.

Gertrud. Dieſen müſſen Sie freilich nicht bei ſich Wurzel faſſen laſſen; aber ich bin auch ſicher, er war dieſen Nachmittag ſchon nicht mehr ſo lebhaft in Ihnen, als am Morgen.

Glülphi. Es ſchien mir dieſen Nachmittag wirklich ſo; aber das Bild der Kinder, das mich dieſen Morgen ſo empörte, ſtand mir auch den Nachmittag noch ſo lebhaft vor Augen, daß ich fürchte, dieſer Widerwillen möchte ſich leicht wieder in mir erneuern.

Gertrud. Haben Sie Mitleiden mit dieſen armen Kindern, ſo wird dieſes gewiß nicht geſchehen und Alles gut gehn.

Dieſes Wort: „Haben Sie Mitleiden mit dieſen armen Kindern“ ergriff Glülphi auf eine unbeſchreibliche Weiſe. Er ſah ſie, ſobald ſie es ausgeſprochen, mit einem ſtarren Blick an und ſagte wie zu ſich ſelber: Du haſt Recht; wäre mein Herz heute mit wahrem Mitleiden gegen die Kinder belebt geweſen, ſo wäre mir dieſes nicht begegnet. Er warf jetzt auch dieſes Widerwillens halber einen tiefen Blick in ſein Herz und ſagte zu ſich ſelber: Ich bin mir zwar des ernſten Verlangens bewußt, aus dieſen Kindern etwas Anderes und Beſſeres zu machen, als ſie ſind und weiß auch, daß ich mich hierfür gänzlich aufopfern kann, aber daß ich

sie jetzt noch nicht liebe, wie ich sie lieben sollte, das ist mir auch sonnenklar, indem mir heute offenbar das Mitleiden fehlte, das für meine Zwecke so nothwendig ist. Es ist unstreitig, so lange mir dieses fehlt, ist meine Liebe gegen diese Kinder noch nicht wahr. — So tief ging er jetzt des Widerwillens halber, der ihn diesen Morgen ergriff, in sich selber. Er fuhr noch eine Weile in diesem Selbstgespräch fort und sagte: Ich weiß aber jetzt auch deutlich, woher dieser Widerspruch, der sich in meinen Gefühlen diesen Morgen so stark aussprach, eigentlich kommt. Diese Kinder sind mir noch ganz fremd, und ich wußte bis auf diese Stunde nicht, was dieser Umstand auf die Wahrheit und Unwahrheit der menschlichen Liebe für einen entscheidenden Einfluß hat, bis er durch das Mitleiden, zu dem du mich jetzt hinrufst, besiegt ist. Dieses Wort sagte er zur Gertrud und dann wieder wie zu sich selber: Ich wußte auch schon längst, daß der Mensch eigentlich keinen Menschenhaufen wahrhaft und warm liebt, sondern immer nur einzelne Menschen darin; aber das dachte ich mir bis jetzt noch nicht so lebhaft, daß einiges Mitleiden und Erbarmung nothwendig ist, wenn innige warme Liebe uns auch gegen ganze Menschenhaufen, die man einzeln noch nicht kennt, wahrhaft und warm ergreifen soll. Und dieses fehlte mir diesen Morgen, sagte er jetzt wieder zu Gertrud, und ich wäre auch jetzt ohne dein erhabenes Wort nicht dazu gekommen; ich kann dir nicht sagen, wie sehr du auf dem Weg, den ich betreten, meine Stütze bist, und wie sehr ich darauf eine Stütze nothwendig habe.

Gertrud erwiederte: Ach, ich habe für die Hülfe, die Sie auf diesem Weg von mir erwarten, selber eine Stütze nothwendig; aber, Gott Lob, ich weiß auch eine.

Glülphi. Wo solltest du wohl Jemand finden, der mir eine bessere Stütze wäre, als du?

Gertrud nannte ihm darauf das Baumwollenmareili.

Glülphi erwiederte: Das Baumwollenmareili kann wohl besser als du Baumwolle austragen und damit Geld verdienen, aber mir eine bessere Stütze für die Erziehung

böſe Anſicht, die ich noch geſtern von dem Erfolg meiner Schule hatte.

Es war auch wirklich alſo. Die niederſchlagende Anſicht, die ihn geſtern ſo verſtimmte, verlor ſich mit jedem Augenblicke mehr. Die Kinder wurden ihm zuſehends einzeln lieb und in dieſer beſſern Stimmung erregte die nämliche Anſicht der Schlechtigkeit eines Kindes, die ihn geſtern empörte, warmes Mitleiden in ſeiner Seele. Er fühlte in dieſem Mitleiden eine Kraft in ſich entfalten, die ihn jetzt doppelt freute, weil ſie ihm geſtern ſo ſehr mangelte. Das Mareili konnte er nicht genug bewundern. Es war ihm unbegreiflich, wie es beim Baumwollenauswiegen und beim Garneinnehmen zu der Fähigkeit, die Menſchen hinzubringen, wo es ſie haben wollte, und beſonders zu der unwiderſtehlichen Kraft, mit den Leuten reden zu können, wie ſie es an ſeinen Kindern erwieſen, gekommen.

Er redete über das ganze Mittageſſen mit dem Pfarrer über den Eindruck, den das, was das Mareili, das doch ganz gewiß außer der Bibel und ſeinem Gebetbuch noch kein anderes Buch in der Welt geleſen, mit den Kindern geredet hatte, auf ihn gemacht habe, und ſie fanden, die innere, höhere Kraft der Beredtſamkeit ruhe gar nicht auf der Kenntniß der Redekunſt und ihrer Formen, ſondern auf der lebendigen, geiſtigen und gemüthlichen Fülle, mit welcher ein Menſch den Gegenſtand, über den er reden will, in ſich ſelber aufgenommen, ſowie auf dem lebendigen Intereſſe, dem Zuhörer dieſen Gegenſtand deutlich und klar zu machen und ihn mit Beweggründen, die ſichern Eingang bei ihm finden, für denſelben zu gewinnen. Alles, was das Mareili zu den Kindern redete, ſagten ſie ferner, lag und lebte ſchon als Erfahrungsſache in dem Geiſt und in dem Herzen der Kinder; darum wirkte auch jedes Wort, das es redete, ſo ſehr auf ſie.

Die Herren endeten ihr Geſpräch über dieſen Gegenſtand mit der Bemerkung: Nur das, was in geiſtiger, gemüthlicher und phyſiſcher Uebereinſtimmung mit dem ſteht, was das Individuum, mit dem man redet, wirklich ſelbſt iſt,

nur das ist für dasselbe wirklich Wahrheit; aber es ist für dasselbe auch eine wortleere, stille und darum auch das Innerste ergreifende Wahrheit. Jedes Gerede aber, das nicht in das innere Wesen des Mannes, mit dem man redet, eingreift, jede Wortfülle, die für den Mann, zu dem sie geredet, im Erfahrungsgange seines Lebens nicht einen lebendigen Anknüpfungspunkt findet, ist für denselben ein elendes Geschwätzwerk und eine armselige Maulbraucherei, und kann ihm alle bösen Folgen herbeiführen, die dieses große Hausmittel der selbstsüchtigen Verirrungen unsers Geschlechts, die Maulbraucherei, durch ihre Täuschungen und Anmaßungen demselben herbeizuführen gewohnt ist. Und Glülphi fügte dieser Bemerkung noch eine Stelle bei, die er einmal aus dem Tagebuche eines seiner Freunde ausgeschrieben: „Wörter sind nichts als ein Hülfsmittel der nach Entfaltung und thätlicher Wirkung strebenden, menschlichen Kräfte, das sich in Schall und Laut durch den Mechanismus des Mundes ausspricht und durch denjenigen des Gehörs wieder empfangen wird. An sich ist das Wort also ein nichtiger, leerer Schall, und es wird dem, der redet, nur durch seine Uebereinstimmung mit der Kraft und Wahrheit, in der es von ihm ausgeht, und bei dem, der es hört, nur durch die Uebereinstimmung mit der Kraft und der Wahrheit, die es in ihm antrifft, zu etwas mehr als zu einem leeren Schall, zu einer Realität. Darum ist auch das Wort des kraft- und thatenlosen Manns, so wie es in ihm liegt, spreche es sich in bürgerlicher Scheinweisheit oder in religiöser Scheinsalbung aus, nichts anderes, als so ein leerer Laut, geeignet das Absterben des Mannes, der es ausspricht, durch den Sinn des Gehörs zu beurkunden und verständlich zu machen, denen es durch den Sinn des Gesichts nicht genugsam in die Augen zu fallen vermag. Es ist wahr, das Wort des unerweckten, kraft-, willen- und thatenlosen Manns, so sehr es auch in eines andern Mund einen erhabenen und tiefen Sinn haben mag, ist in seinem Mund nichts anderes, als ein leerer, eitler Laut, der ihm und einem jeden Mann, der ihm gleich ist, zu einem Ohr hinein und zum andern wieder hinaus geht."

weil es heute in der Schule nicht hat gehen wollen, wie wir es gern hätten und wie es sein sollte.

Mareili. Aber was soll ich dazu helfen? Ich bin keine Schulmeisterin.

Gertrud. Das wohl. Aber sieh, Mareili, der Lieutenant und ich sind den Kindern ganz fremd, und du kannst nicht glauben, wie sehr das ihm und mir hinderlich ist. Die Kinder geben uns keine Antwort und sehen uns an, wie man ein fremdes Thier oder ein Meerwunder ansieht. Dich hingegen kennen fast alle, und es ist dir unendlich leichter als uns, sie ins Gleis zu bringen, in das wir sie hineinbringen müssen. Darum haben wir dich dringend bitten wollen, einige Tage bei uns in der Schule zuzubringen und uns darin an die Hand zu gehen.

Das Mareili fühlte ganz, daß Gertrud darin Recht hatte, und antwortete ihr: Es ist wahr, es kennen mich fast alle Kinder, und viele, wenn sie nicht recht thun wollten, müssen mich scheuen und in dieser Rücksicht sehe ich wohl, daß es euch im Anfang euers Schulmeisterns dienen kann, wenn ich einige Tage bei euch in der Schule sein kann. Ich will auch sogleich mit meinem Bruder darüber reden; euer Schulwesen liegt ihm so am Herzen, daß er, so sehr er mich auch im Haus nothwendig hat, mir das doch nicht abschlagen wird.

Damit ging das Mareili sogleich zu seinem Bruder, und dieser antwortete ihm: Was wir immer für diese Schule thun können, das ist unsere Schuldigkeit und die Gertrud hat ganz Recht, sie haben in der Lage, in der sie gegen die Kinder und gegen das Dorf sind, eine Person, wie du bist, im Anfang unumgänglich nothwendig.

Mit Freuden ging das Mareili wieder zur Gertrud und sagte, sie dürfe eine ganze Woche, und wenn's nothwendig sei, noch länger in die Schule kommen, und werde Alles thun, was es immer könne, dem Herrn Lieutenant und ihr an die Hand zu gehen.

uten Erfolg seiner Bemühungen zuversichtlich hoffte. Er ißte beinahe kein einziges mehr im völligen Dunkel des lebels ins Auge, der sich gestern ihm über das Ganze verreitete. Er konnte nicht anders, er mußte von dem einen nd dem andern schon heute zu sich selber sagen: Es ist ir, als ob es nicht das nämliche Kind sei, das mir gestern or Augen stand.

Die Folgsamkeit, die Ordnung, die Thätigkeit, die das Wesen alles Schulsegens macht, schien ihm schon an diesem Tage durch das Mareili errungen; und als er ihm am Abend für das, was es hierin geleistet, gedankt, sagte er ugleich zur Gertrud, wenn das gute Mareili mir meinen Schulsegen in dem, was außer mir ist, sichert, so hast du mir ihn in dem, was in mir selbst liegt, gegründet, indem m Mitleiden und Erbarmen für meine Kinder in meine Seele hineingebracht, ohne welche, wie ich es klar sehe und ief fühle, alle äußere Hülfe, die ich für meine Schule erhalten könnte, ohne alle Folgen sein würde.

Und er hatte ganz Recht. Sein Mitleiden und sein Erbarmen hätten ihn selbst bei allen großen und hohen Anlagen, die er hierzu hatte, zu einem ganz andern Schulmeister gemacht, als er gestern noch war. Da er also die Wirkung des Mitleidens und Erbarmens auf die reine Entfaltung der hohen Muttertreue, die in der Gertrud Stube, nach deren Muster er seine Schule einrichten wollte, Statt fand, ins Auge faßte, fiel ihm in diesem Augenblick der Bibelspruch ein: „wie ein Vater sich über seine Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten," und er mußte zu sich selber sagen: Wie sich Gott über die erbarmet, die ihn lieben, also muß ich mich über die Kinder dieses Dorfs erbarmen, wenn ich sie wahrhaft liebe und wahrhaft ihr Schulmeister sein will. Ohne diese hohen Kennzeichen der Göttlichkeit und Reinheit der menschlichen Liebe ist es unmöglich, das Resultat der Freiheit, des Frohsinns und der Unschuld in der Anstrengung der menschlichen Kräfte zu erzielen, das die Wohnstube der Gertrud zum Heiligthume Gottes macht und das ich erkämpfen muß,

wenn es sich der Mühe lohnen soll, Schulmeister in Bonnal zu sein.

So redete jetzt der Mann, den noch vor ein paar Tagen ein solcher Ekel gegen alles Schulhalten ergriff, daß er fast an keinem Kind irgend etwas Gutes mehr sah! Es ging auch von jetzt an alle Tage besser in der Schule. Das Mareili kam bis Freitag alle Morgen und alle Nachmittag in dieselbe. Am Samstag kam es nicht, weil es an diesem allgemeinen Speditionstage nothwendig in seiner Baumwollenstube sein mußte.

---

31. Abermal wenn dein Auge finster ist, so ist auch dein ganzer Leib finster, und deine Werke sind Werke der Finsterniß.

So lange Gertrud in der Schule zubrachte, ging sie auf dem Heimwege jeden Abend noch beim guten Rudi vorbei. Sie hatte seinethalben wegen der Meyerin noch nicht alle Hoffnung verloren. Edelmüthig, wie ihre Freundin war, konnte Gertrud keinen Augenblick zweifeln, daß sie bei dem guten Rudi ohne Vergleich glücklicher sein würde, als bei dem Ochsenfeist, den die Vogtin ihr so zudringlich anempfahl. Was den Rudi noch besonders darüber in guter Hoffnung erhielt, war dieses, daß er als sicher vernommen, die Meyerin habe über den unverschämten Brief, den der reiche Tropf an die Untervogtin geschrieben, gelacht und ihr, als sie ihn ihr selber zeigte, keine Antwort gegeben. Auch meinte er, er habe seit einiger Zeit bemerkt, sie begegne ihm, wo sie ihn antreffe, immer freundlicher.

Indessen war die Untervogtin ihrer Aeußerung, wenn eine Sache anfange schwierig und mißlich zu werden, so müsse man die Mühe verdoppeln, völlig getreu. Je besser die Berichte für den guten Rudi zu lauten anfingen, desto mehr verdoppelte sie auch ihre Bemühungen, diesem guten Menschen seine Hoffnungen zu Wasser zu machen. Die Meyerin konnte keinen Schritt thun, dem die Vogtin nicht

ichſpürte. Wenn ſie den Rudi auch nur auf der Straße grüßte, ſo vernahm ſie es. Auch bekam ſie wirklich die Nachricht, die Meyerin zeige ſich, wo ſie den Rudi immer antreffe, gegen ihn ſo freundlich, als ſie immer nur könne und dürfe. Die Vogtin verſuchte das Aeußerſte und man möchte wirklich meinen, es könnte dem Teufel nicht in den Sinn kommen, was ihr Alles in den Kopf ſtieg. Aber das Meiſte ſchlug ihr doch fehl und ward umſonſt verſucht und gethan. Endlich kam ihr gar in den Sinn, ſie wolle den unnatürlichen Ekel, der die Meyerin ſo leicht anwandle, für dieſen Zweck benutzen und ihn gegen den Rudi kehren, wie er bisher gegen den Ochſenfeiſt gekehrt war. Sie ließ zu dieſem Endzweck allenthalben im Dorf ausſprengen, die geſtorbene Frau des Hübelrudi habe das fallende Weh gehabt, und man habe deutliche Spuren, ſeine Kinder möchten vom gleichen Uebel behaftet werden, wenn ſie es nicht ſchon ſeien, mit dem Zuſatz, dieſe Krankheit ſchleiche ſich bei nervenkranken Leuten und in unreinlichen und unordentlichen Haushaltungen leicht ein. Und da dieſe Frau wirklich eine lange Reihe von Jahren nervenkrank war und es auch eben ſo lange in ihrem Haus immer bis zum Ekel unreinlich ausſah, hoffte die Untervogtin, dieſes Gerücht werde unfehlbar im Dorf Fuß faſſen und auch bei der Meyerin ihres Ekels halber leicht Glauben finden, ſobald es einmal im Dorf nur ausgeſprochen würde. Aber zum Glück für den Rudi beſtätigte ſich auch hier das Sprichwort: Wem Gott wohl will, den kann Niemand verderben, und wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.

Es ging gar nicht lange, ſo entſprangen, man wußte nicht wie und woher, auf einmal die ſonderbarſten Gerüchte über dieſen Mann. Man ſagte ſich im ganzen Dorf die ſchandbarſten, unfläthigſten Dinge über ihn ins Ohr und ſchonte weder die Frau unter dem Boden, noch die unmündigen Kinder; ich kann gar nicht wieder erzählen, was man Alles ſagte. Der Teufel hätte nichts erfinden können, das ſchlauer ausgedacht geweſen, in der Meyerin eine Art

Häuſern, viele Eltern: Der Baumwollenmeyer und das Mareili fangen, ſeitdem ſie an den Sonntagen Abend zu der vornehmen Geſellſchaft ins Pfarrhaus kommen, an, ſich in Sachen zu miſchen, die ſie nichts angehen. Es könne ein Jeder des Lieutenants Worte auslegen, wie er wolle, und der Baumwollenmeyer und ſeine Schweſter hätten das nicht vorzuſchreiben. Es werde ſich aber wohl zeigen, wie der Herr Schulmeiſter dieſes ſchlechte Wort etwa durch andere, die er zu demſelben hinzu ſetzen werde, noch ſelber erklären werde. Auch viele Spinnereltern wollten dieſes Worts halber auf beiden Achſeln tragen und ſagten zu ihren Kindern: Miſchet euch in nichts, was der Schulmeiſter geredet hat und auch was er ferner reden und ſagen möchte, wir wollen keinen Verdruß weder mit dem Mareili, noch mit der andern Partei haben.

---

28. Der Menſch hat Unrecht, wenn er in irgend einer Sache das, was Gott und die Natur voran-geſtellt, zurückſetzt und hintennach ſtellt.

Nachdem das Mareili ſo ſeine Eulenſpiegel- und Hartknopfengeſchichte abgethan, ſetzte es ſich an den Schultiſch und ſagte: Was ſagt ihr dazu, Kinder, wenn ich jetzt ein paar Tage da bleibe und euerm Herrn Lieutenant helfe ſchulmeiſtern?

Alle Kinder, die es kannten, erwiederten: Das wäre brav, das wäre brav.

Mareili. Was meint ihr, wollt ihr mir auch recht folgen?

Ja freilich, ja freilich, riefen eine Menge Kinder und einige ſetzten hinzu: Wir kennen dich, und wenn du uns nur winkſt, ſo verſtehen wir, was du willſt und was du meinſt.

Mareili. Verſteht ihr den Herrn Schulmeiſter noch nicht ſo wie mich?

Die Kinder ſchwiegen. Nur eins ſagte: Wir dürfen nicht ſo mit ihm reden wie mit dir.

Mareili. Und mit der Gertrud?

Kinder. Auch nicht ſo.

Mareili. Ich will euch lehren, daß ihr vor dem Abend ſie verſtehen und mit ihnen reden dürft, wie mit mir.

Mit dieſem Wort wandte es ſich gegen den Herrn Lieutenant und ſagte ihm: Jetzt kommen Sie, und fragen Sie ein Kind nach dem andern, was Sie nur wollen. Ich will ſehen, ob ſie auch nicht über alles freudig Antwort geben können, wie wenn ich ſie fragen würde.

Der Lieutenant ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er ging mit ihm von einem Kind zum andern, fragte es, was ihm in den Sinn kam und das Mareili nahm dann das Kind, das er ſo fragte und das ihm nicht antworten konnte, lachend bei'm Kopf, bei der Hand oder bei den Ohren und ſagte: Antwort', antworte geſchwind, was dir in den Sinn kommt, aber munter und luſtig und laut. Es ging keine Viertelſtunde, ſo antworteten ihm ſchon einige Kinder laut, munter und beſtimmt auf ſeine Fragen, und es dünkte ſie ſelbſt luſtig, daß ſie das Mareili ſo freundlich bei'm Kopf und bei den Ohren nahm, um ſie zu zwingen, das Maul aufzuthun und nicht mehr ſchüchtern zu ſein. Etliche fingen jetzt ſchon an, lachend zu antworten und Munterkeit und Scherz in ihre Antworten hineinzubringen. Darüber zeigte dann das Mareili und der Lieutenant ſeine herzliche Freude, und dieſe Kinder mußten ihre frohen und luſtigen Antworten laut wiederholen. Ueber ein paar ſolche muntere Antworten lachte die ganze Schulſtube mit dem Lieutenant, und jetzt war die Schüchternheit im Antwortgeben faſt bei allen Kindern dahin, und die, die vorher am ſchüchternſten waren, gaben ihm jetzt die heiterſten und ungezwungenſten Antworten. Es war auch Glülphi auffallend, daß jetzt offenbar diejenigen Kinder, die vorher aus Frechheit und Unverſchämtheit am ungezwungenſten antworteten, nunmehr in dem Grad ihm bedächtlicher und gezwungener antworteten, als die bravern und unſchuldigern ungezwungener und freimüthiger wurden.

Indeſſen fuhr jetzt Glülphi mit ſeinen Kindern in der Ordnung fort, wie er es mit der Gertrud abgeredet hatte. So wie ſie ihm geſtern Bibelſprüche auswendig ſagen mußten, ließ er ſie jetzt in der Bibel leſen. Sie laſen faſt alle ſehr ſchlecht. Das war aber noch nicht das Schlimmſte; das Schlimmſte war dieſes, daß das, was ſie laſen, für ſie gleichſam in einer andern Sprache war, als in der, in der ſie gewöhnlich redeten. Es war auch außer der Gertrud Kindern keins im Stande, den Sinn deſſen, was es geleſen, aus freiem Mund und in ſeiner gewohnten Sprache zu wiederholen. Glülphi erwartete auch nichts anderes. Er wußte ſchon längſt, daß man in allen ſchlechten Bauernſchulen das Leſenlehren auf eine Weiſe betreibt, als wenn es das Redenkönnen gar nichts anginge. Aber ſo ſehr er diesfalls auch nichts anderes erwartete, ſo wichtig waren ihm doch die Folgen dieſes unſinnigen Benehmens. Er ſah es als die erſte tiefgreifende Verkehrtheit im Unterricht an, daß man für das Redenkönnen, das offenbar dem Leſe- und Schreibunterricht vorhergehen müſſe, nichts thue, und das letzte, das beſtimmt nur eine künſtliche Art des Redens ſei, zu lehren ſucht, ehe man für die Erlernung des Redenlehrens irgend etwas gethan habe. Er fühlte vor Allem die Nothwendigkeit, hierin zu helfen; aber es war ihm ſchwer, denn ſeine Ausſprache war den Kindern ſo fremd, als die Bücherſprache, in der ſie leſen lernten. Dem Mareili hingegen war es gar leicht; ſeine Sprache war mit derjenigen der Kinder vollkommen die nämliche und es fühlte ſogleich, daß es hier beſſer als der Lieutenant helfen könne. Wenn nun die Kinder einen Bibelſpruch geleſen und mit aller Mühe, die ſie ſich gaben, doch nicht in ihrer Hausſprache herausbringen konnten, was er eigentlich ſagen wolle, ſo ſagte das Mareili ihnen ſeinen Inhalt in ihrer Hausſprache vor und ſie wiederholten das, was es ihnen ſagte, ſogleich mit Leichtigkeit, und viele von dieſen kamen ſchon an dieſem Tag dahin, den Inhalt einiger der leichteſten Stellen, die ſie geleſen, ſelber ohne des Mareili Hülfe in ihrer Sprache ausdrücken zu können. Man kann ſich faſt nicht vorſtellen,

ie ſehr das neue Gefühl, dieſes zu können, einige Kinder
ute. Viele, viele ſagten mit einem Blick, der dem Mareili
er zu danken ſchien: Nein, nein, das hätten wir doch
ht geglaubt, daß wir das ſo geſchwind lernen könnten.
ch Glülphi dankte dem Mareili und ſagte: Du haſt mir
ſen Morgen meiſterlich gezeigt, wie ſehr du uns dienen
d helfen kannſt. Es war auch wirklich auffallend, in
lchem Grad die Kinder dieſen Morgen ſchon heimiſcher
d freundlicher waren und wie offenbar faſt alle Augenblicke
hrere von ihnen ſich den Kindern der Gertrud näherten
d ihnen ſagten: Wir lernen gewiß jetzt auch Alles, was
könnt; und das freut uns, das freut uns. Und als das
areili ihnen noch ernſtlich zuredete, verſprachen ſie, immer
ht artig, aufmerkſam und fleißig zu ſein.

Als die Schulſtunde vorüber war, ſtanden die Kinder
und drängten ſich faſt unwillkürlich um das Mareili
um. Es bot allen die Hand und ſagte: Gib mir jetzt
h die Hand darauf, daß du nicht vergeſſen wolleſt, was
mir heute verſprochen.

Dann boten ihnen auch Glülphi und Gertrud die Hand
) ermahnten ſie, nicht zu vergeſſen, was ſie heute ver-
ochen.

. Der Menſch lebt in Kräften und durch Thaten. Wörter im Dienſt der Kräfte und Thaten dienen dem menſchlichen Leben, Kräfte und Thaten im Dienſt der Wörter ſchaden ihm.

Es war ein ſchöner Morgen. Glülphis Muth ſtärkte
wunderbar und ſo, daß er am Ende des Morgens zu
ſelbſt ſagte: Noch keine Schlacht hat beim Anfang einen
dherrn mehr erſchreckt, als mich der Anfang meines
hulmeiſterverſuchs, aber noch nie hat auch ein ſo unbe-
tender Umſtand die Anſicht eines Feldherrn von einer
hen Schlacht ſo ſchnell und plötzlich geändert, als die
ſcheinung des Baumwollenmareili in meiner Schule die

böſe Anſicht, die ich noch geſtern von dem Erfolg meiner Schule hatte.

Es war auch wirklich alſo. Die niederſchlagende Anſicht, die ihn geſtern ſo verſtimmte, verlor ſich mit jedem Augenblicke mehr. Die Kinder wurden ihm zuſehends einzeln lieb und in dieſer beſſern Stimmung erregte die nämliche Anſicht der Schlechtigkeit eines Kindes, die ihn geſtern empörte, warmes Mitleiden in ſeiner Seele. Er fühlte in dieſem Mitleiden eine Kraft in ſich entfalten, die ihn jetzt doppelt freute, weil ſie ihm geſtern ſo ſehr mangelte. Das Mareili konnte er nicht genug bewundern. Es war ihm unbegreiflich, wie es beim Baumwollenauswiegen und beim Garneinnehmen zu der Fähigkeit, die Menſchen hinzubringen, wo es ſie haben wollte, und beſonders zu der unwiderſtehlichen Kraft, mit den Leuten reden zu können, wie ſie es an ſeinen Kindern erwieſen, gekommen.

Er redete über das ganze Mittageſſen mit dem Pfarrer über den Eindruck, den das, was das Mareili, das doch ganz gewiß außer der Bibel und ſeinem Gebetbuch noch kein anderes Buch in der Welt geleſen, mit den Kindern geredet hatte, auf ihn gemacht habe, und ſie fanden, die innere, höhere Kraft der Beredtſamkeit ruhe gar nicht auf der Kenntniß der Redekunſt und ihrer Formen, ſondern auf der lebendigen, geiſtigen und gemüthlichen Fülle, mit welcher ein Menſch den Gegenſtand, über den er reden will, in ſich ſelber aufgenommen, ſowie auf dem lebendigen Intereſſe, dem Zuhörer dieſen Gegenſtand deutlich und klar zu machen und ihn mit Beweggründen, die ſichern Eingang bei ihm finden, für denſelben zu gewinnen. Alles, was das Mareili zu den Kindern redete, ſagten ſie ferner, lag und lebte ſchon als Erfahrungsſache in dem Geiſt und in dem Herzen der Kinder; darum wirkte auch jedes Wort, das es redete, ſo ſehr auf ſie.

Die Herren endeten ihr Geſpräch über dieſen Gegenſtand mit der Bemerkung: Nur das, was in geiſtiger, gemüthlicher und phyſiſcher Uebereinſtimmung mit dem ſteht, was das Individuum, mit dem man redet, wirklich ſelbſt iſt,

ur das iſt für daſſelbe wirklich Wahrheit; aber es iſt für aſſelbe auch eine wortleere, ſtille und darum auch das nnerſte ergreifende Wahrheit. Jedes Gerede aber, das icht in das innere Weſen des Mannes, mit dem man redet, ingreift, jede Wortfülle, die für den Mann, zu dem ſie eredet, im Erfahrungsgange ſeines Lebens nicht einen le- endigen Anknüpfungspunkt findet, iſt für denſelben ein elendes Geſchwätzwerk und eine armſelige Maulbraucherei, und ann ihm alle böſen Folgen herbeiführen, die dieſes große Hausmittel der ſelbſtſüchtigen Verirrungen unſers Geſchlechts, ie Maulbraucherei, durch ihre Täuſchungen und Anmaßungen emſelben herbeizuführen gewohnt iſt. Und Glülphi fügte ieſer Bemerkung noch eine Stelle bei, die er einmal aus em Tagebuche eines ſeiner Freunde ausgeſchrieben: „Wörter ind nichts als ein Hülfsmittel der nach Entfaltung und hätlicher Wirkung ſtrebenden, menſchlichen Kräfte, das ſich n Schall und Laut durch den Mechanismus des Mundes ausſpricht und durch denjenigen des Gehörs wieder empfangen wird. An ſich iſt das Wort alſo ein nichtiger, leerer Schall, nd es wird dem, der redet, nur durch ſeine Uebereinſtimmung mit der Kraft und Wahrheit, in der es von ihm usgeht, und bei dem, der es hört, nur durch die Uebereinſtimmung mit der Kraft und der Wahrheit, die es in ihm ntrifft, zu etwas mehr als zu einem leeren Schall, zu einer Realität. Darum iſt auch das Wort des kraft- und thatenoſen Manns, ſo wie es in ihm liegt, ſpreche es ſich in ürgerlicher Scheinweisheit oder in religiöſer Scheinſalbung us, nichts andetes, als ſo ein leerer Laut, geeignet das Abterben des Mannes, der es ausſpricht, durch den Sinn des Gehörs zu beurkunden und verſtändlich zu machen, denen es urch den Sinn des Geſichts nicht genugſam in die Augen u fallen vermag. Es iſt wahr, das Wort des unerweckten, raft-, willen- und thatenloſen Manns, ſo ſehr es auch in ines andern Mund einen erhabenen und tiefen Sinn haben nag, iſt in ſeinem Mund nichts anderes, als ein leerer, eitler Laut, der ihm und einem jeden Mann, der ihm gleich iſt, u einem Ohr hinein und zum andern wieder hinaus geht."

richt, doch ahnte ſie nicht, was die Urſache davon ſein möchte. Auch ihr Mann ſchüttelte den Kopf und ſagte zu ſich ſelbſt: Das iſt doch eine ſonderbare Art, eines Untervogts Frau in ein Pfarrhaus rufen zu laſſen. Doch ſie mußte gehen und ging. Aber ſie war todtblaß, als ſie im Pfarrhaus in die Stube hineintrat und den gnädigen Herrn fragen wollte, was er zu befehlen habe. Aber der Junker ließ ſie nicht einmal zum Reden kommen. Sie hatte kaum die Thür aufgethan, ſo fuhr er ſie mit dem Wort an: Weißt du, was man thun muß, wenn man einen Menſchen vor ſich hat, der vom Teufel beſeſſen iſt?

Sie erwiederte am ganzen Leib zitternd: Gnädiger Herr, wie ſollte ich das wiſſen? Und Arner: Ich will es dir, wenn du es nicht weißt, an dir ſelber zeigen; ich will dir den Teufel, von dem du beſeſſen, auf eine Weiſe austreiben, wie er dir in in deinem Leben noch nie ausgetrieben worden iſt.

Wuth und Furcht ergriffen jetzt die Vogtin miteinander. Sie wollte reden, aber ihre Lippen bebten, ihr Hals ſchwoll ſichtbar unter dem Kinn auf. Sie konnte nicht reden, und mitten in ihrer Wuth nicht einmal ahnen, was Arner meinte und wollte. Jetzt gab er ihr plötzlich Aufſchluß und ſagte: Du haſt die verfluchteſten Gerüchte, die je eine teufliſche Seele gegen eine unſchuldige Frau, die ſchon im Grab liegt, ausſagen kann, im Dorfe verbreitet.

---

36. Es zeigen ſich Schwierigkeiten in dieſem Rechtsgang, und es wird klar, daß er für Büchermenſchen und ſchwache Richter, und vielleicht auch für die, ſo ſchwach ſind, nichts taugt.

Nun merkte die Vogtin, worum es ſich handle. Damit minderte ſich zwar nicht ihre Wuth, doch etwas ihr Schrecken. Sie glaubte, weil es nur das anbetreffe, ſo könne ſie auf ihres Mannes Schutz und Einfluß zählen,

und fing nach und nach an, die Miene und Stellung zu nehmen, die alte Richter ganz wohl an Schelmen kennen, die mit dem Glauben, sie könnten ihre Schelmenstücke ableugnen, und mit dem festen Entschluß, es zu probiren, vor ihnen stehen. Mit dieser Miene und in dieser Stellung sah sie jetzt Arner steif an und die Vogtin sagte so entschlossen, als es immer ihr Herzklopfen, das sie zu verbergen suchte, zuließ: Gnädiger Herr! Sie meinen gewiß, ich sei an den Gerüchten schuld, die gegen die verstorbene Frau des Hübelrudi im Dorf herumgehen, aber ich kann Sie versichern, diese Gerüchte sind gar nichts weniger als neu, sie sind schon bei Lebzeiten der Frau im Dorf herumgegangen; was man jetzt sagt, ist nur aufgewärmt; daran aber, daß das jetzt geschieht, bin ich gar nicht schuld und weiß gar nicht, wie das kommt, daß man diese Sache im Dorf eben jetzt wieder aufwärmt.

Sie wagte diese Sprache in der festen Ueberzeugung, es dürfe sie kein Mensch in dem, was sie hierüber im Dorf ausgeschwatzt, verrathen und mit dem festen Entschluß, sobald sie aus dem Pfarrhaus heraus sei, mit Jedermann, der ihr diesfalls etwas ausbringen könnte, zu reden und Alles zu thun, was nothwendig, um einem Jeden von ihnen das Maul darüber sicher zu stopfen.

---

37. Der Schweizerische Bergarzt Schüppach hatte in seiner Apotheke eine Flasche mit der Aufschrift: Der Stärkste wird Meister.

Der Junker verstand das aber nicht so; er wußte schon, was an der Sache war, und die erzwungene Frechheit, in der die Vogtin vor ihm da stand, empörte ihn auf eine Weise, daß er sie streng ansah, aber dabei ganz ruhig zu ihr sagte: Du behauptest also, du habest diese Gerüchte nicht ins Dorf hineingebracht und nicht darin herumgeboten?

Beides, der Blick des Junkers und seine Frage erhöhten

von Entſetzen gegen den Rudi hervorzubringen und ſeine Hoffnungen ſcheitern zu machen.

Es erſchütterte die Meyerin, da das Gerücht ihr zu Ohren kam, durch und durch, und wenn ſie nur eine Viertelſtunde gewartet hätte, daß der Schrecken darüber ſich in ihr ſetzen und der Ekel dagegen hätte Fuß greifen können, ſo wäre der Untervogtin ihre Abſicht gewiß wenigſtens ſo weit gerathen, daß ſie den Rudi auch nicht mehr hätte heirathen können, wenn ſie hintennach ſchon zehnmal vernommen, daß an Allem nichts wahr ſei.

---

32. Der Wahrheit Licht und der Liebe Flamme leuchten in die hinterſten Winkel der Finſterniß und bringen ihre Werke an den Tag.

Aber ſie ſprang zu ſeinem Glück in allem Feuer auf das erſte Wort, das ſie hörte, zur Gertrud und redete mit einer Heftigkeit, die dem Ekel, den ſie ſicher gefaßt hätte, wenn ſie ſich gemäßigt, nicht Platz gab. Das rettete den guten Rudi. Sie ſtampfte in der erſten Minute, in der dritten hatte ſie Thränen in den Augen. So lange ſie ſtampfte, ließ ſie Gertrud fortreden; da ihr aber Thränen in die Augen kamen, nahm ſie ſie bei der Hand und ſagte: Du dauerſt mich, aber du biſt betrogen.

Wer wollte doch auch Satans genug ſein, ſo etwas zu erſinnen, wenn gar nichts dahinter wäre? ſagte die Meyerin mit fortdauerndem Eifer. Ich will nicht ſagen wer, erwiederte Gertrud, und ſah die Meyerin bei dieſem Wort ſteif an; aber Jemand hat's gethan und erfunden, das iſt gewiß, und du kannſt es daraus abnehmen, daß man von allem dieſem über den Rudi kein Wort erzählte, ſo lange er ein armer Mann war und von dir nichts wußte, aber jetzt es herum trommelt, da man hört, daß er dich bekommen ſoll.

Bei dieſem Wort kam der Meyerin wie ein Blitz in

den Sinn, die Untervogtin könnte dahinter ſtecken. Gertrud aber gab keinen Wink, daß ſie gegen Jemand in ihrem Herzen einen Verdacht habe, und ſagte nur: Es mag Mißverſtand oder Bosheit die Urſache dieſes Geredes ſein, ſo iſt ſo viel gewiß, die Sache iſt nicht wahr, und an deinem Platz würde ich mich darüber nicht in Eifer bringen laſſen, ſondern ruhig der Wahrheit oder Unwahrheit der Sache auf die Spur zu kommen ſuchen.

Die Heftigkeit der Meyerin war jetzt ſchon vorüber. Sie ſagte ruhig zur Gertrud: Du biſt doch unparteiiſch. Dieſe antwortete: Bewahr' mich Gott, daß ich dir einen Mann anrathen ſollte, der dir hintennach, ſo wie du biſt, wenn er auch unſchuldig wäre, zum Ekel werden müßte. Du biſt brav und gut, ſagte jetzt wieder die Meyerin. Und Gertrud: Wenn ich dir nur immer lieb bleibe und es dir wohl geht. Die Meyerin erwiederte: Ich thue jetzt, was du mir gerathen, und will für jetzt weder glauben, daß etwas, noch daß nichts daran wahr ſei.

Ohne es der Gertrud zu ſagen, war der Verdacht, die Vogtin möchte daran ſchuld ſein, ſchon in die Seele der Meyerin gedrungen, und ſie war lebhaft entſchloſſen, vor allem dieſer Spur nachzugehen. Sie traf auch gleich bei ihrem Haus eine Wäſcherin, die Krummhäuslerin, an, die ſie als eine Erzſchwätzerin kannte und oft bei der Vogtin geſehen, und fragte ſie, ob ſie die verſtorbene Frau des Hübelrudi gekannt. Dieſe ſäumte nicht, von dem Unglück dieſer Frau und dem fallenden Weh, das ſie manchmal beim Neumond überfallen u. ſ. w. zu erzählen. Die Meyerin ſah ihr ſteif ins Geſicht und ward von der Art, wie ſie es erzählte, überzeugt, daß ſie das ſelbſt nicht glaube. Sie ging ihr auf eine andere Weiſe zu Leib, und brachte mit einem Trinkgeld und dem Verſprechen, es ihr nicht auszubringen, endlich heraus, was ſie ahnte.

Aber ſo ſehr ſie die Ausſage der Wäſcherin zufrieden ſtellte, ſo dachte ſie dennoch, es könnte, wo nicht viel, doch vielleicht etwas hinter der Erdichtung ſtecken, die die Vogtin im Dorf herumgeboten. Das alte Sprichwort: „Es iſt

kein Räuchli ohne Feuerli“ wollte ihr noch gar nicht aus dem Kopfe.

Sie konnte nicht anders, ſie mußte noch lange und auf alle Weiſe nachforſchen, ob denn gar nichts dahinter ſtecke. Es fand ſich auch gar nichts. Selbſt die rauhe Hallorin, die zehn Jahre mit dem Rudi unter einem Dach gewohnt und dabei mit ihm und mit ſeiner Frau beſtändig im Streit geweſen, ſagte, ſie könne nicht ſagen, daß nur das Geringſte von dieſem Gerücht wahr ſei, und ſetzte hinzu: Es wäre etwas anderes, wenn man ſagte, ſie ſei eine liederliche Frau geweſen und ein Narr, und habe den lieben Gott mit Beten und Müßiggehen zwingen wollen, daß es in der Welt anders gehe als es geht; aber daß ſie die fallende Sucht gehabt oder über ihren Mann ſolche Klagen geführt, und daß er ein Unflath ſei, wie man jetzt ſage, das ſei hundertmal nicht wahr, wenn man es auch hundertmal ſage. — Und ſo war's allenthalben; es kam nichts heraus, als daß es Lügen und Aberlügen ſeien.

Hingegen vernahm ſie durch ihr Nachforſchen alle Tage neue Umſtände von ſeinem alten Elend, von ſeiner Geduld und ſeiner Gutmüthigkeit; und das brachte ihr den Rudi jeden Tag näher ans Herz.

33. Es iſt für arme Leute in der Welt oft eine ſchwere Sache, Recht zu ſuchen und Recht zu finden. Wohl denen, die Hülfe finden.

Der Rudi ſelber war einer der letzten Menſchen im Dorf, der dieſe böſe Nachrede gegen ſeine Frau ſelig vernahm. Er weinte die hellen Thränen. Ach, mein Gott! ſo redete er eine Weile mit ſich ſelbſt, ach, mein Gott, daß mir jetzt auch noch das begegnen muß, und daß die Leute auch ſo entſetzlich bös ſind. Es iſt jetzt, denke ich, mit meiner Hoffnung auf die herrliche Meyerin vollkommen aus. Wenn ſie ein Wort dergleichen vernimmt, ſo erſchrickt ſie darob, daß ſie keinen Augenblick mehr an mich denkt und ich müßte

ihr zum Herzen hinaus fallen, wenn ich ſchon ſiebenfach darin wäre. Es kam dem guten Menſchen noch kein Sinn daran, daß die Untervogtin dahinter ſtecke; aber er wußte ſich weder zu rathen, noch zu helfen.

Mit der Gertrud war es nicht völlig alſo. Ob ſie gleich im Anfang den Gedanken aus ihrem Herzen entfernen wollte, daß die Vogtin daran Schuld ſein könnte, ſo kamen jetzt ſo viele Umſtände hervor, daß ſie nunmehr vollkommen davon überzeugt war. Und als ſie ihren guten Rudi ſo in tiefem Jammer darüber verſunken ſah, konnte ſie nicht mehr unthätig dabei bleiben. Aber ſich ſelber in dieſer Sache zu helfen, fühlte ſie ſich ſo wenig fähig, als der Rudi. Sie tröſtete den Rudi mit wenig Worten, lief aber ſpornſtreichs zu dem Baumwollenmareili, von dem ſie wußte, daß es ſich in ſolchen Fällen beſſer als ſie zu helfen verſtand, um ſich bei ihm Raths zu erholen, was in dieſer Sache zu thun ſei.

Das Mareili, das auch ſchon von dieſem Gerücht gehört, erwiederte: Man muß in aller Eil ſuchen, der Sache auf die Spur zu kommen und trachten, daß man es der Vogtin beweiſen könne, daß das Gerücht von ihr herkomme; das Uebrige wird ſich dann ſchon geben. Ja, erwiederte Gertrud, wenn nur das möglich iſt, aber ich weiß nicht, wie es anſtellen. Und das Mareili: Laß nur mich machen; ich kenne die Lumpenleute ſchon, die die Vogtin zu Streichen von dieſer Art gebrauchen kann, und es fehlt nicht, ich will dieſer Sache noch vor dem Abendbrod auf der Spur ſein. Geh' du jetzt wieder heim und laß mich machen. Gertrud ging jetzt und ſagte noch im Gehen: Wenn's nur Gottes Wille iſt, daß dir das nicht fehl ſchlägt! —

Es gelang. Gertrud war kaum eine Stunde wieder bei Glülphi in ſeiner Schule, ſo ließ ſie das Mareili herausrufen und ſagte ihr, es habe ſchon zwei im Rechten gültige Männer zu Zeugen, daß die Vogtin zwei Tage nach einander zu ihren Weibern gekommen und bei ihnen ein Weites und Breites von der böſen Krankheit, mit der des Rudi Frau befallen geweſen, erzählt, und wie man den Kindern

in den Augen ansehe, daß sie die nämliche schreckliche Krankheit bekämen; sie hätte eine von diesen Frauen sogar beiseits genommen und ihr im Vertrauen gesagt, sie sei in einer großen Verlegenheit, man gehe von mehreren Seiten ihre Schwägerin, die Meyerin an, daß sie den Hübelrudi heirathe, und es thue ihr in der Seele weh und mache ihr bang, sie in eine Haushaltung hineingehen zu lassen, wo sie solches Unglück erleben würde; sie dürfe es ihr aber nicht sagen, weil sie glauben würde, es geschähe aus Mißgunst und Neid, weil sie wisse, daß sie den Hübelrudi nicht gerne habe; sie müsse sie deshalb dringend bitten, die Sache im Dorf, wo sie immer könne und möge, anzuregen, daß es der Meyerin von allen Seiten zu Ohren komme.

34. Die höchste Lobrede einer Obrigkeit ist das allgemeine Vertrauen, das der Arme und Schwache im Land auf sie hat.

Die Gertrud freute sich wie ein Kind über diese Nachricht, aber so sehr sie auch das Mareili freute, so war dieses damit noch nicht zufrieden. Es sagte, wir müssen und dürfen jetzt nicht auf dem halben Wege stehen bleiben, die Vogtin muß mir wissen, was sie gethan hat und du mußt, sobald die Schule aus ist, und wenn du kannst, früher, mit mir ins Pfarrhaus; der Herr Pfarrer muß dem Junker auf der Stelle schreiben, was vorgefallen; das Uebrige wird sich dann wohl von selbst geben.

Sie gingen auch wirklich, sobald die Schulstunde vorüber, mit einander ins Pfarrhaus und erzählten dem Pfarrer umständlich, was begegnet und wie weit sie der Quelle dieser Unverschämtheit auf der Spur seien.

Der Pfarrer fragte der Sache sehr sorgfältig und umständlich nach und das Mareili nannte ihm die zwei Männer, die zu der Aussage, die es ihm hinterbracht, stehen würden, wenn es nothwendig wäre, und wiederholte ihm ihre Aussagen noch einmal mit Bestimmtheit. Der Pfarrer versicherte

jetzt die zwei guten Weiber, daß er ſogleich die nöthigen Schritte thun werde, der armen Frau unter dem Boden zu ihrem Recht und dem guten Rudi aus ſeiner Noth zu helfen. Er ließ dann dieſe zwei Männer noch dieſen Abend zu ſich kommen, fragte ſie über das, was die Vogtin mit ihnen und mit ihren Frauen geredet, genau aus, und als er ſich von der Bosheit dieſes Weibes, der Verruchtheit ihrer Mittel, ſo wie der rechtlichen Beweisbarkeit dieſer teufliſchen Handlung ganz überzeugt hatte, bat er die zwei Zeugen, für jetzt Niemand zu ſagen, daß er mit ihnen darüber geredet, war aber am Morgen darauf beinahe vor Tage ſchon beim Junker und erzählte ihm den ganzen Vorfall mit allen für ſeine Beweisbarkeit nöthigen Belegen.

35. Sind unſere Zeiten für einen ſolchen Rechtsgang zu ſchlecht, oder iſt ein ſolcher Rechtsgang für unſre Zeiten zu ſchlecht?

Der Junker, empört über die Vogtin, gerührt über den Rudi, und erfreut über den Erfolg der Nachforſchungen des Mareili, ſagte jetzt: Dieſer Erzlumpenſtreich muß mir, wenn's Gottes Wille iſt, die Meyerin noch zur Braut des guten Rudi machen. Von dieſem unerwarteten Ausſpruch überraſcht, ſagte der Pfarrer: Wenn das doch möglich wäre, wie glücklich wäre dieſer Lumpenſtreich für dieſen guten Menſchen!

Wir wollen jetzt fort und dann in Bonnal ſehen, was hierfür möglich, erwiederte der Junker, eilte, ſo ſehr er konnte, fortzukommen, ließ die zwei ſchnellſten Pferde, die er im Stall hatte, anſpannen und legte den Weg nach Bonnal in ſo kurzer Friſt zurück, als er dieſes noch nie gethan.

Im Pfarrhaus abſteigen und der Vogtin ſagen laſſen, ſie ſolle auf der Stelle ins Pfarrhaus kommen, der Junker ſei da und laſſe ſie rufen, war die Sache des gleichen Augenblicks. Natürlich erſchrak die Vogtin über dieſen Be-

richt, doch ahnte ſie nicht, was die Urſache davon ſein möchte. Auch ihr Mann ſchüttelte den Kopf und ſagte zu ſich ſelbſt: Das iſt doch eine ſonderbare Art, eines Untervogts Frau in ein Pfarrhaus rufen zu laſſen. Doch ſie mußte gehen und ging. Aber ſie war todtblaß, als ſie im Pfarrhaus in die Stube hineintrat und den gnädigen Herrn fragen wollte, was er zu befehlen habe. Aber der Junker ließ ſie nicht einmal zum Reden kommen. Sie hatte kaum die Thür aufgethan, ſo fuhr er ſie mit dem Wort an: Weißt du, was man thun muß, wenn man einen Menſchen vor ſich hat, der vom Teufel beſeſſen iſt?

Sie erwiederte am ganzen Leib zitternd: Gnädiger Herr, wie ſollte ich das wiſſen? Und Arner: Ich will es dir, wenn du es nicht weißt, an dir ſelber zeigen; ich will dir den Teufel, von dem du beſeſſen, auf eine Weiſe austreiben, wie er dir in in deinem Leben noch nie ausgetrieben worden iſt.

Wuth und Furcht ergriffen jetzt die Vogtin miteinander. Sie wollte reden, aber ihre Lippen bebten, ihr Hals ſchwoll ſichtbar unter dem Kinn auf. Sie konnte nicht reden, und mitten in ihrer Wuth nicht einmal ahnen, was Arner meinte und wollte. Jetzt gab er ihr plötzlich Aufſchluß und ſagte: Du haſt die verfluchteſten Gerüchte, die je eine teufliſche Seele gegen eine unſchuldige Frau, die ſchon im Grab liegt, ausſagen kann, im Dorfe verbreitet.

---

36. Es zeigen ſich Schwierigkeiten in dieſem Rechtsgang, und es wird klar, daß er für Büchermenſchen und ſchwache Richter, und vielleicht auch für die, ſo ſchwach ſind, nichts taugt.

Nun merkte die Vogtin, worum es ſich handle. Damit minderte ſich zwar nicht ihre Wuth, doch etwas ihr Schrecken. Sie glaubte, weil es nur das anbetreffe, ſo könne ſie auf ihres Mannes Schutz und Einfluß zählen,

und fing nach und nach an, die Miene und Stellung zu nehmen, die alte Richter ganz wohl an Schelmen kennen, die mit dem Glauben, sie könnten ihre Schelmenstücke ableugnen, und mit dem festen Entschluß, es zu probiren, vor ihnen stehen. Mit dieser Miene und in dieser Stellung sah sie jetzt Arner steif an und die Vogtin sagte so entschlossen, als es immer ihr Herzklopfen, das sie zu verbergen suchte, zuließ: Gnädiger Herr! Sie meinen gewiß, ich sei an den Gerüchten schuld, die gegen die verstorbene Frau des Hübelrudi im Dorf herumgehen, aber ich kann Sie versichern, diese Gerüchte sind gar nichts weniger als neu, sie sind schon bei Lebzeiten der Frau im Dorf herumgegangen; was man jetzt sagt, ist nur aufgewärmt; daran aber, daß das jetzt geschieht, bin ich gar nicht schuld und weiß gar nicht, wie das kommt, daß man diese Sache im Dorf eben jetzt wieder aufwärmt.

Sie wagte diese Sprache in der festen Ueberzeugung, es dürfe sie kein Mensch in dem, was sie hierüber im Dorf ausgeschwatzt, verrathen und mit dem festen Entschluß, sobald sie aus dem Pfarrhaus heraus sei, mit Jedermann, der ihr diesfalls etwas ausbringen könnte, zu reden und Alles zu thun, was nothwendig, um einem Jeden von ihnen das Maul darüber sicher zu stopfen.

---

37. Der Schweizerische Bergarzt Schüppach hatte in seiner Apotheke eine Flasche mit der Aufschrift: Der Stärkste wird Meister.

Der Junker verstand das aber nicht so; er wußte schon, was an der Sache war, und die erzwungene Frechheit, in der die Vogtin vor ihm da stand, empörte ihn auf eine Weise, daß er sie streng ansah, aber dabei ganz ruhig zu ihr sagte: Du behauptest also, du habest diese Gerüchte nicht ins Dorf hineingebracht und nicht darin herumgeboten?

Beides, der Blick des Junkers und seine Frage erhöhten

die Angſt ihres Herzens und verwirrten ſie in dem Schelmenmuth, zu dem ſie ſich einen Augenblick vorher glaubte erheben zu dürfen. Zitternd ſagte ſie jetzt, ſie hätte es gewiß nicht gethan, und ſie werde verleumdet. — Das war dem Junker jetzt genug. Er nahm ihrenthalben ſeinen feſten Entſchluß, und ſagte: Wenn das iſt, Frau, ſo ſoll dir Gerechtigkeit widerfahren. Vorläufig will ich dir ſagen, wenn du verleumdet biſt, ſo iſt für einmal der Herr Pfarrer dein Verleumder. Aber du haſt dabei gar nichts zu fürchten, es ſoll dir Gerechtigkeit widerfahren, wie wenn er der geringſte Bauer im Dorf wäre. Wenn du aber ſchuldig biſt, ſo nimm dich in Acht; denn ich will kein Spiel mit dieſer Sache treiben, und du bleibſt indeſſen da, bis unterſucht iſt, ob du Recht oder Unrecht habeſt.

Todtblaß und verwirrt erwiederte ſie jetzt: Ich werde doch zu meinem Mann heimgehen dürfen? Nein, erwiederte Arner, du darfſt nicht einen Schritt aus dem Hauſe und ſtehſt von dieſem Augenblick an unter ſtrenger Wacht, bis es ausgemacht iſt, ob du unſchuldig oder eine Verleumderin biſt. Im letzten Fall wirſt du dann ſehn, was weiter geſchieht, und wie lange das Zuchthaus dein fernerer Aufenthalt ſein wird. In dieſem Augenblick ſah ſie den Harſchier neben ſich ſtehen und fing an zu heulen: Ich bin ein unglückliches Weib! o Herr Jeſus! wie bin ich ein unglückliches Weib!

Arner kehrte ihr den Rücken, und der Harſchier winkte ihr, daß ſie jetzt mit ihm komme.

Ich will ja bekennen, ich will ja bekennen, ſagte ſie jetzt, hielt ſich mit beiden Händen am Tiſch, der da ſtand und ſchrie immer: Ich will ja bekennen, ich will ja bekennen. Sie bekannte wirklich, ſie habe hie und da zu einigen Leuten geſagt, die Hübelrudin ſei mit der fallenden Sucht behaftet geweſen; aber ſie habe es auch von andern Leuten gehört. Hierauf fragte ſie Arner: Von wem haſt du es gehört, ehe du es ſelbſt geſagt? Sie erwiederte, ſie könne das jetzt nicht mehr eigentlich ſagen. Arner ſagte: Nun, es wird dir vielleicht wieder zu Sinn kommen,

wenn man dich weiter fragt. Aber für jetzt iſt mir wichtig zu wiſſen, warum du dieſes Gerücht im Dorf ausgebreitet. Darüber wollte ſie jetzt nicht mit der Sprache heraus und wandte ſich wie ein Wurm, dieſes zu verkleiſtern. Arner ſagte ihr aber gerade heraus, daß er es ſchon wiſſe, und ſetzte noch hinzu, es müſſe ihr ſelber zum Munde heraus, wenn ſie auch daran erſtickte.

Es wollte ihr lange nicht heraus; aber als er wieder vom Hierbleiben und mit dem Harſchier auf's Zimmer ſpazieren ſprach, bis die Wahrheit auf einem andern Wege heraus ſei, ergab ſie ſich endlich und ſagte, ſie wolle es in Gottes Namen ſagen. Sie habe ihrer Schwägerin ſchon lange eine ſehr gute Partie zugedacht, und die Furcht, ſie möchte ſich von des Maurers Frau bereden laſſen, daß ſie den Hübelrudi nehme, habe ſie zu dieſem unglücklichen Schritt gebracht, der ihr aber jetzt herzlich leid ſei, ſie wollte jetzt um Alles in der Welt, daß ſie das nicht gethan hätte.

Nun, wenn das dir ſo ernſt iſt, ſo kannſt du deinen Fehler wieder gut machen. Gehe jetzt nur zu deiner Schwägerin und ſag' ihr, daß das Gerücht, das über die geſtorbene Hübelrudin im Dorf herumgetragen worden, faul und falſch ſei, daß du es wie ein ſchand- und ehrloſes Weib erſonnen, um deinem ſchönen Ochſenfeiſt bei ihr ein gutes Spiel zu machen und ihr den armen Rudi aus dem Kopf zu bringen. Sag' ihr, daß ich Alles wiſſe und du kein Mittel fändeſt, der Schande und dem Spott, den dieſe Handlung verdient, zu entrinnen, als wenn du auf der Stelle zu ihr gingeſt, ihr alles bekennteſt, ſie um Verzeihung bäteſt und ihr heilig verſprächeſt, ſie mit deinem Ochſenfeiſt in Zukunft ruhig zu laſſen, und wenn ſie ſich entſchließen wollte, den Hübelrudi zu heirathen, ſo würdeſt du ihn als deinen lieben Schwager anerkennen, und ihm und ihr alles Liebe und Gute erweiſen, was eine brave Schwägerin einem lieben Schwager und ſeiner Frau zu erweiſen vor Gott und Menſchen ſchuldig ſei.

Die Vogtin verſprach dieſes Alles zu thun, nur bat ſie,

ob ſie doch nicht, ehe ſie es thun müſſe, vorher noch einen Augenblick heim zu ihrem Manne dürfe?

Nein, war wieder die Antwort des Junkers, du mußt jetzt ſogleich zur Meyerin gehen und der Harſchier muß dir auf der Stelle nach, zu ſehen, daß du in keines Menſchen Haus hinein gehſt, bis du Alles gethan, was du verſprochen.

Sie mußte alſo gehen, aber ehe ſie kam, hatte die Meyerin ſich ſchon überzeugt, daß ſie es ſei, die dieſes Gerücht im Dorf ausgebreitet.

---

38. Der hohe Segen, der auf Entſchlüſſen ruht, die die Rührung des Herzens hervorbringt.

Die Meyerin ſtand eben am Fenſter und ſah die Untervogtin auf eine Weiſe gegen ihr Haus zuſpringen, wie ſie ſie in ihrem Leben nie ſpringen geſehn. Sie ſah auch den Harſchier hinter der Vogtin eben ſo ſchnell nachlaufen, aber dachte doch nicht daran, daß das Geſchwindgehen von beiden zuſammen gehöre, that aber doch ihr Fenſter auf und rief der Vogtin über die Gaſſe hinaus zu, was doch das ſei und ob ihr ein Unglück begegnet ſei. Dieſe antwortete ihr aber nicht, ſondern ſprang, was ſie konnte und mochte, ins Haus hinein, und that dann unter Heulen und Jammer, was ſie mußte, wiederholte aber zwiſchenhinein mehr als einmal, daß ſie ein unglückliches Weib ſei, und daß ſie es doch gewiß nicht bös gemeint habe.

Die Meyerin konnte eine Weile nicht Mitleiden mit ihr haben, ſo erbärmlich ſie ſich auch gebehrdete und heulte, im Gegentheil, ſie freute ſich recht königlich, daß ihre Schwägerin für den verruchten Streich, den ſie dem Hübelrudi ſpielen wollte, den Lohn bekommen, den ſie verdient. Was ſie aber am meiſten freute und zugleich lachen machte, war, daß ſie ihr verſprechen mußte, im Fall der Rudi ihr Mann werden ſollte, eine brave und freundliche Schwägerin an ihm ſein zu wollen. Doch lachte ſie nicht lange.

Der ganze Vorfall, wie er auf des Rudi Schickſal Ein-

luß haben konnte, und dann die Theilnahme der Gertrud, des Mareili und des Junkers ſtanden ihr lebhaft vor der Seele, nachdem die Vogtin wieder fort war. Sie konnte nicht anders, ſie mußte zu ſich ſelber ſagen: Es iſt Gottes Führung. Und es ergriff ſie plötzlich eine ſo warme, neue Anſicht alles deſſen, was begegnet, und ein ſolcher Andrang aller Beweggründe, die ſie zu einem Entſchluß für den guten Rudi bringen konnten, daß ſie es jetzt ſo geradezu ausſprach: Ich kann es mir nicht verhehlen, er iſt mir lieb. So wie ſie das ausgeſprochen, überließ ſie ſich beinahe ſelber unbewußt dem Gefühl dieſer Liebe und der Gedanke ward ihr, ehe ſie es ahnte, geläufig: Ich kann mit ihm, ich kann in ſeiner Haushaltung ſo glücklich werden, als in keiner andern, die ich kenne. Und nun war ſie von einem Augenblick der hohen Rührung ergriffen, in welcher edle Menſchen ſo oft blitzſchnell in den wichtigſten Angelegenheiten entſcheidende Entſchlüſſe faſſen. Was ſie vor einer Viertelſtunde nicht dachte, war jetzt vollendet. Sie ſprach plötzlich das Wort aus: Ich will ihn in Gottes Namen nehmen und war jetzt entſchieden. Nachdem ſie das Wort ausgeſprochen, ſtand er ihr gleichſam wie lebendig vor ihrer Seele. Sie vergaß jetzt den Vogt, die Vogtin, den Junker, die Gertrud, und ſelbſt die Gründe, warum ſie ihren Entſchluß gefaßt, verſchwanden vor ihren Augen; ſie ſah jetzt nur ihn vor ihrer Seele und Alles, was ihn anging, ſeine Kinder, ſeine Matti, ſeine ſchöne Kuh, ſeine Stube und ſelber die Kupferſtiche, die darin an der Wand hängen. Ihre Rührung ſteigt jetzt in ihrer Stimmung immer höher, Thränen fließen von ihren Augen, — nun riegelt ſie die Thür, ſetzt ſich nieder zum Tiſch, nimmt das Gebetbuch von der Wand und betet laut das Gebet einer Tochter, die in den heil. Eheſtand treten will, legt dann ihren Kopf über ihre Hände und über das Buch, netzt beide mit Thränen und betet noch, daß Gott ihren Entſchluß ſegne und heilige, ſteht dann wieder auf, trocknet ihre Augen, fühlt ſich mit ſich ſelber zufrieden und ſagt: Ich will in Gottes Namen jetzt zur Gertrud und ihr meinen Entſchluß ſagen. Sie hat es um mich und um den

Rudi verdient, daß ſie ihn wiſſe, ſobald ich ihn ſelbſt weiß. — Jetzt kleidet ſie ſich an und geht zu ihr hin.

39. Freundſchaftliche Liebe und ein kleines Mißverſtändniß.

Gertrud ſah ſie kommen, aber mit einem ſo langſamen Schritt und den Kopf ſo ſehr gegen die Bruſt hinabgeſenkt, daß ſie zu ſich ſelbſt ſagte: So habe ich die Meyerin in meinem Leben nie gegen mein Haus kommen ſehen. Es ahnte ihr nichts Gutes; im Gegentheil, ſie fürchtete, das Gerede wegen der verſtorbenen Frau des Hübelrudi liege ihr noch unbehaglich im Kopf. Auch war das letzte Wort, das die Meyerin mit ihr geredet hatte, eben nicht gar tröſtlich. Jetzt war das Herz der Meyerin ſo voll, daß ſie, ſobald ſie in die Stube kam, beinahe als ob ſie krank wäre, leiſe und ſchnaubend, aber ſchnell zur Gertrud ſagte: Ich habe in Gottes Namen jetzt meinen Entſchluß über dieſe Sache genommen.

Gertrud ahnte nichts weniger als den wahren Sinn der Worte; ſie antwortete ihr deshalb mit ſichtbarer Betrübniß: Du wirſt dich doch will's Gott in deinem Entſchluß nicht übereilen.

Die Meyerin merkte ihren Irrthum und erwiederte ihr lächelnd: Ich habe mich, will's Gott, nicht übereilt.

Gertrud (faſt mit naſſen Augen). Und du lachſt noch. Das iſt doch nicht recht.

Meyerin. Und wenn ich Urſache dazu hätte?

Gertrud. Dazu haſt du keine.

Meyerin. Und wenn du ſelber die Urſache davon wäreſt?

Gertrud (mit ſichtbar ſteigender Wehmuth). Schweig' doch; du machſt mir Kummer; ich könnte jetzt bald böſe werden.

Meyerin (noch heiterer lachend). Ich will dich wohl wieder gut machen.

Gertrud (noch immer im Irrthum). So ſah ich dich in meinem Leben nie.

Meyerin. Du mußt mich doch wenigſtens anhören.

Gertrud. Ich habe dich nur zu viel angehört; geh' jetzt doch zu deinem Sonnenwirth.

Meyerin. Du biſt in einem Traum, ich will den Sonnenwirth nicht.

Gertrud. Was? was? Sagteſt du nicht, du ſeiſt entſchieden?

Meyerin. Ja, für deinen Rudi. Ich kam eben zu dir, es dir zu ſagen.

Gertrud war wie aus den Wolken gefallen. Sie fiel der Meyerin um den Hals und es war beinahe, als wenn ſie an ihrem Hals einſinken wollte, ſo ſehr hatte ſie dieſe Freude übernommen. Sie konnte einige Augenblicke nicht reden. Nach einer Weile ſagte ſie: Gott Lob! Gott Lob! und ſchwieg wieder ſtill. Auch die Meyerin war eine Weile ſtill und freute ſich des Eindrucks, den ihr Entſchluß auf die gute Gertrud gemacht. Nach einer Weile, in welcher beide einander ſtill anſahen, ſagte Gertrud zur Meyerin, ſie habe dieſen Morgen geglaubt, es wäre heute für den guten Rudi der allerſchlimmſte Tag geweſen, den er ſeit dem erſten Augenblicke, in dem er an ſie gedacht, hätte haben können.

Und die Meyerin erwiederte: Es iſt wahr, der Tag fing bei mir für ihn ſo an, aber eben das, was den Tag für ihn ſo bös machen ſollte, hat mich zu ſeiner Braut gemacht und an meiner Schwägerin das Sprichwort erfüllt: „Wenn das Maß voll iſt, ſo läuft es über“ und noch ein anderes: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.“ — Einen Augenblick darauf aber ſagte ſie zur Gertrud: Du, ich bin jetzt zwar eine Braut, aber mein Bräutigam weiß kein Wort davon.

40. Ein Mann, der das Glück verdient, das auf ihn wartet.

Was ſagſt du? erwiederte Gertrud, weiß er von Allem noch gar nichts? Dann ſpringe ich auf den Augenblick hin, laſſe ihn hieher kommen, der gute Menſch kann ſonſt dieſe Nacht abermal nicht gut ſchlafen.

Meyerin. Aber meinſt du, er könne dieſe Nacht beſſer ſchlafen, wenn er es weiß?

Gertrud. Das nicht, aber beſſer ruhen kann er, wenn er's weiß.

Meyerin. Das Herz klopft mir, wenn du ihn bringſt. Wollen wir nicht warten bis morgen?

Gertrud. Das nicht. Ich gehe ſogleich. — Damit ging ſie zu ihm hin. Der Rudi wußte gar nichts von allem dem, was den Tag über vorgefallen und war immer noch in der betrübten und hoffnungsloſen Stimmung, die ihn ergriffen, als er das böſe Wort vernommen, das man über ſeine arme Frau ſelig herumtrug, als Gertrud in ſeine Stube hineinkam. Sein erſtes Wort, das er zu ihr ſagte, war: Liebe Frau! Ich kann das Unrecht, das meiner lieben Frau unterm Boden geſchieht, faſt nicht ertragen.

Gertrud wollte ihn in ſeiner Stimmung nicht ſogleich unterbrechen. Er jammerte mit ſolcher Wehmuth und drückte dieſe Wehmuth mit einem Edelſinn aus, daß ſie ihm gern eine Weile zuhörte. Er ſagte unter anderm: Wenn's mir in Gottes Namen auch mit der Meyerin ganz fehl ſchlägt, es thut mir nicht halb ſo weh, als daß man es meiner armen Frau unter dem Boden alſo macht. Bei dieſem Wort konnte Gertrud ihn nicht mehr fortreden laſſen, ſo ſehr rührte ſie die Wehmuth ſeiner Stimmung. Sie ſagte jetzt: Du mußt doch den Muth nicht ganz ſinken laſſen, und auch dieſe Sache nicht mehr zu Herzen nehmen, als es Noth thut.

Rudi. Ich kann der Betrübniß, die mich ergriffen, nicht widerſtehen.

Gertrud. Gott hat bisher geholfen, er wird ferner

helfen, und wir haben ja jetzt einen Herrn im Schloß, der auch Niemand unter dem Boden Unrecht geſchehen läßt, wenn er helfen kann.

Rudi. Wie ſollte er helfen können? Gegen ſolches Geſchwätzwerk iſt kein Recht auf der Welt, und große Läſtermäuler kann kein Herr ſtopfen, ſo gut er auch ſein mag.

Gertrud. Du mußt das nicht denken, geſchweige es ſagen; vielleicht vernimmſt du noch ehe du ins Bett gehſt, daß der Junker auch hierin mehr kann und ſchon mehr gethan hat, als du jetzt glaubſt. Aber komm jetzt mit mir heim, ich habe dir etwas zu ſagen, das dich freut.

Und der Rudi: Ach, es freut mich nicht ſo leicht etwas, und ich mag mich heute vor keinem Menſchen zeigen; wenn du mir etwas zu ſagen haſt, ſo ſag' mir's doch hier.

Gertrud. Nein, nein, komm' mit mir, ich habe dir etwas zu ſagen, das ich dir nur in meiner Stube ſagen kann. Es betrifft die Meyerin.

Rudi. Ach, was willſt du mir von ihr ſagen? Es iſt mit dieſer Hoffnung jetzt ganz aus.

Gertrud. Laß doch nicht allen Muth ſinken und komme doch nur mit mir.

Sie ließ nicht nach, er mußte jetzt kommen; aber er bat ſie auf der Straße mehr als einmal, ſie ſolle ihm doch ſagen, was ſie ihm zu ſagen habe, damit er wieder heim könne zu ſeinen Kindern. Sie that es nicht, ſo ſehr er in ſie drang, und antwortete ihm noch, als er an ihrer Thür war: Ich kann nicht, aber du triffſt Jemand in der Stube an, der etwas von ihr weiß und der es ſelber ſagen will.

41. Die Sonne fängt einem guten Mann an zu ſcheinen.

Damit that ſie die Thür auf und als Rudi die Meyerin in der Stube ſah, ergriff ihn eine Bewegung, die einer Art von Entſetzen gleich war, für die ich aber keinen Namen weiß. Es war das Erſtaunen der Hoffnungsloſigkeit bei

der plötzlichen Erscheinung eines unglaublich schimmernden einzelnen Strahls von Hoffnung für eine Sache, nach der sich ein Mensch lange gesehnt, aber für die er in dem Augenblick dieser Erscheinung keinen Hoffnungsfaden mehr findet.

So noch fast an der Thür stehend, fiel er beinahe zu Boden, als er von diesem Erstaunen ergriffen mit schwankendem Fuß näher in die Stube hineintreten und zu dem Tische, an dem sie saßen, hingehen wollte; aber die Meyerin stand so plötzlich, wie wenn sie ihm zur Hülfe eilen wollte, vom Tisch auf, ging dem guten schwankenden Mann entgegen, nahm ihn bei der Hand und sagte ihm so freundlich und so anmuthsvoll, wie sie noch nie mit ihm geredet hatte: Lieber Rudi, komm, setz' dich zu uns, wir haben jetzt etwas Wichtiges mit einander zu reden. Er stand noch halb stumm da und konnte kaum hervorbringen: Mein Gott! mein Gott! was ist das? Ihr Blick, ihre Stellung, ihr Wort schienen ihm, wie er sie wohl wünschte, aber wie er sie noch nie gesehen und jetzt weniger als je hoffen zu dürfen glaubte, im Gegentheil, es stieg ihm jetzt noch der Gedanke auf, man wolle ihn gewiß noch wegen dem elenden Gerücht, das im Dorf von seiner Frau herumgehe, befragen. Die Meyerin sah seine Verlegenheit und sagte, ihm liebreich die Hand drückend: Ich glaube, du fürchtest dich vor dem, was ich mit dir reden will. Das mußt du nicht. Komm, setz' dich zu mir; ich weiß jetzt, was ich will und was ich soll.

Die Gertrud war ob dieser Vorrede ungeduldig und sagte zu ihr: Bring' ihn doch aus der Angst und sag' ihm, was du ihm sagen willst. Die Meyerin erwiederte: Nun, wenn du nicht warten magst, so sag' du es ihm doch, und Gertrud nicht faul, sprach jetzt das Wort aus: Nun denn, lieber Rudi, sie ist entschlossen, deine Frau zu werden.

Damit fiel sie der Meyerin um den Hals und nun fiel eine Scene vor, die ich dich, lieber Leser, zu denken bitte, ich kann sie nicht beschreiben.

Nachdem sie vorüber, und auch der gute Rudi sein neues Glück ruhiger zu fühlen anfing, erzählte sie ihm die ganze Geschichte des Tages, wie sie der Wahrheit des bösen Ge-

nichts ganz auf die Spur gekommen, wie dieſer Vorfall ihr Herz ihm näher und ſie zum Entſchluß gebracht, den ſie jetzt gefaßt. Dann erzählte ſie ihm auch, wie der Junker den guten Fürſprech des reichen Ochſenfeiſt, ihre Schwägerin, in Ordnung geſtellt und ſie dahin gebracht, daß ſie ihr verſprechen müſſen, ſeine freundliche gute Schwägerin zu werden; wie ſie das Alles unter Heulen und Zähnklappern vollbracht und verſprochen, ſie in Zeit und Ewigkeit nicht mehr mit ihrem Ochſenfeiſt zu plagen. Das und des Junkers liebreiche Fürſprache für dich hat mich endlich dahin gebracht, daß ich mich mit Gott entſchloſſen habe, dieſen Schritt zu thun.

Man kann ſich die Freude der Gertrud und die Rührung des guten Mannes nicht wohl vorſtellen. Unwillkürlich fielen ihm die Worte in den Mund: Gott hat Großes an mir gethan; ſeine Barmherzigkeit währet für und für bei denen, die ihn fürchten; er erhebt den Niedrigen aus dem Staub, den Hungrigen füllet er mit Speiſe, und er gedenket der Barmherzigkeit.

42. Eine erhabene Brautſtunde.

So im Innern in ſich ſelbſt erhoben, ſagte er jetzt zu der Meyerin: Gott hat Großes an mir gethan, mein Glück iſt groß, aber das Glück meiner Kinder iſt noch größer. O, meine Kinder, o, meine Kinder, wie glücklich ſeid ihr! — Wehmuth ergriff jetzt den guten Mann, häufige Thränen floſſen von ſeinen Augen. Ich muß heim, um meinen guten Kindern zu ſagen, wie glücklich ſie und ich nun ſind, ſagte er jetzt plötzlich; aber einen Augenblick darauf: Ach, du kommſt doch mit mir? — Gar gern, erwiederte die Meyerin, und nun ſtanden ſie beide ſogleich auf, nahmen auch Gertrud mit, und ſo gingen ſie jetzt alle zu den lieben Kindern des guten Rudi. Als ſie kamen, ſaßen dieſe alle bei ihren Rädern, ſpannen fleißig und wiederholten mit einander das Lied: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden. Sie hatten dieſen Morgen

der Gertrud verſprochen, es mit einander auswendig zu lernen und zu ſingen.

Mit einem treffenderen Lied hätten ſie doch unwiſſenderweiſe ihre gute neue Mutter nicht empfangen können; auch war ſie eben, wie der Rudi, davon äußerſt gerührt. Auf einen Wink der Gertrud ſtanden ſie jetzt von ihren Rädern auf, und Gertrud ſagte, ehe der Rudi und die Meyerin zu einem Wort kommen und ſie grüßen konnten: Liebe Kinder, danket Gott, ihr habt jetzt wieder eine neue gute Mutter. Kommt, kommt, ſeid nicht ſcheu, bietet ihr jetzt die Hand. Die Kinder ſprangen von ihren Rädern auf, und die Meyerin und der Rudi umfaßten ſie jetzt, ich möchte ſagen, mit allen Händen, die ſie hatten. Einige Augenblicke konnten beide kein Wort hervorbringen. Doch raffte ſich die Meyerin bald zuſammen und ſagte zu den Kindern: Ja, Kinder, ich will von nun an eure Mutter ſein und Gott bitten, daß er mir Gnade gebe, an euch Alles zu thun, was ich an euch thun ſollte, wenn ich eure eigene Mutter und ihr meine eigenen Kinder wäret. Dann nahm ſie eins nach dem andern bei der Hand und ſagte zu einem Jeden von ihnen: Werde ein braves, gottesfürchtiges Kind, und dann zu allen mit einander: Euer Vater hat viel mit euch gelitten, aber der liebe Gott hat geholfen. Er hat jetzt nicht viele Sorgen mehr, als für euch; machet ihm Freude; ſeine Freude wird auch die meinige ſein, liebe Kinder! betet für ihn, und wenn ihr das thut, wenn ihr am Morgen und Abend für euren Vater betet, ſo betet auch für mich. Das letzte Wort, das ſie in dieſem Augenblick zu ihnen ſagte, war: Geb' uns Gott ſeinen Segen! —

Der gute Rudi wiederholte das Wort: Geb' uns Gott ſeinen Segen. — Es war das erſte Wort, das er redete, ſeitdem er in ſeine Stube hineintrat. Lange nachher ſagte er kein anderes mehr. Seine Stille gefiel der Meyerin und rührte ſie, daß ſie ſelbſt zu den Kindern ſagte: Wir wollen doch jetzt nicht viel reden; aber ſie blieb den ganzen Abend da, und ſobald es ihr der erſte Eindruck zugelaſſen, ſagte ſie zur Gertrud, die ſogleich ihrer Gewohnheit nach in der Stube

die Hausmutter machte und dies und jenes in Ordnung brachte, sie solle ihr jetzt den Gefallen thun und still sitzen und heute in dieser Stube nichts anrühren; es freue sie jetzt, ein paar Stunden zu thun, als wenn sie schon die eingesessene Mutter in dieser Stube wäre. Dann nahm sie dem kleinen Rudeli den Haspel, an dem er Garn aufwand, und sagte: Es geht dir noch nicht recht, haspelte munter drauf los, half den Kindern an ihren Rädern, wo es fehlte, flocht zweien die Zöpfe, kochte der Kleinen den Brei, gab dem Engelkind auf ihrem Schooß zu essen, zog es dann ab, hielt es eine Weile nackend, wie die gemalte Mutter Gottes den lieben Heiland auf ihrem Arme, ließ dann dasselbe seinen Geschwistern allen gute Nacht sagen, hielt ihm das Köpfchen an ihre Backen, sie küßten dasselbe alle und es machte allen Ae — Ae —, dann that sie es ins Bett und sang ihm noch ein Schlaflied vor, bis es entschlafen. Der Rudi stand bei allem diesem hinter ihr wie ihr Schatten.

Er hatte immer ein silbern und vergoldetes Halsband mit Granaten und Bollen in einem Papier in der Hand; er hatte es unter der Frau selig einer reichen Bäuerin versetzt, und jetzt, da er es konnte, auf diesen Fall wieder ausgelöst, und dachte wohl tausendmal, so oft er es ansah, wenn's auch die Frau selig wüßte, daß ich wieder dazu gekommen, es würde sie doch auch freuen. — Aber er wagte das Papier der Meyerin nicht zu geben; sie merkte es und fragte ihn noch selber: Was hast du da in den Händen? nahm es ihm ab und trug es dem lieben Rudi zur Freude noch an diesem Abend am Hals, pflückte später, als sie heim wollte, noch Blumen in seinem Garten und trug sie in einem Körbchen, das auch des Rudi war, an ihrem Arm.

43. Eine fröhliche Anzeige einer Hochzeit in einem Pfarrhaus.

In diesem Augenblick trat des Junkers Klaus in die Stube und that die Augen groß auf, als er die Meyerin

wie eine Hausmutter neben dem Rudi und ſeinen Kindern ſtehend antraf. Der Junker hatte ihn hingeſchickt, der Gertrud zu ſagen, er ſei ſeit dieſem Morgen im Pfarrhaus und wünſche ſie, noch ehe er abreiſe, zu ſehen. Der Klaus ſagte noch zu ihr, er habe auch das Baumwollenmareili einladen müſſen, ins Pfarrhaus zu kommen. Gertrud antwortete, ſie wollte auf der Stelle kommen. Sobald er aber fort war, ſagte ſie zum Hübelrudi und zur Meyerin: Ihr müßt mit mir zum Junker kommen; er muß noch heute und das von euch ſelber wiſſen, daß ihr verſprochen ſeid; er hat es um euch verdient. Das hat er, erwiederte die Meyerin, aber ich ſcheue mich doch, es ihm ſchon jetzt ſelber zu ſagen. So will ich's denn für dich thun, erwiederte Gertrud, aber komm jetzt nur mit mir.

Sie wußte wohl, Gertrud ließ nicht nach, bis ſie ja ſagte und aufſtand. Der Hübelrudi kam recht gern und freute ſich recht ſehr, dem Junker für Alles zu danken, was er auch in dieſer Sache für ihn gethan habe. Sie traten kaum in den Pfarrhof hinein, ſo ſah ſie der Pfarrer am Fenſter, wandte ſich um und ſagte: Kommt, kommt doch und ſeht, was iſt das? Der Hübelrudi und die Meyerin kommen mit Gertrud.

Alles ſprang jetzt ans Fenſter und Alles ſagte aus einem Mund: Die ſind verſprochen — und Alles rief aus einem Mund: Gertrud, du bringſt uns eine Braut und einen Bräutigam. — Das bring' ich euch, Gott Lob! das bring' ich euch, erwiederte Gertrud.

Die Meyerin ſtand ſtill und bewegt, und der Rudi hatte auch das Herz voll. Er wollte gern dem Junker danken, denn er dachte in ſeiner Seele, wenn er ſeine ſchöne Kuh im Stall und den Heuſtock und die Matte nicht hätte, ſo hätte die Gertrud bei aller Liebe und bei aller ihrer Mühe bei der Meyerin doch von mir kein Wort reden dürfen, und ich wäre der glückliche Menſch nicht, der ich jetzt bin. Aber er konnte nicht reden. Doch Alles ſah ihm an den Augen an, was er ſagen wollte; Alles ſtand um ihn und um die Meyerin herum, Alles bot ihnen die Hand und Alles wünſchte

ihnen Glück. Der Junker vergaß jetzt in der Freude, die er und alle ob dem Rudi und der Meyerin hatten, warum er die Gertrud habe ins Pfarrhaus kommen lassen. Selber da jetzt auch das Baumwollenmareili zu ihnen kam, vergaß er das. Alles beschäftigte sich jetzt mit dem Hübelrudi und der Meyerin, und alle erzählten sich die Geschichte dieses Tags, soviel ein Jeder davon wußte und daran Theil nahm. Die Meyerin mußte dem Junker besonders genau und sorgfältig erzählen, wie sich die Vogtin bei ihr benommen, da er sie heute zu ihr geschickt, und als die Meyerin umständlich erzählt, wie die arme Thörin vor Jammer und Herzeleid fast vergangen, wie zitternd und angstvoll sie um Verzeihung gebeten, und wie oft sie es wiederholt und wie heilig und mit was für einem schweren Seufzer sie versprochen, wenn es etwa Gottes Wille wäre und es mit der Heirath mit dem Rudi sein müsse, wie sie ihn gewiß als ihren lieben Schwager anerkennen und gut behandeln wolle. — Alles mußte ob diesem heiligen Versprechen herzlich lachen, denn Alles kannte die Vogtin und wußte, daß es ihr weniger weh gethan hätte, wenn sie auf einmal ihren ganzen Stall Vieh und, ich darf wohl sagen, ihren Mann selber todt im Bett angetroffen hätte, als es ihr weh gethan, genöthigt zu sein, der Meyerin zu sagen, sie wolle des Hübelrudi Schwägerin sein.

---

44. Er hat doch Recht und es ist doch gut, daß er sie begnadigt.

Wer am lautesten darüber lachte, das war der Junker. Mit der ganzen Heiterkeit eines befriedigten Frohsinns sagte er: Wir wollen jetzt gern glauben, es sei ihr heiliger Ernst gewesen, da sie ihre Jammer- und Nothstunde sehr brav überstanden. Sie hat einmal jetzt mitgeholfen, einer Sache, die dem Anschein nach recht bös werden wollte, ein gutes Ende zu machen, und jetzt möchte ich, daß auch ihrethalben Alles abgethan und vergessen wäre, und sie muß mir ihre

erſte freundliche Stunde mit ihrem neuen Schwager, ſei es von ihr nun ernſt oder heuchleriſch gemeint, in meiner Gegenwart mit uns im Pfarrhaus zubringen. Damit ſandte er ſogleich ſeinen Klaus hin, ihr zu ſagen, daß ſie zu ihm ins Pfarrhaus komme.

Jetzt erſt kam der Junker dahin, dem Mareili und der Gertrud zu ſagen, daß er ſie ins Pfarrhaus kommen laſſen, um ihnen herzlich für Alles zu danken, was ſie gethan hätten und noch ferner thun würden, ſeinem lieben Herrn Lieutenant die ihm ſo neue und ſchwere Arbeit, das Schulhalten, zu erleichtern.

---

45. Wie die Vogtin ſich der Begnadigung, die ihr Arner zugedacht, würdig erzeigt.

Während aber der Junker alſo die Vogtin wieder zu Ehren bringen und Alles, was ſie gefehlt, als todt und vergeſſen angeſehen wiſſen wollte, that ſie von dem Augenblick an, in dem ſie von der Meyerin weg war, nichts anderes als daheim bei ihrem Mann über den ehr- und gottvergeſſenen, tyranniſchen Zwingherrn zu wüthen, der es ihr des Hübelrudi halber ſo infam gemacht habe. Sie brach in dieſem Wüthen ſogar in die Worte aus, es nehme ſie jetzt nicht mehr Wunder, warum die alten Schweizer ihre Zwingherren todt geſchlagen oder zum Land hinausgejagt, ſeitdem ſie jetzt geſehen, was dergleichen Herren mit Ehrenleuten im Lande thun könnten und thun dürften. Es war umſonſt, daß ihr Mann ihr hundertmal ſagte, ſie ſolle doch nicht ſo wüthen, ſie könne ja nicht ändern, was nun einmal ſo ſei.

Warum haſt du doch den verfluchten Vogtdienſt angenommen? Ich wollte lieber, du wäreſt Knecht bei den Türken geworden, als daß du dieſen verfluchten Dienſt angenommen; es wäre Alles nicht ſo gekommen, wenn du nicht Vogt wäreſt, ſagte das Weib.

Aber ihr Mann ließ ſich das doch nicht gern ſagen, er

erwiederte der Frau: Schweig mir doch davon, du bist immer so gern Vogtin geworden, als ich Vogt.

Es ist ein Unglück, antwortete die Vogtin; es ist ein Unglück; freilich, wenn ich das hätte voraussehen können, was mir jetzt begegnet, ich hätte mich mit Händen und Füßen dagegen gesperrt.

---

46. Wie die Einbildungskraft krummen Schalken und bösen Narren noch Angst und Schrecken über die Folgen ihrer Thaten macht.

Als sie das letzte Wort noch im Munde hatte, klopfte des Junkers Klaus an der Thür. Sie sah ihn plötzlich am Fenster, ward todtblaß und sagte zu ihrem Mann: Um Gotteswillen, was ist das schon wieder? Geh' doch du und rede mit ihm; das Herz klopft mir, wie wenn ich sterben müßte.

Der Vogt schüttelte unzufrieden den Kopf, daß er allemal hingehen müsse, wo sie nicht gern hingehen wolle. Er ging aber doch und kam bald mit dem Bericht zurück, sie müsse ins Pfarrhaus, der Junker lasse sie rufen.

Vogtin. Geh' doch du für mich, ich bitte dich um Gotteswillen, geh' doch du für mich.

Vogt. Ich darf nicht, es geht nicht, du mußt gehen, und ich mag auch nicht allenthalben hingehen, wo du nicht willst und dann um deinetwillen wie ein Narr dastehen.

Vogtin. Hättest du doch dem Klaus gesagt, ich sei todtkrank und liege im Bett.

Vogt. Das ist eine Narrenrede. Er hat dich ja unter dem Fenster gesehen und gegrüßt. Du kannst nicht anders, du mußt gehen.

Vogtin. Ich gehe nicht. Laß ihm meinethalben sagen, was du auf der Welt willst, ich gehe nicht.

Vogt. Aber weißt du, wie er den Treufaug auf der Tragbahre im Bett und in der Perücke hat abholen und

unter die Linde bringen laſſen? Willſt du es darauf ankommen laſſen, daß er mit dir auch ſo ein Spektakel treibe?

Vogtin. Jeſus! Jeſus! ich darf nicht gehen.

Vogt. Du darfſt gehen und mußt gehen; er wird dich nicht freſſen; du haſt ja Alles gethan, was er dir befohlen.

Vogtin. Aber wenn er damit noch nicht zufrieden iſt und mich einſperren läßt?

Vogt. Er thut das nicht. Er thut's gewiß jetzt nicht mehr.

Vogtin. Komm' doch um Gotteswillen mit mir.

Vogt. Das geht nicht, ich darf und ich will nicht. Aber das will ich dir noch thun, wenn du nach einer Viertelſtunde nicht mit heiler Haut wieder zurück biſt, ſo will ich ins Pfarrhaus ſchicken, und dann ſehen, wo es fehle und was weiter zu thun ſei.

Weiter konnte ſie den Vogt nicht bringen. Sie mußte gehen und ging endlich; aber ihr letztes Wort war noch: Schick' doch bald, recht bald nach, zu ſehen, wie es mir geht. — Das will ich gewiß thun, antwortete der Vogt, aber trink noch ein Glas Wein, damit du nicht ausſiehſt, wie wenn es mit dir zum Galgen oder auf die Hauptgrub hinausginge. — Ja das will ich, erwiederte ſie, und trank noch zwei oder drei Gläſer, aber es half ihr nichts, ſie ſah noch immer aus, als wenn es mit ihr zu den zwei böſen Oertern hinginge, von denen ihr Mann eben geredet. Als ſie gegen das Pfarrhaus kam, ſchwankte ſie mit jedem Tritt auf beiden Seiten, und es ſah ganz mit ihr aus, wie mit der frommen Barbel, als ſie wegen ihrer Abendtrünke, die ſie dem Hummel ſchuldig war, unter die Linde zum Junker mußte. Und als ſie im Pfarrhaus die Thür aufthat und den Hübelrudi und die Meyerin neben einander am Tiſch ſitzen ſah, wurde ſie faſt ohnmächtig. Es ſchien, als wollte ſie auf der Stelle in den Boden verſinken, denn es war nicht anders, als ob Jemand zu ihr ſage, ſie müſſe jetzt die Meyerin und alle Leute, die da ſeien, aufs wenigſte knieſällig um Verzeihung bitten, und ihr verfluchtes Verſprechen, das der Teufel in der Hölle für den Junker

erfunden und ihm in den Sinn gegeben, noch einmal wiederholen.

So mehr als erſchrocken, ſo vom Entſetzen ergriffen, ſtand jetzt die arme Tröpfin. Alles, was am Tiſch war, hatte Mitleiden mit ihr. Die Meyerin und der Hübelrudi ſtanden vom Tiſch auf, gingen ihr entgegen und wollten ſie beruhigen, aber der Junker kam ihnen vor und ſagte zu ihr: Vogtin, du haſt deine Sache bei deiner Schwägerin gemacht, wie du verſprochen, und ich habe dich nur kommen laſſen, um dir zu ſagen, daß ich jetzt mit dir zufrieden bin. Sei du jetzt auch mit Allem zufrieden wie es iſt, und laß Alles gut ſein, wie es iſt. Der Hübelrudi iſt jetzt mit der Meyerin verſprochen; zeig' ihm jetzt, daß es dir ernſt iſt, was du ſeiner Braut verſprochen, und daß du ihn von nun an mit Freuden als deinen lieben Schwager anſehen und behandeln wolleſt.

Es war der Vogtin, wie wenn ſie aus dem Fegfeuer entronnen. Sie verſprach Alles, was man nur wollte, und es war eigentlich, wie wenn der Wein, den ſie vor einer Viertelſtunde getrunken, nun auf einmal anfange, ſeine Wirkung zu zeigen und ſie zu ſtärken. Sie hatte ſich vom Schrecken ſoweit erholt, daß ſie jetzt thun konnte, als ob ſie mit gutem Willen und gern neben dem Hübelrudi ſitze. Die Frau Pfarrerin brachte indeſſen einen ſchönen großen Kuchen auf den Tiſch, ſetzte ihn den Neuverſprochenen vor und ſagte zur Meyerin: Du mußt jetzt den erſten Kuchen, den du mit dem Hübelrudi iſſeſt, bei mir eſſen und ich will ſehen, ob ſich auch die Untervogtin ihn bei uns wohl ſchmecken läßt. Das geſchah auch ganz nach dem Wunſch der Frau Pfarrerin. Die Vogtin aß und trank ſo brav und dem Anſchein nach ſo freundlich und frei als kein anderer Menſch am Tiſch. Indeſſen ſchlich ſich, da ſie alſo da ſaß und Kuchen aß, ihr Töchterchen in die Küche des Pfarrhauſes und ſagte zur Köchin: Die Mutter habe einen Schlüſſel in der Taſche, den der Vater nothwendig haben müſſe, ſie ſollte mit ihr reden.

Wart' nur ein wenig, ich gehe gleich in die Stube, ſagte

die Köchin; aber in diesem Augenblick sah das Töchterchen durch das Speiseloch, das aus der Küche in das Speisezimmer geht, daß die Mutter wohlgemuth bei einem schönen Kuchen neben der Meyerin und dem Hübelrudi am Tisch saß und brav darauf los aß. Jetzt wußte es schon, was es wissen wollte und sagte zur Köchin: Die Mutter werde wohl bald wieder heim kommen, es könne nicht warten und wolle jetzt wieder heimgehen; aber die Mutter hatte es durch das offene Speiseloch, vor dem es stand, auch bemerkt, stand plötzlich vom Tisch auf, ging in die Küche, nahm ihr Kind auf die Seite und sagte zu ihm: Sag' dem Vater, es sei Alles vorbei, die Schwester sei mit dem Rudi versprochen, der Junker und alle seien auch ihr gut begegnet, sie möchten jetzt nur, daß Alles mit dem Schleich-Rudi, der ihnen diesen Streich gespielt, wieder gut würde.

---

47. Wie der Ochsenfeist den Korb, den ihm die Meyerin gibt, heimträgt, wie lange die zwei Verlobten bei ihrem Apfelkuchen im Pfarrhaus sitzen bleiben, und wie tief Arner den Zusammenhang seiner Herrschaftspflichten mit einem Schädelort zu Herzen nimmt.

Als sie wieder in die Stube kam, machte sie so gut sie konnte, eine gute Miene zum bösen Spiel, ging aber doch bald heim.

Sobald sie nach Haus kam, fand sie den Ochsenfeist hinter dem Tisch, der, wie er sagte, nun zum letzten Mal da sei und wissen wolle, wie es mit der Meyerin stehe, ob er sie bekomme oder nicht. Ach mein Gott, sagte die Vogtin, sie sitzt eben als Braut mit dem Hübelrudi bei einem guten Kuchen im Pfarrhaus hinterm Tisch.

Also ist's aus, d' Katz und d' Maus, sagte der Ochsenfeist, schüttelte den Kopf, stand dann auf und murrte im Weggehen: Ich habe also hier nichts weiter zu thun; aber

ihr habt mich doch unverſchämt lange mit dieſem Weibe im Land herum geſprengt.

Aber der Hübelrudi und die Meyerin blieben noch ſo lange, bis der Junker nach Arnheim reiſte, und waren beim erſten Apfelkuchen, den ſie als Braut und Bräutigam mit einander aßen, ſo freudig und munter, als unter hundert tauſend reichen und vornehmen Leuten vielleicht kein einziges Paar den erſten Apfelkuchen ſo froh und heiter mit einander gegeſſen.

Als der Junker voll von den Gedanken dieſes Tages in eine Art von Wehmuth verſunken im Heimfahren jetzt in der Tiefe an dem Grab des unglücklichen Rickenberger vorbeikam, ergriff ihn unwillkürlich eine unbeſchreibliche Rührung. Er mußte zu ſich ſelber ſagen: Wahrlich hier liegt ein edler Mann begraben! Sein Haus wäre unter einem beſſern Herrn vielleicht ein Haus von Menſchen beinahe wie Engeln geworden. Er ſeufzte tief über ſeines Großvaters pflichtloſes, menſchenverwahrloſendes Leben.

Und wer theilt dieſes Gefühl nicht mit dem guten Junker und fühlt nicht, daß an ſolchen Schädelorten Menſchen verfaulen, die unter einer wahrhaft väterlichen und thätigen Ortsobrigkeit ſich zum Dienſt des Vaterlandes und der Menſchheit unter Hunderttauſenden als die Erſten und Beſten hätten auszeichnen können?

---

48. Kriecherei, Windbeutelei und Infamie.

So wie indeſſen eine Teufelsarbeit, die ein böſes Weib einem guten armen Mann geſpielt, glücklich ein Ende genommen, ſo kam jetzt eine andere Teufelsarbeit, die ein böſes Weib dem guten Junker zu ſpielen gedachte, auf die Tagesordnung.

Die Sylvia hatte nämlich, wie wir wiſſen, der Eichenbergerin geſchrieben, wenn ſie viel recht dummes und ſchlechtes Zeug von Bonna! auftreiben werde, ſo habe ſie dadurch Gelegenheit, zwei Füchſe in einem Loch oder zwei Mäuſe in

einem Schlag zu fangen, indem ſie dadurch in die Bekanntſchaft des im Herzogthum allmächtigen Helidor gelangen und zugleich Gelegenheit finden könne, auf der einen Seite dem tyranniſchen Dorfherrn, der ſie mit dem Harſchier habe herumführen laſſen wollen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, auf der andern Seite ſelber zu Ehr und Anſehn und zu einer Stelle zu gelangen, wie es für ſie in der Lage, in der ſie ſich befinde, ohne dieſe Bekanntſchaft nicht möglich wäre. Seitdem dieſes armſelige Geſchöpf dieſen Brief erhalten, konnte es vor Eifer, im Dorf viel dummes Zeug gegen Arner und ſein Thun aufzutreiben, faſt nicht mehr ſchlafen. Es war Tag und Nacht auf den Beinen, Allem nachzuforſchen, was in Bonnal, im Pfarrhaus, in der Schule und ſelber in Arnheim gethan und geredet und ſogar etwa gedacht werden möchte, und ſchrieb ſelbſt, ehe ſie dieſes noch gethan, gleich nach Empfang des Briefes der Sylvia Folgendes zur Antwort:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ew. Hochwohlgeboren gnädiges Schreiben hat mich bis in den oberſten Himmel entzückt. O, wie froh bin ich, dem unverſchämteſten Menſchen, den ich in meinem Leben geſehen, den häßlichen Streich, den er mir mit ſeinem Harſchier geſpielt, vergelten zu können, und wie unausſprechlich freut es mich, aus dem infamen Dorfneſte, in dem ich jetzt wohne, erlöſt zu werden und hoffentlich einen Platz zu bekommen, darin es auch ein Menſch, deſſen Erziehung ihn berechtigt, ſich über Schwein- und Kuhſtälle und über Leute, wie die ſind, die zu ſolchen Ställen gehören, emporzuſetzen, auszuhalten vermag. Schon an ſich ſelbſt iſt mir das Leben zwiſchen Miſthaufen, Strohhütten und Bettlerleuten unerträglich, und dann noch unter einem Junker und neben einem Pfarrer, die beide ſchlechter ſind, als ich noch keine in der ganzen Welt angetroffen. Ich kann und mag es nicht mehr aushalten und ich könnte mir die Füße ablaufen und die Hände abarbeiten, um Se. Hochfürſtliche Excellenz, zu dem Sie mir allergnädigſt Zutritt verſchaffen wollen, zu befrie-

digen, und es ist nichts möglich und nichts denkbar, wozu ich mich im Dienst einer solchen Excellenz nicht hingeben und verstehen würde. Auch weiß ich unaussprechlich viel von dem Narrenzeug, das Sr. Excellenz bei seinen Absichten wichtig sein muß. Aber das ist unmöglich so aufs Papier zu bringen, wie es sein muß, wenn es rechten Eindruck machen und so durch Mark und Bein gehen soll, wie dieses bei einer mündlichen Unterredung und mit einem Mund, wie der meinige, den Sie kennen, leicht ist und ihm eine Freude macht, wie er keine bessere wünscht. Ich muß Sie also dringend bitten, mir Gelegenheit zu verschaffen, so geschwind als möglich einmal bei ihm vorgelassen zu werden, u. s. w.

---

49. Ein Weib, das sich sonst nicht leicht schämt, kommt wegen etwas, wofür die Deutschen keinen Namen haben, wegen einer Etiquette, in Verlegenheit.

Sylvia that nichts weniger gern, als diese Eichenbergerin dem Helidor persönlich vorzustellen; aber da sie in ihrem Briefe sagte, daß sie unaussprechlich viel wisse, was ihn interessiren könnte und auch wohl begriff, daß die Eichenbergerin nicht fähig sei, etwas Umfassendes und Vielseitiges in Briefen vorzutragen, so entschloß sie sich, Helidor selbst entscheiden zu lassen, ob es sich ihm der Mühe lohne, sie vor sich zu lassen oder nicht. Er mußte lachen, als Sylvia deshalb anfrug, und sagte: Ich bin in einer Stellung, daß ich mir solche Zudringlichkeiten täglich von aller Art von Narren gefallen lassen muß. Ich habe schon von manchem Narren vernommen, was mir gescheidte Leute nicht gesagt hätten, und sie sagt mir vielleicht mitten unter allem Gewäsch, das ich von ihr erwarte, auch etwas, das mir recht ist zu wissen und das mir sonst Niemand sagen würde. Auf diese Aeußerung Helidors berichtete Sylvia die Närrin, daß sie das Glück haben könne, ihm vorgestellt zu werden.

---

50. Wie ein hoher Grad von Unnatur innerlich zur Lächerlichkeit des Unsinns und äußerlich zur Lächerlichkeit sogar in der Kleidung hinführt.

Seitdem die Eichenbergerin von Sylvia den Bericht empfangen, daß sie dem größten Mann im Herzogthum, dem Helidor, werde vorgestellt werden, war das armselige Geschöpf ganz außer sich vor Freuden. Es wurde so verwirrt darob, daß ihm wunderbarliche Dinge durch den Kopf gingen. Sie sagte mehr als einmal zu sich selber: Ich hätte mir doch vorstellen sollen, daß man höhern Orts solche Narrheiten nicht gern sehen könne und nicht gern sehen werde; aber gut ist, daß ich's jetzt weiß, ich will mich danach richten. Helidor ist mein Mann. Ich habe schon viel von ihm gehört. Er ist mir ganz gewiß der rechte Mann. Wenn ich nur vor ihm erscheinen darf, er wird mich gewiß verstehen. Dann hob sie sich zu den höchsten Entschlüssen, zu denen sie fähig war, empor. Es ist nichts, es ist gar nichts, sagte sie jetzt zu sich selbst, das ich mich in seinem Dienst nicht zu thun unterstände. So im Gemisch von alter Wuth und neuer Freude sagte sie noch: Was im Staatsdienst geschieht, hat eine ganz andere Bedeutung und ganz andere Ansichten, als was im gemeinen Leben geschieht. Und einen Augenblick darauf sprach sie in dieser Ueberspannung ihres Hochmuthes im Unsinn das Wort aus: Ich würde mir nichts daraus machen, Arner sein Narrendorf selber anzuzünden, wenn Helidor mir nur einen Wink gäbe, daß es ihm recht wäre.

Sie konnte vor lauter Eifer, Helidor stattlich und gut zu dienen, die ganze Nacht nicht schlafen und war am Morgen früh und den ganzen Tag über auf den Beinen, Allem nachzuforschen, was in Bonnal, in der Schule, im Pfarrhaus und selbst in Arnheim geredet, gethan und selber gedacht wurde, um es auf das Umständlichste und, wie sie meinte, Zuverlässigste Helidor hinterbringen zu können. Am Tage vorher war denn noch eine ihrer Hauptsorgen, wie sie

ſich auf dieſen Beſuch ankleiden und in die Hauptſtadt hinbringen laſſen wolle. Aber mir fehlt die Unnatur, in der man leben muß, um das, was bis zum Ekel unnatürlich übertrieben iſt, in ſeiner Unnatur lebendig genug in ſich ſelbſt aufzunehmen und in der Wahrheit ſeiner Unnatur, wie es wirklich iſt, darzulegen. Sie raffte am Morgen alle Kleider, die ſie hatte, zuſammen, legte ſie im ganzen Zimmer auf Tiſche, Bett, Bänke, Stühle und allenthalben herum, um vom Kopf bis zu den Füßen das Beſte, das ſie hatte, auf dieſen Beſuch anzuziehen. Einiges davon war noch von ihrer Großmutter, einer ſtattlichen Bäuerin, anderes von ihrer Mutter, die ſich ſchon bettlerhaft ſtädtiſch kleidete, noch anderes von ihr ſelber, wie ſie es ſich in der Stadt Krähwinkel angeſchafft hatte, wo ſie ein Jahr und vierzehn Tage in einer Töchterpenſion war, nur um, wie ihre Mutter meinte, eine liberale Erziehung zu erhalten.

Das Ganze ihrer Kleidung hatte mehr Farben als ein Harlequins-Kleid. Die Franzoſen waren mit ihrem Dreifarbenſpiel nur Narren gegen ſie; ſie verſtand das Narrenſpiel mit den Farben beſſer. Sie hatte mehr als ſiebzehn am Leibe, und fuhr mit dem ſchönſten, einſpännigen Wagen, den ſie auf drei Stunden weit in der Runde auftreiben konnte, aber mit einem Pferd, dem bei näherer Betrachtung an Augen und Füßen allerhand Weſentliches mangelte, zur Hauptſtadt. Auch trug ſie Glaskrallen am Hals, die für eine braune Indianerin groß und bunt genug geweſen wären. Zu dem hatte ſich noch eine ſeit Jahren eingeroſtete Uhr, an der etwas Gold oder Vergoldung war, an einer Kette, deren gebrochene Gelenke mit groben, ſchwarzen Faden wieder zuſammengebunden waren. So erſchien ſie vor Helidor und gebehrdete ſich, als ſie bei ihm eintrat, krümmer und verſchrobener, als ein Polniſcher Jude vor einem Edelmann, der ihn knuten darf. Sitzen wollte ſie um keinen Preis, ſtehend wollte ſie ihren Bericht abſtatten, und man ſah ihr es klar an, daß ſie es kniefällig würde gethan haben, wenn Helidor es nicht mit einem ſichtbaren Kopfſchütteln verhindert hätte.

51. Eine Dorfschalksnärrin stattet an einen Hof-Mann Bericht ab über das Baumwollenmareili, über Gliilphi, über seine Schnle, über seine Eulenspiegelgeschichte und über seine Parteilichkeit zu Gunsten von Kindern, deren Eltern dem Henker unter den Händen gewesen — alles auf eine Weise, die dem Hof-Mann gar nicht mißfällt, und in einem Geist und Sinn, den viele andere Leute und selber viele Stadtleute mit der bäuerischen Schalksnärrin theilen.

So auch äußerlich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dastehend, fing sie an, über Alles, was in Bonnal vorfiel, ihr lästerliches Schandmaul in aller seiner Kraft zu gebrauchen. Zuerst erzählte sie, was sie schon in dem Brief an Sylvia gethan, von der großen Komödie, die man am Sonntag vor dem Anfang der neuen Narrenschule mit dem saubern Herrn Schulmeister getrieben, und dann wie der witzigen Gans schon am ersten Schultag ein Ei entfallen, wie nämlich der Herr Schulmeister vor den dummen Bauernbuben, die das für eine halbe Gotteslästerung ansehen mußten, habe sagen dürfen, es wäre besser, sie lernten den Eulenspiegel auswendig als die Bibel; auch wie er, weil er selber nichts könne und nichts verstehe, alle Weiber, die er nur finden könne, zum Schulhalten sich zu Hülfe ziehe; wie er schon am ersten Tag eine lumpige Maurersfrau so angestellt, die ihm aber schon am zweiten Tag nicht mehr genug gewesen, und wie er dann noch des Baumwollenmeyers Schwester, die nicht einmal ihren Namen recht schreiben könne, mitsammt der Gertrud sich zur Hülfe angestellt.

Ueber das Mareili ging es dann schrecklich los. Sie haßte dasselbe auf den Tod. Unter den Gründen, die sie zu diesem wüthenden Haß gehabt, war einer der vorzüglichsten: Als sie einmal über das Reichwerden dieser Haushaltung durch das Baumwollengewerb ihr Maul unverschämt

gebraucht und unter anderm gesagt, sie seien bei ihrem Gedenken Bettelleute gewesen, ließ es ihr zur Antwort sagen, sie, die Eichenbergerin, könnte freilich eher aus reichen Leuten Bettler, als aus Bettlern reiche Leute machen, sie thäte aber besser, sie würde sich in einem Spital, wo man Stadtnarren versorgt, verpfründen, als auf ihrem Dorf Narrenspuk treiben, wie sie thue. Das war freilich etwas so Starkes, daß es die arme Eichenbergerin nicht wohl verdauen konnte. Sie fuhr jetzt auch schrecklich über das gute Mareili los, wie es zu allen Zeiten ein unverschämtes Mensch gewesen und wie es sich auch jetzt unterstanden, Eltern der Schulkinder mit dem Junker zu drohen und ihnen sagen zu lassen, wenn eines von ihnen das Schandwort über den Eulenspiegel und die Bibel, das der Schulmeister öffentlich in der Schule vor allen Kindern ausgesprochen, noch einmal wiederhole, so wolle es sich ins Mittel legen, und es bei seinem guten Freund, dem Junker, gewiß dahin bringen, daß ein Jeder, der sich unterstehe, das noch einmal zu sagen, sicher in ein Loch hineingesperrt werde, wo er von der Sonne am Tag und vom Mond in der Nacht gleich viel zu sehen bekommen werde. So weit, setzte sie noch hinzu, hat der sonst so stolze Junker sein Ansehen Preis gegeben.

Dann ging sie noch umständlicher in die Art und Weise, wie der Lieutenant seine Schule in Bonnal führe, ein und erzählte, wie unverschämt er am ersten Morgen die bravsten Vorgesetzten mit ihren Frauen, die auch, wie das an Bauernorten Gebrauch sei, den ersten Schultag in der Schule bleiben und mit eigenen Augen sehen wollten, wie er mit ihren Kindern umgehe, wie Hunde zur Schule hinausgejagt und keinen Buchstaben mit den Kindern zu lehren angefangen, bis ihre Eltern alle zur Thüre hinaus waren. Sie sagte ferner, es wisse kein Mensch, was man daraus machen solle, daß er die Kinder der abscheulichsten Menschen, des gehenkten Ueli, die Geschwister einer hingerichteten Kindesmörderin und die Kinder eines Rickenberger, der sich selbst erhenkt, allen andern vorziehe, und diejenigen der bravsten,

angesehensten Bauern schnöder und schlechter behandle, als die Kinder der größten Lumpen und Bettler. Sie glaube, setzte sie hinzu, an vielem sei nur das Baumwollenmareili schuld, der Glülphi kenne ja Niemand im Dorf und könnte von sich selbst nicht dahin kommen, auf diese parteiische Art mit den Kindern umzugehen, wenn dieses boshafte Menschi ihm nicht sagen würde, wer die Leute seien, denen jedes Kind zugehöre.

52. Fortsetzung des Schalksnarrenberichts über die schlechten Grundsätze des Junkers in Rücksicht auf das Lumpenvolk (la canaille) im Land.

Auf dieses Wort hin fragte Helidor die Eichenbergerin, was das Baumwollenmareili wohl für Gründe haben könne, den Schulmeister dahin zu bringen, Kinder, deren Eltern dem Henker unter den Händen gewesen, den Kindern der angesehensten Leute im Dorf vorzuziehen.

Die Eichenbergerin antwortete, das Baumwollenmareili und sein stolzer Bruder stammten von den ärmsten und lumpigsten Leuten her, die es im Dorf gebe, und man könne es ihnen aufweisen und darthun, daß es in seiner Jugend selber gebettelt, jetzt aber sei es durch Juden und Schachern, wie man sagt, bei ihrem Baumwollenwesen sehr reich geworden und möchte nun überall und in allen Rücksichten mehr sein als andere Leute und begegne darum allen Leuten im Dorf, die aus guten Häusern herstammten und seit Menschenalter in Ehr und Ansehen gestanden, so grob und allem Lumpenpack hingegen so höflich.

Helidor mußte ob den guten Häusern, die seit Menschenaltern so in hoher Dorfehre und in hohem Dorfansehen gestanden, lachen; denn er war selber ein Mensch so sehr von gestern her, daß im ganzen Herzogthum kein Mensch recht weiß, ob er einen Vater oder eine Mutter in der Welt habe oder gehabt habe. Das ahnte freilich die Eichenbergerin von der Hochfürstlichen Excellenz, vor der sie jetzt zu stehen

die Gnade hatte, gar nicht. Sie fuhr noch eine Weile über den Hochmuth dieſer neureichen, aber alt-Bettler-Haushaltung das Maul zu brauchen fort, und ſetzte noch hinzu, ſie hätten mit ihrem unverſchämten Behandeln der alten Ehrenleute im Dorf jetzt auch ein recht gutes Spiel. Der Junker ſei mit ihnen im gleichen Spital krank und zeige alle Tage mehr, daß er es wie darauf anlege, den größten Lumpenleuten im Land höflich und freundlich und den ehrenfeſten und gebildeten Leuten im Land grob und hart zu begegnen.

53. Jetzt geht's über die Sonntagsgeſellſchaft und mit ihr über das Volkserziehen und ſelbſt über die Unverſchämtheit der Anſprüche der Menſchennatur los.

So fuhr ſie fort, Arners ganzes Thun auf das Allerſchnödeſte durchzuhecheln. Natürlich konnte ihrer böſen Zunge das Wichtigſte und Tiefgreifendſte, das der Junker außer der Schule in Bonnal vornahm, ſeine Sonntagsgeſellſchaft, nicht entgehen. Sie berichtete dem großen Mann, den ſie vor ſich hatte, darüber alſo: Der gnädige Herr, der wohlehrwürdige Herr Pfarrer, der wohledelfeſte Herr Lieutenant und dann das neuadelige Haus vom Baumwollenmeyer nebſt ein paar Schwatzweibern von Bonnal ſitzen alle Sonntag Abend wie Narren im Pfarrhaus zuſammen und halten mit einander Rath, wie man aus Lumpen gutes Tuch und aus gutem Tuch Lumpen machen könne. Man kann nicht anders denken, als ſie haben ſich in den Kopf geſetzt, alle krummen Hölzli grad zu machen; und was bis jetzt dem lieben Gott ſelber in den größten Paläſten und in den prachtvollſten Städten noch nicht gerathen, das wollen jetzt dieſe Herren im größten Kothloch, das vielleicht in der Welt ſei, ausrichten. Sie brüten, wie es ſcheine, über eine Kunſt, die ſchwerer auszuführen ſei als die Goldmacherkunſt und das perpetuum mobile, womit ſich ſchon ſo viele Narren zu Grund gerichtet. Sie brüten nämlich

an der Idee, das Volk wohl zu erziehen und dadurch wohl zu versorgen.

Die Ausführung dieser neumodischen Idee sei, wie sie von den respectabelsten und venerabelsten Menschen gehört, die der Erdboden trage, vom Teufel in der Hölle und von ihm als der bitterste Zankapfel unter die Menschen geworfen worden. Diese schwarze Idee lenke ihrer Natur nach dahin, die Ordnung in der ganzen Welt umzukehren, und was oben ist, hinunter zu stürzen, und was unten ist, in die Höhe zu heben. Man wolle vermöge dieser Idee trachten, den, der nichts hat, zufrieden zu stellen, da es doch unmöglich sei, den, der etwas hat, zufrieden zu stellen, da auch dieser, man möge ihn erziehen wie man wolle, nicht zufrieden sei und nicht zufrieden werden könne.

Ebenso wolle man in Gefolg dieser Ideen den Traum einer Menschennatur, die der Reiche und Vornehme in sich selbst nicht einmal respectabel finden könne, sogar im Armen und Bettler respectirt wissen. Das gehe denn freilich nicht an und werde in Ewigkeit nicht angehen. Es scheine aber, die Herren fühlten das selber, indem sie das, was sie vorhätten, eigentlich doch Niemand sagten, sondern im Gegentheil so geheimnißvoll damit verführen, als immer die Freimaurer. Was man allein auskundschaften könne, sei, sie suchten sich in alle Häuser einzuschleichen, machten allenthalben die Guten, Lieben, fragten allem nach, hetzten hie und da den Mann gegen die Frau und die Frau gegen den Mann auf, und setzten den dummen Bauersleuten allenthalben in den Kopf, wenn sie ihnen folgten, so werde ihnen das Geld zum Dach hinein regnen und die gebratenen Tauben zum Maul hinein fliegen.

Der Junker treibe die Verführung des Volks über alle Grenzen. Er mache dasselbe sich allgemein in goldenen Träumen verlieren und mache es den Himmel voll Geigen sehen, selbst in dem Augenblick, wenn ein Donnerwetter daran stehe. Die Volksfeste, die er in Bonnal vorbereite, von denen er aber sage, daß sie erst nach seinem Tode ausbar seien, seien nichts anderes als Narrenstoff zu solchen

Träumen. Indeſſen habe er in Bonnal ſchon viele tauſend Bäume, ſie wiſſe nicht ob Schatten-, Zier- oder Fruchtbäume, für dieſe Feſte pflanzen laſſen. Bis auf dieſen Grad verhetſchle er das Volk, daß es am Ende zu nichts mehr tauge; er wiſſe aber ſicher ſelber nicht, wohin ſein Benehmen führe. Er untergrabe dadurch, wie die Baroneſſe von Arnheim es wohl wiſſe und ſich bitter darüber beklage, alle Fundamente ſeines herrſchaftlichen Standes, und dieſes in dem Grad, daß er ſelber elenden Spinnerkindern zehntfreie Aecker verſpreche, ohne daran zu denken, daß er dadurch ſeinen Bauern das allen herrſchaftlichen Rechten tödtliche Gelüſt nach allgemeiner Zehntfreiheit in den Kopf ſetze.

54. Ein Weib, das die Weltkenntniß in einer Zwerggeſtalt mit ſich herum trägt, und ein Mann, der die Miniaturanſichten ſolcher Weltkenntniſſe auf eine Weiſe zum Weltdienſt braucht, wie der ganze Haufe ſolcher Zwergleins in der Weltkenntniß es nicht zu ahnen vermögen.

So ging es faſt eine ganze Stunde über den guten Junker los. Dieſes Weib wußte der Gründe zu Dutzenden herzuerzählen, warum Arners Thun nichts tauge, und über den landesverderblichen Einfluß, den die Denkungs- und Handlungsart dieſes guten Mannes haben müſſe, in ſittlicher, rechtlicher, politiſcher, polizeilicher und ökonomiſcher Hinſicht ſtundenlang zu radotiren, ohne daß ihr der Mund einen Augenblick ſtill ſtand, und da Helidor ſeine guten Gründe hatte, es gar wohl leiden zu mögen, daß der Menſchenkreis, der in Arners Umgebung liege, ſein Thun ſo unvernünftig finde, als dieſes Weib daſſelbe ihm darſtellte, und da er überhaupt ein Mann war, der es in ſeiner Stellung eigentlich darauf anlegte, daß das Volk im Land viel Gutes für ſchlecht und viel Schlechtes für gut anſehe, ſo widerſprach er unſrer Eichenbergerin in keinem Wort;

im Gegentheil, er sagte, um sie noch zu ferneren Aeußerungen über diesen Gegenstand zu locken und sie eigentlich auf die Ansicht hinzulenken, die ihm die wichtigste war: Wenn das so ist, so wird das ganze Wesen in Bonnal beim ersten Stoß, den es erhalten wird, von selbst zusammenfallen. — Sie antwortete: Das ist gewiß, das ist gewiß, ein jeder Wind würde das elende Ding umstoßen, wenn er nur einmal durch das Dorf hindurch blasen würde.

Er. Aber macht er sich mit seinem Benehmen nicht sehr viele Feinde?

Sie erwiederte ihm: Ja freilich, und zählte ihm an den Fingern her, wie viel er dergleichen schon habe und wie viel er sich täglich noch dazu mache. Das Alles war Helidor ganz recht. Es fiel sogar ein Lächeln, das ihn darüber anwandelte, selber der Eichenbergerin auf. Diese lachte, da sie ihn lächeln sah, fast laut und sagte: Zählen Sie darauf, er macht seine Sache recht ungeschickt. — Helidor erwiederte: Man muß ihn machen lassen; es ist eben nicht nöthig, daß dergleichen Weltverbesserer die gescheidtesten Leute in der Welt seien; sie würden sonst darin Alles anders machen, als es ist.

Eichenbergerin. Dieser wenigstens macht recht dummes Zeug und weiß sicher nicht, wohin sein Benehmen ihn endlich führen wird.

---

55. Jetzt fangen auch noch die eigenen Angelegenheiten der Berichterstatterin an, ans Tageslicht zu kommen.

Helidor wußte nun von dem, was sie ihm sagen konnte, genug und wollte sie entlassen; aber nun kam sie erst mit ihrer eigenen Angelegenheit, wie sie in Gottes Namen nicht mehr in diesem Koth- und Narrenloch von Bonnal wohnen könne und sich demüthig zu einer Anstellung als Erzieherin oder Gesellschafterin in einem vornehmen Hause empfehle. Was sie alles zu ihrer Ehre und über das Unglück der Zeit, in welcher die Verdienste der Leute nicht mehr geachtet und

geſchätzt würden, noch anbrachte, das übergehe ich. Helidor, der ihre Maulbraucherei noch eine Weile zu ſeinen Zwecken zu benutzen wünſchte, machte ihr einige allgemeine Hoffnungen, die aber an die weiteren Dienſtleiſtungen, die er von ihr erwarte, angeknüpft waren.

Sobald ſie fort war, ſagte er zu ſich ſelber: Stoff iſt genug da, um die Seifenblaſe des Bonnalerweſens, wenn man nur will, zu zerſprengen; und das muß auch ſein. Wenn es bloß ein wenig Fuß gefaßt und ein paar Windbeuteleien davon ſich bis an den Hof verirren würden, ſo könnte den Herzog doch der Narr ankommen, dieſe neue Edition ſeines alten Träumerlebens auch anſehen zu wollen. Dazu will ich aber eben keine Gelegenheit geben. Ich würde mich ſicher nicht wohl dabei befinden, wenn er dieſes Fieber noch einmal bekommen würde. Man muß zu rechter Zeit dazu thun, dieſem Dorfgaukelſpiel ein Ende zu machen, ehe weder er, noch viele andere Leute Luſt bekommen, es anzugaffen. Gut iſt, daß er die Mittel, ihm ein Ende zu machen, ſo gut vorbereitet. Einen Augenblick darauf ſagte er: Sylvia iſt wie dazu gemacht, das zur Reifung zu bringen, was hier zu thun iſt. Sie muß mir für einige Zeit in dieſes Träumerneſt. Bei dem Stoff, den ſie dafür findet, iſt es für ſie ein Spaß, Arner dahin zu bringen, daß er ſeine diesfälligen Projekte aufgibt oder das Gallenfieber darüber bekommen muß. Ich kann ihr dieſes Geſchäft auf eine Weiſe empfehlen, daß der gelüſtvollen Creatur der Schweiß ausgeht, wenn es fehlſchlagen ſollte.

---

56. Zur Geſellſchaft iſt ein Schwein des andern und ein Hund des andern werth.

Er wußte wohl, daß ſie lieber allenthalben hingehen würde als dahin, aber auch, daß ſie dahin gehen müſſe, wenn er wolle.

Sie machte nämlich ſeit einiger Zeit Jagd auf einen Grafen von Raubholz und glaubte auf der einen Seite,

ihn durch die Hoffnung, der Onkel werde ſie zur Erbin einſetzen, zu einem Eheverſprechen zu bringen, auf der anderen Seite aber den Onkel durch die Ausſicht einer ſo brillanten Heirath bewegen zu können, ſie wenigſtens zum Theil zu berückſichtigen. Für dieſen Zweck war ihr Helidors Mitwirkung unumgänglich nothwendig. Der Raubholz war freilich ein Graf und zwar von einem ſteinalten Stamm, aber dabei ein Lump und ein Verſchwender ohne Gleichen. Das machte Sylvia aber gar nichts. Sie kannte ſich ſelbſt, wußte, daß er von dieſer Seite ganz ihres Gleichen ſei und fühlte im Herzen, daß ſie nichts Beſſeres verdiene, alſo ob er ein Hund, ein Eſel, ein Affe und ein Faulthier oder das alles zuſammen in einer Perſon ſei, das machte ihr nichts. Sie wollte des Junkers Erbe und that dafür Alles, und das, was ſie dafür thun mußte, war freilich recht viel und unter tauſend Töchtern hätte es ſicher nicht eine gethan.

Der Raubholz war indeſſen mitten in dem Bettlerſtand, zu dem er ſich herab gearbeitet, doch keiner von denen, die ſich für nichts und aber nichts an ein ſolches Weib wegwerfen; im Gegentheil, da man ihm von mehreren Seiten vorſpiegeln wollte, dieſe Sylvia wäre unter ſeinen Umſtänden eine gute Partie für ihn, ihr Onkel ſei eitel und wenn ſie ſich mit einem Mann aus einer ſo hohen Familie verbinden könne, ſo werde es nicht fehlen, er werde ſie gewiß zu ſeiner Erbin einſetzen, antwortete er beſtimmt und derb, er ſei kein Idealiſt, er liebe die Realitäten; wenn die Einſetzung der Sylvia zur Erbin des Generals gerichtlich ausgefertigt in ihren Händen liege, ſo laſſe ſich an eine Heirath mit ihr denken, ohne das würde er ſie nicht von der Straße aufleſen, wenn er ſie am Boden liegend fände.

Dieſe Antwort von ihm zu hören, machte der Sylvia ſo viel, als ein Glas kaltes Waſſer zu trinken; ſie ſagte deshalb auch einem ihrer Vertrauten, der ihr dieſe Antwort brachte: Er hat Recht, daß er die Realitäten liebt, er weiß ſie auch zu brauchen und er wäre ein Narr, wenn er anders dächte; an ſeinem Platz wäre es ihr genau wie ihm. Deſto eifriger aber that ſie Alles, ſeinethalben ihre Zwecke zu

erreichen. Sie beſuchte ſeit einiger Zeit wirklich, freilich ſo viel ſie konnte incognito, einige Häuſer, die durchaus nicht in einem ganz guten Rufe ſtanden, in denen ſie aber ſicher war, den Grafen anzutreffen. Dieſer Beſuche halber aber war ſie ſeit dem Brief, den Arner an den General geſchrieben, in ſehr großer Verlegenheit. Er erwähnte in dieſem Briefe Verbindungen, die ihr Schande machen könnten, und ſie glaubte jetzt ſicher, dieſe Aeußerungen Arners bezögen ſich auf die Beſuche, die ſie in dieſen Häuſern machte, um den Raubholz darin anzutreffen. Dabei wußte ſie auch, daß der General ſchon hie und da vernommen, der Raubholz ſei ſeines Betragens halber in der Hauptſtadt und ſelber bei Hofe ſo wenig in einem guten Ruf, daß man ihm in einigen guten Geſellſchaften ſogar den Zutritt verſage. Sie lag deshalb dem Helidor, wo ſie immer konnte, beſtändig in den Ohren, daß er den Grafen, auf welche Art es immer möglich ſei, mehr zu Ehren bringe und ihm eine ehrenhafte Anſtellung verſchaffe.

Aber ſo ſehr Helidor auch Alles wagte, was gehen mochte, ſo wagte er es doch nicht, gegen die öffentliche Meinung ſo auffallend zu handeln. Perſönlich hatte er ihn ganz gern. Er ſah ihn auch zu Zeiten bei ſich und fand ihn zu einigen krummen Streichen ganz brauchbar, und er hätte ihm ganz gewiß das Erbe des alten Generals ſo gern zugeſchoben, als es ihn gefreut hätte, es Arner zu entziehen. Aber er konnte bei der öffentlichen Meinung, die gegen ihn war, durchaus nicht thun, was er gern wollte. Er redete ihm wohl hie und da auf Schleichwegen das Wort und zog ihn auch hie und da zu einer gemiſchten Geſellſchaft; aber in Geſellſchaften, wo Leute waren, denen er ſogar Geld, das er im Spiel mit ihnen verloren hatte, ſchuldig war, durfte er ihn nicht hinführen. Einen etwa um ein halbes Procent höheren Orden als der, den er trug, hatte er Gelegenheit, ihm zu verſchaffen, aber an eine Anſtellung, die irgend eine Art von Verantwortlichkeit hatte, durfte er ihn nicht empfehlen. Er empfahl ihn auch nicht dazu. Auch befriedigte das, was er für ihn that, Sylvia natürlich um

ſo weniger, da die Sache mit dieſer Heirath mit jedem Tag dringender und mit jedem Tag ſchwieriger wurde. Sie ſah den General, der ſchon ſein ſiebenzigſtes Jahr überſtanden, ſeit einiger Zeit ſichtbar abnehmen, und der Gedanke, ihn ſterben zu ſehen und dann unverſorgt vielleicht gar an Arners guten Willen ſich wenden zu müſſen, war ihr unerträglich, und was ſie auch that, den Onkel ſich günſtiger zu machen, ſchien ihr ſelber ohne merklichen Erfolg zu ſein. Unter dieſen Umſtänden blieb ihr für ihre Zwecke nichts übrig, als Helidor immer mehr zu beſtürmen, daß er den Grafen noch etwas mehr hervorziehe. Sie that das auch mit ziemlicher Zudringlichkeit, und da ſie Helidor nur ein paar Stunden nach der Audienz, die er der Eichenbergerin gab, zu ſehen bekam, brachte ſie ſchon wieder ihr Anliegen vor.

Das war jetzt Helidor recht. Er gab ihr die beſtimmte Antwort, was jetzt für ihre Endzwecke weit wichtiger wäre, als das einſtweilige Hervorziehen ihres Herrn Grafen, ſei, daß man Alles anwende, den General über Arner unzufrieden zu machen und es dahin zu bringen, daß er ſich ſeiner ſchäme und ihn ſelber zu verachten anfange; das Enterben könne erſt dann mit Hoffnung des Erfolgs betrieben werden, wenn man einmal mit dem General diesfalls im Reinen ſei. Bis dahin ſei Alles, was man darüber verſuche, in den Tag hinein verſucht.

57. Dienſttreue der Verruchtheit für verruchte Zwecke, und einige Aufſchlüſſe über die Beweggründe, Mittel und Schwierigkeiten einer ſolchen Dienſttreue, ſo wie eine Andeutung, daß auch die höchſte Verruchtheit Ueberwindungskräfte bedarf und beſitzt, daß aber ſolche Ueberwindungskräfte oft auch an einem Sprichwort, das klein iſt, und wie das Veilchen im Verborgenen blüht und duftet, ſcheitert.

Sylvia begriff das ſehr wohl und ſagte: Aber was iſt da zu thun?

Helidor erwiederte: Sie müſſen mit dem General ſo bald als möglich nach Arnheim.

Sylvia. Das wird doch wohl nicht wahr ſein.

Helidor. Es iſt gewiß wahr und unumgänglich nothwendig.

Sylvia. Das wäre vom Teufel; ich wollte lieber nach Sibirien.

Helidor. Aber der Weg zu des Onkels Erbe geht über Arnheim.

Sylvia. Aber hoffentlich doch nicht der einzige.

Helidor. Ganz ſicher iſt er für Sie der einzige. Ich ſtehe dafür, es iſt für Sie kein anderer offen.

Sylvia. Aber das iſt ein verfluchter Weg, und es könnte mich auf demſelben noch ein Erbrechen ankommen, daran ich ſtürbe, dann hätte ich ja den Weg umſonſt gemacht.

Helidor. O, Sie ſterben noch nicht bei dem erſten Erbrechen, und dann läßt ſich für etwas, das ſo viel iſt, als des Generals Erbe, doch etwas probiren, das einige Geduld braucht.

Sylvia. Sie könnten mir nichts vorſchlagen, das mir ſo zuwider wäre, als nach Arnheim zu gehen. Der Onkel hat mich ſchon lange in dieſes Schloß, das Arner jetzt

täglich mehr zu einem Bauernhof macht, hinführen wollen, und ich hatte große Mühe, ihn davon abzuhalten; jetzt wollen noch Sie mich bereden, dahin zu gehen.

Helidor. Wenn Sie die Hoffnung auf das Erbe nicht ganz aufgeben wollen, so müssen Sie hin, und ich dächte, dafür könnten Sie sich etwas überwinden.

Sylvia. Freilich, wenn es dann mit dem Erbe sicher wäre, so ließe sich wohl etwas dafür thun.

Helidor. Ich dächte es auch.

Sylvia. Wenn es dann sicher wäre, ich ginge dafür sechs Wochen drei Tage selber ins Fegfeuer.

Helidor. Wer nichts wagt, der siegt nicht, und wer nichts setzt, der gewinnt nichts; es muß etwas probirt sein. Gewiß ist so viel, es gibt keinen besseren Weg, Arner und sein ganzes Wesen zu compromittiren und ihm so viel Spuk in sein Nest hineinzubringen, daß er Jedermann zum Gespött wird und der General sich selber, wo er hinkommt, seines Neveu schämen muß, wie er sich einst eines anderen Mannes, den Sie auch kennen, schämen zu müssen glaubte.

Sylvia. Ja, wenn wir ihn dahin bringen, daß er sich Arners halber schämen muß, wie er sich einst seines Bruders, meines gnädigen Herrn Vaters schämen zu müssen glaubte, so glaube ich selbst, haben wir ein gutes Spiel, ihn dahin zu bringen, wo wir ihn wünschen.

Helidor. Sie sehen also, was wesentlich noth thut.

Sylvia. Aber wird es so leicht sein, Arner ihm verächtlich zu machen?

Helidor. Es ist so viel Stoff da, Arners Thun zu verwirren und zum öffentlichen Gespött zu machen, daß es Ihre Eichenbergerin selber gemerkt und bestimmt zu mir gesagt hat, wenn nur ein Wind wider ihn durch das Dorf blase, so falle sein ganzes Werk zusammen; und dann ist in der ganzen Welt auch Niemand so geschickt, dieser böse Wind für Arners ganzes Thun zu sein, als Sie selber, wenn Sie sich nur entschließen können, einige Monate auf diesem Bauernhof, wie Sie sein schönes, prächtiges Schloß heißen, zu residiren.

Sylvia. Stoff, ihm Spuk, großen Spuk zu machen, iſt ſicher genug da.

Helidor. Sie ſehen alſo, daß mein Rath, dahin zu gehen, nicht aus der Luft gegriffen.

Sylvia. Ich habe das nie gedacht, ich ging nur nicht gern dahin.

Helidor. Aber jetzt gehen Sie doch gern.

Sylvia. Für Arners Erbe würde ich Alles thun, was, wie das Sprichwort ſagt, der böſe Brief ausweiſt.

Helidor. Sie ſind plötzlich in dieſer Sache ſo eifrig geworden als Ihre Eichenbergerin.

Sylvia. War ſie denn ſo eifrig?

Helidor. Man kann nicht wohl eifriger ſein. Man hat mir erzählt, ſie habe vor lauter Freude, mir vorgeſtellt zu werden, noch vor meiner Thür zu einer ihrer Bekannten geſagt, ſie würde Arners Dorf an allen vier Ecken anzünden, wenn ich ihr nur einen Wink gäbe, daß ich es gern hätte.

Sylvia. Ich hätte ſie dieſes Wortes nicht fähig geglaubt.

Helidor. Sie iſt mitten in ihrer erbärmlichen Eitelkeit eine feinere Hexe, als man glaubt. Sie ſieht mit vieler Leichtigkeit, wo ſie zu Haus iſt.

Sylvia. Nun, gnädiger Herr! weil Sie die Eichenbergerin ſo rühmen, ſo hoffe ich, Sie trauen auch mir zu, daß ich in dieſer Sache etwas könne; und daß ich darin etwas will, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.

Helidor. Wir ſind alſo dieſer Sache halber in Ordnung. Sie gehen, ſobald Sie können, nach Arnheim.

Sylvia. Ja, ich gehe, ich ſehe, daß es ſein muß.

Helidor. Und Sie bereden den Onkel, daß er recht bald geht.

Sylvia. Ich brauche ihn nicht zu bereden, ich brauche nur aufzuhören, ihn davon abzuhalten.

Helidor. Machen Sie denn Ihre Sache da recht gut, und ich will dann hier für Sie thun, was ich kann, und Ihren Herrn Grafen ſoweit zu Ehren bringen, als es nur immer geht.

So ward von zwei abscheulichen Menschen ein Plan entworfen, der Arner einige Monate später an den Rand des Grabes gebracht hat.

Aber, Leser, fürchte dich nicht. Ehrlich währt am längsten. Es wird der Sylvia mit ihren Teufelsprojecten gegen Arner nicht besser gehen, als der Untervogtin mit ihrer Teufelsarbeit gegen den Hübelrudi, und Helidor wird, in seinen Werken selber gefangen, der Verzweiflung nahe gebracht werden.

---

58. Wehe dem, der den Sehenden blind wünscht und dem, der in der Finsterniß sitzt, das Licht auslöscht. Wehe dem, der dem Lahmen seine Krücke unter der Achsel wegnimmt und dem Verwundeten seine heilende Wunde aufreißt, daß sie von Neuem eitere und blute.

Doch ich wandelte lange und ermüdend genug in den Labyrinthen der Verruchtheit; wie froh, wie froh bin ich, aus dem Dunkel ihrer Irrgänge, aus der Verworfenheit ihrer Schlupfwinkel und aus den schauerlichen Abgründen ihrer Verwilderung in der milden Gegend eines stillen, heiteren Himmels wieder frei und froh und unbefangen zu athmen; wie froh bin ich, wieder zur Gertrud, zu Glülphi, zu Arner und den vielen guten Menschen in niedern Hütten, die selbst in dem sonst so schlechten Bonnal wohnen, zurückzukehren.

Aber mußte denn mein Gemälde die vielen Scenen dieser Verruchtheit berühren? Mußte ich denn die Verirrungen ihrer Labyrinthe und das Schauerliche ihrer Abgründe in der Schande seiner ganzen Wahrheit zu Tage fördern?

Wer kann fragen? Muß der Isländer nicht wissen, daß er unter Schnee und Eis lebt? Muß der Südländer nicht

wiſſen, daß er zwiſchen Schlangen und Ottern, und der Afrikaner, daß er zwiſchen Löwen und Tigern lebt und daß die Bäume ſeiner Wälder voller Affen ſind? Muß der Arme in der Welt nicht wiſſen, was ihm das Brod von dem Mund wegnimmt und das Kleid ſeiner Blöße ihm von dem Leib reißt? Muß der Unſchuldige nicht lernen, dem Böſen zu widerſtehen und unangeſteckt und unzertreten in ſchlechten, in gefährdeten Umgebungen ſich ſelber zu helfen? Muß der Edelſinn, der im Lande iſt, nicht vom Bild des Verderbens, das den Schwachen und Armen um ihn her läſtet und drängt, aufgeſchreckt werden, daß er aufwache und nicht ſchlafe, und ſein Herz ſich in ſeinem Innerſten bewege, zu widerſtehen dem Böſen, aufzuhelfen dem Guten, zu beſorgen den Verwahrloſten, zu unterſtützen den Schwachen, zu retten den Gefährdeten, zu tröſten den Leidenden, zu widerſtehen dem Unrecht und in der Demuth dennoch mit Manneskraft dem Trotz der Bosheit unter die Augen zu treten? —

Ich verlaſſe den Schatten meines Gemäldes mit dem Bewußtſein, daß er ſchwarz aufgetragen werden mußte, um ſeine Wirkung nicht zu verfehlen, und gehe, ohne Abſicht, die Scenen der Schlechtigkeit, die ich eben berührt, auf immer zu verlaſſen, zu friedlichen Scenen des häuslichen Lebens hinüber. Aber ich fühle mich zum Voraus in die Nothwendigkeit verſetzt, den ſchwarzen Pinſel meiner Darſtellung bald wieder in die Hand nehmen zu müſſen.

---

59. Der Erde Segen iſt Himmels Segen und ohne das Himmliſche iſt nichts Irdiſches wahrer Segen.

Ich wende mich aus dem Wirrwar einer böſen Welt nach Bonnal, zu ſehen, wie Arners Zwecke ins Leben geſetzt ſind und durch ſich ſelbſt anfangen, im Mutterboden alles wahren Welt- und Menſchenſegens, in der Wohnſtube, Wurzel zu faſſen.

Wir haben daſſelbe in den erſten Tagen, in denen das

Baumwollenmareili dem Glülphi und der Gertrud in der Schule an die Hand ging, verlaſſen. Sein Einfluß war groß, die Schulkinder von Bonnal dem Lieutenant und der Gertrud näher zu bringen. Sie wurden ihnen alle Tage weniger fremd und beſonders auffallend war es, wie die Schüchternheit der beſſern Kinder ſich mehr und mehr verlor und die Frechheit der ſchlechtern ſich minderte. Alle Tage gaben mehrere Kinder dem Lieutenant mit Freimuth und Vertrauen Antwort auf Alles, was er fragte und eben ſo boten täglich mehr Kinder der Gertrud mit freundlich lächelndem Munde die Hand, ſobald ſie ihnen die ihre mit ihrem lieblichen Lächeln anbot. Und ſo wie innere Heiterkeit und Freiheit in den Seelen der Kinder täglich mehr Platz griff, ſo ward auch mit jedem Tag größere Stille, größere Thätigkeit, größerer Eifer unter ihnen ſichtbar. Sie ſelber wurden ſich unter einander täglich mehr lieb. Hie und da wurde das eine und das andere, ſelbſt auch arme Kind einem Kameraden oder einer Geſpielin lieb, die daſſelbe vorher nicht kannte, nicht achtete, oder gar verachtete. Und wie vorher in der Schule Bosheiten, Narrenſtreiche und oft ſogar ſchandbare Poſſen die größten Schlimmlinge mit ganzen Dutzenden Kameraden verband und ſie zu Theilhabern ihrer Rohheiten und Schlechtigkeiten machte, ſo verbanden jetzt ſchon beſſere geiſtige und gemüthliche Vorzüge, die die Kinder in ſich ſelbſt zu fühlen anfingen, einzelne, beſonders vorzügliche Kinder mit andern, die mit ihnen die nämlichen Gegenſtände mit gleicher Lebendigkeit fühlten und mit gleichem Intereſſe ergriffen. Täglich ſtanden mehr Kinder mit Anmuth und Freiheit um die Kinder der Gertrud herum, lobten ſie, daß ſie dieſes und jenes beſſer konnten und angriffen, als ſie es konnten, und baten ſie kindlich und brüderlich, daß ſie ihnen dieſes oder jenes zeigen oder ihnen in dieſem oder jenem helfen möchten. Einige der Reichen boten ihnen ſogar Aepfel und Birnen oder was ſie ſonſt zu eſſen in die Schule brachten, an; aber Gertrud hatte es ihnen verboten, ſie durften nichts von ihnen annehmen, und ſie nahmen auch nichts an.

Es war in der Führung der Gertrud eine ſtille Kraft, die dem feſten Ernſt, mit welchem Glülphi zu Werk ging, in einem hohen Grade zu Hülfe kam und weſentlich dazu beitrug, daß die ſichtbar wachſende Lieblichkeit im Zuſammenleben dieſes Schulhauſes in keiner Rückſicht in Schwäche ausartete und dieſes Haus in der vielſeitigſten Kraftbildung ſeiner Kinder ſich dem heimathlichen, ſich gegenſeitig in Freiheit und Frohſinn liebenden und dienenden häuslichen Leben täglich mehr näherte, das man ſonſt in einer Schule ſo ſelten findet, ohne welches aber eine jede Schule mehr ein Gewalthaus der Abrichtung zu irgend einem Kenntniß- oder Fertigkeitsfach, als eine Bildungsanſtalt zur freien und harmoniſchen Entfaltung des ganzen Umfangs der menſchlichen Anlagen und Fertigkeiten iſt. Es war aber auch, wie wenn die liebe, graue Vorzeit in dieſer Schulſtube wieder aus dem Grab aufſtehen und mit einem neuen Leben in Frohſinn und Thätigkeit, in Glauben und Liebe neu entkeimen ſollte. Auch das heilige, innere Band alles wahren Segens im häuslichen und öffentlichen Leben, die Religion, faßte in dieſer Stube in ihrem reinen Geiſte und in ihrer hohen Kraft wieder eine neue, liebliche Wurzel, indem ſie ſich ſo dem Geiſte der Vorzeit näherte. Er konnte nicht anders. Der gute Same des Alterthums iſt heilig. Lieblich ergreift er das menſchliche Herz. Der Geiſt der Frömmigkeit, der Geiſt des Gebets iſt ein heiliger Geiſt. Die erhabene Seele der Gertrud entkeimte ihm; das Mareili lebte weniger erhaben, aber feſt in ihrer Wahrheit und Glülphi hob ſich mit jedem Tag im wachſenden Fühlen ihres Segens höher empor.

Die Feſtigkeit, die Deutlichkeit und die Andacht des Gebetes, mit welchem Glülphi täglich ſeine Schule anfing und endete, hatte einen ſehr großen Einfluß auf den Ernſt und den freien, entſchloſſenen Willen der Kinder zum Rechtthun und zur ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Anſtrengung, die jedes Rechtthun vorausſetzt und wiederum bildet. Auch gefiel Glülphis Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand allgemein, ſo wie der große und vielſeitige Gebrauch, den er in ſeinem

Unterricht von der Bibel machte. Beim Lesenlernen sowie im Schreibenlernen und in den Uebungen des Gedächtnisses waren es meistens Bibelsprüche, die er dazu brauchte, und ihre Redeübungen waren meistens Uebungen etwas zu erzählen, das ihnen aus ihrem Leben vollkommen bekannt war, oder auch von dem, was ihnen in ihrem Haus und in ihren Umgebungen begegnet und auf irgend eine Art einen starken Eindruck auf sie gemacht. Oft ließ er sie auch genau wiederholen, was er zu ihnen gesagt oder ihnen befohlen nnd auch, was man ihnen zu Haus auszurichten aufgetragen. Redeübungen aus Büchern machte er für jetzt mit seinen Kindern keine als aus der Bibel. Er fand dieses Glaubensbuch eben darum, weil die Kinder an dasselbe als an Gottes Wort glaubten, mehr als jedes andere geeignet, ihre Kräfte in ihrem ganzen Umfang harmonisch und allgemein in Anspruch zu nehmen, zu ergreifen und sie dadurch zu einer unter sich übereinstimmenden Anstrengung der Kräfte ihres Herzens, ihres Geistes und ihrer Hand zu erheben. Er fand dieses Buch in dieser Rücksicht, wie kein anderes, geeignet, bei seinen Kindern den Gefahren vorzubeugen, denen unser Geschlecht durch die Verirrungen der schwachen, menschlichen Natur und die Gewalt ihrer Selbstsucht in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht täglich ausgesetzt ist, zu verhüten und den Eindruck jeder Ansicht des Lebens und jedes Begegnisses der Welt, sowie denjenigen alles Unterrichts und aller Lehre durch Glauben und Liebe in ihrem innersten Wesen zu heiligen und zu reinigen und seine Kinder durch Selbstüberwindung zu dem Umfang der Kräfte und Fertigkeiten zu erheben und zu bilden, die die Ausübung der wesentlichen Pflichten des Menschengeschlechts allgemein voraussetzt.

Dieser Ernst in der Liebe, diese Sorgfalt im Glauben und diese Begründung des Aeußern durch die Heiligung des Innern, die den meisten Eltern wesentlich durch seine Sorgfalt für die Gebetstunde und für das Bibellesen ins Auge fiel, machte beinahe allgemein im Dorf einen guten Eindruck für ihn und gefiel vielen Leuten, die nie glaubten, daß sie jemals einen Gefallen an dem neuen Schulmeister und an

dem, was er thue, haben würden. Auch das Geschwätz, daß er den Eulenspiegel mit der Bibel gleich viel werth achte, verlor sich allmählich unter allen Leuten, die sein Thun und Lassen auch nur halb unbefangen ins Auge faßten und spukte nur noch unter Leuten, die entweder wie der Hartknopf, der alte Schulmeister und der Ständlisänger Christen, verirrte Halbnarren, oder wie einige Vorgesetzte und Vorgesetztenweiber erbitterte Schalksnarren waren. Von diesen ließen es sich freilich einige nicht so leicht ausreden, es stecke hinter dem Wort, das er doch so offenbar und gewiß geredet habe, sicher und gewiß etwas mehr, als man jetzt daraus machen wolle. Einige von diesen glaubten aber freilich selbst nicht, was sie sagten, aber thaten darum desto eifriger, als wenn sie es glaubten. Dieser Art Leute wiederholten jetzt, mehr als sie es vorher gethan hatten, das Wort, man könne gegen Leute, denen dergleichen Aeußerungen, wenn auch wider ihren Willen, entfahren, nicht genug auf seiner Hut sein. Einige von ihnen gingen sogar so weit, daß sie sich im Stillen wieder dahin äußerten, man könne und dürfe dergleichen, in die Religion eingreifende Thatsachen Gewissens halber nicht unterdrücken und nicht ableugnen, wenn auch selbst das Schloß und das Pfarrhaus zum Unterdrücken solcher Wahrheiten helfen würden, wie dieses jetzt wirklich der Fall zu sein scheine, und wie es auch bei der Teufelsgeschichte des Vogt Hummel, die auch wider das Zeugniß von vielen Menschen, die es gehört hätten, unterdrückt und weggeleugnet worden, der Fall gewesen sei.

Doch waren auch diese Leute durch die Unschuld, mit welcher die Kinder alle Tage von der Sorgfalt des Lieutenants in Rücksicht auf die Gebetstunde und das Bibellesen erzählten, soweit genirt, daß sie in ihren Aeußerungen anfingen, hie und da hinter dem Berge zu halten und sich in Acht zu nehmen, wem sie selbige vertrauten. Bei den Unbefangenern war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß das Gerede mit dem Eulenspiegel, wie es im Dorf herumgetragen worden, ein Mißverständniß gewesen sein müsse, und das Zutrauen der meisten Eltern für Glülphi wuchs

von Tag zu Tag. Einige derſelben und ſogar einige von denen, die er den erſten Schultag zur Thür hinausgewieſen, ließen ihn jetzt durch ihre Kinder gar freundlich grüßen und fragen, ob ſie jetzt nicht einmal kommen und ſehen dürften, wie er mit ihren Kindern Schule halte. Er ließ ihnen antworten, wenn ſie ſtill und ohne Geräuſch mit einander da ſitzen wollten, ſo daß Alles ſeinen Weg fortgehen könne, wie wenn Niemand da wäre, ſo möge er es wohl leiden; aber er ſage ihnen zum voraus, er könne ſich nicht mit ihnen abgeben und dürfe keine Zeit mit Schwatzen verlieren.

60. Ein bewährtes Mittel wider lügenhafte Nachreden.

Die Antwort Glülphis gefiel bei Weitem nicht ſo allgemein als ſein Beten und Bibelleſen, und es erneuerte ſich vielſeitig das Gerücht, er ſei zu ſtolz für einen Schulmeiſter. Zwar widerſprachen dieſer Meinung alle Tage mehr Kinder und ſagten, er ſei gewiß nicht hochmüthig. Aber die meiſten Eltern ließen ſich von ihrer Meinung nicht abbringen und antworteten ihnen: Ihr verſteht das nicht; wenn er ſchon mit euch freundlich und gut iſt, ſo kann er doch hochmüthig ſein.

Einer der pfiffigſten Vorgeſetzten ſagte zu ſeiner Frau: Es iſt in der Schule und bei den Kindern für ihn keine Materie da, um ſtolz zu ſein oder ſtolz zu thun; auch die hochmüthigſten Leute ſind eben nicht allenthalben hochmüthig; ſie kriechen oft vor denen, die höher als ſie ſind, und ſind oft mit dem Bettler auf der Straße freundlich und mit ganz gemeinen Leuten im Land oft ſogar höflich; ſie zeigen ihren Stolz nur gegen Leute, die etwas weniger mehr als ſie ſind.

Es iſt mit dem Stolz der Leute, ſo gewiß als die Sonne ſcheint, wie du ſagſt, antwortete die Frau; wir haben an unſerm Junker ſelber das auffallendſte Beiſpiel. Er ſcheint bei gewiſſen Leuten oft ſo demüthig, als hie und

da ein Prälat vor dem Altar und ein Klosterbruder vor dem Prälat.

Der Mann erwiederte: Du hast vollkommen Recht. Er gibt selber Männern und Weibern, die sich kaum des Bettelns erwehren mögen, die Hand, wie wenn sie seinesgleichen wären, und ist dann wieder mit Herrschaften, die er nicht mag, oder die ihm ungelegen zum Besuch kommen, so grob, als wenn sie ihre Herrschaften von ihm zu Lehen empfangen hätten.

Der Mann und die Frau schwatzten noch eine Weile über seine Grobheit, die er auch gegen seine Bauern im Dorf zeige. Und am Ende sagte der Mann mit einem Mißmuth, daß man denken möchte, es wäre ihm selbst so etwas begegnet: Es muß ein Bauer nur einen großen Hof, viel Vieh im Stall und viel Korn auf der Schütti haben, so kann er sicher sein, der letzte Bettler im Dorf hat's besser bei ihm und wird freundlicher aufgenommen und angesehen, als er.

So hatte des Glülphi Antwort das alte Gerede über seinen Hochmuth wieder aufgewärmt. Aber das war auch das Einzige, das man ihm öffentlich und laut vorwarf. Zu seinem Glück aber that ein Regentag auch diesem Gerede großen Abbruch.

Es ist eine Ordnung in Bounal, daß seit zwanzig Jahren ein verfaulter Steg vor dem Schulhaus nicht einmal wieder gemacht worden, und die Kinder, wenn's ein paar Tage nach einander geregnet, fast bis an die Waden hinauf naß werden müssen, wenn sie über die Kengelgaß in die Schule wollen.

Aber das erste Mal, da der Glülphi die Gasse so voll Wasser sah, stand er, sobald die Kinder anfingen zu kommen, in vollem Regen mitten auf der Gasse und hob eines nach dem andern über den Bach. Das dünkte ein paar Männer und Weiber, die gerade über von der Schule wohnten, und just diejenigen, die am meisten klagten, er möge den Leuten vor Hochmuth kaum guten Tag und gute Nacht sagen, gar lustig. Sie hatten eine rechte Freude

daran, zu ſehen, wie er in ſeinem rothen Rock durch und durch naß wurde, und bildeten ſich ein, er würde es keine Viertelſtunde aushalten und würde ihnen augenblicklich rufen, ob ihm denn Niemand helfen wolle. Aber da er fortmachte, wie wenn keine Katze, geſchweige ein Menſch um ihn herum wohne, der ihm helfen könnte, und Haar und Kleid und alles an ihm traufte und er immer noch keinen Schatten Ungeduld zeigte und immer noch ein Kind nach dem andern hinüberhob, fingen ſie an, hinter ihren Fenſterſcheiben zu ſagen, er muß doch ein guter Narr ſein, daß er ſo lang fortmacht und wir müſſen uns geirrt haben; wenn er hochmüthig wäre, ſo hätte er ſchon lange aufgehört.

Endlich krochen ſie gar aus ihren Löchern hervor, ſtellten ſich zu ihm und ſagten, ſie hätten es nicht eher geſehen, daß er ſich ſo viele Mühe mache, er ſolle doch heimgehen und ſich trocknen, ſie wollten die Kinder ſchon hinüberheben, ſie könnten es eher aushalten als er, ſie ſeien es eher gewohnt. Noch mehr: ſie wollten, noch ehe die Schule aus ſei, ein paar Tannen zuführen, daß wieder ein Steg ſei wie früher.

Sie ſagten es nicht bloß. Ehe es 11 Uhr läutete, war wirklich ein Steg da, daß die Kinder nach der Schule trocknen Fuſſes über den Bach gehen konnten.

Und die Klage über ſeinen Hochmuth verlor ſich, da die zwei Nachbarsweiber, die am ſchlimmſten über dieſen Punkt über ihn klagten, ihr Lied darüber anders anſtimmten.

61. Höhere Anſichten über das Schulhalten.

Die liebevolle Unſchuld der Gertrud, das feſte Benehmen des Baumwollenmareili, ſowie die ausgezeichneten Kenntniſſe, die großen Lebenserfahrungen und die unermüdliche Thätigkeit des Lieutenants konnten nicht anders, als auf den guten Fortgang der Schule einen entſcheidenden Einfluß haben. Nachdem ſich das Baumwollenmareili wegen ſeiner häuslichen Geſchäfte von der Schule zurückgezogen, ſtellte Glülphi noch

eine Margareth zur Hülfe an. Diese Frau war in allen häuslichen und weiblichen Arbeiten in einem hohen Grade geübt und erfahren, selbst unermüdet im Arbeiten und im Lehren der Arbeiten so streng, als sie im Leiten und Zeigen derselben geschickt war. Er hatte sie nothwendig, denn er war entschlossen, seine Schule solle wesentlich als ein fortdauerndes Bildungsmittel für das häusliche Leben und für alle Verrichtungen desselben werden, um nicht in eine einseitig beschränkte, von dem Geist und den Endzwecken des häuslichen Lebens getrennte und sogar ihnen nachtheilige, sie hemmende und störende Bildungs- und Unterrichts-Anstalt auszuarten.

Das Wort der Gertrud: „Jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, ist verflucht," war ihm stets vor den Augen, und er wiederholte mehreremal bei sich selbst die Worte: Jede Schule, die die Kräfte des häuslichen Lebens im Kinde stört und dasselbe aus seinem, den ganzen Umfang seiner Kräfte gemeinsam und harmonisch bildenden Segen herausführt und demselben störend entgegen wirkt, geht von der Sünde aus und führt wieder zur Sünde. Die Erhaltung und Stärkung des häuslichen Sinnes und seines Lebens im Glauben und in der Liebe, im Beten und Arbeiten, im täglichen Anstrengen seiner Leibes- und Seelenkräfte für Zeit und Ewigkeit, in der kindlichen, liebevollen, sich aufopfernden Hingabe an seine Pflichten, dieses Leben des wortleeren, aber kraft- und thatenvollen christlichen Menschen, als Fortsetzung der Angewöhnung einer jeden christlichen Wohnstube, durch die Schule in der That und Wahrheit zu fördern, zu befestigen und zu sichern, war jetzt das einzige Ziel seiner Schule.

Auch hielt er dafür, die Schulbildung müsse die Lücken, welche die zum Theil einseitige und beschränkte Ausbildung der Arbeits- und Berufsfertigkeiten im häuslichen Leben mit sich bringt, auf alle Weise auszufüllen trachten. Mit jedem Tag ward ihm klarer, die Arbeitsamkeit, die physische Thätigkeit unsers Geschlechts sei das wahrhafte, heilige und ewige Mittel der Verbindung des ganzen Umfangs unsrer Kräfte

zu einer einzigen, gemeinsamen Kraft, zur Kraft der Menschlichkeit. Alle Tage sah er mehr, wie die Arbeitsamkeit den Verstand bildet und den Gefühlen des Herzens Kräfte gibt, wie sie das den Kräften und der Reinheit des Lebens tödtliche Schweifen der Sinne verhütet, der Einbildungskraft die Thore ihrer Verirrungen zuschließt, den eitlen Zungen die Spitze ihrer Geschwätzigkeit abstumpft, den Pflichtsinn unserer Natur vor seinem Verderben bewahrt und von den Schwächen zurückführt, unser Maulbrauchen über das Thun für das Thun selber, unser Geschwätz über Heldengröße für Heldengröße, und unser nichtiges Träumen über die göttlichen Kräfte des Glaubens und der Liebe für diese Kräfte selber anzusehen. Diese höhern Ansichten über die menschliche Ausbildung waren es, warum er auch Uebungen in praktischen Dingen in seine Schule aufnahm. Aber erzählen, wie er jedes einzelne dieser Arbeitsmittel gebraucht hat, das will ich so wenig, als ich erzählen will, wie er seine Kinder lesen, schreiben und rechnen gelehrt. Daß er es auf die vorzüglichste und erprobteste, beste Weise zu thun gesucht, das versteht sich von selbst. Aber ich will jetzt kein Schulmeisterbuch weder für das A B C noch für den praktischen Theil des Unterrichts schreiben.

62. Sonntagsversammlungen, aber nicht zu den sinnlichen Vergnügungen der höhern Stände, zu Bällen, Komödien, Tanzparthieen, Gaukel- und Hazardspielen.

Arner und Thereſe kamen jeden Sonntag mit dem Pfarrer, der Frau Pfarrerin und dem Baumwollenmeyer, seiner Schwester und der Gertrud zusammen. Man mißdeute mir das Wort nicht, wenn ich sage, es war eigentlich eine Regierungsversammlung für das Dorf. Ich meine, der Geist und das Herz, der alle Personen, denen die Verwaltung und Besorgung eines Dorfs anvertraut ist,

beherrſchen ſollte, lebte in einer hohen, die Menſchennatur erhebenden und befriedigenden Weiſe in dieſen Perſonen. Es geſchah nichts Gutes, nichts Löbliches im Dorfe, das in dieſer Verſammlung nicht zur Sprache kam, und nicht bei einem oder dem andern Gliede dieſer Verſammlung thätige Theilnahme fand; aber viel Böſes, das im Dorfe vorging, wurde, wenn es auch ſchon einigen Gliedern der Verſammlung bekannt war, darin doch nicht berührt, denn ſie hatten alle den Grundſatz, es ſei umſonſt, über die ſauern Früchte eines Baums, der ungepfropft in der Wildniß aufgewachſen, zu klagen, man müſſe anſtatt deſſen die geſündeſten und ſchönſten Zweige, die er habe, ausſuchen und neue und beſſere Früchte darauf pfropfen. Das ſuchten die Glieder dieſer Verſammlung alle mit ernſtem Fleiß und großer Sorgfalt, Anſtrengung und Treue zu thun. Sie forſchten jeder kleinſten Spur von etwas Gutem, das mitten im Verderben des ganzen Dorfs bei einzelnen Eltern und Kindern noch da war, mit thätigem Eifer nach, und fanden wirklich hie und da etwas Gutes, Erfreuliches und ſogar Herzerhebendes, wo man es gar nicht erwartet, und wo man es, wenn man es nicht geſucht, auch gewiß nicht gefunden hätte. Das Baumwollenmareili erzählte am allermeiſten, wie viele auch von den ſchlechteſten Eltern anfingen, ſeitdem ihre Kinder zu Glülphi in die Schule gingen, auf ſie aufmerkſamer zu werden und zu rühmen, wie ſie zu Haus weit freundlicher und gefälliger mit ihren Geſchwiſtern und aufmerkſamer und thätiger in Allem ſeien, wodurch ſie ihren Eltern Freude machen könnten.

Das war aber auch nicht anders möglich. Glülphi und Gertrud thaten alles Mögliche, den reinſten, thätigſten, häuslichen Sinn durch ihre Schulführung in ihren Kindern zu wecken und zu beleben und zwar nicht blos mit eiteln, leeren Worten und Lehren, ſondern thatſächlich, einerſeits durch Angewöhnung einer ununterbrochenen Thätigkeit, anderſeits durch eine eben ſo ununterbrochene Belebung eines frohen und freien, heitern, lieblichen Sinnes und einer damit verbundenen, herzlichen Theilnahme an allen Begegniſſen, die

in ihren Umgebungen die zartern Fäden des menſchlichen Herzens ergreifen und in edeln, reinen Gefühlen reg erhalten konnten.

So wie er überzeugt war, die Denkkraft des Menſchen bilde ſich nicht durch das Reden über das Denken, ſondern durch das Denken ſelber, und hinwieder, die Kunſtkraft und die Fertigkeiten bildeten ſich nicht durch das Reden über die Kunſt, ſondern durch das Arbeiten in der Kunſt, ſo war er auch überzeugt, Glauben und Liebe bildeten ſich nicht durch das Reden über dieſe hohen und heiligen Fundamente unſers innern Lebens, ſondern durch die Thatſache des Lebens im Glauben und in der Liebe.

Dieſer Ueberzeugung getreu that er denn auch in Verbindung mit der Gertrud Alles, in ſeiner Schulführung die Thatſache des Glaubens und der Liebe bei ſeinen Kindern auf alle Weiſe zu beleben und zu bilden, überzeugt, daß alle, auch noch ſo klare Erklärungen über Glauben und Liebe und alle, auch noch ſo warm ausgeſprochenen Worte darüber ohne inneres, wirkliches Leben im Glauben und in der Liebe ein leerer Wind ſei, von dem das zu unterrichtende Kind eigentlich nie weiß, woher er kommt und wohin er weht.

Gertrud und er thaten vom Morgen bis am Abend Alles, das Zutrauen und die Liebe der Kinder wirklich zu erhalten. Sie ſtanden in jedem Augenblick und in jedem Verhältniß mit liebender, ſchonender und helfender Kraft neben ihnen. Ueberzeugt, daß nur der Vertrauen findet, der kraftvoll und mächtig daſteht für das, was er will und ſich liebevoll und ſchonend geneigt zeigt, mit ſeiner Kraft dem zu dienen, der ihrer bedarf; überzeugt, daß das wahre Vertrauen der Menſchen nur aus Thaten hervorgeht, die den Dank jedes guten Menſchenherzens anſprechen, ſuchten beide, Gertrud und er, das Dankgefühl der Kinder gegen ſie durch ihre Thätigkeit und Liebe täglich rege zu machen, und da ſie eben ſo den Zuſammenhang des guten, menſchlichen Vertrauens mit dem Zutrauen auf Gott, mit dem Glauben an Gott mit innigem, warmem Gefühl erkannten, ſo thaten

ie auch Alles, das Gefühl ihrer Kinder für die Gutthaten Gottes lebhaft in ihnen zu entfalten und trachteten dahin, daß dieſe Gutthaten ihnen als Thatſachen ihres innern und äußern Lebens täglich lebendig vor ihren Augen ſtanden und ſo die Gefühle der Dankbarkeit in ihnen erzeugten, aus deren wirklichem Daſein Vertrauen und Liebe zu Gott nothwendig hervorgehen müſſen.

Glülphi war innig von dem Grundſatz überzeugt: Das Leben bildet und das bildende Leben iſt nicht Sache des Worts, es iſt die Sache der That. Er begründete alſo ſeine Bildung der Kinder zur Liebe und zur Flammenglut ihres innern, heiligen Weſens nicht durch das Hören und Auswendiglernen von Sprüchen über die Liebe und über ihren Segen, ſondern durch die thätige Liebe ſelber, zu der er ihnen täglich Gelegenheit, Reiz, Beiſpiel und Aufmunterung gab. Er führte ſie zum wirklichen Leben in der Liebe. Er ſtellte ihnen die Thatſache der Noth, des Leidens und des Elends vieler Menſchen rührend vor ihre Sinne. Es war nicht das Bild des Elends von Menſchen, die tauſend Jahre vor ihnen gelebt oder tauſend Stunden entfernt von ihnen wohnten, es war das Leiden und das Elend von Menſchen, die ihnen nahe ſtanden, deren Thränen ſie in ihren Augen ſahen, deren Hunger aus ihrem Geſicht zu ihnen ſprach, und die in Blöße und Nacktheit vor ihnen ſtanden und aus Mangel von Bildung unbehülflich und ungewandt ſich in ihrer Noth nicht zu helfen wußten. Er ſuchte durch die lebendigen Anſchauungen des Elends ſelber die Herzen der Kinder zur Theilnahme an allen Schickſalen ihrer Mitmenſchen und zum thätigen Mitleiden und Erbarmen ihrer Noth zu erheben und ſelber in Noth und Armuth zum ernſten Nachforſchen über die Mittel, der Noth und dem Elend der Menſchen abzuhelfen, hinzuführen. Auch kettete er dieſe Aufmerkſamkeit ſeiner Kinder auf die Noth und das Elend ihrer Nebenmenſchen, vorzüglich ihrer nächſten Umgebungen, überzeugt, daß das Herz der Menſchen vorzüglich und am ſtärkſten durch die Noth der Seinigen angeregt, angeſprochen und belebt wird. So, wenn ein Menſch im Haus eines

seiner Schulkinder krank war, sei es Vater, Mutter, Geschwister oder auch der letzte Knecht oder die letzte Magd im Haus, fragte er dieses Kind allemal und zwar im ersten Augenblick, in dem er es in der Schule erblickte, wie sich sein Kranker befinde, und das Kind mußte ihm umständlich und bestimmt darüber Rede und Antwort geben. Er ließ sich in solchen Fällen gar nicht mit halben Worten abspeisen, er fragte so bestimmt, daß wenn das Kind daheim dem Kranken nicht selbst nachgefragt, es im Augenblick als darüber unwissend vor ihm da stand, und dann gab er ihm das Unrecht seiner Unwissenheit so zu fühlen, daß es sich schämte und hernach gewiß nicht wieder in die Schule kam, ohne vorher genau nachzufragen, wie sich sein Kranker befinde. Er fragte auch jedesmal die Kinder, ob sie auch selbst mit dem Kranken geredet und ob sie sich bestrebten, ihm seine Krankheit auch zu erleichtern und wenn's auch nur dadurch wäre, daß sie in seiner Nähe still wären und kein Geräusch machten, damit der Kranke ruhig sein könne. Die größern dieser Kinder fragte er auch noch, ob sie bei ihrem Kranken nicht auch wachten und ob sie es etliche Nächte nach einander aushalten könnten, und zeigte ihnen seine Freude, wenn sie sagten, sie könnten es wohl erleiden und wenn er es ihnen ansah, daß sie es gern thaten. Er unterließ auch nie, wenn er so mit einem Kind über einen kranken Hausgenossen redete, es allemal zu fragen: Betest du auch alle Morgen und alle Abend für deinen Kranken, daß ihm der liebe Gott bald wieder zu seiner Gesundheit verhelfe?

Und wenn er wußte, daß der Kranke arm oder wenigstens nicht in Umständen war, sich Nahrung und Arzneien leicht anzuschaffen, so fragte er das Kind umständlich, wie der Kranke versorgt sei, nnd wenn er sah, daß das, was nothwendig wäre und ihm wohl thun würde, mangelte, so sagte er es augenblicklich der Frau Pfarrerin, berichtete es ins Schloß und redete oft auch mit dem Baumwollenmeyer und seiner Schwester darüber, und fand immer zu dem, was hierin nothwendig war, leicht Hülfe für seine Kranken, und wenn er etwas für sie aus dem Pfarrhaus oder sonst woher

bekam, ſo forderte er die Kinder der reichſten Bauern auf, es dem Kranken zu bringen; dann begegnete oft, daß die Eltern dieſer Kinder ſich ſchämten, dieſen Kranken nicht auch etwas mitzuſenden und etwas zu dem hinzulegten, was Glülphi ihnen gab. Das freute dann die Kinder gewöhnlich ſo ſehr, daß ſie es auch den andern erzählten, und ſo ward es denn ſehr bald zur Gewohnheit, daß faſt allemal, wenn arme Kranke im Dorf waren, die Kinder der reichen Bauern ihre Eltern ſelbſt um etwas für dieſelben baten und es ihnen brachten. Auch wegen der Arznei war Glülphi in dieſen Fällen äußerſt ſorgfältig. Wenn die Leute aus Ungeſchicklichkeit oder Armuth nicht zum Arzt gingen, ſo ging er ſelbſt oft zum Doctor Müller, redete mit ihm über den Kranken und brachte ihn oft ſelber an ſeiner Hand an das Bett des Kranken.

In dieſem Geiſt war es, daß er ſeinen Unterricht über Glauben und Liebe thatſächlich begründete; und daß die Kinder dieſen Unterricht wohl verſtanden, zeigten ihm oft weit mehr Thränen ihrer Rührung in ſtillem und wortleerem Schweigen, als paſſende Antworten auf das Wörtliche des Unterrichts vom Glauben und der Liebe.

Die nämlichen Anſichten und Grundſätze, die er in Rückſicht auf die Entfaltung des Herzens zum Glauben nnd zur Liebe hatte, hatte er auch in Rückſicht auf die Entfaltung des menſchlichen Geiſtes zur Denkkraft. Er ging auch hierin weit mehr thatſächlich als durch Worterklärungen zu Werk. Sein Unterricht im erſten Kunſtmittel der Verſtandesbildung war meiſtens nichts anderes, als eine ſorgfältige Bemühung, dem Kind in dem, was es ſelbſt gern wörtlich ausdrücken möchte und noch nicht konnte, mit dem Wort, das es ſuchte, nachzuhelfen und überhaupt ſich über das, was ihm ſeine äußern und innern Sinne ſchon zum vollendeten Bewußtſein gebracht hatten, auch mit Beſtimmtheit ausdrücken zu können. Das Fundament der Redeübungen ſeiner Kinder war alſo weſentlich ihr Leben ſelbſt. Er ließ ſich gar oft erzählen, was ſie den Tag über gethan und ſie gar oft beſtimmt und umſtändlich über das erklären, was ſie am

meiſten intereſſirt, ihnen am meiſten Freude gemacht oder auch ſehr mißfallen; kurz, er ließ ſie vorzüglich über ſolche Dinge ſich beſtimmt erklären, wofür ſie eben innerlich in Freud oder in Leid belebt waren, und indem er alle Kunſtmittel der Geiſtesbildung, die in ſeiner Gewalt waren, für ſeine Kinder benutzte, legte er das größte Gewicht der Verſtandesbildung auf die Arbeit ſelber, indem er überzeugt war, daß die Arbeitſamkeit vorzüglich geeignet iſt, das Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte, woraus alle richtigen Urtheile und mit ihnen alle Reſultate des reinen menſchlichen Denkens weſentlich und faſt allgemein hervorgehen, zu erhalten und zu ſtärken. Außer dem innern, gemeinbildenden und ſich gegenſeitig unterſtützenden Zuſammenhang der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Anſtrengung liegt in der Natur der Arbeit auch eine zwingende Hinlenkung unſrer Geiſteskräfte zu einer ununterbrochenen Aufmerkſamkeit, Sorgfalt und Bedächtlichkeit, dieſen weſentlichen Bildungsfundamenten alles Denkens. Aber nicht nur das, es liegt auch in der Natur aller Arbeit und in dem Stoff der zu bearbeitenden Gegenſtände gleichſam ein Zwang zum Glauben an die Wahrheit ihrer Anſprüche, zur Unterwerfung unter alle Geſetze, die unabänderlich in ihrer Natur liegen und jeden Widerſpruch gegen die Wahrheit auf der Stelle ſtrafen, indem ſie in der Anſicht deſſen, was wahr oder falſch, ſich nicht durch Träume irreführen und nicht mit Worten darüber ſtreichen laſſen, ſondern jeden Verſuch der Selbſtſucht zur Selbſttäuſchung auf eine Weiſe beſchämen, wie der feinſte Dialektiker auch den elendeſten Verſuch der Selbſtſucht zur Selbſttäuſchung bei wörtlichen Nachforſchungen nicht leicht zur Beſchämung des Unrecht habenden Theils auseinander ſetzen und unwiderleglich darſtellen kann. So wichtig iſt die Benutzung der Arbeitſamkeit zur Begründung der weſentlichen Mittel zum Forſchen nach Wahrheit, zur Ausbildung der Denkkraft, zur Beſiegung der Ungeduld im Voreilen unſerer Urtheile und zur Bekämpfung der Einmiſchung der ſinnlichen Luſt und der ſinnlichen Unluſt, die uns ſo oft dahin reißen, mit beiden Händen nach den Lügen zu greifen, um ſie zu erhaſchen

und der Wahrheit den Rücken zu kehren und ihr, wenn sie uns auch vor den Augen liegt und durch alle fünf Sinne sich an uns andrängen will, dennoch mit Händen und Füßen zu widerstreben.

So sehr hatte Glülphi in seinem Grundsatz recht, die physische Anstrengung des Menschen als ein wesentliches Fundament seiner Verstandesbildung und seiner Wahrheitsfähigkeit anzusehn.

---

63. Fortsetzung der Folgen dieser Sonntagsversammlungen, die aber, wie gesagt, in einem Zeitpunkt und bei einer Lebensweise nicht statt finden können, wo die Menschen durch die Sitten der Zeit und des Landes aus aller Einfachheit, Unschuld und Reinheit des häuslichen Lebens nicht blos herausgelockt, sondern selber herausgetrieben werden, wenn sie auch nur von ferne als Leute von einiger Distinction, Lebensart und Bildung, als Leute von gutem Ton angesehen werden wollen.

Da die Glieder der Sonntagsversammlung keinen Anlaß versäumten, wo sie mit irgend einem Menschen von Bonnal ein freundliches Wort reden und mit ihm von dem Befinden seiner Haushaltung, seiner Kinder, seines Gewerbes, oder von irgend etwas, das ihm zugestoßen, sprachen und ihm in Freud und Leid herzliche Theilnahme zeigen konnten, so verging fast kein Tag, daß nicht hie und da ein Mensch von Bonnal, der vorher den Junker, den Pfarrer, das ganze Schloß, das Pfarrhaus und den Baumwollenmeyer für nichts achtete, weil er glaubte, sie achteten ihn auch für nichts, anfing zu sagen: Wir haben uns doch in diesen Menschen geirrt; wenn man ihnen ein freundliches Wort gibt, so geben sie einem zwei dafür, und wenn man einmal

mit ihnen bekannt ist, so gehen sie mit einem um, wie mit ihresgleichen.

So näherten sich ihnen nach und nach die Herzen von vielen. Freilich drückten sich auch einige über diese Näherung menschlicher Herzen auf eine sonderbare Weise aus. Der Hans Morlauer sagte vor einem ganzen Tisch voll Leuten: Es ist mir, wenn ich den größten Stall voll Kälber und Schafe hätte und sie alle mein, völlig mein wären, so daß ich Niemand einen Kreuzer mehr darauf schuldete, ich könnte sie nicht so lieb haben, als es scheint, daß der Glülphi diesen ganzen Haufen Schulkinder, die ihm doch alle fremd und nicht sein sind, lieb hat. — So sonderbar waren oft die Lobreden auch über den Junker, den Pfarrer und alle Glieder der Sonntagsgesellschaft.

Indessen wurden diese Sonntagsversammlungen allmählich immer wichtiger und eingreifender ins Dorf. Es fanden sich bald in jeder Woche neue Anknüpfungspunkte auf diese oder jene Weise, durch diesen oder jenen Kanal mehr Einfluß auf diese oder jene Haushaltung oder auf diesen oder jenen einzelnen Menschen zu erhalten, freilich Anfangs meist nur einen einseitigen Einfluß, der auf einen besondern, einzelnen Umstand beschränkt war und unmöglich als ein allgemein auf ihn einwirkender angesehen werden durfte. Die Erfahrung überzeugte sie schnell, daß man an den meisten Orten sich mit einem solchen Anfangseinfluß begnügen und ruhig, still und ohne Zudringlichkeit abwarten müsse, bis sich etwa wieder ein Umstand zeige, wo man ein Wort mehr reden oder etwas mehr thun könne, um einen bessern und tiefer greifenden Einfluß zu erhalten. Die Glieder der Versammlung benahmen sich aber auch hierin vortrefflich. Nie hat wohl ein Pfarrer weniger den Pfarrer, ein Junker weniger den Junker und ein reicher Gewerbsmann weniger den Reichen gemacht, als Arner, der Pfarrer und der Baumwollenmeyer dieses jetzt thaten und eigentlich durch diese Sonntagsversammlung immer mehr lernten, dieses mit Erfolg für ihre Zwecke zu thun. Ich darf wohl sagen, diese sonntägliche Abendstunde war eine herrliche, menschliche,

seelerhebende Stunde; ich darf mehr sagen, sie war ein wahrer Gottesdienst, ich darf sagen, sie war im Geist und in der Wahrheit ein Gottesdienst. Alle Glieder dieser Versammlung suchten mit reinem Herzen ihren Mitmenschen in der Liebe zu dienen, und bei ihnen das Göttliche in der menschlichen Natur über das Sinnliche und Thierische ihres Verderbens siegen zu machen. Oder ist es nicht ein Gottesdienst, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackenden zu kleiden, den Gefangenen zu besuchen, des Elends seiner Brüder weniger zu machen auf Erden? Ist es nicht ein wahrer Gottesdienst, sich zu allem diesem im Geist und in der Wahrheit vorzubereiten, oder wisset ihr das Wort des Erlösers nicht mehr: Was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan? Aber freilich gingen die Juden, die ihn für seine Lehre und sein Leben gekreuzigt, für ihren Gottesdienst nach Jerusalem zum Tempel und versammelten sich in ihren Synagogen zum lauten Judengeschrei und Wortgepräng über Mosen und die Propheten, das sie ihren Gottesdienst hießen.

Nebenbei sind diese Sonntagsversammlungen, sagte einmal der Pfarrer, auch ein wahrer und großer Fürstendienst. Der Junker erwiederte ihm: Helidor würde den Bauch in die Hände nehmen vor Lachen, wenn er so etwas hörte. Aber Glülphi entgegnete darauf: Ich weiß nicht, ob er nur lachen würde; es kommt darauf an, wer um den Weg wäre, wenn dieses vor ihm ausgesprochen würde.

Das ist gewiß, diese Versammlungen sind geeignet, das Herz der Edeln im Land zur Theilnahme an dem, was das Volksheil ist, zu erheben, wie einst die Versammlungen von Männern aus den drei Urkantonen der Schweiz im Grütli geeignet waren, das Herz der Edeln in den drei Ländern zu den großen Thaten unsrer Väter zu erheben.

---

64. Es erſcheinen wieder Leute, die Anſpruch auf den guten Ton unſrer ſchönen Zeit zu machen berechtigt ſind.

Sylvia war kaum von der Unterredung mit dem Großmeiſter des Ordens vom neuen, guten Ton im Herzogthum, vom Helidor, zurück, ſo fragte ſie ihren Onkel, den General, wie bald er jetzt die Reiſe nach Arnheim, die er ſich ſchon ſo lange vorgenommen, mit ihr machen wolle. Er antwortete: Es iſt bis nach dem Herbſt nicht möglich.

Sie. Aber warum doch das, Onkel? Die Jahreszeit iſt jetzt noch angenehm und nach dem Herbſt iſt es bei uns faſt immer regneriſch und unangenehm.

Er. Ich wollte ja ſchon vor vielen Wochen gehen, und hätte den Bau in meinem Haus nicht angefangen, wenn du mich nicht von dieſer Reiſe abgehalten hätteſt.

Sie. Ich wollte dieſe jetzt gern mitmachen.

Er. Das kann jetzt nicht ſein; wenn man baut, ſo kann man nicht von Haus weg.

Sie. Das Meiſte von dem Bau aber iſt ja verdungen.

Er. Deſto nöthiger iſt es, daß man dabei ſei und ſehe, wie es gemacht werde.

Sie. Sie haben einen recht braven Baumeiſter; Sie dürfen es ihm wohl etwas anvertrauen.

Er. Das iſt nichts geſagt. Ich bin nicht wie dein Vater, und vernachläſſige ſolche Hauptſachen nicht gern.

Sie. Es wäre doch ſehr gut, wenn Sie dieſe Reiſe jetzt möglich machen könnten.

Er. Aber warum denn das?

Sie. Ihr Vetter wird noch vollends ein Narr, wenn Sie ihn nicht von den Charlatanerieen, die er treibt, zurück führen.

Er. Aber was geht das zuletzt dich an? Du haſt dich bis jetzt nicht viel um ihn bekümmert, und was du jetzt ſagſt, ſcheint mir gar nicht mit dem Verſprechen überein-

zustimmen, das du mir seinethalben noch vor Kurzem gemacht hast.

Sie. Lieber Onkel, es ist nur aus Sorgfalt für ihn, daß ich das jetzt sage.

Er (mit Kopfschütteln). Ich muß fast denken, es stecke etwas Anderes hinter dem plötzlichen Gelüst, nach Arnheim zu reisen, da du mir doch so manchmal gesagt, du wolltest lieber das kalte Fieber bekommen, als noch einmal in dieses Bauernnest, wie du es heißest.

Sie. Lieber Onkel, was sollte doch dahinter stecken? Es ist nichts als Sorgfalt für Arner selber und für die Ehre unserer Familie, warum ich Sie jetzt bald gern dort sähe.

Er. Sei es jetzt, was es wolle. Kurz, es geht nicht, daß wir dahin reisen.

Sylvia war beinahe wüthend, und das erste Wort, das Sie, als sie von ihm weg wieder in ihrer Stube war, zu sich selbst sagte, war: Wenn ich jetzt nur wüßte, wie ich machen könnte, daß Helidor nicht mit mir zürnt; aber er ist ein verdammter Kerl; ich weiß zum Voraus, wenn ich ihm nicht diene, so dient er mir gewiß auch nicht und läßt mir meinen Raubholz so ehrlos dastehn, daß der Onkel am Ende, wenn meinethalben von ihm wieder die Rede sein wird, sich seiner mehr schämen wird, als ich es mit allen meinen Künsten je dahin bringen werde, daß er sich Arners halber je werde schämen müssen.

---

65. Verkehrte Ansichten über das Leben, über Erziehung, über Bildung, über Geldwerth, über die Brauchbarkeit der Menschen, und über die Gefahren, die es hätte, wenn man das niedere Volk gar zu gut lehren wollte, sich selbst zu helfen.

Sie war über den Abschlag des Generals, nach Arnheim zu reisen, so verdrüßlich, daß sie einige Tage lang nicht

wußte, was ſie that, und Jedermann, der ihr aufſtieß, übel begegnete. Da ſie fürchtete, der Verdruß Helidors über dieſen Abſchlag ſei noch größer als der ihrige, und ihm um der Dienſte willen, die ſie in ihrer Angelegenheit mit dem Raubholz von ihm erwartete, die bittere Pille dieſes Abſchlags gern verſüßt hätte und doch nicht recht wußte, wie das anſtellen, konnte ſie ſich nicht entſchließen, zu ihm zu gehen. Sie meinte, ſie könnte es ſchriftlich beſſer, verſuchte es auch dreimal, an ihn zu ſchreiben, aber jedesmal mißfiel ihr der Brief, ſobald er geſchrieben war, ſo daß ſie keinen abſchickte. Er wird mich, ſagte ſie, jetzt ganz für ein unbrauchbares Geſchöpf anſehen, mit dem gar nichts auszurichten iſt und mich dann ſtehen laſſen, wie er Jedermann ſtehen läßt, der ihm nicht gut genug dient.

Die Stunden der Trübſal jener frommen Barbel, als der Harſchier zu ihr kam, ſie unter die Linde abzuholen, waren nicht ſo ſchwer als die Tage der wilden, innern Wuth der Sylvia. Sie wiederholte in denſelben wohl hundertmal: Ich bin doch ein unglückliches Geſchöpf; aber es iſt auch ein elendes, es iſt ein verfluchtes Leben, wenn man nicht Geld genug hat zu dem, was man braucht. Mehr als einmal ſagte ſie zu ſich: Sie meinen, was ſie an mir gethan haben, daß ſie mir, wie ſie es heißen, eine gute Erziehung gegeben, d. h. daß ich mich habe faſt zu Tod hunden laſſen müſſen, um zu ſcheinen, was ich nicht bin und comödiantenmäßig etwas vorzuſtellen, wovon kein Haar wahr iſt, und in mir ſelber alle Tage und alle Augenblicke wüthende Wünſche zu entflammen, von denen ich keinen einzigen durchſetzen und mir ihn, ſo ſehr ich darnach lechze, zum befriedigenden Genuß bringen kann! Hätten ſie mich doch nur bei meinen lieben Zigeunern gelaſſen, ich hätte mich bei denſelben luſtig, froh und gaukelnd durch die Welt gebettelt, und geſetzt, ich wäre am End mit einer Diebsbande gefangen und ſelber auch geköpft worden, ſo hätte ein Schwertſtreich dieſem Lumpending, das man Leben heißt, aber kein Leben iſt, ein Ende gemacht. Jetzt aber ſehe ich demſelben nirgends ein Ende und bin keinen Augenblick ſo froh, ſo frei und ſo

glücklich, als ich es bei meinem Vater und unter ſeinen Zigeunern war.

Dieſe Gedanken trieben ſie umher, wie es, ſo ſagt man, eine arme Hexe umhertreibt, wenn die ſchwerſte der Arbeiten, die ihr der Teufel aufgibt, ihr den Angſtſchweiß austreibt. Sie konnte dieſe Zeit über keinen Augenblick ſchlafen; ſie aß auch beinahe nichts, aber trank von des Generals Liqueur alle paar Stunden ein oder zwei Gläschen. Des Nachts durch ſpielte ſie mit Aglee, der Theilhaberin ihres infamen Lebens. Dieſe fluchte mit ihr über das fatale Begegniß, aber lachte mitunter zwiſchen das Fluchen hinein, und da Sylvia ihren Kopf nicht beim Spiel, ſondern ganz bei dem ihr jetzt ſo widrigen Abſchlag des Generals und bei ſeinen Zugaben und Anhängſeln hatte, ſo gewann Aglee ihr auch alles Geld ab, das auf dem Spiel ſtand.

Am vierten Tage aber nach dieſem Abſchlag bekam Sylvia einen Brief von der Eichenbergerin, worin dieſe ihr berichtete, daß ſie zufolge der Aufträge des im Land allmächtigen Helidor täglich und ſtündlich auf den Beinen ſei, allem nachzuforſchen, was in Bonnal und Arnheim geſchehe; daß es aber gar nicht gehe, wie ſie wünſche und wie ſie auch wiſſe, daß der große Mann, der ſie für dieſes Geſchäft beauftragte, es ebenfalls auch wünſche; daß der Junker, der Pfarrer und der Glülphi in ihrem, wie ſie es heißen, großen und für die Welt wichtigen Vorhaben immer eifriger ſeien; daß, wie man ſage, auch die Buben verflucht viel lernten, und daß ſie eine große Freude zeigten, in die Schule zu gehen; daß ferner ihnen Glülphi viele Sachen zeige, die man ſonſt in keiner Schule zu lernen Gelegenheit habe. Zwar mißfalle das, wie natürlich, auch den meiſten Bauern und Bauernweibern. Sie ſagten, wenn es etwas Rechtes und etwas Einträgliches wäre, ſo hätten es die Alten gewiß auch ſchon getrieben, und viele ſagten noch, das bringe ihren Kindern nur Herren-Narrheiten in den Kopf, mit denen ſie keinen Hund von dem Ofen locken könnten, hingegen aber rücke es ihnen das, was ihnen vor der Naſe liege und Brod

ins Haus bringen könne, aus den Augen und mache ſie daſſelbe vernachläſſigen.

Auch die Sonntagsverſammlungen mißfielen ſehr vielen Leuten. Einige naſeweiſe Weiber möchten auch gern dabei ſein und meinten, ſie könnten dem Junker eben ſo gut und eben ſo viel Neuigkeiten vom Dorf erzählen und auch für daſſelbe ihm gute Räthe ertheilen, als immer das Baumwollenmareili und die Maurersfrau. Andere glaubten, dieſe Verſammlungen ſeien ein eigentliches und unerträgliches Spionenweſen; man werde bald in keinem Haus kein Wort mehr reden und keinen Kuchen mehr eſſen können, ohne daß man es im Schloß und im Pfarrhaus vernehme. Der Ständliſänger, der alle Zeitungen, deren er habhaftig werden könne und dadurch faſt das ganze A B C der neuen Kraftſprache unſerer Zeit auswendig gelernt, ſagte: Die bürgerliche Selbſtſtändigkeit, die häusliche Sicherheit und alle Rechtswohlthaten der bürgerlichen Geſellſchaft werden durch ſolche ariſtokratiſch klubiſtiſche Vereinigungen zwiſchen den Junkern, den Pfarrern und den Schulmeiſtern auf allen Dörfern im höchſten Grad gefährdet. Aber ſo ſehr dieſes auch auf viele einen ſehr ungünſtigen Eindruck machen würde, wenn ſie es verſtünden, ſo mache es keinen; denn außer ihr, ſagte ſie, verſteht im ganzen Dorf kein Menſch, was der Narr damit ſagen will, und alſo macht es auch den Eindruck gegen den Junker und ſein ganzes Weſen nicht, wie es gut wäre, daß es thäte; hingegen macht das Eine und Andere im Benehmen des Junkers, des Pfarrers und des Glülphi gegen die gute Sache, die man ihr zu befördern aufgetragen, einen ſehr ungünſtigen Eindruck, das ſei vorzüglich vom Beten und Bibelleſen wahr, welches der Glülphi auf eine für einen alten Lieutenant unbegreifliche Weiſe mit der höchſten Sorgfalt betreibe. Er mache ſich dadurch ſehr viele Leute gut, die ſonſt in Ewigkeit ihm nicht gut werden würden und ein verdammter Umſtand ſei kürzlich noch mit dem Regenwetter eingetreten. Vorher habe ihn faſt das ganze Dorf für einen ſtolzen Narren angeſehen und habe ihm auch ſtolz begegnet, aber da er an dieſem Regentag mit ſeinem rothen Rock im

Regen geſtanden und die Schulkinder, die ſonſt bis zu den Knien hinauf naß geworden wären, eine ganze Stunde lang mit eigener Hand über den Bach hinüber gehoben, ſo habe das bei einer Menge Leute im Dorf dahin gewirkt, daß ſie ihn jetzt nicht mehr für ſtolz achteten und anfingen, mit ihm freundlicher und zutraulicher zu werden, als ſie es noch mit keinem Schulmeiſter waren. Dieſer Umſtand, und auch, daß er und der Junker und der Pfarrer mit allen Leuten im Dorf ſo gar freundlich und auf eine Weiſe gut ſeien, wie das bis dahin gegen Bauersleute nicht üblich war, das Alles mache, daß man wirklich fürchten müſſe, wenn die Sache noch eine Zeit ſo fortgehe, ſo möchten ihm immer mehr Leute gewogen werden; es ſei deshalb unumgänglich nöthig, daß der böſe Wind, den, wie Sylvia wohl wiſſe, Helidor ins Dorf wünſche, ſobald als immer möglich darein blaſe, um dieſem Gang der Dinge eine Richtung zu geben, der man luſtiger zuſehen und ſpaßhafter abwarten könne, als dieſes der Fall ſein möchte, wenn Arners Angelegenheiten anfangen würden etwas Wurzel zu faſſen. Sie wolle nicht verhehlen, daß ſie dies zu fürchten anfange, und es dringend fände, daß dieſe Sache ſo bald als möglich einen Stoß bekomme, der ſie nicht bloß zu erſchüttern, ſondern zu verſchütten geeignet. Sie hoffe aber, daß das jetzt bald unfehlbar geſchehen würde, wenn das wohledeleſte Fräulein Sylvia, wie ſie ihr dieß für gewiß verſichert, nächſter Tage nach Arnheim abreiſen würde; ſie ſei überzeugt, es werde Hochderſelben ganz leicht ſein, Mittel zu finden, die Windfahnen in dieſem Dorf auf die Seite zu drehen, wo es unumgänglich nothwendig ſei, daß der Wind jetzt hinblaſe.

Dann berichtete ſie noch, die Frechheit der Sonntagsverſammlungen in Bonnal überſteige alle Grenzen. Sie habe durch einen ganz ſicheren Kanal vernommen, ſie hielten ihre Sonntagsverſammlungen, in denen ſie alle Weiberklatſchereien, die im Dorf umgehen, zuſammentrügen, für einen wahren Gottesdienſt. Hundert Leute im Dorf, wenn ſie das hörten, würden es für eine wahre Gotteslästerung anſehn; ihr aber liege an dem nichts, ſie möchten ihret-

halben dieſe Frau-Baſen-Arbeiten anſehen, für was ſie immer wollten. Aber ſie habe etwas weit Wichtigeres gehört, das von der höchſten Bedeutung ſei und das ſie durchaus nicht verſchweigen dürfe; der Pfarrer von Bonnal habe nämlich gewagt, es auszuſprechen, ihre Verſammlungen ſeien auch noch ein wahrer Fürſtendienſt. Hierüber habe zwar der Junker geantwortet: Helidor würde den Bauch in beide Hände nehmen vor Lachen, wenn er das hörte, Glülphi aber habe eingewendet, das ſei noch nicht ſo gewiß, es käme denn noch darauf an, wer eben um den Weg ſei, wenn man ihm dieſes ſage. Soweit, ſetzte ſie hinzu, treiben dieſe Leute ihre Frechheit, und es iſt offenbar, daß ſie ſich ihrer Zwecke halber ſicher glauben, und daß es dringend iſt, daß man Alles, was in der Welt nur immer möglich iſt, dagegen thue und in Bewegung ſetze.

Dieſer Bericht war freilich für die Sylvia nichts weniger als tröſtlich, aber ſie fühlte doch, daß er ſie in die Nothwendigkeit ſetze, Helidor ungeſäumt davon Nachricht zu geben. Sie zerriß den letzt angefangenen Verſuch, an ihn zu ſchreiben, und berichtete jetzt ziemlich einfach, aber umſtändlich, was ihr die Eichenbergerin eben geſchrieben. Doch ließ ſie mit aller Sorgfalt den Umſtand aus, daß die Eichenbergerin hoffe, ſie werde nächſter Tage nach Arnheim verreiſen, wie ſie ihr dieſes ſo gewiß verſprochen; dieſer Umſtand lag ihr ſchwer auf dem Herzen. Sie ſchämte ſich, Helidor Alles verſprochen zu haben und jetzt nichts halten zu können. Sie ſchlich alſo über dieſen Punkt ſo kurz und ſo ſchnell hin, als ſie immer konnte, klagte hingegen weh- und demüthig, daß jetzt der General ſo eigenſinnig ſei und durchaus vor Ende des Herbſts nicht nach Arnheim abreiſen wolle und ſie dadurch gehindert werde, bei dem beſten Willen, den ſie dafür habe und bei dem großen Intereſſe, das ſie darin belebe, die Wünſche Helidors zu befriedigen, daß ſie aber nach dem Herbſt ſich doppelt bemühen werde, Alles mit der größten Thätigkeit auszuführen und durchzuſetzen, woran ſie für jetzt auf eine ihr ſo unangenehme Weiſe verhindert worden. Auch ſetzte ſie noch in Ausdrücken,

die ihre Aengſtlichkeit gar nicht verbargen, hinzu, ſie hoffe, daß Helidor dieſe Verſpätung ihr auf keine Weiſe zuſchreiben werde, und bitte ihn dringend, in der Sache des Herrn Grafen, auf deren Erfolg jetzt des Erbes halber ihre Hoffnungen noch einzig und allein ruhten, forthin zu thun, was ihm immer möglich, wie er dieſes bisher auf eine Weiſe gethan habe, für die ſie ihm in ihrem Leben nie genug werde danken können.

Auch Helidor war über dieſe Nachrichten nichts weniger als erfreut. Er las den Brief mehrere Mal mit Aufmerkſamkeit und ſagte dann zu ſich ſelbſt: Die Sache mit dieſer Schule und mit dieſen Sonntagsgeſellſchaften will einen ernſthaftern Gang nehmen, als ich dachte und als es mir dienen kann. Es iſt mir klar, wenn ich dieſer Sache halber ganz blind und gleichgültig ſein werde, ſo könnte ſie mir über den Kopf wachſen, ehe ich mich deſſen verſehe. Jetzt iſt ſie freilich noch nichts und es iſt wahr, noch kann ſie ein Wind umblaſen; aber bei gänzlicher Windſtille, das ſehe ich jetzt auch klar, kann ſich die Lage der Dinge ändern. Ich darf mich nicht täuſchen, bei einer ſolchen gänzlichen Windſtille kann ſie Wurzel faſſen, daß es einen zehnfach größern Wind braucht, ſie zu entwurzeln, als jetzt, ſie umzublaſen. Man darf die Sache nicht in die Länge gehen laſſen.

Der Eifer, der ſich in der Schule zeigt, iſt bedeutender, als hundert Halbköpfe dieſes ahnen könnten. Glülphi iſt ein ſehr guter Mathematiker und der beſte lineariſche Zeichner, den ich kenne und dabei popular und voll bon sens, und wenn er an etwas ſitzt, ſo iſt er im Stande, Tag und Nacht daran zu arbeiten. Die Anhänglichkeit der Kinder an ihn, die mich aufmerkſam macht, iſt eine Folge ſeiner Kraft. Er hat immer die beſten Köpfe für ſich und für das, was er wollte, intereſſiren können, und er iſt ſicher im Stande, ſeine Schulkinder auf einen Punkt der Cultur zu führen, der unſerm Land durchaus nicht conveniren kann. Wenn es ihm auch nur ein wenig gelingt, ſo iſt Arners Eitelkeit dabei im höchſten Grad intereſſirt, daß er Alles thun wird,

die Sache aufs Höchſte zu treiben, und Arner hat ſicher Mittel, die in der Hand eines Mannes wie Glülphi iſt, weit und ſehr viel weiter führen können, als ich dieſen Spaß gehen laſſen kann und gehen laſſen will. So wenig die Sache jetzt noch ſcheint und wirklich iſt, ſo wenig kann man wiſſen, wohin ſie führt; doch glücklicherweiſe iſt Sylvia wie dazu gemacht, Arner hierin einen Streich zu ſpielen, und ſein hohes, heilig geträumtes Kartenhaus mit einem Hauch umzublaſen. Am allermeiſten machte ihn das Wort: „ihre Sonntagsverſammlungen ſeien auch ein Fürſtendienſt“ aufmerkſam. Der Teufel mag wiſſen, was ſie Alles bei dieſem Wort gedacht haben mögen, und die Antwort Glülphis zeigt klar, daß er mich vollkommen durchſchaut und ganz richtig weiß, was ich wollen und was ich fürchten muß.

In Rückſicht auf der Sylvia de- und wehmüthiges Abbitten über ihr nicht-Schuld-ſein an dem Abſchlag des Generals, nach Arnheim zu gehen, mußte er mitten in der verdrüßlichen Stimmung, in der er war, dennoch herzlich lachen, und er gab diesfalls ein merkwürdiges Beiſpiel, daß die Gutmüthigkeit der Menſchennatur, wenn ſie in einem Menſchen auch gegen Alles, was das menſchliche Herz in Unſchuld und Reinheit mit Theilnahme und Bedauern anſpricht, ganz todt iſt, dennoch für das Unwürdigſte und Schlechteſte erwachen und dafür Bedauern und Theilnahme zeigen kann. Sylvia dauerte ihn wirklich. Er, der dem wirklichen Leiden und Elend unſers Geſchlechts tauſendfach Hohn ſprach und allen fremden Jammer im Spiel eigener Luſt für nichts achtete, dieſer hartherzige Mann hatte jetzt Mitleiden mit Sylvia, ſprach ihr Muth zu und ſagte zu ihr, ſie ſolle ſich über dieſen Abſchlag keine grauen Haare wachſen laſſen; man müſſe in der Welt Alles nehmen wie es ſei. Er ſetzte noch ganz freundlich hinzu, ſo ſehr er auch gewünſcht, daß ſie dieſe Reiſe in den erſten Tagen gemacht hätte, ſo werde es in der Sache ſelbſt am End doch auf vier oder fünf Wochen nicht ankommen; ſie ſolle nur Alles, was den Erfolg dieſer Reiſe befördern und ſtark und entſcheidend machen könne, zum Voraus mit der größten

Sorgfalt vorbereiten. Er traue ihr alle Teufelskünſte, die hierfür gut ſeien, vollkommen zu, und ſei verſichert, ſie werde, wenn ſie einmal da ſei, die Sache zu dem Ziel hinlenken, wo es nothwendig ſei, daß ſie hingelenkt werde.

Indeſſen trat er noch mündlich mit ihr ſehr ins Umſtändliche ein, was in Rückſicht auf die Eichenbergerin zu thun nothwendig ſei. So ein elendes Geſchöpf, ſagte er zu Sylvia, ſei doch zu gebrauchen. Sie kann in der Lage, in der das Bonnaler Geſchäft ſich befindet, mir ſehr wichtige Dienſte thun. Sie müſſen Alles aufbieten, ſie in ihrem Eifer warm zu erhalten und ſie beſonders aufmuntern, ſolchen Worten auf die Spur zu gehen, wie das, das der Pfarrer geſagt, ihre Sonntagsverſammlungen ſeien ein wahrer Fürſtendienſt, und was bei dieſem Anlaß ſonſt geredet worden. Solche Aeußerungen ſeien von der höchſten Wichtigkeit, ſie geben über die innern Zwecke und die verſteckten Tendenzen der Handlungen von ſolchen Leuten oft ein auffallendes Licht, und es ſeien immer ſolche innere Zwecke und Tendenzen, worauf man in der Welt eigentlich Achtung geben müſſe, wenn man recht und ſicher auf die Spur kommen wolle, wie man es mit einem Menſchen habe, und wo man mit ihm zu Haus ſei. Die äußern Handlungen, wenn man ihre innere Tendenz nicht kenne, führten einen nur an der Naſe herum und ſeien eigentlich nur ein Harlequinskleid, darin ein jeder die wahre Farbe und Beſchaffenheit ſeiner Haut und der Eiterbeulen, die er darin habe, zu verſtecken ſuche. Indeſſen iſt mir ſehr viel daran gelegen, daß die Eichenbergerin ſelbſt eigentlich nicht wiſſe, in welchem Grad mich dieſe Sache intereſſirt. Es muß auch völlig ſcheinen, wie wenn ſie Alles, was ſie darin thut, aus ſich ſelber thue. Es darf in Bonnal kein Menſch ahnen, es komme von Jemand anders als von ihr ſelber, und wenn ſie in dieſer Angelegenheit in Zank oder in ein Geſchwätz verwickelt würde, ſo müßte ſie das nicht achten und nur lachend auf ihre eigene Rechnung fortzanken und hadern. Dergleichen Sachen machten in einem Dorf die größte Wirkung, wenn ſie als Bauerngeſchwätz und Bauerngezänk zum Vorſchein

kämen und fortdauernd als Bauerngeschwätz und Bauerngezänk angesehen und behandelt würden, bis die Sache, die man damit zu erzielen suche, reif sei; dann aber, wenn die Sache einmal dahin gediehen und der Mann, den man dadurch an den Pranger stellen will, in den Augen des Volks wirklich am Pranger steht, dann erst ist es Zeit, daß sich unser Einer darein lege und davon Notiz nehme. Die Eichenbergerin solle sich ja in Acht nehmen, kein Wort darüber laut werden zu lassen, daß er sich dieser Sache annehme oder ihr auch nur im geringsten nachfrage. Er empfahl Sylvia noch am Ende, der Eichenbergerin alle möglichen Hoffnungen zu machen, wenn sie in dieser Sache glücklich sei und sich alle mögliche Mühe gebe.

---

66. Hingeworfene Gedanken von Ansichten und Gefühlen Glülphis über Menschennatur und Menschenbildung.

Wo Glülphi allein war und die Nacht durch, in der er gewöhnlich wenig schlief, beschäftigte er sich mit nichts Anderem und suchte fast ununterbrochen, die wesentlichen Ansichten, die ihm über diesen Gegenstand durch den Kopf gingen, bei sich selber wörtlich auszusprechen und sie dadurch immer klarer und deutlicher zu machen.

Leser! Ich will einige dieser Ansichten, so wie er sie in diesen Selbstgesprächen sich selber vorstellte, darlegen; aber erwarte keinen größern Grad von Deutlichkeit, Ordnung, Vollständigkeit, Zusammenhang und Reife in der Darstellung der Ansichten dieser Selbstgespräche, als denjenigen, zu dem der Mann, dessen Hauptansichten ich hier darlege, bis jetzt selber gekommen; erwarte nichts als Bruchstücke von Ansichten und Vorstellungen, wie sie diesem Mann im Chaos seines Strebens in der Finsterniß als einzelne Lichtstrahlen erschienen, verschwanden, wieder erschienen und wechselnd in Licht und Schatten noch unreif in ihm vorüber gingen;

erwarte einen lebendigen Traum des Wahrheit ſuchenden Mannes, aber vergiß nicht, er erzählt dir ſeinen Traum und ſagt dir zum Voraus, er weiß, daß er in dem, was er dir vorlegt, noch vielſeitig träumt und durchaus noch nicht mit beſtimmtem und vollendetem Bewußtſein in der Wahrheit deſſelben lebt.

Der Zweck aller Erziehung, ſagte er in dieſen Selbſtgeſprächen, kann kein anderer ſein, als durch die Erziehung dahin zu wirken, daß die Kinder der Menſchen gottesfürchtig, verſtändig und für den ganzen Umfang ihrer Pflichten gegen Gott, gegen den Nächſten und gegen ſich ſelbſt willig, thätig, geſchickt und zu jeder hierzu nöthigen Anſtrengung und Ausharrung kraftvoll gebildet werden.

Um dieſen allgemeinen Zweck der Erziehung zu erzielen, iſt eine mit demſelben übereinſtimmende und ihm genugthuende Ausbildung des ganzen Umfangs der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Kräfte unſerer Natur weſentlich nothwendig. Jede dieſer in ihrem Weſen verſchiedenen Grundkräfte unſrer Natur entfaltet ſich aber nach eigenen, ihr ſelbſtſtändig einwohnenden Geſetzen, vermöge einer ihnen ebenſo ſelbſtſtändig einwohnenden lebendigen Strebkraft nach ihrer Entfaltung.

Die Geſetze, nach welchen ſich das fühlende Herz, der denkende Geiſt und die Sinne und Glieder des menſchlichen Körpers entfalten, ſind bei einer jeden dieſer drei Urkräfte von den Geſetzen, nach welchen ſich die zwei andern in ihm entfalten, weſentlich verſchieden; aber alle entfalten ſich bei ihrer Verſchiedenheit vermöge einer derſelben einwohnenden Strebkraft durch Reize, Triebe und Mittel, die ſelbſtſtändig in jeder einzelnen derſelben liegen.

Es iſt kein fremder, es iſt kein außer mir ſelbſt wohnender Wille und keine außer mir ſelbſt befindliche Strebkraft, es iſt mein eigener Wille, es iſt meine in mir ſelbſt wohnende Strebkraft, von welchem das Erwachen meines Herzens zum Fühlen, meines Geiſtes zum Denken, meiner Augen zum Sehen, meiner Ohren zum Hören, meiner Füße zum Gehen und meiner Hände zum Greifen ausgeht und dieſes

Erwachen meiner Strebkraft zur Entfaltung meiner ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Grundkräfte, ſowie das durch die ganze Epoche meiner Bildung, d. i. durch mein ganzes Leben fortdauernde Wachsthum und Stärkung meiner Kräfte iſt in ſeinem Weſen ſelbſtſtändig und nach den eigenthümlichen Geſetzen einer jeden dieſer Kräfte ſelbſtthätig.

Aber dieſe ewigen, ſelbſtſtändigen Geſetze der Entfaltung jeder einzelnen dieſer Urkräfte ſtehen in ihrem Weſen durchaus nicht im Widerſpruch unter ſich ſelbſt; im Gegentheil, ſie vereinigen ſich durch ein hohes, heiliges, inneres Band zum Zuſammentreffen zu einem gemeinſamen Ziel und wirken, vermöge ihrer Natur, in keiner einzelnen ihrer Abtheilungen hemmend und ſtörend gegen den ſelbſtſtändigen Entfaltungsgang der andern Grundkräfte und Anlagen unſrer Natur. Dieſe innere Einheit der Grundkräfte unſrer Natur ſteht deshalb auch durch ihr Weſen in ſelbſtſtändiger Erhabenheit über aller menſchlichen Kunſt. Keine menſchliche Kunſt darf und ſoll es auch nur verſuchen, weder das Weſen und die Eigenheit einer jeden dieſer drei Urkräfte noch das heilige Band ihrer Vereinigung unter ſich ſelber durch ſeine Einmiſchung zu hemmen und zu ſtören; im Gegentheil, jede Einmiſchung der menſchlichen Kunſt in die Entfaltung der Kräfte unſrer Natur muß ſich den Geſetzen, nach welchen die Menſchennatur dieſe Kräfte ſelber entfaltet, und dem heiligen Band, das dieſe Geſetze unter einander verbindet, unbedingt unterwerfen. Alle Kunſt des Menſchengeſchlechts in der Erziehung muß ſich in allen drei Urſachern unſerer Bildung an das reine, von keiner menſchlichen Kunſt abzuändernde Naturſtreben zur Entfaltung unſrer Kräfte anſchließen, von ihm ausgehen und in jedem ſeiner Fortſchritte an ihm feſthalten. Die Einmiſchung unſrer Kunſt in die Erziehung kann und muß alſo in ihrem Weſen in nichts Anderm beſtehen, als in der erleuchteten Sorgfalt unſers Geſchlechts für die Entfaltung und Bildung des ganzen Umfangs der Kräfte unſrer Natur, wie ſie in unſern Kindern liegen, mit dem Gang der Natur in ihrer Entfaltungsweiſe

unſrer Kräfte in Uebereinſtimmung zu kommen und uns darin mit ihr in Uebereinſtimmung zu erhalten.

Die Möglichkeit dieſer Uebereinſtimmung aber ergibt ſich nur durch die Unterordnung unſrer geiſtigen und phyſiſchen Anlagen und Kräfte unter die höhern ſittlichen und durch die Sittlichkeit göttlichen Anſprüche unſrer Natur. Nach dieſer Anſicht liegt alſo eine dreifache Strebkraft zur Entfaltung unſrer Kräfte in unſrer Natur, nämlich die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen unſers Herzens, zweitens die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen unſers Geiſtes, drittens die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen und Kräfte unſeres Leibes und ſeiner Glieder.

Das zu erzielende Reſultat unſrer Herzensbildung iſt offenbar Veredlung und Befriedigung unſrer Natur durch Glauben und Liebe.

Das zu erzielende Reſultat der Bildung unſers Geiſtes iſt offenbar Veredlung und Befriedigung unſrer Natur durch Wahrheit und Recht.

Das zu erzielende Reſultat unſrer phyſiſchen Anlagen und Kräfte iſt Veredlung und Befriedigung unſrer Natur durch Arbeit und Kunſt.

Das zu erzielende Reſultat der Gemeinbildung aller unſrer Kräfte iſt die Veredlung und Befriedigung unſrer Natur durch die Harmonie in der Ausbildung der Geſammtkräfte unſrer Natur im Glauben, in der Liebe, in Wahrheit und Recht, in Arbeit und Kunſt.

Das zu erzielende Reſultat der Gemeinbildung unſrer Kräfte iſt die Menſchlichkeit ſelber, d. i. die Erhebung unſrer Natur aus der ſinnlichen Selbſtſucht unſers thieriſchen Daſeins zu dem Umfang der Segnungen, zu denen die Menſchheit ſich durch die harmoniſche Bildung des Herzens, des Geiſtes und der Kunſt zu erheben vermag.

Dieſes letzte Reſultat der Menſchenbildung, die Menſchlichkeit, iſt aber nur durch Unterordnung der Anſprüche unſrer geiſtigen und phyſiſchen Anlagen unter die höhern Anſprüche der von Glauben und Liebe ausgehenden Sittlichkeit und Religioſität unſers Geſchlechts zu erzielen.

Die Nothwendigkeit dieser Unterordnung der Geistes- und Kunstbildung unter die Bildung des Herzens, unter die sittliche Bildung, liegt faktisch als Thatsache vor unsern Augen. Das Kind glaubt und liebt lange, ehe es denkt und arbeitet. Es glaubt und liebt, in zwar einseitiger, aber in dieser Einseitigkeit dennoch wirklicher Vollendung seiner Kraft zu lieben und zu glauben, noch ehe die ersten Spuren der Denk- und Kunstkraft in ihm entfaltet vorliegen. Sein Glauben an die Mutter und seine Liebe zu ihr ist bei der höchsten Ohnmacht seines geistigen und physischen Daseins schon lebendig, kraftvoll und unerschütterlich, und wenn auch nur sinnlich, doch in ihm vollendet. So offenbar hat der Gang der Natur die Geistes- und Kunstbildung der Herzensbildung nachgesetzt und sie muß ihr auch durch die ganze Bildungsepoche des Menschen, das ist von der Wiege an bis ans Grab nachgesetzt und untergeordnet bleiben. Der Mensch muß sich geistig und physisch im Dienst des Glaubens und der Liebe entfalten und ausbilden, wenn er durch seine Ausbildung sich veredeln und befriedigen soll.

Das ist Gottes Ordnung über Geist, Herz und Kunst, aus deren inniger Einheit die Menschlichkeit, d. i. ein die Menschennatur wahrhaft befriedigendes Leben allein hervorzugehen vermag. Dieser Ordnung Gottes muß die Kunst der Erziehung sich im häuslichen, öffentlichen, bürgerlichen und Privatleben unterwerfen. Des Menschen wahres, zeitliches und ewiges Heil geht nur aus dieser Unterwerfung hervor.

So wie die Natur im Leben diese Ordnung Gottes ausspricht, so muß auch die Kunst sich derselben unterwerfen und in allen Theilen mit ihr in Uebereinstimmung bleiben.

Alle Einmischung unsrer Kunst in die Bildung unsers Geschlechts muß also von der Anerkennung dieser Unterordnung ausgehen, und nur durch diese Anerkennung als einer heiligen Pflicht kann die Erziehung im Leben den Menschen wirklich bilden. Das Wort: Das Leben bildet, spricht die Nothwendigkeit der Unterordnung dieser Bildung unter die Gesetze de[illegible]e sie im Leben sich darstellen, aus;

insofern aber das Kunstleben unsres Geschlechtes diese Unterordnung nicht anerkannt, ist es nur verbildend und nicht bildend. Wo die Kunst der Bildung nicht durch die innern Gesetze der Natur, die an sich unfehlbar sind, sondern von außen her durch einen Einfluß, der vom menschlichen Verderben ausgeht und der die Unterordnung des Fleisches unter den Geist nicht anerkennt, bestimmt wird, da wird dieser Einfluß für die Menschennatur selbst verderblich. Es kann nicht anders sein, jede die Pflicht dieser Unterordnung mißkennende Einmischung der Erziehungskunst, wenn sie anstatt den ewigen Gesetzen der Natur untergeordnet mitzuwirken, sich herrschend über dieselbe hermacht und sich anmaßt, ihr Streben nach ihrer Willkür, d. i. nach den Ansichten ihrer Gelüste, ihrer Selbstsucht und ihres Verderbens zu beleben, zu reizen, zu lenken und zu verkünsteln und dann in dieser Verkünstelung entweder anzustrengen, zu steigern und sogar zu begeistern, oder aber dieses Streben zu hemmen, zu lähmen, zu bändigen, so kann diese unnatürlich durch Verkünstlung bald erstickte, bald belebte Strebkraft unsrer Natur durchaus nicht mehr zur Erzielung des letzten Resultats der menschlichen Bildung, zur Erzielung der Menschlichkeit hinwirken, sondern muß dieser Erzielung nothwendig hinderlich und der Menschennatur selbst im höchsten Grad verderblich sein. Wahrlich, diese also verkünstelte Kraft unserer Natur muß uns zu allem dem hinführen, was den Tod der Menschlichkeit, die Erkaltung des Lebens im Glauben und in der Liebe und des hohen, heiligen Eifers für Wahrheit und Recht, sowie den Verlust aller hohen und heiligen Ansichten der Kunst hervorbringt. Auf dieser Bahn wird nicht eine edle Menschlichkeit gebildet, sondern der Unmenschlichkeit wird Thür und Thor geöffnet; sie führt zum offenen Unglauben an alles Heilige und Hohe, zum gewaltsamen Entgegenstreben gegen alle Ansprüche der Wahrheit, des Rechtes und der Liebe, zum Frevelmuth gegen die Schwachen und Leidenden und die Reize der Kunst dienen hier nur zur Ertödtung des göttlichen und heiligen Sinnes, der gerade durch sie gepflegt werden sollte.

Das Nämliche, was in Rückſicht auf die Einmiſchung der menſchlichen Selbſtſucht in die Leitung der Strebkraft unſerer Natur zur Entfaltung der Kräfte wahr iſt, das iſt es auch in Rückſicht auf die Einmiſchung der menſchlichen Selbſtſucht in die Strebkraft unſrer Natur zur Anwendung unſrer entfalteten Kräfte. Dieſe Einmiſchung unſrer Selbſtſucht führt uns in der Anwendung unſerer entfalteten Kräfte eben wie in ihrer Entfaltung zu allem dem hin, was das innere Leben der Menſchlichkeit zu ihrem Tod führt und der Unmenſchlichkeit zu ihrem ſchrecklichen Leben Thür und Thor aufthut und unſer Geſchlecht durch Unglauben und Liebloſigkeit, durch empörenden Widerſtand gegen Wahrheit und Recht, durch Unterdrückung der Schwäche, durch Verhöhnung des Leidens und durch Mißbrauch der Kunſt zur Verödung des Geiſtes und des Herzens, zur Verwilderung unſerer Natur hinführt.*)

---

*) Anmerkung. Ich weiß, die Zeitwelt lieſt die Reſultate meiner Lebenserfahrungen lieber in Anſichten und Worten, die ſie täglich hört und ſieht, als in Verſuchen, ſich über dieſe Alltagsanſichten und Alltagsſprache zu noch nicht vollendet gereiften höhern Anſichten zu erheben und in einer zu dieſen höhern Anſichten nicht einmal gereiften Sprache; zu dem weiß ich auch, daß lebendige Anſchauungen des, dem Wahren und Guten, das dem Zeitgeiſt mangelt, entgegenſtehenden Schlechten zum Regmachen einer edeln Selbſtſucht nach dem Beſſern gut iſt. Ich wende mich alſo wieder zu Leuten, die ich nicht liebe, aber eben darum gern ſchildere; denn es iſt nothwendig, den Willen der Unſchuld zum Widerſtand gegen die erſten, zum Theil ganz unerkannten Urſachen des Verderbens des Volks zu beleben. Tauſend unſchuldige Menſchen, die einzeln unendlich viel beitragen könnten, dem Weltverderben, dem tauſend und tauſend unſchuldige, elende Menſchen unterliegen, in ihren nähern Umgebungen zu ſteuern, kennen die Urſachen dieſes Verderbens nicht, und ahnen nicht einmal, daß ſie möglich, geſchweige, daß ſie da ſind. Wahrlich es iſt ein Verdienſt um die Menſchheit, dieſen guten Leuten den Staar hierüber zu ſtechen.

67. Leben und Streben im Verderben und der Verkünstelung der menschlichen Selbstsucht.

Sylvia säumte nicht, nach ihrer Unterredung mit Helidor ihre Eichenbergerin mit allem, was sie für Helidor thun könne, bekannt zu machen und einerseits ihr die größte Thätigkeit in ihren Kunststücken gegen Arner zu empfehlen, andrerseits ihr zu sagen, daß sie die größte Sorgfalt gebrauchen und das größte Geheimniß daraus machen müsse, wer und was hinter ihrem Thun stecke, und ja gegen keinen Menschen auf Gottes Boden ein Wort davon fallen lassen solle, daß Helidor oder sie mit ihr darüber geredet oder gar zu etwas aufgehetzt hätten. Dieser letzte Auftrag kam indessen etwas zu spät, denn die Eichenbergerin hatte sich schon hie und da groß gemacht, wie sie mit dem Fräulein Sylvia von Arnheim in ganz genauer Bekanntschaft stehe und von ihr in sehr wichtigen Verhältnissen mit Aufträgen beehrt werde; und daß Helidor sie einer allerhöchst-gnädigen Audienz gewürdigt, war nichts weniger als ein Geheimniß im Dorfe.

Auch schien Sylvia, da sie ihr die diesfalls nothwendige und so wichtige Geheimnißmacherei anempfahl, eine Verlegenheit bei ihr zu bemerken und sagte: Du wirst doch nicht etwa schon ausgetrommelt haben, daß wir dich im Dorf herumschicken, dein Maul darüber zu gebrauchen? Was denken Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich so etwas zu thun unterstehen würde? sagte die Eichenbergerin. Und Sylvia: Das ist gut, daß es nicht geschehen; es darf nicht geschehen, wenn es schon wahr ist; es darf das kein Mensch wissen.

Aber es wußten's schon mehrere Leute; indessen leugnete es die Eichenbergerin derb weg, daß sie etwas im Dorf habe verlauten lassen, ging dann aber auf der Stelle zu mehrern Personen, denen sie im Vertrauen davon geschwätzt und sagte ihnen, daß sie doch keinem sterblichen Menschen ein Wort von dem sagten, was sie mit ihnen geredet, weil das ihr das größte Unglück, das in der W·

immer zu erdenken möglich ſei, über den Hals ziehen könnte. Dann aber hoffte ſie, wenn ihr etwa früher oder ſpäter darüber etwas auskommen möchte, ſo könne ſie es durch die Thätigkeit, die ſie in dieſem Geſchäft zeige, und hoffentlich durch das Glück, das ſie darin haben werde, in allen Fällen wieder gut machen.

Dieſe Thätigkeit war vorher ſchon groß, jetzt verdoppelte ſie dieſelbe. Hauptſächlich aber ſpürte ſie allem nach, was in der Sonntagsgeſellſchaft im Pfarrhaus etwa über Sylvia, über Helidor und über den Herzog geredet werde, was man eigentlich mit der Schule und mit dem Herren-Lehren der Bauernbuben und der Bauernmädchen wolle. Sie wußte, daß die Baumwollenſpinnerweiber gar oft über das neue Schulweſen mit dem Baumwollenmareili redeten und daß dieſes ihnen unverholen darüber ſage, was es darüber wußte und dachte. Sie machte ſich deshalb an ein paar der ſchlimmſten Lumpenweiber im Dorf, gab ihnen einige Batzen zum Saufen und lockte auf dieſe Art nicht nur alle Worte heraus, die über dieſen Punkt in des Baumwollenmareili Stube geredet worden, ſondern brachte dieſe Weiber noch dahin, daß ſie das Baumwollenmareili auch über dieſes und jenes ausfragten, wovon ſonſt nicht die Rede geweſen wäre. Auf dieſem Weg und durch Nachforſchungen in vielen andern Häuſern brachte ſie heraus, daß das Mareili von der Eichenbergerin ſagte, ſie gehöre eher in ein Stadtnarrenhaus, als in ein Dorf, und vom Herzog, es ſei ewig Schade, daß er nicht unter beſſern Händen ſei; und vom Helidor, es glaube nicht, daß er in ſeinem Leben ein einziges von den heil. zehn Geboten auswendig gelernt. Von der Sylvia ſagte es, ſie ſchicke ſich zum Helidor, wie kaum eine Schweſter zu ihrem Bruder; und von Glülphi, wo er irgend ein Kind finde, das einen guten Kopf habe, ſo jage er ihm nach, wie ein Jäger dem ſchönſten Reh; wenn auch der Vater eines ſolchen Kindes am Galgen verfault, ſo mache ihm das nichts; er ſage ſelber, deſto eher ſuche er ein ſolches auf; ein ſolches Kind habe denn auch mehr als ein anderes, Beweggründe in ſich ſelbſt, brav und mitleidig für den

Armen und Verlaſſenen zu werden, und dazu beizutragen, daß kein anderer Menſch mehr ſo verführt und ſo unglücklich werde, als ſein Vater. Er habe die Meinung, man könne dem Armen nur durch den Armen ſelber helfen, die Reichen ſtünden Leibes und Seele halber dem Armen nur zum Verſuchen und zum Verderben nahe; die Almoſen der Reichen ſeien meiſtens Gift für die Armen, und je größer ſie oft ausfielen, deſto ſtärker und tödtlicher ſei gar oft ihr Gift.

Ein Spion, wenn er die ganze feindliche Armee durchlaufen und ſich im Rückweg bei der letzten feindlichen Schildwache durchgeſchlichen, wenn er das ganze Lager abgemeſſen und die Zahl der Feinde bis auf den letzten Mann mit ſich zurück trägt, freut ſich nicht ſo ſehr über den Erfolg ſeiner Kundſchaft, als die Eichenbergerin ſich über den Erfolg ihrer Nachforſchungen freute. Sie eilte, was ſie konnte, ihre Entdeckungen der Sylvia zur Kunde zu bringen.

Das iſt verfluchtes Zeug, was dieſe da treiben, ſagte Sylvia und eilte dann eben ſo ſehr, es Helidor bekannt zu machen.

---

68. Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge haſt du dir Lob zubereitet.

Glülphi fuhr indeſſen fort, durch tägliche Uebung und unermüdete Anſtrengung ſich in ſeiner Schulſtube der Kraft, die er in der Gertrud Stube kennen gelernt, zu nähern, d. h. ſeine Schulmeiſterei dem höhern Geiſt und Sinn der wahren Erziehung unterzuordnen. Er wurde täglich kraftvoller, in allem ſeinem Thun auf das innere Weſen der Liebe, des Glaubens, des Denkens und Handelns ſeiner Kinder einzuwirken. Er wurde mit jedem Tag kraftvoller und geübter, das Herz ſeiner Kinder ſeinem Herzen, den Geiſt ſeiner Kinder ſeinem Geiſt näher zu bringen und auch ſeine feſte, ununterbrochene Thätigkeit ihnen zur täglichen Gewohnheit zu machen. Er wurde täglich fähiger,

dahin zu wirken, daß seine Kinder bei allem ihrem Thun Herz, Hand und Geist bei einander hatten. Sein großer Grundsatz, alle Anwendungsübungen den Uebungen zur Entfaltung der Kräfte, die diese Anwendungsübungen voraussetzen, unterzuordnen, d. h. die psychologisch zu ordnenden Reihenfolgen der Mittel und Uebungen zur reinen Entfaltung der Grundkräfte unsrer Natur den Anwendungsübungen dieser Kräfte vorhergehen zu machen, wurde ihm mit jedem Tag klarer, ebenso wie auch derjenige, daß alle Anwendungsübungen der menschlichen Kräfte mit dem Grad der entfalteten Kräfte ins Gleichgewicht und in Uebereinstimmung gebracht werden müssen.

Nicht weniger befriedigten ihn die Versuche, jedes einzelne in irgend einer Kraft, Fertigkeit oder Kenntniß vorgeschrittene Schulkind zu benutzen, um denjenigen seiner Mitschüler, die in dieser Kraft, Fertigkeit oder Kenntniß merklich hinter ihm zurück waren, an die Hand zu gehen, wie in der Gertrud Stube und auch in der Wohnstube einer jeden braven, gemeinen Haushaltung jedes Geschwister das, was es kann, seinem jüngern, ungeübtern Geschwister zeigt und ihm darin an die Hand geht. Der Grundsatz dieser Benutzung der in jedem Fach geübtern und vorgerücktern Kinder zum Unterricht und zur Anführung der jüngern, ungeübtern wurde ihm in der Ausführung vorzüglich durch einen zweiten, von mir schon einmal berührten Grundsatz erleichtert und in seinen Folgen wichtig, nämlich daß jedes Kind das, was es in der Schule lernen, auch auslernen, d. i. auf eine Weise können müsse, die es in Stand setzt, das, was es kann, auch andern wieder zu zeigen und andere wieder darin zu unterrichten. Seine Erfahrungen zeigten ihm jetzt, daß dieses nicht nur so zu verstehen sei, ein Kind müsse am Ende seiner Schuljahre, wenn es Alles, was es in der Schule zu lernen habe, vollendet, im Stande sein, auch andere Kinder in allem diesem zu unterrichten, sondern die Kinder müßten schon in der Schulzeit, wie dieses auch in der Wohnstube der Gertrud der Fall war, auf jedem Grad des Unterrichts, auf dem sie stehen, ehe sie auf einen

höhern geführt werden dürfen, in demſelben zu einer Sicherheit und Vollendung im Können deſſelben gebracht werden, daß ſie ſchon in dieſer Zeit Kindern, denen er noch nicht ſo vollendet eingeübt iſt, darin unterrichtend an die Hand gehen könnten Daß dieſes aber mit der größten Kindlichkeit und Einfalt ausgeübt werden müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Am vorzüglichſten aber richtete er ſeine Schulmeiſterkraft dahin, die Kinder täglich und in allen Rückſichten an einen hohen Grad der Anſtrengung und Ausharrung zu gewöhnen, früh und ſpät auf dem Platze zu ſein, nichts langſam in die Hand zu nehmen und bei allem Thun ſchnellen Schrittes vorwärts zu gehn und nirgends müßig umher zu ſtehen. Wer in den Tag hinein lebt und ſich nicht früh Vorſätze des Lebens macht, denen er nachſtrebt und für die er jeder Ausharrung und jeder Aufopferung fähig ſein muß, aus dem wird nichts in der Welt, ſagte er faſt täglich zu ſeinen Kindern.

Dieſes Wort gefiel zwar nicht allen Leuten im Dorfe. Eine Mutter von einem ſeiner Schulkinder ſagte einmal zu Glülphi: Dieſes Treiben zum Etwas-werden in der Welt nützt eben nicht Alles, wenn mein Kind nur ein frommer, ordentlicher Chriſt wird. Und wenn du das willſt, ſagte Glülphi, ſo ſoll's dir auch recht ſein, daß es ſeinen Kopf und ſeine Hand als Chriſt brauchen lerne. Liebe Frau, das Chriſtenthum iſt das Höchſte, wonach der erhabenſte Menſch ſtreben kann; wenn aber der Menſch nichts iſt, wenn Alles, was göttlich und erhaben in ſeiner Natur liegt, in ſeinem Kopf ſchläft und in ſeinen Händen lahm und in ſeinem Herzen nur kraftlos, wie der Traum eines Schlummernden, daliegt, wie kann er dann nach dem Höchſten, nach dem Erhabenſten ſtreben, das in der Menſchennatur liegt? Es war Glülphi in der Welt nichts ſo zuwider, als wenn er ſah, daß jemand die Lehre von der Nachfolge des Gekreuzigten zu einem anſchaulichen Beleg der vis inertiae unſers Verderbens herabzuwürdigen verſuchte. Er glaubte, man müſſe die Kinder in allen Rückſichten menſchlich beleben, um ſie eben ſo fähig zu machen, in allen Rückſicht-

chriſtlich kraftvoll zu handeln und ihrem guten Willen in allen Verhältniſſen thatſächlich die Folgen zu ſichern, ohne welche aller Anſchein des menſchlichen Willens nur ein eitles Gelüſt unſerer thieriſchen Natur und durchaus nicht als ein wirklicher, menſchlicher Wille angeſehen und erkannt werden kann.

Auf dieſe Anſichten und Grundſätze geſtützt, ſetzte er in Rückſicht auf die Entfaltung der menſchlichen Kräfte ſeiner Schulführung keine Schranken, denn er war vollkommen überzeugt, der Menſch könne in keinem Stand weder zu edelmüthig und wohlwollend, noch zu chriſtlich und zu verſtändig, noch zu kunſtfähig und berufsfähig ſein und gemacht werden; aber indem er bei eben dieſer Schulführung den Geiſt des häuslichen Wohnſtubenlebens eben ſowohl zu ſeinem oberſten Ziel ſetzte, als er es auch zu ſeinem erſten Schulmittel benutzte, ſo ward er dadurch wieder genöthigt, die Anwendung der in ſeinen Kindern entfalteten Kräfte durch ſeine Schulmittel ebenſo in den Geiſt, in den Sinn, in die Bedürfniſſe, Mittel und Eigenheiten ihres Standes hineinzulenken und die äußere Anwendung ihrer Kräfte den Anſprüchen und Bedürfniſſen dieſes Standes zu unterwerfen, wie jede gute Wohnſtube vermöge des Weſens ihrer Natur ſelber genöthigt iſt, die Kräfte, die ſie in ihren Kindern entfaltet, in den Geiſt und in die Bedürfniſſe ihres Standes hineinzulenken und denſelben zu unterwerfen. Er arbeitete deshalb auch mit aller Kraft und mit aller Kunſt, die in ſeiner Hand war, daß der Verſtand ſeiner Kinder als ein landwirthſchaftlicher Verſtand und ihr Herz als ein in der Landwirthſchaft befriedigtes, an ihren Sorgen und Freuden theilnehmendes Herz und ſelber ihre Hand als eine für die Landwirthſchaft geſchickte und gewandte Hand zum Vorſchein komme, und führte ſie auf dieſer Bahn dahin, daß ſie in ſeiner Schulſtube mit vollem Herzen ſammt ihm Lavaters Lied anſtimmten:

Stimmet wack're Landesbauern,
Stimmt ein Lied mit Freuden an;
Eins, das hinter Thor und Mauern
Keiner mit uns ſingen kann.

So den Ansprüchen der Menschennatur in der Entfaltung ihrer göttlichen Kräfte auch kein Haar vergebend, suchte er seine Kinder durch die Anwendung ihrer Kräfte dahin zu erheben, daß sie sich in den Schranken ihres Standes glücklich und gesegnet fühlend, aus freiem Willen und eigenem Triebe mit Anstrengung und Eifer sich selbst die Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben suchten, die sie in Stand setzen konnten, ihren Stand auch unter allen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten, die er wie alle andern Stände hat, sich segensreich und befriedigend zu machen. Um aber dieses Ziel, seine Schulkinder sich in den Schranken ihres Standes so glücklich fühlen zu machen, als sie sich nach dem Eindruck, den ihr eigenes Glück auf sie machte, nicht leicht in einem andern Stand fühlen konnten, zu erreichen, suchte er ihnen die Bildung zu ihrem Stand und auch die Bildung zu den Beschwerden ihres Standes so leicht und so angenehm zu machen als möglich und benutzte hierzu vorzüglich die allgemeine Neigung der Menschen zum Gesang.

Thereſe und die Frau Pfarrerin boten ihm hierin die Hand und gaben alle Wochen zweimal den Kindern im Singen Unterricht. Auch trachtete er durch den Gesang auf jedes, die menschliche Natur belebendes und erhebendes, Gefühl bildend einzuwirken Sie lernten Sonntagslieder, Lieder zu ihrer Morgen- und Abendandacht, Lieder zur Ehre Gottes, zum Dank für den Erlöser, zum Lob der Bibel, aber dann auch Freudenlieder, Erndtelieder, Feierabendlieder und lachende Darstellungen vielerlei Thorheiten und Irrthümer des Lebens. Auch versammelte er seine Kinder oft zu Abendfreuden, an denen oft das Schloß und das Pfarrhaus Theil nahmen.

Wenn das geschah, so brachte man den Kindern aus dem Schloß und dem Pfarrhaus allemal ganze Körbe voll Früchte der Jahreszeit, Kirschen, Birnen, Aepfel, Pflaumen und im Winter gedörrtes Obst mit, und man kann sich nicht vorstellen, was das fröhliche, freie Beieinandersein der Dorfkinder von beiden Geschlechtern in solchen vom Schloß

und Pfarrhaus erheiterten und belebten Abendstunden dazu beitrug, gegenseitig sanftere und edlere Gefühle in ihnen rege zu machen und sie zu verschiedenartig bildender Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf ihre Gespielen hinzulenken, auf die sonst Bauernkinder im Allgemeinen so selten hingelenkt werden. Man kann sich nicht vorstellen, was die Menschlichkeit dieser das Schloß, das Pfarrhaus und das Dorf vereinigenden Abendstunde dazu beitrug, mitten in der Kraftanstrengung, die besonders die Bildung zum landwirthschaftlichen Leben so wesentlich bedarf, den milden, fröhlichen und heitern Sinn des Lebens in seinen Kindern zu erhalten, der die Harmonie der menschlichen Kräfte und das Gleichgewicht, in dem sie unter einander stehen sollen, mit eben so viel Sicherheit ausdrückt, als der Mangel dieses milden, fröhlichen, heitern Sinnes im Leben den Mangel an innerer Harmonie unserer Kräfte in uns selbst und des Gleichgewichts, in welchem sie unter einander stehen sollten, bekundet.

---

69. Die Armseligkeit alles Treibens und Jastens unsrer Leidenschaften im Gegensatz gegen die Würde der Unschuld, der Menschenliebe und der Selbstsuchtlosigkeit.

Sylvia hatte indessen Alles, was die Eichenbergerin ihr berichtet, Helidor beinahe wörtlich erzählt, und er selber hatte Mittel gefunden, auch etwas von den Berichten Arners an Bylifsky über Glülphis Schulführung zu vernehmen.

Bisher war er gewohnt, alles Gute, das im Land war, wenn es nicht merklich stark gegen sein Treiben gerichtet schien, nicht geradezu zu unterdrücken, sondern dasselbe den Weg seiner Elendigkeit und seiner Träumernarrheiten (wie er alles höher strebende und tiefer greifende Gute in der Welt ansah und betitelte) ungestört gehen und sein Grab

gleichſam mit eigenen Füßen ſuchen zu laſſen. Dieſer Handlungsweiſe gewohnt, zeigte er äußerlich ſich lange gar nicht eifrig gegen Arners Thun. Im Herzen war er ihm von Anfang an entſchieden abgeneigt. Er mußte es auch ſein. Er nahm als Erfahrungsſache an, der Menſch ſei im ganzen Umfang ſeines Daſeins dem blinden Spiel Preis gegeben, das das launige und unerklärliche Schickſal mit ihm treibe. Dieſes, meinte er, laſſe einem kleinen Theil Menſchen das Glück wie vom Himmel herab regnen und ohne ſein Zuthun Mittel in die Hand fallen, alle Güter, und alle Genießungen, die die weite Erde dem Menſchengeſchlechte darbietet, bald in ungeſtörter Gemächlichkeit unter ihrem Dach einzuſchlürfen, bald ſie im wilden Getümmel zu zerſplittern. Er wußte zwar wohl, daß die meiſten dieſer vom Schickſal begünſtigten Menſchen ihr Glück zu nichts Anderm brauchten, als daß ſie, den Affen nachahmend, die, wenn ſie Menſchenkleider anziehen, ſich für Thiere von einer höhern Art anſehen oder auch die Pfauen, die, wenn ſie ihren Hintern mit allen Farben des himmliſchen Regenbogens aufſträußen, ſich auch für Vögel höherer Art halten mögen, als alle die ſind, die ihren Hintern nicht ſo mit allen Farben des Regenbogens geziert aufſträußen können, den Segen dieſes Glücks eben wie dieſe Thiere in einem armſeligen Gepränge zur Schau ſtellen, um unter ihren Mitmenſchen durch Vorzüge, die ſie mit Affen und Pfauen gemein haben, ebenfalls als Geſchöpfe höherer Art daſtehen zu können. Aber Helidor glaubte, das ſei ihr Recht und die untern Klaſſen des Volks müßten dieſes Recht wirklich in dieſer Thierform an ihnen reſpectiren und in dieſer Rückſicht gewöhnt werden, ſich unbedingt für eine niedrigere Menſchenart anzuſehen, die durchaus nach keiner Art von Genießungen gelüſten dürften, die das Schickſal ſeinen Günſtlingen darwerfe. Er meinte, wenn die Günſtlinge des Schickſals dieſe niedere Menſchenklaſſe nicht in allen Beziehungen und Verhältniſſen dieſer Anſicht gemäß behandelten und ſie nicht drei Schritte vom Leibe oder vielmehr drei Schritte von aller ihrer Luſt und von allen ihren

Freuden fern hielten, so thäten sie dieser Menschenklasse nicht nur keinen Dienst, sondern sie führten dieselbe genau in die Lage, in welcher sich ein hungriger Fuchs befindet, der, wenn er Trauben vor seinen Augen sieht, die ihm zu hoch hängen, sich die Füße fast abspringt, dahin zu gelangen und bei jedem Sprung wieder, ohne eine Traube in's Maul zu kriegen, zu Boden fällt.

Dieser Helidor war aber auch, seitdem er selber aus dem Kothwinkel, von dem er hergestammt, hervorgekrochen und dahin gekommen, im Herzogthum vollkommen das vorzustellen, was Hummel unter Arners Großvater in Bonnal vorstellte, der größte Maulbraucher und Spottgeist gegen alle Wünsche des Volks. Von einem Volkswillen hatte er auch keine Ahnung, daß ein solcher möglich sei, aber über die Volksrechte trieb er seinen Spott so weit, daß wenn man ihm von vorzüglichen Gaben und ausgezeichneten Talenten, die sich im Volk befänden und von dem Recht ein Wort fallen ließ, das solche ausgezeichnete Gaben diesen Menschen geben, dahinzustreben, sie auch auf eine verhältnißmäßige Weise anwenden und brauchen zu können und zu dürfen, er darüber allemal mit einem Hohn antwortete, der jedes edle Menschenherz zerschneiden mußte: wenn ein Mensch, der eine feine, gute, und wie er sie nennt, Hundsnase hat, um deswillen auch glaubte, man müßte ihm das feinste Räucherwerk, das es auf der Welt gebe, alle Tage vor der Nase anzünden, so wäre er doch sicher ein Narr und es sei offenbar, daß nicht seine Nase, sondern sein Beutel ihm das Recht zu diesen feinen Gerüchen geben könne. — Und es ist freilich auch in dieser Ansicht etwas ganz Wahres, und man muß hinzusetzen, es ist etwas darin wahr, das für den Armen von der höchsten Wichtigkeit ist, aber offenbar ist die Wahrheit, die darin liegt, im Mund Helidors dennoch eine Sünde, und zwar eine schreckliche Sünde gegen das Menschengeschlecht.

In Rücksicht auf Arners Angelegenheiten behauptete er, wenn es ihm gelingen könnte, durch den Komödiantenclub, den er im Pfarrhaus mit einigen Bauern und Bauerweibern

in Bonnal gebildet, die Zwecke, die er zu haben ſcheine, in ſeinem Dorf durchzuſetzen, ſo könnte dieſes von einigen Folgen ſein. Er meinte zwar zugleich, Arner habe keine Mittel, mit dieſem Spuk, den er in ſeiner Winkelſchule treibe, weiter in die Welt einzugreifen; doch war ihm dieſer Spuk, ſo ſehr er ihn verachtete, an dem Orte, wo er getrieben wurde, nicht recht, weil er immer etwas Aehnliches mit den Beſtrebungen habe, an denen der Herzog einſt mit Liebe gehangen. Doch tröſtete er ſich noch mit der Anſicht, das, was Arner jetzt wolle, ſei eigentlich doch nicht das Gleiche, was der Herzog ehemals geſucht; dieſer habe mit ſeinen Verſuchen immediat auf das Volkswohl und auf die Verbeſſerung des Zuſtandes der Armen im Land hinwirken wollen, von der Bonnaler Schule hingegen glaubte er immer noch, es ſei Arner um ein Bischen mehr Wortkenntniß und allerlei Geſchwätzwerk von Kenntniſſen zu thun. Er achtete in dieſer Rückſicht auch ſein Thun bis jetzt mehr für eine Dummheit, als für etwas, das auf irgend eine Art gefährlich werden oder ſonſt weit führen könnte.

Helidor wußte nur zu wohl, daß alles Geſchwätzwerk den Menſchen ſchwach mache, und daß man, um auch einem guten Kopf alle Bedeutung, allen Einfluß und ſelber alle Tiefe zu nehmen, ihn nur recht vielſeitig zu allerlei Arten von Maulbrauchen hinführen müſſe. Aber da er jetzt, und zwar nicht durch die Eichenbergerin, ſondern durch einen ganz andern Kanal aus der Hauptſtadt vernahm, daß Glülphi ein eigentlicher Todfeind der Vielwiſſerei und der Vielſchwatzerei ſei und in ſeiner Schulführung mit aller Kraft aufs Denken, Schweigen und Thun und nicht aufs Maulbrauchen losgehe und zudem, daß er ihn vorher ſchon als einen ſehr guten Mathematiker gekannt, jetzt noch vernahm, daß er in dieſer Schule auf eine Mathematik hinlenke, die gar nicht zu den Routinefertigkeiten ihrer Anwendung, ſondern zur allgemeinen Entfaltung der Geiſteskräfte und zum Habituelmachen der logiſchen Fertigkeiten hinführe und zugleich vernahm, daß er die beſten Köpfe in Bonnals Jugend ausſuche und ihnen in dieſem Geiſt eine Bildung

ertheile, so änderte er auf einmal seine Ansicht über diesen Gegenstand und sein Benehmen.

So wie er bis jetzt die Sache in Bonnal als unbedeutend behandelt und geglaubt, er brauche keine sichtbare Aufmerksamkeit darauf zu werfen und sogar der Eichenbergerin aufgetragen, die höchste Sorgfalt anzuwenden, daß Niemand merke, daß ihm etwas daran liege, so fing er jetzt an, dieser Sorgfalt entgegen öffentlich und laut sich gegen Arners Thun zu erklären und sich bestimmt zu äußern, dieser unerfahrne, junge Mensch gehe in seinen Bestrebungen und in seinen Tendenzen von Ansichten und Gesichtspunkten aus, die durchaus unrichtig und bei keiner nähern Prüfung stichhaltig erfunden werden könnten. Er wurde sogar jetzt plötzlich über diesen Gegenstand, was sonst nicht seine Gewohnheit war, geschwätzig und sagte oft, wo man's gern hörte und wo man's nicht gern hörte, nicht nur alle Einsichten und Fertigkeiten, zu welchen die Menschen durch ihre Bildung hingeführt würden, sondern auch der Grad der Geistes- und Denkkraft, sowie derjenige der Kunstkraft, welche die Einsichten und Fertigkeiten voraussetzten, zu welchen die Menschen gebildet werden dürften, müßten in jedem Falle mit dem positiven Zustande, d. h. mit dem Stand, Rang, Vermögen oder mit der Standes-, Rangs- und Vermögenslosigkeit eines jeden Individuums und zugleich mit dem, was in seinem Stand oder Nichtstand für ihn schicklich und brauchbar sei, in Uebereinstimmung gebracht werden; man müsse also dem Menschen auch nicht einmal seine Vernunft weiter ausbilden, als er sie in seinem Stand brauchen könne. Er behauptete, das sei so weit wahr, daß in den niedern Ständen sogar der Wunsch, mehr Verstand zu besitzen, als sie darin nothwendig hätten, wegen der Folgen, die es haben könnte, zurückgescheucht und abgelenkt werden müsse, und es komme in dieser Sache gar nicht auf den einzelnen Menschen und die Ansprüche, die einer etwa auf ausgezeichnete Geistesgaben und Kunstanlagen machen möchte, an, sondern einzig und ganz auf den Stand, zu dem er gehöre, und auf das Eigenthum, das er besitze.

Er ging noch weiter, er sprach seine Ansichten über diesen Gegenstand in dem politischen Club, den er selber gebildet und den einige sehr gute Köpfe besuchten, in einer Weise aus, die das größte Aufsehen machen mußte. Er sagte nämlich laut und bestimmt, Arner werde es mit den Grundsätzen, nach denen er seine Schule durch einen offenbar gefährlichen, mißvergnügten Lieutenant einrichten lasse, unzweifelhaft dahin bringen, daß die besten Köpfe seiner Schule einst sich selbst oder andern Leuten die Kugel durch den Kopf schießen würden.

Natürlich erregte dieses starke Wort Aufmerksamkeit in der Gesellschaft. Alles stand um ihn herum, und er fuhr fort und sagte: Die Sache ist wichtig; man kann den Armen im Land durch nichts unglücklicher machen, als wenn man ihn einsehen lehrt, daß er selbst höhere und größere Anlagen und Kräfte hat, als die Leute von höheren Ständen, die ihn umgeben, während er doch diese Gaben nicht anwenden kann und nicht anwenden darf. Er setzte kühn und derb hinzu: Der Kopf des Armen muß nothwendig mit seinem Beutel in Uebereinstimmung gebracht werden, und wenn er glücklich sein soll, so muß der erste so leer bleiben, als der letzte es ist. Er sprach es geradezu aus, das gemeine Volk müsse nicht zur Erkenntniß der Wahrheit seines Zustandes hingelenkt und nicht fähig und noch weniger gelüstig gemacht werden, denselben mit dem Zustand anderer Stände zu vergleichen und seine etwaigen höhern Talente dahin zu benutzen, sich durch dieselben dahin helfen zu wollen, worin sie etwa sähen, daß andere sich auch geholfen hätten. Er behauptete, man müsse die guten Köpfe in den niedern Ständen mit aller Kunst und, wenn es Noth thue und nicht anders sein könne, auch mit Gewalt vom Selbstgefühl dessen, was Geistes- und Kunsthalber in ihnen liege, zurückzulenken trachten.

Nachdem sich Helidor so öffentlich gegen Arners Thun erklärt, ließ er auch der Eichenbergerin durch Sylvia sagen, sie habe jetzt nicht mehr nöthig zu verbergen, daß auch er dieses Narrenwesen von Bonnal mißbillige, mit dem Zusatze,

sie solle immer fortfahren, mit großem Fleiß nachzufragen, was dort geschehe, und dabei alles Mögliche thun, daß immer mehr Leute im Dorf ihr Gespött darüber trieben und unwillig würden.

---

70. Uebergang von ganz heidnischen Ansichten über das Volk und die Volksbildung zu christlichen.

Bylifsky vernahm diese Aeußerung den Tag darauf, als er eben in einer Abendgesellschaft war, die aber freilich dem Intrigantenclub, wo Helidor seine bösen Worte aussprach, nicht gleich sah, sondern aus den besten Köpfen und den edelsten Männern des Hofes und der Hauptstadt bestand. In dieser Gesellschaft drückte Bylifsky seine Empörung über diese Aeußerung Helidors also aus: Um Gottes Willen, wo werden wir unter diesem Manne noch hinkommen, wenn wir dem Armen, der nichts hat, sich durch die Welt zu bringen, als die Anlagen seines Herzens, die Kräfte seines Geistes und die Fertigkeiten seiner Hand, nicht mehr helfen dürfen, diese Anlagen, die ihm Gott gegeben, in sich selbst zu fühlen und dahin auszubilden, daß er sie im Verhältniß der Kraft, mit der sie in ihm liegen, auch benutzen und zu seinem zeitlichen und ewigen Wohl anwenden könne, wenn wir im Gegentheil unsere Verkünstelungsmittel des Menschengeschlechts so weit zu treiben verleitet werden sollten, daß wir es für unsere Pflicht ansähen, mit Absicht zu verhüten, daß die besten Köpfe und talentreichsten Menschen in unsrer Mitte nicht einmal dahin kommen sollen, die Kräfte in sich selber zu fühlen, die Gott ihnen zu ihrem und zu ihrer Nebenmenschen Heil selber gegeben? Was würde aus uns werden, sprach er mit Heftigkeit, wenn wir auf dieser Bahn um einiger erbärmlicher Menschen willen die Ordnung Gottes und das Wesen der innern, ewigen Ungleichheit der Rangordnung, die er unter den Menschen durch die Ungleichheit ihrer Kräfte und Anlagen selber gegründet, aufzuheben und über den Haufen zu werfen suchten und dahin arbeiten sollten,

daß ſelber das ewige, heilige Fundament des wahren, menſchlichen Gottesdienſts, die göttlichen Kräfte der Menſchennatur ſelber dem unheiligſten und verwerflichſten Menſchendienſt, der Blindheit und Kraftloſigkeit der Menſchennatur Preis gegeben und aufgeopfert werden ſollten? Lebhaft über das Unrecht dieſer Anſicht empört, fuhr Bylifsky im Eifer ſeiner Aeußerungen fort und ſagte: Ich kann mir kein Verbrechen an Gott, an den Menſchen und an dem Vaterland denken, das demjenigen, die Kräfte der Menſchennatur im Menſchen, beſonders im armen Menſchen mit Abſicht, Muthwillen und Vorſatz in ihrem Keime zu erſticken, gleich kommen könnte.

Der erſte katholiſche Geiſtliche der Hauptſtadt, der auch in der Geſellſchaft Bylifsky's war, theilte dieſe Anſicht mit ihm und drückte ſich darüber alſo aus: Die Anlagen des Geiſtes, des Herzens und der Kunſt ſind göttliche Anlagen, und ſie mit Bewußtſein, Abſicht und Vorſatz im Menſchen, inſonderheit im armen Menſchen zu unterdrücken, iſt in meinen Augen nichts weniger, als eine der erſten Sünden wider den heiligen Geiſt, die weder in der gegenwärtigen, noch in der zukünftigen Welt verziehen werden können.

Bylifsky, der nicht katholiſch war, freute ſich über die Aeußerung dieſes Mannes, vorzüglich darum, weil er es von ihm, als von einem katholiſchen Prieſter nicht erwartete; aber der Geiſtliche, der das merkte, ſagte: Meine Anſicht iſt ganz mit den Grundſätzen der katholiſchen Kirche und mit den Mitteln ihrer ſo feſt begründeten Hierarchie übereinſtimmend. Die heil. Kirchenväter, die erleuchtetſten Päpſte und die eifrigſten Biſchöfe haben in allen Epochen der Kirche das Chriſtenvolk und beſonders die ihnen untergebene Geiſtlichkeit auf das wärmſte und angelegentlichſte aufgefordert, vorzügliche Talente, die ſie an irgend einem jungen Menſchen, beſonders aber an einem armen, jungen Menſchen entdecken würden, ihrer Aufmerkſamkeit zu würdigen und dafür zu ſorgen, daß ein ſolcher ausgezeichneter junger Menſch nach dem Willen Gottes, der ihn durch ſolche Anlagen ſelber

aus dem Staub ſeiner äußern Niedrigkeit erhoben, in die Lage geſetzt werde, ſeine Anlagen zum Dienſt der Kirche und des Staates würdig und ſegensvoll anwenden und gebrauchen zu können, und kein Katholik, der hierüber die nöthigen Einſichten hat und wahrhaft fromm iſt, wird je einem Zeitgeiſt fröhnen, der ſo offenbar mit den beſtimmteſten Anſichten und den Aufforderungen der heiligen Kirchenväter, der erleuchtetſten Päpſte und der frömmſten Biſchöfe klar im Widerſpruche ſteht. Aber es iſt freilich doch auch mit einem Zeitgeiſt ſchon ſehr weit gekommen, der dieſe Aufforderung, ſei es laut oder leiſe, ſei es direkt oder indirekt, an einen ehrlichen Mann im Land auch nur zu machen wagt.

Ja wahrlich, ſetzte Bylifsky mit einem Seufzer hinzu, es iſt mit einem Zeitgeiſt ſehr weit gekommen, daß ſelbſt viele, ſonſt ehrlich geſinnte Menſchen vom Volk, d. h. von den Zeitgenoſſen des Zeitgeiſts wie von Stieren reden dürfen, die, wenn ſie ihre Kraft kennten, ſich nicht an einem Zwirnfaden von einem Kind herumführen und an den Pflug und an den Wagen hinſtellen laſſen würden. Wahrlich, wahrlich, es iſt mit einem Zeitgeiſt weit gekommen, wenn ſonſt chriſtlich geſinnte Menſchen in Helidors Lied einſtimmen und es ausſprechen, man thue der Religion einen Dienſt, wenn man das Volk in Unwiſſenheit und Kraftloſigkeit hinabſinken laſſe.

Der Geiſtliche: Aber wahrhaft chriſtliche Menſchen, wenn ſie auch dieſes Wort ausſprechen, denken und ſagen es gewiß nicht in dem Sinn, in dem es Helidor denkt und ausſpricht.

Bylifsky. Das freilich nicht; aber es iſt ſchon ſchlimm genug, daß ſonſt chriſtlich geſinnte Menſchen durch den Zeitgeiſt dahin gebracht worden ſind, es aufrichtig zu glauben und als wahr anzunehmen, das Volk könne nicht demüthig ſein und nicht chriſtlich leben, wenn es nicht blind und kraftlos gemacht oder wenigſtens blind und kraftlos erhalten werde.

Der Geiſtliche. Aber man muß doch nicht vergeſſen,

daß die Blendlaterne, die man dem Volk ein ganzes Menſchenalter vorher nicht blos in die Hände gab, ſondern es beinahe noch zwang, ſich damit zu erleuchten, der alten Demuth im Land und dem alten chriſtlichen Leben ſchon lange den Hals gebrochen hat, ehe unſer Zeitgeiſt das böſe Wort, man müſſe das Volk blind und kraftlos machen, damit es demüthig werde und chriſtlich leben könne, Chriſten und Unchriſten in den Mund gelegt hat.

Bylifsky. Das iſt gewiß, die Fundamente der alten Demuth und des alten chriſtlichen Lebens ſind nicht durch einige, gegenwärtig in Umlauf gekommene Wörter des Zeitgeiſts, ſondern durch die frühere Vernachläſſigung der weſentlichen Mittel der Volkserziehung und der Menſchenbildung untergraben und geſtört worden, und es iſt wahrlich durch tiefe Verirrungen der Vorzeit dahin gekommen, daß es unſerm Zeitgeiſt gelungen, ſo viele Leute dahin zu bringen, in allem Ernſt zu glauben, man könne und müſſe gegenwärtig im Volk mit ſeiner Blindheit wieder gut machen, was die Vorzeit durch Blendlaternen in ihm verdorben.

Der Geiſtliche. Inzwiſchen wird ſich an Helidor Niemand irren. Wer ihn auch nur auf hundert Schritt ins Auge gefaßt, der weiß ſicher auch, wenn er den Grundſatz ausſpricht, die Menſchennatur und das Chriſtenthum forderten die Unwiſſenheit und die Kraftloſigkeit des Volks, ſo meine er damit nichts anderes, als das Chriſtenthum und die Menſchennatur taugten für ihn nur in ſo fern, als ſie in einer Geſtalt vor dem Herzog erſcheinen, die auf keine Weiſe geeignet iſt, dem Herzog eine Anſchauung von irgend einer Wahrheit oder irgend einem Recht, das ihm nicht behage, vor die Augen zu bringen.

Was mich aber, ſagte jetzt der Geiſtliche, in Rückſicht auf dieſen Zeitgeiſt und alle ſeine Folgen immer tröſtet, iſt dieſes: Die Kräfte der Menſchennatur ſterben darum nicht aus, wenn man ihnen ſchon eine Weile nicht aufhilft; und unnatürliche Beſtrebungen, ſie ſeien gewaltſam oder hinterliſtig, dieſe Kräfte zu unterdrücken, ſind immer weſentlich

geeignet, die Kräfte selbst wieder zu beleben, für die zu unterdrücken sie in Bewegung gesetzt und gebraucht worden.

Bylifsky erwiederte: Es ist gewiß, das Tröstliche gegen alle Uebel, denen das Menschengeschlecht ausgesetzt ist, liegt in dem ewigen Göttlichen der menschlichen Natur selbst; und was auch mich bei der so fürchterlich scheinenden Allgewalt Helidors tröstet, ist das alte Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten.“

Bylifsky hatte das Wort kaum ausgesprochen, so nahm der gute Geistliche das Glas in die Hand, und trank mit heiterer Stirne auf das Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten.“

Sie unterhielten sich noch eine Weile über diesen Helidor und waren einstimmig in der Aeußerung: Er ist ein Unchrist, der bei der Kraft seiner Anlagen, in den tiefsten Unsinn der Sinnlichkeit versunken, für das innere, göttliche Wesen der Menschennatur durchaus keinen Sinn mehr hat und darum auch die Menschen und die Menschennatur wie sich selbst verachtet. Er lebt ganz hingegeben in den Gefühlen und Trieben des schlausten, kraftvollsten und gewaltthätigsten der Thiere, die sich des Tags in Höhlen und Wäldern verbergen, des Nachts aber in die Thäler und Triften einbrechen, den Raub zu suchen.

71. Ein nichts entscheidender Wink über die Frage: „Hat das Jagdrecht und das Menschenrecht ein gleiches Fundament?“

Es ging indessen Glülphi in seiner Schule in Bonnal immer besser, und was vorzüglich und fast mehr als der Anfangserfolg ihrer Bemühungen das Herz Arners und Glülphi's erhob, war, daß ihre Begriffe über diesen Gegenstand sich immer mehr klärten. Glülphi sagte dieser Tage einmal zu Arner: Ich erfahre in meiner Schule die Wahrheit des Sprichwortes: „Thu, was recht ist, so wirst du ernen, was recht ist.“

In den Tagen erhielt Arner von Bylifsky einen Brief, darin er ihm für seine Nachrichten von Bonnal dankte und ihn dringend bat, ihm umständlich zu berichten, wie er in seinen wichtigen Zwecken vorrücke. Er bedaure, daß er ihm nicht Hoffnung machen könne, in seiner für den Staat so wichtigen Unternehmung von Hof aus unterstützt zu werden. Helidor treibe den letzten Heller zu Narrheiten auf, die beim türkischen Kaiser nicht asiatisch roher und geldfressender sein könnten, die sich aber auch für ein armes, deutsches Land schickten wie Bierfuppe neben arabisches Räucherwerk. Seitdem dieser Mann, schrieb Bylifsky, dahin gekommen, daß Alles durchgeht, was er will, so geschieht von dem, was eigentlich dem Land Noth thut, so viel als nichts; freilich wenn etwa wilde Schweine oder Wölfe in eine Herrschaft des Landes einfallen und ein paar Aecker umwühlen oder ein paar Schafe wegschleppen, so werden auf der Stelle von der Jägerkammer fürstliche Jäger auf die Herrschaft, wo dieser Schaden geschehen, hingeschickt, diese Thiere auszurotten, und es wird gar nicht der Herrschaft oder den herrschaftlichen Jägern überlassen, dagegen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen; aber wenn Leute im Land, wie deines Großvaters Hummel, ganze Dörfer zu Grund richten, Wittwen und Waisen zu hunderten um das Ihre und arme, verführte Leute auf das Schaffot bringen, so bringt bei uns keine fürstliche Kammer dergleichen Jäger auf die Beine, um das Land von größern Unthieren zu reinigen, als Wölfe und wilde Schweine sind. Doch, lieber Arner, es ist vielleicht noch gut, daß unter unsern Umständen von oben herab nicht gegen alle Uebel, unter denen das Land leidet, solche Jäger auf die Beine gebracht werden und im Land herum jagen. Jäger sind Jäger, und was von ferne herkommt, kennt Steg und Weg im Land nicht ganz gut, und lebt gewöhnlich nicht ganz heimelig (freundnachbarlich) mit den Leuten, an deren Thüren es klopft, und unter unsern Umständen könnte noch Schlimmeres daraus entstehen, als in Steg und Weg zu irren und unfreundlich an fremden Hausthüren anzuklopfen. Lieber Arner! Ich bin mit jedem Tage

mehr überzeugt, die höchſte Hülfe, die gegen die am tiefſten im Land eingewurzelten Uebel möglich, iſt einzig von der Erziehung zu erwarten. Unſer in ſeinem Innerſten unausſprechlich edler Fürſt hat an Mitteln anderer Art, dem Volk zu helfen, den Kopf ſo hart angeſtoßen, daß ſein edler Sinn jetzt, wenn er auch nur ein Wort von dieſem Gegenſtande hört, nur ſeine Wunde am Kopf fühlt und dieſen ſogleich auf die Seite kehrt. Es iſt möglich, und, Gott geb' es, daß einſt deine Verſuche ein Großes beitragen werden, ſeine diesfällige Verwundung zu heilen; aber ſie müſſen weiter getrieben und ihrer Vollendung näher gebracht werden, ehe daran zu denken iſt. Jetzt möchte ich für alle Welt nicht ein Wort davon bei ihm fallen laſſen; es würde ihn in ſeinem Innern über dieſen Gegenſtand nur noch mehr verwirren und noch unglücklicher machen, als er jetzt ſchon iſt. Aber daß es einſt geſchehen und mit Erfolg geſchehen wird, iſt mein inniger Troſt und in meiner Lage meine einzige Hoffnung. O, daß es dir gelänge! Lieber, lieber Arner, wie weit angelegt iſt dein Thun, aber wie viel braucht es, damit in einem Lande nicht zu ſcheitern, in dem der Fürſt unter den Trümmern von Verſuchen zu ähnlichen Zwecken ſelbſt erlegen und jetzt von dem göttlichen Bild ſeiner alten Zwecke nichts mehr ſieht, als das Bild ihrer Verheerung und ihres Mißlingens, wie es ihm ein Helidor vor Augen zu ſtellen vermag. Ich fürchte von dieſem Manne Alles für deine Zwecke. Du und deine Freunde ſind einfältig wie die Tauben, aber werdet klug wie die Schlangen. Es thut Noth, wahrlich es thut ſehr Noth. Ich weiß es.

Bylifsky.

72. Richtige Anſichten über die Volkserziehung und über die Armenverſorgung machen viele Fragen über das Jagdrecht und über die Menſchenrechte überflüſſig.

Arner hatte ſein weitläufiges Schreiben, darin er ihm über den Erfolg ſeiner Schule Nachricht gegeben und die Grundſätze und Anſichten, worauf ſie ihre Hoffnungen bauten, ausführlich dargelegt, ſchon ehe er Bylifsky's Brief erhielt, vollendet vor ſich liegen; aber als er dieſen empfangen und geleſen, ſagte er zu ſich ſelbſt: Es ſcheint, Bylifsky ſtecke unſeren Verſuchen ein weiteres Ziel, als er uns bisher geſagt hat und als wir das ſelber thun. Für jetzt bezwecke ich mit meinen Verſuchen nichts, als was ich thun muß, um ein braver, gewiſſenhafter Vater an meinen Herrſchaftsangehörigen ſein und bis an mein Grab bleiben zu können. Glülphi, das ſehe ich, träumt mit ſeinem Thun ſchon etwas weiter; aber mir ſchwindelt der Kopf, wenn ich auf einem hohen Thurme ſtehe. Ich will mich in keine Träume von Welt- und Staatenverbeſſerungen vertiefen; wenn ſo etwas reif iſt, ſo kommt es von ſelbſt. Ich will lieber neben dem Baumwollenmeyer und ſeiner Schweſter im Pfarrhaus über mein Bonnal Rath halten, als der Rath des Herrn Miniſters Bylifsky werden und mir in ſeinem Cabinet mit ihm den Kopf über den Wirrwar ſeiner Staatsangelegenheiten zerbrechen.

Der Brief, den er an Bylifsky vollendet, freute ihn indeſſen jetzt doppelt, und er ſetzte demſelben noch als Poſtſcriptum hinzu: Lieber Bylifsky! Dein Brief hat mich gefreut, du lebſt im Staat ſo voll Ernſtes, ſo voll Sorgen, als ich in meinem Winkel; aber mir ſchwindelt vor den Höhen, in denen du lebſt. Ich möchte mir nicht einmal träumend den Kopf darob zerbrechen. Gradſinnig thue ich auf meinem Winkel, was mir recht ſcheint und überlaſſe die Folgen außer meinem Kreiſe dem, der Alles leitet. So darf und will ich für jetzt noch in meiner Tauben-Einfalt

leben und denken, ich hätte noch keine Schlangen-Klugheit nöthig. Vielleicht aber findest du in den Grundsätzen meines Briefs hie und da etwas, das dir zeigt, wir finden zum Theil doch auch ohne Schlangen-Klugheit Wege, etwas vorwärts zu rücken oder wenigstens zu deutlichen Begriffen und zu einem sichern Boden, auf dem wir fortarbeiten wollen, zu kommen. Mein Brief gibt dir hierüber so viel Aufschluß als nur möglich und es freut mich, daß ich ihn gleich nach Empfang des deinigen absenden kann. Du siehst wenigstens daraus, daß er nicht als eine lang und wohlüberlegte Antwort auf meines Herrn Ministers Hoffnungen, Sorgen, Bedenken ꝛc. ꝛc. angesehen werden muß.

Dennoch zeigte Arner Bylifsky's Brief sogleich seinem Glülphi. Dieser las ihn mit Aufmerksamkeit durch und sagte dann zu Arner: Es ist doch gut und mir ganz recht und erfreulich, daß Bylifsky unser Thun in einem weiter führenden Gesichtspunkte ins Auge faßt. Wenn wir jetzt schon mit demselben in einem unbekannten Dorfwinkel vergraben sind, so kann doch Niemand eigentlich wissen, wie weit und wohin es eigentlich führen wird. Für jetzt aber mag ich selbst mich nicht einmal dem Träumen darüber überlassen.

73. Glülphis Hochflug zur Begeisterung über sein Schulmeisterwesen in einer schlaflosen Nacht.

Es ist aber nicht wahr, er träumte darüber mit der ganzen Kraft, die in seinem Geist und in seinem Herzen lag. Er gelangte je länger, je mehr zu einer höhern Ansicht seines Thuns. Er überzeugte sich, daß es nicht nur möglich sei, die Grundsätze und Mittel der Erziehung, die Gertrud in ihrer Wohnstube eingeführt, allgemein in den Schulstuben des Landes anzuwenden und zu benutzen, sondern daß es sogar möglich sei, durch ihre Anwendung in den Schulen auf die Verbesserung und Veredlung der häuslichen Erziehung zurückzuwirken und durch gebildete Schulkinder diese

Grundſätze und Mittel in den Wohnſtuben des Volks anzuwenden und in Ausübung zu bringen. Er achtete die Erreichung dieſes Zieles für das Höchſte, nach dem man bei der Volksbildung und Nationalkultur ſtreben könne, und wie ein Held der Schlacht, in der er ſiegen wird, oft im Traume voreilt und den Glauben an den zu erringenden Sieg ſich nicht aus dem Kopfe bringen kann, bis er die Schlacht ſelbſt gewonnen, ſo eilte jetzt Glülphi mit dem Traume von den Siegeserfolgen ſeines Thuns dem Kampf weit voraus, den er zu beſtehen hatte, ehe man von dieſem Siege als von einer wirklich geſchehenen Thatſache reden konnte. Wenn er von den Anſtrengungen ſeiner Bemühungen nicht ſchlafen konnte, ſo träumte er ſich ſchlummernd die großen Folgen, die aus ſeinen Bemühungen entſtehen könnten und ſollten. Er träumte ſich den Zuſtand eines Volks, in welchem die Grundkräfte der Menſchennatur allgemein elementariſch entfaltet und dieſe Kräfte zur erfolgreichen Anwendung in jeder Art Kunſt und Beruf allgemein geweckt und belebt worden wären. Er träumte ſich den Zuſtand eines Volks, in dem dieſe Entfaltung des Geiſtes und der Kunſtkräfte unſrer Natur durch die Segensmittel des häuslichen Lebens und der Wohnſtube alſo in Glauben und Liebe unter ſich ſelber vereinigt und dadurch zur höchſten innern Erhebung der Menſchennatur geeignet erſcheinen. Hoch erhob ſich ſein Herz, wenn er in dieſem Traume den Umfang der Mittel ins Auge faßte, die er zur Anbahnung der Muſterſchulen, deren Geiſt zu dieſem Ziel führen könnte, in ſeiner Hand hätte und in ſeine Hand bringen könnte. Er träumte ſich tauſend und tauſend Dinge, die, wenn ſolche Probeſchulen einmal zur Reife gediehn, zum Wohl ſeiner Mitmenſchen ausgeführt und durchgeſetzt werden könnten. Er träumte ſich, wie tauſend und tauſend Menſchen, die jetzt noch über die Gegenſtände, die er zu erzielen ſuche, ganz gleichgültig ſeien, dann zumal, wenn ſolche Probeſchulen ſo weit vorgerückt, als er nach ſeiner jetzigen Ueberzeugung gewiß war, damit vorrücken zu können, mit dem belebteſten Eifer daran Theil nehmen würden. Er träumte ſich, wie es ihm bei

dieſem Erfolg dann leicht werden könne, durch ſeine Schulkinder ſelbſt Einrichtungen und Anſtalten zu treffen, den Segen ſeiner Beſtrebungen dann noch weiter auszudehnen, als es ihm jetzt noch durch ſeine beſchränkten Schulübungen möglich ſei.

Er träumte ſich, wie leicht es ihm in kurzer Zeit möglich werden müſſe, in Bonnal neben ſeiner Schule ein Kinderhaus zu eröffnen, wohin arme Mütter, die die Nothdurft des Lebens von der Seite ihrer Kinder wegreißt, daß ſie den Tag über ihren Geſchäften nachgehen, ins Feld hinaus und an den Taglohn müſſen, ihre noch nicht ſchulfähigen Kinder bringen und wo ſie ſie den Tag über beſorgen laſſen könnten. Er träumte ſich, was für eine himmliſch ſchöne und bildende Uebung das für ſeine ältern Schulmädchen ſein würde, der Reihe nach dieſe Kinder den ganzen Tag über in allem Nöthigen zu verſorgen und ſich ſelber die Art und Weiſe einzuüben, wie dieſes geſchehen müſſe und wie die Anfangspunkte der ſittlichen, geiſtigen und Kunſtentwickelung für dieſe Kinder in ihrer erſten Einfachheit ergriffen und für ihre Bildung von der Wiege auf benutzt werden könnten. Halbwachend, halbſchlafend ſagte er in dieſen Träumen zu ſich ſelbſt: Wie gern gibt der Junker das Mehl, die Milch und das Holz, das eine ſolche Stube fordert, für die Unmündigen ſeines Volks! Er ſagte am Morgen nach dieſer ſchlafloſen Nacht ſelbſt, es ſei ihm in dieſem ſtaunenden Träumen über die möglichen Folgen ſeines Thuns zu Sinn gekommen, eine ſolche Noth- und Hülfskinderſtube für die armen Leute, die wegen ihres Taglohns oder wegen ihrer Frohndienſte den Tag über ihre Wohnſtuben verſchließen müßten, würde kaum den zehnten Theil ſo viel koſten, als ein mit einigen Pferdezügen wohlbeſtellter herrſchaftlicher Stall und kaum ſoviel als eine gut beſetzte Jagdmeute einen halbarmen Edelmann koſtet. Er ſah den Umfang der Folgen, die eine ſolche mütterliche Beſorgungsſtube auf Bonnal und auf jedes Dorf, darin dieſelbe gut eingerichtet würde, haben müßte, und war zum Voraus des Eifers verſichert, mit dem Thereſe, die Frau Pfarrerin,

Gertrud und die vereinigte ſonntägliche Geſellſchaft ſich dieſer Kinderſtube annehmen würden. Er träumte ſich dann auch neben dieſer Stube noch eine zweite, darin er den vorgerückten Knaben ſeiner Schule, eben wie den Mädchen, Gelegenheit geben könne, den männlichen Dorfkindern dieſer Stube zur allmählichen Entfaltung derjenigen Fertigkeiten behülflich zu ſein, die eine größere Anſtrengung der Kräfte erfordern und für die männliche Erziehung nothwendig ſind. Hauptſächlich aber erhob es ſein Herz in dieſer ſchlafloſen Nacht, dem Gedanken nachzuhängen, wie er durch ſeine Schule dahin gelangen könne, Kinder, die ihr Schöpfer mit ausgezeichneten Talenten verſehen, zum Selbſtgefühl ihrer Kräfte zu erheben und dahin zu bringen, alles Mögliche zu verſuchen, ſich zu einer ihren Anlagen angemeſſenen Ausbildung, Lebenstüchtigkeit und Lebensthätigkeit fortzuhelfen. Er ſtellte ſich die Menge der ihm bekannten Beiſpiele vor, wie einzelne von Gott mit vorzüglichen Talenten begabte Menſchen in verſchiedenen Ständen und Berufen es ſo oft dahin gebracht, ihrem Vaterlande und ihren Mitbürgern zum hohen Segen zu werden und ihnen ſelbſt noch nach ihrem Tode bleibende Denkmäler einer edeln und wunderbaren Anwendung ihrer vorzüglichen Talente zu hinterlaſſen. Es jammerte ihn, zu ſehen, wie ſehr dieſe Aufmerkſamkeit auf ſolche vorzügliche Talente im Volk, und beſonders in der hülfsbedürftigen Tiefe des niedern Volks in unſern Tagen allgemein mangle und wie wenig in ſeinem Vaterland gethan werde, um ſolchen Individuen eine Ausbildung ihrer von Gott empfangenen ausgezeichneten Gaben, für den Gebrauch und die Anwendung derſelben zum Dienſt Gottes zu verſchaffen. Es war ſeine Ueberzeugung, daß ſolche Individuen wegen ihrer ausgezeichneten Gaben von der Menſchlichkeit und Menſchenfreundlichkeit ihrer Mitbrüder von Gotteswegen und alſo mit Recht eine Handbietung zu erwarten hätten. Um ſo mehr erhob es ſein Herz, in den ſichern Reſultaten ſeines Thuns tiefe, weſentliche Hülfsmittel hierzu zu finden und vorauszuſehen, wie gewiß es ihm bei dem Intereſſe, welches Arner, Bylifsky und durch ihn ſo mehrere edle und

gebildete Männer der Hauptstadt an seinen Bestrebungen nehmen würden, leicht sein müsse, sich ein paar hierzu fähige junge Männer zu verschaffen, die mit ihm vereinigt dahin arbeiten würden, einige ganz ausgezeichnete talentreiche Knaben und Mädchen ihren Talenten gemäß zum Dienst des Vaterlandes weiter zu führen und vorzüglich zu Erziehern und Erzieherinnen zu bilden, und zwar sie dahin zu bringen, daß sie auf der einen Seite als Beispiele vollendet gebildeter Fertigkeiten des häuslichen Lebens dastünden, auf der andern Seite zu einer hohen Reife in allem dem gelangten, was sie in Rücksicht auf elementarische Geistes- und Kunstbildung für ihre Bestimmung zu wissen und zu können nothwendig hätten. Er glaubte in diesem Traum die Anbahnung einer wesentlichen Volkshülfe zu finden, deren wir nach seiner Ansicht dringend bedürften, die ihm aber auch nach eben dieser Ansicht auf keine andere Weise zu erzielen möglich schien. Er faßte in diesen Traumstunden besonders den Gesichtspunkt ins Auge, daß alle Grundsätze der Menschenbildung und alle Fortschritte der Erziehungskunst umsonst, daß sie wie in den Tag hinein gegeben seien und wie in der Luft dastünden, so lange nicht Anstalten da wären, in denen eine bedeutende Anzahl von Jünglingen und Mädchen zu einer vollendeten Kenntniß und Ausübungs-Kraft des ganzen Umfangs der ächten Grundsätze der Menschenbildung und der vollendeten Mittel der Erziehungskunst erzogen und gebildet würden. Die Erreichung dieses Ziels schien ihm um so wichtiger, da nach seiner Behauptung im ganzen Umfang dieses Welttheils, in welchem für die Erlernung jeder Wissenschaft und jedes auch noch so unbedeutenden Erkenntnißfaches fast zahllose und gewiß viel überflüssige Anstalten, Lehrmittel, Methoden und Lehrstühle dastünden, hingegen für eine mit praktischen Uebungen verbundene Erziehung, die sich auf die reellen Fundamente der Volksbedürfnisse und auf die tiefern Rechtsansprüche der Menschennatur gründe, sehr wenig Lehrstühle, und in seinem Vaterlande gar keine aufzufinden seien.

Dieser Umstand schien ihm um so wichtiger, weil bei

der allgemeinen, auf's Aeußerſte getriebenen Verfeinerung unſrer Civiliſationsverkünſtelung und dem mit demſelben ſo innig verwobenen Uebergewicht der thieriſch ſinnlichen Tendenz unſerer Natur über unſere ſittliche und geiſtige Kraft in dem guten Zuſtand der Volksbildung das einige allgemeine und tief genug wirkende Mittel gegen dieſes böſe Uebergewicht zu ſuchen und zu finden ſei. Er glaubte nämlich, dieſes Uebergewicht der thieriſch-ſinnlichen Tendenz unſers Seins und Thuns ſei nicht blos innig mit dieſem Raffinement unſerer Verkünſtlung verwoben, ſondern gehe mit der ganzen Kraft ſeines tief greifenden Verderbens weſentlich von demſelben aus und ſei in den allgemeinen ſittlichen, geiſtigen und Kunſtzuſtand unſers Geſchlechts ſo eingreifend, daß unter dieſen Umſtänden ſelber alle wiſſenſchaftliche und Kunſtbildung unſers Geſchlechts, mit dem ganzen Umfang ihrer Anſtalten, Lehrmittel, Lehrſtühle und Methoden zu allgemein mißbrauchten Dienſtmitteln unſers Verkünſtlungsverderbens herabſinken und ſeiner thieriſch-ſinnlichen Tendenz unterliegen müſſe. Er war überzeugt, daß es nur durch eine tief in das Weſen der Menſchennatur eingreifende und die Reinheit und Höhe unſers innern göttlichen Weſens mit tiefer Kraft ergreifende und belebende, höhere Erziehungskunſt und Nationalbildung möglich gemacht werden könnte, der offenbar immer wachſenden Tendenz unſers Zeitgeſchlechts zum Uebergewicht unſerer Sinnlichkeitsanſprüche über unſere ſittlichen und geiſtigen Anlagen Schranken zu ſetzen.

74. Läßt ſich das Miniſterium des Erziehungsweſens und des öffentlichen Unterrichts mit dem Kriegs-miniſterium und demjenigen der Finanzen und der Polizei vergleichen? Und wenn das nicht der Fall iſt, wo liegt die Urſache davon? Liegt ſie in der Menſchennatur, liegt ſie im Erziehungsweſen? Oder wo liegt ſie?

Er ſagte in dieſen Träumerſtunden, das Daſein eines Erziehungsminiſteriums, das bald in keinem Staat von Europa mehr mangelt, beweiſt, daß man dieſe wahre Lage der Dinge, wenn man ſie auch nicht vollkommen deutlich einſieht, doch anfängt zu ahnen. Dieſes Miniſterium ſteht in ſeinen äußern Formen allenthalben da, wie wenn die Angelegenheiten der Menſchenbildung und der Volkserziehung in allen Reichen eben wie die Angelegenheiten der Armee, der Finanzen und der Polizei vom Thron aus bis in die niederſten Hütten hinab in ihrem Geiſt und in ihrer Wahrheit organiſirt, conſtituirt und in Einſicht, Kraft und Mitteln ſoweit in Ordnung gebracht daſtünden, als es die weſentlichen Zwecke eines ſolchen Miniſteriums erfordern. — So ſollte es freilich allenthalben ſein; ob es aber wirklich ſo iſt, das weiß ich nicht. Ich kenne nur die Verhältniſſe in unſerm Herzogthum, aber ich darf in Rückſicht auf dieſes Land, ſo wie auf jeden, auch mir unbekannten Staat dennoch ausſprechen: Ein Miniſterium der Erziehung in einem Reiche, in dem keine einzige, der Erforſchung und Erziehungskunſt geweihte Anſtalt und kein einziger öffentlicher Lehrſtuhl dieſer Wiſſenſchaft zu finden iſt, ſteht wie ohne Hände und Füße da und muß in jedem Falle dieſen Mangel an Händen und Füßen um ſo tiefer fühlen, als es mit guten Köpfen beſetzt iſt und einen reinen, guten Willen und wahre Liebe zum Volk hat.

Fortdauernd in dieſem Traumgeſicht herumſchweifend,

ſtand ihm klar vor ſeinen Augen, wie ſehr die Erzielung ſeiner Ahnungen, Hoffnungen und Ausſichten für die Verbeſſerung des häuslichen Zuſtandes des Volks von der allgemeinen Errichtung von Bildungsanſtalten für Erzieher und Erzieherinnen angebahnt, befördert und geſichert werden könne. Das Bild einer ſolchen Anſtalt erhob ſich in ihm zu einer Lebendigkeit, die ihn faſt verſchlang. Er hielt beinahe dafür, der ganze Weltſegen der Kultur concentrire ſich in dem, was durch dieſe Idee erzielt werden könne. Alle andern Gedanken verſchwanden jetzt beinahe in ihm vor dem Wunſche, von dem ſeine Seele erfüllt war, ſich Licht zu verſchaffen über das, was ſolche Anſtalten brauchen, vorausſetzen und nothwendig haben, ſowie auch über das, was ſie, wenn ſie dieſes alles beſäßen, leiſten könnten.

75. Bettelei, Reichthum und Mittelſtand in Beziehung auf den Lehrſtand, mit dem Reſultat: In medio tutissimus ibis.

Ein Gedanke, der ihm über dieſen Gegenſtand vor allen wichtig ſchien und ihn ſehr beſchäftigte, war dieſer, die Zöglinge ſolcher Anſtalten müßten aus dem in unſern Tagen ſo ſehr zurückgeſetzten, leidenden, verarmten und hie und da ſelbſt beinahe zur Entehrung verſunkenen Mittelſtande genommen werden. Große Lebenserfahrungen hatten ihn überzeugt, das Perſonal zu ſolchen Lehrern und Lehrerinnen finde ſich nicht leicht in irgend einem andern Stande. Er mußte zu ſich ſelber ſagen, der eigentliche Bettler habe allgemein eine große Neigung, mit jedem Almoſen, das man ihm gibt, ſo geſchwind als möglich davon zu laufen und den Mund voll zu ſtopfen und hinunterzuſchlucken, und zwar in einem Winkel, der ihm hierzu am bequemlichſten ſcheine. Er fand überhaupt, daß das Bettelvolk im Allgemeinen die Wohlthaten, die es bekommt, ſinnlich ſelbſtſüchtig und als zu nichts weiter führenden Augenblickserquickungen mißbraucht, und hinwieder, daß dieſes Volk

im Allgemeinen weder Ehrliebe, noch Selbstüberwindung, noch irgend eine Art von menschlichem Höherstreben in sich selbst trage. Schon das sieben-, achtjährige Bettelkind, mußte er zu sich selber sagen, trägt gemeiniglich einen äußerst fruchtbaren Samen der niederträchtigsten Selbstsucht, des Neides, der Falschheit, der Gierigkeit und Gewaltthätigkeit, kurz des Sansculottismus in der innersten Tiefe seiner selbst. Diese Erfahrungen überzeugten ihn also, daß das Personal zu solchen Erziehern und Erzieherinnen durchaus nicht in der niedrigsten Tiefe des Volks gesucht werden müsse.

Aber ebenso zwangen ihn große und lange Erfahrungen seiner Lebenstage, es auch geradezu auszusprechen: Das Kind des Reichen, das im Verkünstlungsverderben der Zeit, der thierisch-sinnlichen Tendenz unserer Natur unterliegend, die Mittel, die der Reichthum, diese thierisch-sinnliche Tendenz zu befriedigen, an die Hand gibt, von der Wiege auf kennt, fühlt, und sich dadurch gütlich zu thun gelernt hat, ist trotz der seiner äußern Erscheinung nach großen Verschiedenheit vom Bettelkinde dennoch in seinem innersten Wesen mit ihm auf eine Weise gleichgestimmt, die wegen des äußern Anscheines der Ungleichheit beim ersten deutlichen Erkennen der Sache Erstaunen erregt. Die Kinder der Reichen, auch diejenigen, von denen man es eigentlich gar nicht sagen kann, daß sie der thierischen Tendenz unserer Sinnlichkeitsverkünstlung eben besonders unterlegen, sind im Allgemeinen der Selbsthülfe, der ausharrenden Anstrengung und der anhaltenden Thätigkeit und Ueberwindungskraft nicht gewohnt, welche bei Kindern, die mit vernünftiger Hoffnung eines gesegneten Erfolgs zu Erziehern und Erzieherinnen und besonders zu Volkserziehern und Volkserzieherinnen sollen gebildet werden, vorausgesetzt werden müssen, so daß deren Bildung für diesen Zweck schon zum Voraus als verfehlt angesehen werden muß. Dazu kommt noch, daß von den in den Zeitgeist unsrer Verkünstlung eingeweihten reichen Eltern unter hundert, neun und neunzig zu schwach und zu verblendet sind, um, wenn

sie auch ein Dutzend Kinder hätten, ein einziges derselben einer Anstalt anzuvertrauen, die solche Ansprüche an das Recht der Erziehung und der Erzieher machen würde. Es ist sicher, von hundert solchen Eltern würde nicht ein einziges Paar sich dahin erheben können, zu denken und zu glauben, daß in einer solchen Anstalt für ihr Kind ein Heil zu suchen sei.

76. Fernere Belege von der Wahrheit des Wahlspruchs: In medio — und seine Anwendung auf die Möglichkeit der Anbahnung und Durchführung einer ernst und redlich gemeinten Volkserziehung und Nationalcultur.

Von dieser Ansicht ergriffen, sprach er in dieser Traumnacht mit Lebendigkeit aus: Im Mittelstande ist Kraft; im Mittelstand muß man suchen, was Kraft will und was Kraft hat, und dachte sich die Möglichkeit, durch Bildungsanstalten, in denen aus diesem Stand ausgesuchte Kinder von ausgezeichneten Geistesgaben und Herzensanlagen zu Erziehern und Erzieherinnen gebildet würden, eine wohlthätige und erhebende Rückwirkung auf diesen Stand selber anzubahnen und durch den Umfang der Bildungsmittel, die sich aus solchen Anstalten ergeben würden, dem fürchterlichen Zustand dieses in so vielen Staaten bis zum Verschwinden versunkenen Standes wieder aufzuhelfen.

Dieser Gesichtspunkt war ihm unaussprechlich wichtig. Er wußte, daß der Mittelstand von jeher als der Kern aller Staaten und aller Staatskraft angesehen worden ist, und wenn je Jemand von der Wahrheit dieser Ansicht überzeugt war, so war er es, und fand zugleich das Bedürfniß, dem weitern Versinken dieses Standes in unserm Welttheil wesentlich, kraftvoll und ohne Säumniß Einhalt zu thun, um so dringender, je mehr er überzeugt war, daß er seit der Entstehung der Staaten dieses Welttheils noch nie so tief gesunken war.

Mitten in dem Traumgesicht dieser Nacht, die ihn so weit über die Grenzen seiner Kraft und über das Ziel seines Lebens hinausführte, war seine Ueberzeugung fest, und er sprach sie mit klarem Bewußtsein aus: Eine Volksbildung, die aus Erziehungsanstalten hervorgehen würde, die in der Einfachheit der Wohnstube der Gertrud zu einer kraftvollen Ausbildung der Fertigkeiten des häuslichen Lebens hinstrebend, genugsame Mittel zu einer naturgemäßen, psychologisch tief gegründeten Entfaltung der menschlichen Geistes- und Kunstkräfte in sich selber vereinigen, würde wahrlich in jedem Lande Resultate hervorbringen, die vorher unerreichbar und ganz unglaublich scheinen würden. Ich bin indessen überzeugt und spreche es mit unbedingter Zuversicht aus, die Anbahnung einer solchen Volksbildung würde vor Allem dem jetzigen Nothstande am allervorzüglichsten abhelfen. Sie würde ohne Widerrede dahin wirken, daß der stille, häusliche Berufssegen durch die heilige Vereinigung des Betens und des Arbeitens in den Wohnstuben des Volks wieder einen neuen, einen bessern und reinern Boden erhalten würde, als er sich jetzt im Allgemeinen zu rühmen haben mag. Die Grundsätze, Bestrebungen und Einrichtungen, die zu einer solchen Volksbildung hinführen, werden allgemein dahin wirken, daß der Mann und das Weib wieder mehr, als es jetzt den Anschein hat, mit innerer Erhebung ihren Vaterstolz und ihren Muttersegen in der Ausübung ihrer Vaterkraft und ihrer Muttertreue suchen und finden, so daß sie ihre tägliche Berufsarbeit und ihre täglichen Freuden als einen Theil ihrer Vatersorge und ihrer Muttertreue anerkenneten und sich dadurch gesegnet, geheiligt und befriedigt fühlten. Sie würden es dann für einen Fluch ihres Lebens ansehen, wenn sie durch die Modelustbarkeiten dieser Zeit gleichsam aus ihrem Hause getrieben würden und dieselben gleichsam hinter dem Rücken ihrer Kinder suchen müßten, die ihnen dann nur Hindernisse ihrer Vergnügungen wären.

Es ist unstreitig, eine solche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken, die Kräfte des häuslichen Lebens zur sittlichen, geistigen und Kunstbildung des Volks

zu ſtärken und die Väter und Mütter des Landes fähiger zu machen, ihren Kindern vom Morgen bis zum Abend mit Rath und That wirklich beizuſtehen und in ihrem Thun und Laſſen einen wahrhaft bildenden Einfluß auf ſie zu haben.

Es iſt unſtreitig, eine ſolche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken, die wahre Herzens-, Geiſtes- und Kunſtbildung des Volks allgemein zu machen. Sie würde dahin wirken, ihren eigentlichen Samen, die Anfangsmittel der Kraftentfaltung unſers Geſchlechts in ſeinen natürlichen Boden zu verſetzen und in die Hand der Mutter zu legen. Sie würde die Kraft des Volks, ſeine Anlagen im Kreis der Seinigen zu gebrauchen und ſich im Kreis der Seinigen in allen Bedürfniſſen ſelber und ſelbſtſtändig helfen zu können, im Volk allgemein beleben und millionenfach erhöhen. Sie würde den, für das häusliche Leben jetzt allgemein ſchlafenden Volksgeiſt wieder aufwecken und die in dieſer Rückſicht eben ſo ſehr erlahmte und immer mehr erlahmende Volkshand in Millionen Menſchen wieder ſtärken und aus dem Zuſtand ihrer Erlahmung zu der alten Kraft der ſich in Vater, Mutter und Kindern vereinigenden, häuslichen Selbſthülfe erheben. Sie würde den Umfang der menſchlichen Kräfte und Anlagen nicht blos innerlich beleben, ſondern auch äußerlich ins Leben ſetzen, d. i. zum aktiven Dienſtmittel des häuslichen und öffentlichen Segens unſers Geſchlechts erheben.

Sie würde beides, die geiſtigen und mechaniſchen Fundamente aller Erwerbsmittel des Volks weit tiefer und allgemeiner begründen, als ſie jetzt begründet vor unſern Augen ſtehn.

Dieſe Bildung würde die Kräfte und Anlagen der Menſchennatur zu Fertigkeiten ausbilden, die dann in den Dienſt des häuslichen und öffentlichen Lebens je nach Bedürfniß treten und hier ihre Anwendung finden könnten. Durch eine ſolche innere ſolide Begründung dieſer Anwendungsfertigkeiten würde ſie weſentlich dahin wirken, daß der Abrichtungselendigkeit ein Ziel geſetzt würde. Durch das Ver-

künſtlungsverderben ſind wir in den ländlichen und bürgerlichen, klein- und großſtädtiſchen, kaufmänniſchen, militäriſchen, bureauliſtiſchen Verhältniſſen zum Routineleben, zur Handwerksmäßigkeit herabgeſunken, ſo daß wir in veränderten Lebenslagen uns nicht mehr in eine neue Form der Thätigkeit finden können, als diejenige iſt, in der wir von Jugend auf gewöhnt ſind, unſern Tabak zu rauchen und unſere Mittagsſuppe zu eſſen.

Eine ſolche Anbahnung zur Volksbildung würde endlich in Rückſicht auf den Staatszuſtand unſerer Zeit, auf unſere Finanzen und ihren allgemeinen Boden, unſere Landesinduſtrie, unfehlbar einen großen, wohlthätigen Einfluß haben. Wir können uns nicht verhehlen, unſer Staatsweſen ſteht jetzt in Rückſicht auf ſeine ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Fundamente in unſerm Welttheil auf einem ſo ſchwankenden Fuß*) und in Rückſicht auf ſeine Reſultate ſo in den Lüften, daß es kein Wunder iſt, wenn ſich die öffentliche Meinung unſrer Zeit über dieſen Gegenſtand ſo verwirrt ausſpricht, als dieſes einſt beim babyloniſchen Thurmbau der Fall war. Gewiß aber iſt, die Anbahnung einer pſychologiſch begründeten Nationalcultur würde ihrer Natur nach nothwendig zu Reſultaten führen, die auf die materiellen Fundamente des Staatslebens, Ackerbau, Induſtrie und Handel den wohlthätigſten Einfluß ausüben würden.

Sie würde nothwendig dahin wirken, den Geiſt der bürgerlichen Thätigkeiten, der dem innern Segen derſelben zum Grund liegt und auf der einen Seite vom Kopf und der Hand, auf der andern Seite aber vom Herzen des Menſchen ausgeht, zu begründen und zu ſtärken. Sie würde ihnen dadurch ein tieferes Fundament verleihen, als ſie es in unſerer durch Verkünſtelung und Abrichtung von dem Gange der Natur ſo weit abgewichenen Zeit haben.

Dieſe pſychologiſch begründete Nationalbildung würde aber nicht blos auf die Ausbildung der Denkkraft und auf

*) Man muß bedenken, daß dieſe Worte um die Zeit der franzöſiſchen Revolution und der ihr folgenden allgemeinen Umwälzung der ſtaatlichen Verhältniſſe geſchrieben ſind.

die äußere Ausbildung der Sinne und Glieder, sondern auch auf das Herz der Menschen einen segensreichen Einfluß ausüben, dessen Ansprüche jedenfalls höher sind, als die der logischen Kraft, oder des Augenmaßes, oder der Hand. Durch eine solche Bildung würde das Volk dazu erhoben werden, alle Erwerbszweige zugleich unter dem höhern Gesichtspunkte, als Mittel zu seiner eignen persönlichen, sittlichen, geistigen und häuslichen Festigkeit ins Auge zu fassen zugleich mit Rücksicht auf sein ganzes Hauswesen, seine Kinder und Kindeskinder. So würden die Erwerbsquellen zum Segen des Landes eine höhere, sittliche Bedeutung erhalten, indem die Menschen sich bestreben würden, sich dadurch den wahren Hausfegen, das ist ein stilles, selbstständiges, gesichertes häusliches Leben zu verschaffen. Der Erwerb wäre dann nicht mehr ein bloses Geldspiel, wobei man trotz eines äußerlichen Flores in immer größerer Sinnlichkeitsverwilderung versinkt, sondern er würde zum wahren Segen des Landes gereichen.

---

77. Glülphi will sich über den Mittelstand im Lande nicht täuschen. Er findet ihn nicht in der Notabilitätsarmseligkeit, er findet ihn nicht im Dienststand: er findet ihn in Werkstätten und Wohnstuben, in denen die Berufswerkzeuge, die Bibel und die Nachtlampe neben einander stehen und Väter wohnen, denen der Hausfegen alles, eitle Ehre nichts und denen böse Gewalt ein Dorn in den Augen ist.

Noch immer von diesen Ansichten begeistert und hauptsächlich von dem Einfluß ergriffen, den psychologisch tiefgreifende Anstalten zur Bildung von Erziehern und Erzieherinnen auf die Wiederherstellung des Mittelstandes haben müßten, konnte Glülphi nicht aufhören, diesen Gesichtspunkt von allen Seiten ins Auge zu fassen. Ich folge seinen Nachforschungen Schritt für Schritt. Er sagte zu sich selber: Um ins Klare zu kommen über die Wiederherstellung

dieſes Standes müſſen wir zuerſt fragen, wer dieſer Mittelſtand ſei und worin die Kraft, die ihn zum Segen des Landes macht, beſtehe, ſo daß er in allen einfachen und glücklichen Zeiten als der Kern des Landes angeſehen wurde. — Offenbar ſind es die, den innern Segen des geſellſchaftlichen Lebens begründenden und ſicherſtellenden, ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Kunſt-, Berufs- und Erwerbsthätigkeiten, die in dieſem Stande mehr als in einem andern vorliegen, und durch die er, ſowohl auf die über ihm ſtehenden, höhern Stände, als auch auf das unter ihm ſtehende, gemeine Volk wohlthätig und bildend einwirkt, warum er als der Kern der Staaten angeſehen wird.

Es iſt alſo durchaus nicht der Beſitz eines beſcheidenen Grundeigenthums oder eines mittelmäßigen Vermögens, was dieſem Stande ſeinen Einfluß verſchafft, noch weniger iſt es ein mittlerer Grad von Ehrenſtellen, die er inne hätte, es iſt einzig die innere ſittliche, geiſtige und Kunſtkraft, die dieſem Stande eigen iſt, aus der der Segen für das Land hervorgeht. In dieſem Erwerbsſtande, dem ländlichen ſowohl als dem bürgerlichen, fühlt der Menſch ſeine Kraft und ſeinen Werth, und es bildet ſich hier ein gewiſſes Selbſtgefühl und eine vom Vater auf den Sohn forterbende Ehrenfeſtigkeit aus, die ihm die Achtung auch ſeiner Umgebungen verſchafft. Der Mangel überflüſſiger, die Anſtrengung der Kräfte entbehrlich machender Hülfsmittel, verbunden mit dem Beſitz genugſamer Mittel zur Betreibung ſeiner Erwerbs- und Berufsgeſchäfte führen dieſen Stand auf eine Weiſe zum Beſitz innerer Kräfte für die Zwecke ſeines Lebens, die geeignet ſind, dieſe Kräfte täglich und ſtündlich zu vermehren, wodurch denn dieſer Stand in den Beſitz von einer Schatzkammer innerer und äußerer Kräfte gelangt, deren thätiges Kapital Geiſt, Leben, Kraft, Gewinn und Segen zu verbreiten geeignet iſt.

Darum kann der Mann des Mittelſtandes mit dem fünfzigſten bis ſechzigſten Theil des Vermögens, wenn er im Geiſt und in der Kraft des bürgerlichen Mittelſtandes damit arbeitet, reell mehr erzeugen, als ein anderer mit

ſeinem fünfzig bis ſechzig mal größern Kapital, weil der Geiſt und die Kraft der Mittel, die er hierzu braucht, ewig nicht der Geiſt und die Kraft des Ueberfluſſes und des Reichthums werden kann. Der Geiſt des wahren und gebildeten Mittelſtandes iſt erzeugend und ſchöpferiſch, der Geiſt des aufgedunſenen Reichthums iſt entweder gedankenlos, zerſtreuend, vergeudend und verſchwenderiſch, oder er iſt kleinlich ſparend, ins todte Grab hineinſammelnd und knauſeriſch zuſammenraffend.

Wäre der ſchöpferiſch erzeugende Kraftgeiſt des ächten Mittelſtandes dem Reichthum und dem Ueberfluß eigen, die Staaten würden in die Arme der Millionärs fallen und darin verſchwinden, wie ein im Innerſten ſeiner Felſen geſpaltener Berg ins niedere Thal hinabfällt und darin verſchwindet. So aber und ſintemal ſie dieſe Kraft nicht haben, ſo bleiben ſie, einige Nebendinge, die denn doch auch noch ihr Gutes haben können, abgerechnet, beim Fliegenlaſſen oder beim Zuſammenleſen ihres Geldes und ihres Gutes dennoch gute Kinder des Staats, inſonderheit wenn jeder von ihnen mit ſeiner Million allein bleibt und nicht ihrer viele mit denſelben auf irgend einer Börſe zu einem gemeinſamen Zweck zuſammenkommen.

Es iſt indeſſen wichtig, daß wir dieſe Anſicht von dem wahren, innern Weſen des Mittelſtandes feſt im Auge behalten und uns nicht verführen laſſen, dieſen Stand irgendwo zu ſuchen, wo ihm die Mittel zu der Kraftbildung, aus welcher er allein hervorzugehen vermag, mangeln, und beſonders, daß wir uns nicht durch den äußern Schein verblenden laſſen, den in unſern Tagen ins Unendliche aufgeſchwollenen höhern, mittlern und niedern Dienſtſtand als dieſen Kern der Staaten, als den Mittelſtand anzuſehen; im Gegentheil, dieſer ſo in Abhängigkeit lebende, conſumirende und nichtserwerbende, unſelbſtſtändige, und durch den Luxus und unverhältnißmäßige Genüſſe innerlich abgeſchwächte Dienſtſtand, den unſere Väter in ſeiner gegenwärtigen Geſtaltung nicht nur nicht gekannt, ſondern auch nicht denkbar und nicht möglich geachtet hätten, iſt eine von den

großen, mitwirkenden Quellen des täglich mehr wachsenden Verschwindens des wahren Mittelstandes. Dieser wenigstens in verschiedenen Unterabtheilungen sittlich, geistig, häuslich und bürgerlich oft so ungebildete, höchstens zu einem einseitigen Dienst und nicht selten auch nur zu einer einseitigen Dienstgrimace abgerichtete Stand ist, ob er wohl in den äußern Formen der Ehre und in sinnlichen Lebensgenüssen und allem ihrem Spielwerk dem Zeitverderben der obern Stände nahe und in Ehre und sinnlichen Lebensgenüssen die niedern Stände überragt, um deswillen durchaus nicht als der Mittelstand des Landes anzusehen; im Gegentheil, die Quellen der Vergiftung des wirklichen Mittelstandes gehen wesentlich von dem Verderben des über alle Maßen angeschwollenen Dienststandes hervor.

Aber wir kennen leider den wirklichen Mittelstand, der allein als der Kern des Landes ins Aug gefaßt werden kann, kaum mehr. Wir kennen die Nationalsitten nicht mehr, aus denen er sich entfaltete. Wir kennen den religiösen Geist nicht mehr, der ihn heiligte. Wir kennen den Rittergeist nicht mehr, der ihn ehrte und schützte. Wir kennen den Bürgergeist nicht mehr, der ihn bildete. Er mußte verschwinden. Er ist nicht mehr da, der segensvolle Mittelstand des Landes. Seine Kraft mangelt allenthalben, wo wir nur immer hinblicken. Sie zeigt sich nicht mehr in den Rathstuben unsrer Städte. Sie zeigt sich nicht mehr in den Gemeindeversammlungen unsrer Dörfer. Oder wo ist sie? In welchem Winkel des Landes zeigt sich seine Würde und seine Kraft? Wo findest du die im Mittelstand ausgezeichneten Volksmänner der Vorzeit, die am Tag der Noth und Gefahr wie Felsen im Land dastanden und mit Gut und Blut zur Sache Gottes, zur Sache des Vaterlandes, zur Sache des Fürsten, zur Sache der Ruhe, der Ordnung, des Rechts und der Wahrheit, zur Sache der Wittwen und Waisen, zur Sache der Barmherzigkeit und des Mitleidens standen, sich hingaben und aufopferten und in diesen Tagen der öffentlichen Noth und der öffentlichen Sorgen Gehör fanden und Achtung und Dank, beides beim

Fürsten und beim Volk, und die dann wieder in den glücklichen Tagen eines beruhigten Zustandes im Lande ihr stilles, häusliches Geschäft unbemerkt mit gesegnetem Fleiß in ihren Wohnstuben trieben und keinen weitern Einfluß im Lande suchten, als denjenigen, den ihnen die öffentliche Achtung ohne ihr Zuthun gewährte? Wo sind sie, diese Männer des Mittelstandes, die mit solchen Kräften für das öffentliche Wohl keinen Einfluß im Lande suchten, als den, zu dem sie das öffentliche Zutrauen im Land hinrief? Diese Männer, die zwar in ihren Wohnstuben nicht gern regiert sein wollten, aber auch außer denselben nichts zu regieren und auf keine Weise eine Kuh im Land zu melken suchten, die sie nicht vorher redlich gekauft und bezahlt hatten, wo sind sie? Wo sind diese Männer des Mittelstandes, die der krumme, böse und schlechte Mann im Lande, wenn er auch äußerlich höher stand als sie und selber in seinem Unrecht höhern Schutzes sicher war, dennoch um der öffentlichen Meinung willen scheuen und fürchten mußte, daß er in tausend Fällen nicht thun durfte, was ihn gelüstete? Wo ist der Mann, von dem die Wittwe, der Waisling und der Schwache und Bedrängte ausspricht: „So lange dieser Mann in unsern Mauern, in unsrer Gemeinde lebt, wird mir nichts Böses begegnen, er wird mich gegen jedes Unrecht schützen und sichern?“ —

Ich weiß nicht, ob ich sagen soll, das Verschwinden solcher Männer ist die Ursache des verschwundenen Mittelstandes, oder der verschwundene Mittelstand ist die Ursache des Verschwindens solcher Männer. Genug, dieser Stand ist verschwunden, diese Männer sind verschwunden. Unsere Bürger, unsere Volksmänner, wie sie als schützende Felsen der Ehre, des Rechts und des Segens ihrer Städte und ihrer Dörfer gerecht und still und fromm, aber mächtig in Kraft und That unter uns dastanden — unser Mittelstand ist in unserer Mitte verschwunden.

Und was ist hier zu thun? — Offenbar, sagte Glülphi zu sich selber, offenbar lenken unsere Staaten durch den Verlust unsers Mittelstandes zur allgemeinen Abschwächung,

beides, der obern und der untern Stände; und wir gehen dadurch einem allgemeinen Einflusse des Reichthums entgegen, der unabhängig von der Kraft oder Kraftlosigkeit des Mannes, in dessen Hand er sich befindet, allgemein im ganzen Land als der einzige nervus rerum angesehen und angebetet werden wird.

Die Geschichte und Erfahrung sagt uns, daß alle Großreichen, die nichts als das sind, immer von einer bedeutenden Anzahl von Menschen umgeben sind, die alles Erwerbes und aller Realverdienste unfähig, aber durch eine Scheinbildung in Alltagskenntnissen, im Tanzen, Reiten, Spielen, und allenfalls in den Kenntnissen der Koch- und Putzmacherkunst sich zu einem Grad von Bettlernotabilität erhoben. Es ist notorisch, daß die Großreichen aller Staaten, die nichts als das sind, die Scheinbildung einer solchen Bettlernotabilität begünstigen und auf solche Art gebildete Menschen in ihr Gefolg nehmen, ihnen den Eintritt in ihre Häuser erlauben und sie an den Spielwerken der Vergeudung des öffentlichen und Privatvermögens Theil nehmen lassen, wodurch sie diese Leute in den Stand setzen, mit dem vom Hochreichthum auf gleiche Art begünstigten, ins Ungeheure angeschwollenen Dienststande im Land vereinigt ein Blendwerk eines Mittelstandes aufzustellen, der kein Mittelstand ist, und im Gegentheil, ich möchte sagen, mit jedem Athemzug, den er thut, die Kräfte des wahren Mittelstandes aushaucht, vergiftet und, also zugerichtet, in der Luft verschwinden macht und endlich die öffentliche Meinung von dem, was diesen Stand wahrhaft ausmache, bald zu einer bloßen Idee herabwürdige, die nirgend in der Wahrheit bestehe, sondern nur in den Köpfen von Philosophen und Träumern ausgeheckt worden.

Glülphi hing dieser Ansicht einen Augenblick mit Wehmuth nach, warf wieder einen Blick auf seine Schule und auf seine Traumnacht und sprach dann mit der Kraft der entschlossenen, innern Ueberzeugung das Wort aus: Es kann geholfen werden, es kann dennoch geholfen, der Mittelstand kann in seiner Kraft und in seiner Wahrheit wieder herge-

ſtellt werden, und zwar durch Mittel, deren Keime in meiner Schule offen vorliegen und deren ſicheres Wachsthum in meiner Traumnacht offen vor meinen Augen lag. Aber wenn's geſchehen ſoll, ſo kann es nur durch Zeit und Geduld erzielt werden, und was in zehn und mehr Jahren für dieſen Zweck geſchehen kann, darf nur als Vorbereitung und Anbahnungsmittel von Hoffnungen und Ahnungen in dieſer Beziehung angeſehen werden. Das, was jetzt von einzelnen Menſchen und ſelber von guten Herrſchaftsherren, wenn ſie in einer ſo vortheilhaften Lage ſind, als Arner, geſchehen kann, iſt unter den Umſtänden und in der Lage, in der die Welt jetzt iſt, wie ein Tropfen ſüßes Waſſer, den man in ein geſalzenes Meer ſchüttet; doch wenn einem nichts mehr zu Gebote ſteht, muß man ſich mit dieſem Wenigen begnügen und in jedem Falle müſſen die Anfänge zu einem diesfälligen Ziel durch Mittel angebahnt werden, die denen gleich ſind, die Arner hiefür verſucht. Indeſſen bin ich doch für die Zukunft nicht ohne Hoffnung. Wenn Bylifsky ganz iſt, was ich ahne, und Glück hat, wie ich hoffe, ſo kann er vielleicht mit der Zeit kleinere und größere Bäche in das Salzmeer hineinlenken, in das wir jetzt nur einzelne Tropfen hineinzuſchütten vermögen.

78. Er ſtieg durch ſein Herz und nicht durch ſeinen Kopf auf die Höhen ſeiner Menſchlichkeit.

Glülphi vergaß ſchon an demſelben Morgen, ſobald er in ſeine Schule hineintrat, ſeinen Traum, die Welt und alles Dichten und Trachten nach Welt- und Volksverbeſſerung. Er war wieder mit Leib und Seele der Schulmeiſter, der nur den Augenblick vor ſich ſah, in dem er jetzt als Vater und Lehrer in der Mitte ſeiner Kinder daſtand. Er lebte ganz in dieſem Augenblick der Gegenwart. Die Vergangenheit war, wie der Traum der Zukunft, der die Nacht vorher ſeine ganze Seele erfüllte, verſchwunden. Er ſah wieder nur ſeine Kinder. Ihr Daſein verſchlang ihn jetzt

in dieſen Pflichtſtunden ſeines Lebens, wie wenn außer ſeinen Kindern neben ihm keine Welt wäre. O könnte ich doch die Kraft ſeines jetzigen Schulmeiſterlebens ſchildern, wie ſie wirklich war! Sie beſtand weſentlich in der wachſenden Aufmerkſamkeit auf jedes einzelne Kind, denn wahre Menſchenſorge iſt individuell; Götter mögen das Ganze, Götter mögen die Welt beſorgen; der Menſchen Sorge für den Menſchen iſt Individualſorge und das Chriſtenthum iſt Heiligung dieſer Individualſorge, indem es den einzelnen Menſchen als einzelnen, ohne alles Begleit und ohne Zugabe in die Arme ſeines Vaters hinführt und dem Herzen ſeines Erlöſers nahe bringt. —

Wie das edelſte Weib in dem Augenblicke, wenn es ſeinen Säugling an die Bruſt legt, nicht denkt, daß es noch ein anderes Kind habe, aber wenn ſein Bruder auch nur mit einem kleinen Schmerz am Finger zu ihr hinſpringt, den Säugling bei Seite legt und nicht mehr an ihn denkt, bis es den Finger des Bruders mit mütterlicher Zartheit verbunden und er dankend und zufrieden wieder von ihr wegſpringt: alſo trug er die Kinder ſeiner Schule alle in ſeinem Herzen. Dadurch aber kam er auch dahin, daß er Tag für Tag die Stufe, auf der jedes derſelben in ſeinem Unterrichte ſtand, genau kannte. Er ſah mit jedem Tag tiefer in das Herz eines jeden und kannte mit jedem Tag mehr all ihr Dichten und Trachten, und ebenſo, wie in ſeine Kinder, drang er mit jedem Tag tiefer in den Geiſt ſeines Unterrichts und ſeiner Mittel hinein. Er fühlte beſonders mit jedem Tage mehr das große Verderben der trügenden Abrichtungskünſte, durch die wir immer mehr dahin gelangen, nicht nur mehr zu ſcheinen, als wir ſind, ſondern uns ſelbſt zu täuſchen und wirklich zu glauben, daß wir ſeien, was wir nicht ſind. Er fühlte dieſes Verderben der Abrichtungskünſte in ſittlicher Hinſicht vorzüglich in dem Einfluß der auswendig gelernten und gedanken- und gefühllos dahergeplapperten Gebete, er fühlte es in dem Selbſtbetrug, in dem wir die im Gedächtniß und in der Phantaſie lebenden Bilder und Wörter von religiöſen Gegenſtänden für wirklich

religiös belebte Kraft unſers Geiſtes und unſers Herzens anſehen. Er erkannte es in geiſtiger Hinſicht in den gedankenlos geleſenen, nur mit dem Gedächtniß wörtlich gefaßten, ſo geheißenen Verſtandesübungen in den Schulbüchern, und in der Selbſttäuſchung, die nothwendig daraus entſpringt, wenn wir uns durch das Gedächtniß das wörtliche Bewußtſein von Wahrheiten einüben, die, um wirklich gefaßt und begriffen zu werden, einen weit gebildetern und höhern Grad der Denkkraft und des Urtheilsvermögens vorausſetzen als derjenige iſt, den Kinder beſitzen. Er erkannte es endlich in Kunſt- und Berufshinſicht in vielſeitigen Angewöhnungen, Sachen, die wir hundert und hundertmal ſchon gethan haben, dennoch auf eine ungeſchickte und der Natur dieſer Sache nicht angemeſſene Weiſe in die Hand zu nehmen und dabei trotz aller Erfahrungen doch unſere Ungeſchicklichkeit und Ungewandtheit nicht einzuſehen, wie ein alter Schneider, der hundert und hundert Kleider immer zuſchneidet, wie er es von ſeinem Lehrmeiſter gelernt und bei ſeiner Ungeſchicklichkeit und Ungewandtheit ewig nie dahin kommt, einzuſehen, daß wenn er gelernt hätte, die Menſchenform, die er bekleiden ſoll, feſter und genauer ins Auge zu faſſen und auch das Tuch, das er verſchneiden ſoll, bei jedem Schnitt, den er macht, gewandter in die Hand zu nehmen und vielſeitiger anzuſchauen, er dadurch ein beſſerer Schneider würde und dabei noch gar viel Tuch erſparen könnte, das er unnützerweiſe verſchneidet.

Bei dieſer täglich wachſenden Erkenntniß des vielſeitigen ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Verderbens unſerer Abrichtungskünſte und des verhärteten Routinelebens unſrer Zeitmenſchen wurde er täglich mehr von der Wichtigkeit der elementariſchen Ausbildung unſerer ſittlichen, geiſtigen und Kunſtkräfte überzeugt.

79. Der schwache Anfangskeim verspricht die Anbahnung einer reellen und soliden Volksbildung.

Zwar zeigte sich die Weckung und Bildung der Kräfte, die er in seiner Schulstube rein, aber gründlich, allseitig und übereinstimmend entfalten wollte, wie er sie in der Gertrud Stube entfaltet sah, nur so, wie das neue Erscheinen eines Keimes, der eben aus dem Boden hervorsproßt und noch viel Zeit, Geduld, Wartung und Sorge bedarf, bis er zur Reife der wirklichen Frucht gelangt, doch war dieser Keim dem Auge Glülphis schon sichtbar. Auch einige Eltern seiner bessern Schulkinder bemerkten, daß diese sich vielseitig in ihrem häuslichen Benehmen zu ihrem Vortheil änderten und besserten. Vorzüglich aber bemerkte Gertrud jeden auch noch so kleinen, reellen Fortschritt der Kinder in der Entwickelung ihrer geistigen, sittlichen und sinnlichen Grundlagen an der äußern Fertigkeit und Gewandtheit, die durch eine gute Erziehung hervorgebracht wird. Sie machte auch Glülphi bei jeder auch noch so kleinen Erscheinung solcher Fortschritte aufmerksam auf dieselben, und er ward durch diese, täglich vor seinen Augen stehenden Erfahrungen vollkommen überzeugt, daß die Ahnungen und Hoffnungen, die ihm so lebhaft vor der Seele standen, nichts weniger als aus der Luft gegriffen und in unserer wirklichen Welt unausführbar wären. Er ward vielmehr überzeugt, daß der ganze Umfang dieser Ahnungen und Hoffnungen eigentlich das wahre Bild der Resultate einer in der Volkserziehung und Nationalcultur wirklich weit vorgeschrittenen Staatskunst sei, deren inneres Wesen für alle Staaten als Muster und Vorbild der Volksbildung und Nationalcultur dastehe.

Er fand freilich auch, daß der Geist und das Wesen einer solchen Staatskunst nur aus der Wiederherstellung einer, unserm Luxus, unserer Verzärtlung und Verkünstlung entgegenstehenden, von oben herab begünstigten und bis in die niedrigsten Hütten hinab belebten Nationalenthaltsamkeit und Nationalgenügsamkeit hervorgehen könne, deren solide Begründung um so dringender, aber auch um so schwieriger

ſei, weil die Staaten, Provinzen und Städte vom Verſchleuderungstaumel unſrer Zeit fortgeriſſen und den Alles auffreſſenden Folgen deſſelben unterlegen ſeien, ſo daß ſie mit jedem Tag mehr die Realkräfte verlieren müßten, durch welche ihre Vorfahren ihren Wohlſtand gegründet.

---

80. Eine Schwalbe macht keinen Sommer und Rom iſt nicht in einem Tag gebaut worden, aber eine Maus ſchlüpft in einem Tag durch viele Löcher. Item, Gleich und Gleich geſellt ſich gern und es iſt leichter, einen Haufen von Niederträchtigkeiten zuſammen zu tragen, als einen Kornhaufen, und eine böſe Zunge iſt anſteckender, als das gelbe Fieber.

Doch ich bin ſchon wieder vorauseilend in die Staatsverhältniſſe hineingerathen, auf welche Arners Thun Einfluß haben könnte, und muß wieder in mein gutes Bonnal und zu dem langſamen Gang aller Verſuche, deren mögliche Folgen Glülphi ſo ſehr begeiſterten, und die mich ſelbſt aus dem einfachen Gang meiner Erzählung herausriſſen, wieder zurückkehren, obwohl ſeine Ahnungen und Hoffnungen mit dem, was ich erzähle, im innigſten Zuſammenhange ſtehen.

Alles Thun Arners und Glüphis iſt jetzt blos noch als Privatverſuch eines guten, edeln Herrſchaftsherrn, der einen braven, kraftvollen Geſchäftsmann zum Schulmeiſter gefunden und einen eben ſo braven Pfarrer im Dorf hat, anzuſehen. Es iſt vorzüglich geeignet, zu zeigen, was ein einzelner Menſch, wenn er das Wohl ſeiner Nebenmenſchen mit Ernſt zu befördern als ſeine Bürger- und Chriſtenpflicht anſieht, zu leiſten vermag; dann aber freilich auch, wie er, wenn er vom Staat nicht nur verlaſſen und durch die öffentliche Mitwirkung nicht unterſtützt, ſondern ſogar in ſeinem Thun geſtört und verwirrt wird dadurch, daß die öffentliche Meinung von oben herab gegen ihn aufgereizt

wird, in seinem guten Privatthun fast unübersteigliche Schwierigkeiten zu überwinden hat.

An sich selber konnten schon alle Fortschritte Arners und Glülphis zur Verbesserung Bonnals in Rücksicht auf die Schulführung der Kinder, sowie in Rücksicht auf das, was sie für die Erwachsenen durch ihre Sonntagsversammlungen zu erzielen suchten, nicht anders als langsam sein. Dabei verwirrten und hemmten noch äußere Hindernisse den schon an sich langsamen Gang dieser Versuche. Selber die Einmischung der elenden Eichenbergerin war nichts weniger als unbedeutend für die Verwirrung und Erlahmung ihrer Versuche im Dorfe. Sie wußte Alles, was im Schloß, im Pfarrhaus und in der Schule vorging, in vielen Häusern auf eine Weise darzustellen, daß es manche Leute im Dorfe über Arner, Glülphi und wer es mit ihnen hatte, in böse Laune brachte oder sie ihnen verächtlich machte. So wußte sie den Umstand, daß er einige Kinder, die schon zu schreiben angefangen hatten, wieder damit aufhören ließ, dahin zu benutzen, daß sie einige Narren im Dorf beredete, er zeige dadurch offenbar, daß er die Bauern wieder zu der alten Dummheit, in der sie vor hundert Jahren gewesen, zurückführen wolle, wo keiner von ihnen seinen Namen schreiben konnte, sondern seine Unterschrift und Beistimmung zu dem, was ihm vorgeschrieben worden, mit einem Kreuz bezeugen mußte. Es war aber auch wirklich zum Lachen, wie sie es durch das ungleiche Geschwätzwerk, das sie darüber im Dorf trieb, dahin brachte, daß, während man in der einen Gasse behauptete, er wolle die Bauernbuben zu Philosophen machen, die nicht mehr an einen Gott glaubten und vor lauter Klugheit, die sie aus den Büchern lernten, ihr Haus und Hof verlumpen würden, sie in einer andern Gasse sagten, er werde sie ganz zu der alten Dummheit zurückführen, daß sie wieder katholisch würden und ihren Namen mit einem Kreuz bezeichnen müßten.

Sie wußte aber auch den feinsten Mann, der nach dem Hummel im Dorf war, den Weibel, in ihr Lumpeninteresse zu ziehn. Dieser Mann hatte den Gang des Hummel zum

Galgen mit allen ſeinen Folgen gar nicht ungern geſehn, denn er glaubte ſicher, es ſei kein Menſch im Dorfe, dem der Junker die Vogtſtelle anvertrauen könne als ihm, und war auch äußerſt verdrüßlich und böſer Laune, als Arner den Meyer zum Vogt machte. Doch er kannte dieſen zum Voraus als für dieſen Dienſt unbrauchbar und war ſicher, er komme ſo geſchwind wieder davon, als er dazu gekommen und war in dieſer Rückſicht wohl getroſt und voll Glauben, dieſe Stelle werde ihm zum zweiten Mal nicht fehlen; aber ſeitdem das Baumwollenmareili und ſein Bruder beim Junker, wie man im Dorf ſagt, der Hahn im Korb war und man hie und da anfing zu ſagen, wenn der neue Untervogt, wie man nicht zweifle, ſeinen Dienſt aufgebe, ſo werde Niemand anders als der Baumwollenmeyer Vogt werden, wurde der Weibel ſo wüthend, daß er ſchwur, Alles in der Welt zu probiren, dem Junker Verdruß und ihm ſeine Herrſchaftsſtelle ſo zur Laſt zu machen, daß ſieben Baumwollenmeyer mit allem ihrem Geld nicht im Stand ſein ſollten, ihm ſie leichter zu machen. Und da er wußte, daß die Eichenbergerin und zwar im Auftrage der Sylvia, die er gar wohl kannte, die ganze Bonnaler Sache im Dorf verſchreie und den Bauern als eine Sache vorſtelle, die man in der ganzen Welt und am allermeiſten in der Hauptſtadt und bei Hofe als eine völlige Narrenſache anſehe, die in alle Ewigkeit keinen Beſtand haben könne und keinen Beſtand haben werde, ſo war er ſeit ein paar Tagen auf den Beinen, um die Eichenbergerin, die er ſonſt ſo ſehr haßte und verſpottete, aufzuſuchen und Gelegenheit zu haben, mit ihr zu ſprechen. Er fand dieſe auch bald, und war jetzt in ſeinem Benehmen gegen ſie wie ein umgekehrter Handſchuh, bemitleidete ihr Unglück, das ihr in der Audienzſtube begegnet, mit dem Zuſatz, daß, wenn er da geweſen wäre, er gewiß dem Junker vorgeſtellt hätte, wie das nicht gehen könne, daß er einer Perſon von ihrem Rang und von ihren Bekanntſchaften und von ihrer Erziehung ſo mit dem Harſchier drohen dürfe. Dann ließ er ſich in ein weitläufiges Geſpräch mit ihr ein, wie verkehrt der Junker

Alles anfange, welch ein elender Kerl ſein neuer Untervogt ſei, und wie der Baumwollenmeyer, wenn er, wie man jetzt allgemein ſage, Untervogt werde, im Stande ſei, den Junker und das ganze Dorf in ſeinen Sack hineinzuſtecken und hinzutragen, wo es ihn gelüſte.

Das war der Eichenbergerin eine gemähte Wieſe. Sie ſchrieb auf der Stelle an Sylvia, wie ſie an dem Weibel, der weitaus der geſchickteſte und erfahrenſte Mann im Dorfe ſei, für ihre gemeinſame Sache einen Fund gemacht und wie ſie an ihm ſicher alle Hülfe habe, die ſie bedürfe, und wie ſie durch ihn jetzt auch den Baumwollenmeyer, den ſie ſchon vorher für einen hochmüthigen und eigennützigen Geizhals gehalten, jetzt vollkommen kenne und wiſſe, was es mit ihm ſei und wie er, wenn er Untervogt werden ſollte, für den Junker und für das Dorf ein noch weit gefährlicherer Mann werden könne, als es der Hummel, dem doch gewiß in vielen Stücken Unrecht geſchehen ſei, je geweſen ſein möchte.

Es ging jetzt auch nicht lange, ſo war in allen Häuſern, in die die Eichenbergerin hineinſchleichen und in denen ſie ihr Gift miſchen konnte, allgemein ein lautes Gerede darüber, wie der Junker einen Mann, wie den Meyer, den ein jedes Weib an der Naſe herumführen könne, zum Vogt machen und wie der Baumwollenmeyer, den er jetzt dazu machen wolle, ein zweiter Hummel werden könne, den er ſelbſt und das Dorf gewiß bald genug ſatt bekommen würden.

Der Einfluß dieſer armſeligen Eichenbergerin ward aber vorzüglich von den Leidenſchaften unterſtützt, die durch die Beſtrafungsweiſe des Hummel und die Nachforſchungen über die meiſten Vorgeſetzten und reichen Bauern in Bonnal, die ſich Veruntreuung am Gemeindegute und am Schloßeigenthum hatten zu Schulden kommen laſſen, veranlaßt waren, eben wie durch den Neid and Haß, der durch Vertheilung des Gemeindeguts und durch die Hoffnung zu zehntfreien Aeckern, die er den Spinnerkindern verſprochen, bei den Reichen im Dorf rege gemacht worden waren.

81. Das Elend und die Leiden eines Narren.

Auch die neue Schulführung belebte hie und da einige Leidenschaften, vorzüglich aber beim alten Schulmeister. Selbst, nachdem er das große, gute Ehrenessen aus dem Pfarrhaus bekommen, fluchte er hinter dem Tisch über den neuen Schulmeister und das Unrecht, das ihm der Herr Pfarrer zugefügt, bis ihn seine Schwester ziemlich unsanft, wie ihr wißt, ins Bett gebracht. Doch that er im Anfang, wenn er von dem Schulmeister redete, ganz stolz; er hielt ihn auch in seinem Herzen für nichts anderes, als für eine Art Soldatenbettler, dem die Alfanzereien, die er um des Junkers Suppe willen in der Schule treibe, nur gar zu bald von selber zum Ekel werden würden, und verglich das ganze Wesen, wo er hinkam, dem schwangern Berg in der Fabel.

Aber da es nicht gerade in der andern Woche kam, wie er meinte, sondern ihm vielmehr seine besten Leute immer öfter mit dem Berichte kamen, es rühme den neuen Schulmeister bald Jedermann, und es sei wie verzaubert und wie wenn er es den Kindern anthun könne, so richte er mit ihnen aus, was er wolle, so ward ihm darüber so angst, daß er mit seiner Fabel vom schwangern Berg und der kleinen Maus, die aus ihm heraus kroch, allmählich still zu werden anfing. Im Gegentheil, die Maus kam ihm jetzt bald wie ein Elephant vor, vor dessen Rüssel er sich fürchten müsse. Er faßte auch das Wort, das ihm einige Freunde sagten, es sei wie verzaubert, in einem weit stärkern Sinn auf, als es die verstanden, die es zu ihm gesagt haben. Er hatte es kaum gehört, so hielt er sich in seinem Innersten überzeugt, es gehe bei dem Glück, das der Schulmeister mit seinen Kindern habe, nicht mit rechten Dingen zu, der Teufel selber möge wohl dabei im Spiele sein, und dieser Narrengedanke, den er, sobald er ihn einmal im Kopfe hatte, nicht mehr los werden konnte, trieb ihn bald dahin, daß er nicht mehr anders konnte, als er mußte in wenig Tagen bei Nacht und Nebel anderthalb

Stunden weit zu einem Senner im Münchhof gehen, der in der Gegend den Namen hatte, daß er gegen alle Zauberei erprobte Mittel habe und den Teufel in solchen Fällen zwingen könne, daß er thun müsse, was er wolle. Diesem bot er Geld an, wenn er dem neuen Schulmeister die Teufelsgewalt, die er auf seine Kinder ausübe, nehmen könne.

Aber der Senner hatte das Herz nicht, sich an dieses Wagstück zu machen, das, wie er ahnte, weiter langen konnte, als der alte Schulmeister jetzt denken möchte, und ihm mehr schaden könnte, als das Geld, das er ihm dafür anbiete, werth sei. Er sagte ihm, wenn es Kühe, Stiere oder Pferde, oder auch Menschenkrankheiten, die von Hexen und Zauberern herkämen, besonders dergleichen Kinderkrankheiten anbetreffen würde, so wollte er ihm gut dafür sein, daß er helfen könnte, und wenn er ein armer Mann wäre, so wollte er ihm in solchen Fällen unentgeltlich helfen, wenn er rechten Glauben an ihn hätte, aber einen Schulmeister zu entzaubern, dem der Teufel helfe, seine Kinder zu lehren, diesen Fall habe er noch nie erlebt, und es sei in seinem ganzen Zauberbuch kein Recept dafür da.

Als er so vom Münchhöfler heimkam, wußte er sich einige Tage nicht zu trösten und ging ganz still und traurig in seiner Stube, in der er Langeweile hatte, auf und ab. Nach ein paar Tagen aber hörte er von des Hartknopf Gemurmel, das im Dorf herumging, der neue Schulmeister sei kein rechter Christenmensch und das ewige Heil der armen Kinder sei in Gefahr, wenn sie unter seinen Händen blieben. Dieses Gerede gab dem armen Manne wieder neues Leben. Der Heidenkerl, dachte er jetzt bei sich selber, thut also nicht blos mir, er thut auch dem lieben Gott Unrecht. Er schob jetzt auch sogleich seinen Zorn über ihn auf Rechnung des Unrechts, das er der Religion und dem lieben Gott thue, und nicht mehr auf seine eigene. Das änderte jetzt seine Ansichten über diesen Gegenstand. Sein Zorn über diesen neuen Schulmeister wurde nun in seiner verirrten Seele ein heiliger Zorn. Sein Eifer ward jetzt

in seiner Vorstellung ein Eifer für die Sache der Wahrheit, des Rechts und der Religion.

Er hieß ihn jetzt einen Heidenmann, seine Schule eine Heidenschule, und verglich das, was man darin trieb, der Kaufhausarbeit im Tempel zu Jerusalem, das mit sammt dem Schulmeister nichts Besseres verdiene, als daß es ihm gehen sollte, wie es der liebe Heiland den Taubenverkäufern und den Geldwechslern gemacht habe. Das nicht mehr Auswendiglernen des unverständlichen und verwirrten Wortkrams, das der Pfarrer nicht mehr haben wollte, hieß er jetzt eine Verleugnung des wahren Glaubens.

Doch redete er nur so, wenn er allein war; denn er war nicht von der Art der alten, muthvollen, ehrlichen Phantasten, die Leib, Ehr und Blut, von Brod will ich gar nicht reden, an das setzten, was sie für Gottes Sache ansahen, sondern vielmehr von der Art der neuen, muthleeren und ängstlichen, neumodischen Zucker- und Kaffeephantasten, die ihrem Leib und Blut und auch ihrem Brod nothwendig so viel Sorgfalt, auch noch mehr als die Weltmenschen, die keine solche Phantasten sind, angedeihen lassen müssen, weil sie mehrentheils, wie der Schulmeister, von Jugend auf verderbter, schwächlicher Natur, oder wenigstens nicht so kraftvoll, gradsinnig, muthvoll ehrlich sein können, als sie wohl gern wünschten, wenn das Ehrlichsein nur nicht so viel Mühe, Selbstüberwindung und Anstrengung kostete.

Er redete nur so, wo er allein war oder wo er trauen durfte, und trug auch alle Sorge, daß der Junker es nicht etwa erfahre und ihm dafür das Frohnfastengeld nehme, welches er ihm, wenn er den Schulmeisterdienst schon nicht mehr versah, gelassen hatte, aber freilich mit dem Zusatz, so lange er sich in Rücksicht auf den neuen Schulmeister und das, was man jetzt in der neuen Schule treiben werde, vernünftig und bescheiden aufführen und sein Maul darüber nicht auf eine Weise brauchen werde, wie er schon gehört habe, daß er es hie und da versucht. Aber es that ihm weh, daß er sein Herz so wenig erleichtern und seine Ge-

ſinnungen und Empfindungen darüber ſo grauſam verſchlucken mußte, daß er manchmal in der Mitte der Nacht aufſtand und wie wenn er von Sinnen kommen wolle, mit einer Geißel in der Hand an Stühlen und Bänken probirte, wie es angeſtellt werden müßte, wenn Einer, wie der Heiland im Tempel, die Spinnräder und Schreibtiſche in der Schulſtube ſo unter und über ſich kehrte und mit ſammt dem Heidenmann die Steige hinab und aus ſeiner Schule hinausjagte.

Zwar nahm er ſich auch dabei in Acht, daß Thür, Fenſter und Läden verſchloſſen waren. Aber des Sigriſten Frau, die unter dem gleichen Dach wohnte, ſtand einmal, da er ſo ein Gepolter in ſeiner Kammer machte, in der Nacht auf und ſah ihm durch's Schlüſſelloch zu, was er machte. Es dünkte ſie nicht anders, als er müſſe ganz von Sinnen gekommen ſein. Sie weckte ihren Mann auf und ſagte ihm, was ſie geſehen, und am Morgen darauf fragten ihn beide, was doch in der Nacht für ein Gepolter in ſeiner Kammer geweſen ſei. Er geſtand es ihnen, es wandle ihn manchmal ſo an, daß er nicht ſchlafen könne, bis er ſeinen Eifer gegen den Heidenkerl, der ihn ſo aus der Schule verdrängt und jetzt ſeine ehrliche, alte Chriſtenſchule ſo heidniſch und gottlos führe und verderbe, abgekühlt.

Das ging ſeinem Bruder ſo zu Herzen, daß er zu ihm ſagte: Ach, könnteſt du deinen Zorn doch nur an dem Heidenkerl ſelber ausüben. Ja, ſagte der Schulmeiſter, ich habe ſchon manchmal daran gedacht, wenn nur das verfluchte Frohnfaſtengeld nicht wäre, ſo wüßte ich ſchon, was ich thun wollte. Wenn mich irgend etwas in meinem Glauben, den ich doch ſchon in meinem ſechsten Jahre auswendig konnte und noch auf den heutigen Tag vollkommen auswendig kann, irr machen könnte, ſo wäre es das, wie der liebe Gott es zulaſſen könne, daß ſeine treuen Diener ihren wohlverdienten Lohn und ihr tägliches Brod aus der Hand ſolcher Heidenleute nehmen, und darum hundertmal, wo ihnen oder andern armen Leuten Unrecht geſchieht, ſchweigen und daſtehen müſſen, wie ſtumme Hunde, die nicht bellen

können. Dann ſetzte er noch hinzu: Wie ſie mich doch zu einem unglücklichen Menſchen gemacht haben, daß auf der weiten Erde bald kein unglücklicherer Mann ſein kann. Es ſchien, als wenn ihm Thränen in die Augen kommen wollten. Dann aber ſah er ſie plötzlich wild an, biß die Zähne über einander und hielt beide Fäuſte zuſammen, wie wenn er darein ſchlagen wollte. Dieſes Benehmen machte des Sigriſten Frau todtangſt; ſie ſagte zu ihrem Manne: Es iſt, wie wir in der Nacht zu einander geſagt haben, er kommt ſicher von Sinnen, wenn er dieſe Sachen nicht aus ſeinem Kopf ſchlägt.

Der Sigriſt theilte mit ſeiner Frau dieſe Beſorgniſſe und ſagte: Es iſt, weiß Gott, zu fürchten, daß er toll werde, wenn er es nicht ſchon halb iſt.

Beide ſuchten ihn jetzt zu beruhigen und ſagten ihm unter andern, er habe ja zu eſſen und zu trinken, mehr als er brauche, und dabei keine Kinder; er ſolle Ruhe ſuchen, und Alles aus dem Kopfe ſchlagen, was ihn plage. Er ſolle denken, das was ihm mit dem Lieutenant begegnet und daß er ihm vorgezogen worden, ſei doch, da man ihm das Einkommen gelaſſen, eigentlich nur eine Ehrenſache, mit der er es nicht ſo genau nehmen dürfe. Der Sigriſt ſetzte noch hinzu: Denk' doch, Bruder, wie vielmal du mir ſelber geſagt haſt, Ehrenſachen und Narrenſachen ſeien gleichviel; es ſei keine viel werth.

Der Schulmeiſter antwortete: Bruder, es iſt wahr, ich habe immer geglaubt, ein rechter Chriſt müſſe Ehrenſachen und alles dergleichen Zeug gar nicht achten, und doch thut es mir jetzt ſo grauſam weh, daß ich auf eine ſolche Weiſe an der Ehre angegriffen und gekränkt worden bin, und wenn ich mir auch den Kopf darob zerbrechen müßte, ſo weiß ich doch nicht, wie ich es anfangen und was ich machen ſoll, um mich darüber zu tröſten und zu beruhigen. — Eine Weile darauf ſagte er aber doch: Es ſteckt mir im Kopf, ich müſſe etwas thun, mich zu zerſtreuen, und ich denke faſt, ich wolle am Hirzauer Markt, der am nächſten Freitag iſt, eine Kuh verkaufen, und mit dem Geld mir ein paar

Wochen im Schwaderlocherbad wohl ſein laſſen; wenn ich dann wieder zurückkomme, ſo hoffe ich, die Sachen ſeien mir dann wenigſtens mehr, als jetzt aus dem Kopf, und quälen und plagen mich dann nicht mehr ſo ſehr.

Der Bruder und ſeine Frau ſagten ihm beide, er thue ſehr wohl daran, und es ſei ein recht guter Einfall mit dem Bad und mit der Kuh. Aber als ſie von ihm wegkamen, ſagte der Sigriſt doch zu ſeiner Frau: Das gibt eine theure Kur mit einer ganzen Kuh.

Und ſeine Frau erwiederte: Aber wenn er von Sinnen käme, es würde noch viel mehr koſten, und es iſt gut, daß wir nicht viel auf ſein Erbe hoffen, es iſt mir nicht, als ob wir einen Kreuzer von ihm bekommen würden, wenn er ſtirbt.

Ich denk' es auch, ſagte der Sigriſt, er nahm ja das mit einer ganzen Kuh ins Bad gehen ſo leicht auf, als wenn es nur ſo viel Batzen koſtete, als die Kuh Dublonen gilt.

---

82. Uebergang von einer Schulmeiſternoth zu einer Wirthshausnoth, und Vorfälle, die mich zweifeln machen, ob das Weintrinken dem Menſchen natürlich, oder ob es, wie das Handſchuh- und Perrückentragen, ein Werk der Kunſt und Civiliſation ſei.

Der Schulmeiſter war nicht der einzige Menſch im Dorf, der auf dieſe oder jene Weiſe eine Kur dieſer Art nothwendig hatte. Die Gewalt der alten Geiſtes- und Herzensrichtung, die in dieſem Dorf faſt allgemein geworden, war bei vielen Menſchen eben ſo eingewurzelt und unauslöſchlich, als bei dieſem Schulmeiſter, und das Lumpenleben, das daraus hervorging, war eigentlich zum allgemeinen Gewohnheitsleben des Dorfs geworden. Wohin das aber führt, weiß Jedermann. Wer immer die Menſchennatur nur als eine thieriſche Natur und unſer Geſchlecht nur als ein thieriſches Geſchlecht anſieht, hat ganz Recht, wenn er ſagt,

der Mensch ist ein Gewohnheitsthier und von einem solchen Thier darf man in Rücksicht auf seine eingewurzelten Gewohnheiten sich auch dahin äußern: Kann auch ein Mohr seine Haut und ein Parther seine Flecken ändern?

So war jetzt das halbe Dorf gewohnt, alle Abende ins Wirthshaus zu gehn. Arner aber hatte seit den Vorfällen mit dem Hummel dieses Haus schließen lassen, so daß für jetzt Niemand Wein darin ausschenkte.

Diese Maßregel hatte die sonderbarsten Folgen. Es gab alle Tage mehr Leute, denen das nicht recht war, und die sich auf die verschiedenste Art dagegen äußerten und unter andern behaupteten, der Mißbrauch hebe den guten Gebrauch einer Sache nicht auf; der Wein sei eine Gabe Gottes, und der liebe Gott wolle ihn armen Leuten ebenso gönnen, als reichen. Dergleichen Reden flossen dazu noch aus dem Munde von Leuten, von denen man es gar nicht erwartet hätte. Auch war in nicht wenigen Haushaltungen vom Morgen bis zum Abend nichts als Streit, weil der Vater nicht, wie er's gewohnt war, am Abend ins Wirthshaus konnte, und die Mutter auch nicht, wie sie's gewohnt war, zu Zeiten ein Glas Wein daraus kommen lassen konnte. Der Unwillen über dieses Schließen des Wirthshauses wurde immer größer und die heimlichen und öffentlichen Klagen darüber immer bitterer.

Eine Mäckerin sagte dieser Tage beim Brunnen, der Junker würde das Wirthshaus wohl bald wieder aufthun, wenn er nur ein paar Tage so eingesperrt sein und es haben müßte, wie sie. Des Aebi's Elsi sagte das Nämliche und setzte hinzu, sie wollte lieber in die Hölle, als noch ein halb Jahr mit ihrem Manne so leben, wie er jetzt sei, seitdem das Wirthshaus geschlossen. Eine Rhynerin ward ob den Zänkereien, die es alle Augenblicke in ihrer Wohnstube gab, so häffig, daß sie ein Kalb, welches sie im Stall besorgen sollte, so roh an die Wand stieß, daß es darob starb. Selbst viele Kinder empfanden es beim Strehlen, beim Ankleiden und beim Waschen, daß ihre Mutter

weit roher mit ihnen umging, als da das Wirthshaus offen war. —

Das Aergerlichſte aber war dieſes: Ein alter Leupi machte um deswillen auf ſeinem Todbett nicht wie ein Chriſtenmenſch und gab dem Pfarrer, da er zu ihm kam und ihn fragte, wie es mit ihm ſtehe, zur Antwort, er ſei am Einpacken, wenn er mit wolle. Der gute Pfarrer ſchüttelte den Kopf und ſagte, was das auch für eine Rede ſei in ſeinen Umſtänden. Der alte Kerl aber fuhr in ſeinem Ton fort und ſagte, es ſei kein Wunder, daß er ſo rede; es gebe ja Einem Niemand mehr ein Glas Wein auf den Weg, wenn man auch vor Durſt erſtickte. Und hiemit kehrte er ſich um und murrte gegen die Wand. Der Pfarrer, der ſah, daß er jetzt hier nichts Gutes ausrichte, ging fort, ſchickte ihm eine Flaſche Wein, die er plötzlich austrank. Als dieſer wieder kam, empfing er ihn doch etwas freundlicher, war aber ſo ſchwach und dem Tod ſo nahe, daß der Pfarrer ihm bei ſeinem Hinſcheiden wohl noch einige Aufmerkſamkeit bezeigen, aber nicht mehr viel mit ihm reden konnte.

Die in böſen Gewohnheiten veraltete und verhärtete Menſchheit fällt gar oft in einen Zuſtand, der dem Todbett dieſes alten Mannes gleich iſt. Der Pfarrer that alles Mögliche, einige ſolcher verhärteten Menſchen auf beſſere Wege zu lenken, und die meiſten von ihnen ſchienen ihm auch Gehör zu geben und verſprachen alles Gute; aber wenn ſie es dann ausführen und halten ſollten, wie ſie es verſprochen, ſo war es dann immer wieder anders.

83. Hauptſachen für Leute, die ſich einfallen laſſen, ſie könnten ein Dorf regieren.

Auch das Baumwollenmareili eiferte wider die unverſtändigen Reden der Bonnaler. Es gab ſeinen Spinnerweibern allemal, wenn ſie in ſeiner Stube anfingen zu klagen, der Junker hätte vielen Sünden und Schanden und vielem Fluchen und Schwören vorbeugen können, wenn er

das Haus offen gelaſſen, deutſch zur Antwort, ſie wären Narren und redeten nur vom Fluchen und Schwören, aber an die Hauptſache, von der das Fluchen und Schwören herkomme und die der Junker in Ordnung bringen könne, dächten ſie nicht. Ich möchte, ſagte es einmal, um das Fluchen und Schwören nicht die Hand umkehren. Wenn die Menſchen böſe und verderbt ſind, ſo iſt es noch beſſer, ſie zeigen ſich, wie ſie ſind, als daß ſie es verbergen und man nicht wiſſe, wo man mit ihnen zu Hauſe ſei. Aber immer wies es die Leute auf den Junker und behauptete feſt, er werde es gewiß nicht lange ſo gehen laſſen, ſondern auf dieſe oder jene Art dafür ſorgen, daß es anders komme.

Es hatte Recht. Er war nicht der Mann, der, um eine Unordnung abzuſtellen, eine neue anrichtete und dann dieſe ſorgenlos ihren Weg gehen ließ. Sobald er vernommen, was die Wirthshauslumpen daheim für ein Leben führten, dachte er auf Mittel, ſie den Tag über aus ihren Häuſern wegzulocken und öffnete ihnen zu dieſem Zweck die Torfgruben, die er in der Nähe von Bonnal hatte. Dadurch gab er mehr als fünfzig Arbeitern einen guten Verdienſt und die meiſten Wirthshauslumpen meldeten ſich wegen der Langenweile, die ſie zu Hauſe hatten, und auch wegen des Abendtrunkes, den er ihnen zwei Mal in der Woche verſprechen ließ, zu dieſer Arbeit. Und ſo brachte er einen großen Theil dadurch, daß er ſie zu einer beſtimmten Tagesarbeit brachte, nach und nach dahin, ſich im Grunde zu ändern und zu beſſern und Hausſitten anzunehmen, andrerſeits aber half er auch dem Hauselend ab und erlöſte die armen Weiber den Tag über von ihren Saufmännern. Auch erkannten die Weiber, was er ihnen dadurch Gutes gethan.

Aber wenn er heute einer Unordnung abhalf, ſo gab's morgen eine andere, und wenn er heute eine Schwierigkeit beſiegte, ſo trat ihm morgen eine neue in den Weg. Es iſt natürlich, denn es gehört etwas dazu, ein ganzes Dorf in eine andere Ordnung zu bringen. Sowie die zehntfreien Aecker den Spinnerkindern mit jedem Tag ſicherer und

überhaupt die Hausordnung und die Verhältniſſe der Armen beſſer wurden, ſo ſtieg die Unzufriedenheit der neidiſchen Reichen und ihrer Weiber, Töchter und Söhne. Und dann hatten ihm die Vorgeſetzten auch nicht vergeſſen, daß er ſie wie die faulſten Schelme behandelt habe und ſie vor einem halben Dutzend Bettelbuben habe niederknieen und abbitten laſſen. Am meiſten aber ärgerte ſie das: Die Reichen waren bis jetzt gewohnt, die Armen als eine Art Knechte anzuſehen, die dazu wie geboren ſeien, ihnen um den halben Lohn alle Arten Dienſte zu thun und es kam z. B. einer ſolchen dicken Frau gar nicht darauf an, ihre arme Gevatterin einen ganzen Nachmittag bei ſich arbeiten zu laſſen und ſie dann vor dem Abendbrot mit einem Stück Brot und etwa einer abgenommenen Milch heimzuſchicken. Aber es iſt vorbei; — Gevatterin hin und Gevatterin her — die Armen wollen das nicht mehr ſo verſtehen und kommen ihnen nicht mehr, außer ſie geben ihnen ſo viel Lohn, als ſie daheim oder anderswo in der gleichen Zeit verdienen können.

Darin hatten ſie auch ganz Recht. Aber darin hatten ſie Unrecht, daß ſie, ſobald ſie eine Ecke blauen Himmel ſahen, frech und unverſchämt wurden, und Leuten, bei denen ſie noch vor ein paar Wochen gebettelt, jetzt die unverſchämteſten Antworten gaben.

So ließ die Hürnerbeth der Hügin, die gewiß, wenn je eine im Dorfe, eine gute Frau iſt, als ſie ihr bei einem ſtarken Regen ſagen ließ, ſie ſolle doch zu ihr kommen und ihr helfen, das Waſſer, das ihr gegen den Keller laufe, ableiten, zur Antwort geben, was ſie auch denke, daß ſie ihr ſolche Boten ſchicke. Es ſei nicht mehr die alte Zeit, ſie habe jetzt auch ihre Geſchäfte und ihre Haushaltung und könne ihr nicht mehr zu Gebote ſtehen, wenn ſie wolle.

Dergleichen Antworten gab das Bettelvolk jetzt faſt alle Tage und brachte dadurch die Reichen natürlich noch mehr gegen ſich in Harniſch und gegen Arner, deſſen Wohlthaten an der Aenderung ihrer Verhältniſſe ſchuld waren.

Es iſt traurig; man kann nicht anders, wenn man ſo etwas hört, muß man an das Thier denken, das, wenn es

hungert, kriecht und wedelt, und die Zähne zeigt, wenn es den Bauch voll hat.

84. Fortsetzung ähnlicher Hauptsachen für die gleichen Leute.

Aber auch Leute, die sich nicht mit diesem Thier vergleichen lassen und die dem Junker gar nicht entgegen waren, machten manchmal Sachen, die dem Guten, das er im Dorf bezweckte, den größten Schaden thaten.

Selbst sein Hühnerträger Christoph machte ihm so einen Streich und rief einmal, da er mit einem halben Rausch über den Berg kam, vor vielen Häusern in Bonnal anstatt: „Jung Tauben — wer hat jung Tauben feil?“ „Jung Teufel, jung Teufel, wer hat jung Teufel feil?“ Das machte vielen Leuten böses Blut; sie meinten nämlich, er stichle auf ihren dummen Teufelsglauben, den sie mit der Gemeindeweide so theuer hätten bezahlen müssen, und er sei dazu aufgewiegelt. Das vermehrte den Haß gegen den Junker und die Vorgesetzten und das Hartknopfenvolk redeten nicht anders, als wenn's eine ausgemachte Sache sei, daß der Junker dahinter stecke.

Der Hühnerträger hörte noch an demselben Abende, wie man das Narrenwort aufnahm und wenn er schon halb betrunken war, so machte es ihm doch so bang, daß er die ganze Nacht nicht schlafen konnte und am Morgen, sobald er ins Schloß kam und seinen Korb in der Küche abgestellt hatte, den Junker suchte und ihm erzählte, was er gestern im Rausche für einen Narrenstreich gemacht. Er hatte dem Junker keinen größern Verdruß bereiten können. Er befahl ihm, auf der Stelle wieder nach Bonnal zu laufen und in allen Häusern, vor denen er so Teufel ausgerufen, zu sagen, wenn er noch einmal nüchtern oder im Rausch einen solchen Streich mache, so habe er für den Junker sein Lebtag genug jung Tauben ausgerufen und eingekauft.

Auch bei den Torfgräbern erfuhr der Junker, daß die,

die zu ihm hielten, dem, was er anſtrebte, oft die größten Hinderniſſe in den Weg legten.

Von der erſten Stunde an, die er bei dieſen Arbeitern zubrachte, zeichneten ſich ihm bei jedem Anlaß zwei Brüder als die arbeitſamſten und gutmüthigſten vor allen aus; er ſuchte natürlich gegen ſie beſonders liebreich zu ſein, aber ſie wurden allemal roth, wenn er nur ein Wort zu ihnen ſagte. Lange wußte er nicht, was das bedeute, endlich erfuhr er, ſie ſeien mit dem Sigriſt und dem Schulmeiſter verwandt und ſie erſchräken, wenn er nur ein Wort zu ihnen ſage, weil ſie glaubten, er wüßte nicht, daß ſie nicht in allen Stücken mit ihm gleicher Meinung ſeien.

Auf dieſen Bericht verdoppelte der Junker ſeine Freundlichkeit gegen ſie, ſie wurden aber immer gleich roth und die andern ſagten ſich über ſeine Freundlichkeit dies und jenes ins Ohr; er that aber, als ob er nichts merke. Endlich ſagte Einer ſo nahe bei ihm, daß er es deutlich verſtand, wenn er wüßte, zu welcher Partei ſich jene hielten, ſo ließe er ſie mit ſeiner Freundlichkeit gewiß ungeſchoren. Da drehte er ſich um und ſagte dem Manne, er ſolle dieſelben Worte noch einmal und zwar laut ſagen. Er mochte wollen oder nicht, er mußte. Da ſolltet ihr die Tagelöhner geſehen haben, wie ſie den Kopf ſtreckten und die Ohren ſpitzten, was der Junker darüber ſage. Die zwei Brüder aber wurden blaß, wie der Tod und hielten das erſte Mal, daß es Arner ſah, die Hände ſtill.

Arner ſah dann die Tagelöhner, die ſo die Hälſe ſtreckten, mit Augen an, die ſo deutlich redeten, daß er hätte ſchweigen können, man hätte ihn gleichwohl verſtanden. Aber er redete doch und ſagte: Wie lange wollt ihr mich doch nicht kennen, und was habe ich denn gethan, daß ihr ſo von mir urtheilt und glauben könnt, ich ſei im Stande, Leuten um deswillen, weil ſie anderer Meinung ſind, als ich, unfreundlich zu begegnen? Darauf ging er auf die zwei Brüder zu, reichte ihnen die Hände und ſagte: Und ihr, konntet ihr das auch glauben? Sie ſahen ihn einen Augenblick an, ohne zu reden, aber bald ſagte der ältere: Ja, Junker, wir haben's ge-

glaubt und ich will euch gerade heraus ſagen, was daran ſchuld iſt.

Da klagte er ihm, es gäbe Leute im Dorfe, die ſich groß damit machten, einen Jeden, der mit einem Worte ſich verlauten laſſe, daß er in irgend einer Sache anders als der Junker und der Pfarrer denke, ſo unverſchämt anzufahren, daß man ſich bald mehr fürchten müſſe, über etwas ſo zu reden, wie man darüber denke, als wer weiß was zu thun. Der Junker war betroffen und ſagte: Man kann nichts thun, was mehr wider mich iſt und wider das, was ich ſuche, als gerade das. Und doch thun's Leute, die durchaus glauben, daß ſie in euerm Sinne handeln, ſagte noch einmal Chriſtoph, der ältere der beiden Brüder.

Als die andern ſahen, daß es der Junker nicht übel aufnehme, ſtimmten noch mehr bei und etliche, die mehr als halb harikuöpfiſch waren, trieben es noch weiter und ſagten laut, ja, es meine bald ein jeder Geißenbub, er dürfe ſich nur hinter den Junker verſtecken, um ſein Maul über Alles zu brauchen.

Das Wort Geißenbub brachte etliche von des Junkers Partei in die Hitze und einem jungen Manne glühten die Augen, der auch erwiederte: Man muß unparteiiſch ſein und die Sachen auf beiden Seiten ſagen, wenn man davon reden will. Es iſt ſo: Wenn Narren der einen Art thun, ſie hätten den Junker zum Rückhalt, ſo thun Narren der andern Art ſo, ſie hätten den lieben Gott zum Rückhalt und ich meine, das ſei noch das viel Schlimmere.

Der Junker mußte lachen und ſagte: Ich kann nichts darüber ſagen, als: Sie ſind alle beide Narren. Der Chriſtoph widerſprach auch nicht und ſagte vielmehr, er meine auch nicht, daß alle Leute, die dem Junker und dem neuen Weſen entgegen wären, deshalb recht und brav wären; es ſei ihm genug, daß er ſehe, daß der Junker den geraden Weg gehe und einem Jeden ſeine Freiheit laſſe.

Junker: Es geht mir hierin vollkommen wie dir; ich bin durchaus nicht der Anſicht, daß Leute, die meine Brille auf die Naſe ſetzen, deshalb um ein Haar braver ſind, als

Leute mit andern Brillen, und es freut mich gewiß auch, daß ich ſehe, daß du ebenſo den geraden Weg gehſt und andern Leuten die Freiheit, die du ſelber gern haſt, auch läſſeſt. Lieber Chriſtoph, nimm das für immer an: Leute, die es gut meinen, ſind im Grunde nie weit von einander und finden ſich immer, ſobald ſie ſich nur gegen einander erklären.

Dieſes Wort und ſeine Güte gegen die zwei Brüder wurde an demſelben Tage dem ganzen Dorfe kund, und es ſchwächte, wie noch nichts, den blinden Eifer, den das Hartknopfenvolk einer Menge Leute gegen den Junker und ſeine Beſtrebungen ins Herz gebracht hatte. Mit ſolchem Eifer ſucht von jeher in ſtreitigen Sachen der, der Unrecht hat, ſein Unrecht zu bedecken. Auch hatte des Hartknopfen Volk Naſe genug, um zu riechen, daß es ihm ans Herz gehe, wenn der Eifer gegen dieſen Mann im Dorfe aufhören ſollte. Darum thaten ſie alles Mögliche, daß das nicht geſchehe; ſie verſchrieen jetzt auch die zwei Brüder als Mamelucken, die den Mantel nach dem Winde hingen und bewegten, ſo zu ſagen, Himmel und Erde, ihre Blinden, wie ſie ſich ausdrückten, zu warnen, ihre Augen nicht aufzuthun, die Freundlichkeit der Heiden zu ſehen, die wider Gott ſei. Aber es half nichts; ſie konnten nicht hindern, daß das Volk merkte, wie freundlich der Junker und der Pfarrer und der Schulmeiſter wären und wie gut ſie es meinten.

Damit kam denn das Volk in Bonnal auf den Punkt, ſelbſt den Streitpunkten in dem neuen Weſen nachzuforſchen, wovon man ſo viel Aufhebens mache.

85. Ein Schritt zur Volkserleuchtung, die auf guten Fundamenten ruht.

Der Lieutenant hatte ſeine Bonnaler immer auf dieſem Punkte erwartet, um mit ihnen über dieſe Sachen mit der ganzen Deutlichkeit, die er in Alles hineinbringen konnte, was er angelegentlich überlegt hatte, zu reden.

Er hatte von nun an alle Abende ein halb Dutzend und

mehr junge Leute bei ſich, denen er ſtundenlang mit ſeiner unnachahmlichen Geduld links und rechts in den Kopf hineinzubringen ſuchte, was der Junker und der Pfarrer im Grund ſuchten und worin und warum man ſie unrecht verſtehe.

Unter den jungen Leuten, mit denen er ſo redete, war ein Lindenberger, der ganz außerordentlich in Alles hineindrang. Es war, wie wenn Alles ſchon vorher in ſeiner Seele gelegen und nur einen Wink brauchte, es aus ihm herauszubringen. Wenn er nur eine Viertelſtunde hernach von dem redete, was der Lieutenant eben erklärt hatte, brauchte er ſchon kein Wort mehr von ſeinen, ſondern hatte eigene Bilder und Ausdrücke, welche zeigten, daß er, was er ſage, ganz aus dem Seinigen nehme. Auch ſagte der Lieutenant, da er ihn kaum ein paar Mal reden hörte, zum Pfarrer: Dieſer Mann wird dem Hartknopfen-Geſchmeiß den Kopf zertreten. Er irrte ſich nicht; er zertrat ſie wie Würmer, ſobald er anfing über ihre Meinungen den Mund aufzuthun.

Das ſchrecklichſte für dieſes Geſchmeiß, deſſen ganze Kraft im Mund und in leeren unverſtändlichen Worten beſtand, war des Mannes Kürze und daß ihn Jedermann verſtand und verſtehen mußte. Sie konnten ihm nicht antworten; man verſtand ſie nicht mehr, weil man ihn verſtand, oder vielmehr man begriff, weil man ihn verſtand, daß man ſie nie verſtanden. Er verglich das Auswendiglernen der Religion, das der Pfarrer nicht mehr haben wolle, dem Unſinn eines Bauern, der ein Pferd oder einen Ochs mit ſtarken Ketten an allen vier Füßen anbinden und ſo am Barren lahm machen würde, damit er ihm nicht weglaufe.

Auf den Einwurf, die Leute könnten ja auf dieſe Art die Religion ſelber und Alles, was ſie Gutes wüßten und hätten, verlieren, gab er zur Antwort, es dünke ihn, das ſei juſt ſo, als wenn man ſagen würde, Bauernkinder könnten ihres Vaters Acker und Matten verlieren, wenn er ſie nicht auswendiglernen laſſen würde, wo ſie lägen, an wen ſie anſtießen, was man das Jahr darauf thun müſſe, und ſetzte hinzu: Würde nicht Jedermann ſo einem Bauern ſagen: Du Narr! Das beſte Mittel, daß deine Kinder ihre Güter

nicht verlieren, ist, daß sie brav darauf schaffen, und wenn du sie am Morgen früh und am Abend spät darauf hinausjagst, so wird ihnen besser als mit dem Auswendiglernen in Kopf kommen, wo sie liegen. Die Rosse an seinem Zug sind nicht so stark, und die Furchen, die er mit ihnen ins Feld zieht, sind nicht so gerade, als die Ausdrücke und Bilder, die er brauchte; aber wenn er in Eifer kam, so wurden sie auch so schneidend, wie sein Pflug, mit dem er vom Morgen bis am Abend sein Land wie nichts umlegte. Und wenn er Schurken vor sich sah, so war er sehr bald im Eifer.

Der Ständlisänger Christen erfuhr's auf eine schreckliche Art. Er ließ sich durch Essen und Trinken verführen, daß er ihm im Barthaus widersprach und Gottes Wort und der Seele Heil und was man beim Kinderlehren in Acht nehmen müsse, ins Maul nahm.

Der Lindenberger zog sein Gesicht in Falten, so wie der Himmel sich vor einem Wetter in Falten zieht, sobald der Kerl nur das Maul aufthat und antwortete ihm: Du, es muß Einer nüchtern sein an Seel und Leib und nicht lahm und nicht aussätzig wie du, wenn er das Wort Gottes und der Seele Heil ins Maul nehmen und davon reden will, wie man Kinder erziehen und zu Menschen machen soll, die, behüt uns Gott davor! einmal deinen nicht gleich sehen.

Es muß Einer kein Vater sein, wenn er nicht lieber vom Donner erschlagen sein wollte, als von so einem Wort getroffen werden. Auch zitterte der Ständlisänger, dem man sonst Lumpenhund und Alles, was man wollte, sagen konnte, ohne daß er zürnte, jetzt am ganzen Leib; es war aber auch zu erschrecklich, denn es war ganz wahr; er konnte es darum auch nicht aushalten und mußte fortgehen.

Aber da er zur Thür hinaus war, sagte doch ein alter ehrlicher Uli: Aber Lindenberger, das ist doch zu hart, und ich muß dir sagen, es ist mir noch nicht, daß du in allen Stücken Recht habest; gerade z. B. will es mir gar nicht in den Kopf, daß es mit dem Auswendiglernen der Religion just so sei, wie du behaupteſt.

Noch immer in der Hitze, antwortete der Lindenberger:

Lieber Uli, es tönt freilich hart, wie ich's ſage, aber nur weil wir von Jugend auf gewohnt ſind, es anders zu hören. Oder iſt's nicht ſo? Ueberleg's, und gib mir dann eine Antwort. — Wenn Einer einem Kinde eine Heiden- und Zigeunerreligion in den Kopf bringen wollte, wie wäre es dann? — Setze, er würde das Dümmſte, das du nur erdenken könnteſt, ihm ſo beibringen, z. B. die Sonne ſei der liebe Herrgott, der Mond ſeine Frau und die Sterne ſeine guten artigen Kinder, und nimm dann an, es wären viel dicke große Bücher in der Welt, in denen viel hundert und aber viel hundert Menſchen ſich ſeit hundert und aber hundert Jahren Mühe gegeben, dieſen Zigeunerglauben zu erklären und vernünftig und gut darzuſtellen und tauſend Gründe aufzuſuchen, warum man ihn annehmen müſſe und wie man zeigen könne, daß er wahr und gut ſei, und wie man antworten könne, wenn Jemand ſagte, er ſei nicht wahr und nicht gut. Und denk' dann, dieſer Mann würde ſeinem Kind, ehe es wüßte, was rechts oder links iſt, die Hauptſachen dieſes Zigeunertraums einprägen, ihm ſeinen Glauben am Himmel zeigen und es laſſen Freude daran haben und Thränen darüber weinen und Lieder darüber ſingen, und dann, wenn es anfinge zu Verſtande zu kommen, es das Geſcheidteſte und Beſte, das es in dieſen Büchern über ſeine Himmelsreligion finden würde, auswendig lernen ließ, und ich mag nicht reden, weiß nicht was noch mehr thäte, um ihm Kopf und Herz für ſeine Sonn- und Sternenreligion einzunehmen: kannſt du denn finden, ſo ein Kind müßte über dieſen Punkt im Kopf und an der Seele nicht wie lahm werden? Und wenn du dieſes findeſt, ſo findeſt du Alles, was ich habe ſagen wollen.

Solche Blitzworte waren freilich für die meiſten Leute zu ſtark, aber ſie zündeten doch Licht an und ſetzten hie und da Leuten darüber den Kopf auf den rechten Fleck, die dann weniger Feuer hatten und ſtiller und ſanfter darüber redeten.

Das Eis war ſo gebrochen, die Angſt fiel alle Tage mehr weg, die man ehedem hatte, von dieſen Sachen nur zu reden; und ſo wie die Angſt wegfiel, regte ſich die Neugier

und trieb ſelber die alten Großmütter, wenn ihre Enkel vom Lieutenant heim kamen und von dieſen Sachen redeten, hinter dem Ofen hervor zu hören, was es denn mit dem neuen Weſen ſei, von dem man die Zeit her ſo viel murmle. Und je mehr man ſo dem Grund der Sachen nachforſchte, je klarer kam's natürlich heraus, es ſei nicht ſo ſchlimm und nicht ſo bös damit gemeint, als man im Anfang habe ausſtreuen wollen. Auf der andern Seite aber klagten denn auch viele Leute, es ſei ein ſo großes Uebel, man wiſſe gar nicht mehr, woran man ſich halten und was man glauben ſolle, weil die Leute bald Alles und ſelbſt das Wort Gottes der Eine ſo und der Andere anders erkläre.

Viele wußten ſich über dieſen Einwurf gar nicht zu helfen; aber das Baumwollenmareili, das doch weder ſchreiben noch leſen kann, fand ungeſucht die rechte und die einzige Antwort, die man über dieſen Punkt geben kann. Es ſagte ſeinen Spinnerweibern, die ihm auch ins Haus kamen, über dieſen Punkt zu klagen: Es hat ſchon gefehlt, wenn's Einem über das, was Gottes Wort ſagen wolle oder nicht ſagen wolle, aufs Erklären und das, was andere Leute dazu ſagen, ankommt!

Aber wie machſt du es denn, wenn es dir nicht aufs Erklären ankommt?

Wie ich das mache? Ihr guten Leute, ihr ſolltet's wohl wiſſen, es ſind ja genug Sachen in der Welt, die von Gott ſelber ſind, und ob denen man nicht verirren kann, was Gott wolle, daß ein jeder Menſch in der Welt ſei und thue. Ich habe ja Sonne, Mond und Sterne, und Blumen im Garten, und Früchte im Feld, — und dann mein eigen Herz. — Und meine Umſtände, ſollten mir die nicht mehr als alle Menſchen ſagen, was Gottes Wort ſei und was er von mir wolle? Nehmet nur gerade mich ſelber, wenn ihr vor mir ſteht und ich euch in Augen anſehe, was ihr von mir wollt und was ich euch ſchuldig; — und dann da die Kinder meines Bruders, für die ich ſorgen muß, ſollten die nicht das eigenthümliche Wort Gottes an mich ſein, das auf eine Art an mich gerichtet iſt und mein eigen gehört,

wie es an keinen andern gerichtet und keinem andern gehört? Und das iſt gewiß von Gott, und ich kann mich gewiß nicht verirren, wenn ich mir das andere Wort Gottes durch nichts in der Welt als dadurch erklären laſſen will.

Und die Spinnerweiber mußten ihm zugeben, daß Sonne und Mond und Sterne, und des Menſchen Herz, und ſeine Verhältniſſe einem jeden Menſchen das Wort Gottes für ihn recht und unverirrlich und genugſam erklärten.

Aber auf eine andere Art legte der Michel das Wort Gottes aus. Die Hauptlumpen von den Tagelöhnern am Kirchbau hatten kaum vernommen, der Junker gebe den Torfgräbern zwei Mal in der Woche einen Abendtrunk, ſo murmelten ſie unter einander, das käme ihnen auch zu und es ſei Niemand ſchuld, als Lienert, daß ſie ihn nicht bekämen; er brauche nur ein paar Worte gegen den Junker fallen zu laſſen, ſo hätten ſie ihn ſicher.

Was ſie am erſten Tage hinter ihm brummelten, das ſagten ſie ihm andern Tages ins Geſicht und da er's ihnen abſchlug und meinte, daß es ein Unterſchied ſei, den ganzen Tag im Waſſer zu ſtehen und zu arbeiten und am Morgen und Mittag eine halbe Stunde weit an ſeine Arbeit zu gehen, wie es die Torfgräber müßten und dagegen ſo zu ſagen unter ſeinem Dach und vor ſeiner Hausthür ſeinen Tagelohn zu finden, wie ſie es hätten: ſo wurden ſie auf dieſe Antwort ſo wild über ihn, als wenn er ihnen das größte Unrecht gethan hätte und ſie trachteten von Stund an Rache an ihm zu nehmen und ihm alles Mögliche zu Leide zu thun und wenn er nicht den Michel auf ſeiner Seite gehabt hätte, ſo hätten ſie ihm mit den Geſellen und mit der Arbeit die größte Unordnung angerichtet.

Aber dieſer nahm den Kriecher und den Marx, als er eben dazu kam, wie ſie ihm ein paar Geſellen aufwiegelten, ſo vor, daß ihnen die Luſt nach fernerem Aufwiegeln und ſogar nach fernerem Arbeiten auf dem Kirchhofe verging und ſie noch vor dem Nachteſſen ihren Platz mit ein paar Torfgräbern tauſchten.

O wenn ich doch nur machen könnte, daß dieſer Mann

noch mehr guten Leuten in der Welt, die es wie Lienert nöthig haben, die rechte Hand ſein und mit Schelmen und Heuchlern für ſie umſpringen könnte, wie er mit jenen umſprang, was würde ich doch für Gutes ausrichten? Er hat die Seele der Schurken in ſeiner Hand, weil er ſie kennt und wenn er mit ihnen zu reden kommt, ſo kann er ſie zerreißen, daß man meint, man ſehe ſie zwiſchen ſeinen Zähnen.

86. Vom Rathen, Helfen und Almoſengeben.

Ich verliere mich im Labyrinth des großen Bildes, das ich machte, lege den Pinſel ab, und faſſe meinen Traum im Ganzen.

Womit will ich Arners Thun vergleichen? — Es iſt gleich dem Regentropfen, der von der Rinne fällt und den Felſen höhlet. — Aber wer kann die Tropfen zählen unter der Rinne am Dach und ihre Kraft beſchreiben, die den Felſen höhlt? Ich kann es nicht, ich kann nur die Höhlen zeigen im Marmor unten an der Rinne, und ſagen, ſie ſind vom Reiben der Tropfen, die von ihr herabfallen — genug — das Fallen der Tropfen höhlte den Felſen, wo er am härteſten war.

Der Eifer mit dem Spargeld in den Spinnerhäuſern brachte eine Menge Leute in eine beſſere Ordnung, die ſich ſonſt durch nichts dazu bringen ließen; und man ſah mit jedem Tag mehr Männer und Weiber Theil an dem nehmen, was er wünſchte und ſuchte, und ihm ſo zu ſeinem großen Ziel helfen.

Die Reinoldin, — es iſt die, die ſeinen Carl ſo hart geküßt und dem Kinderzug ſo luſtig vor den großen Häuſern vorbeigeholfen, — ließ keinen Tag vorbei, daß ſie nicht den Spinnerweibern in ihrer Nachbarſchaft bei ihrem Eifer für die neue Ordnung mit Rath und That an die Hand ging. Sie war von jeher wohlthätig, aber als ſie ſah, daß die Arbeitsluſt und die Anführung zur Ordnung und zum Sparen den armen Leuten in einer Woche mehr aufhilft, als man ihnen mit keinem Almoſen in Jahren aufhelfen

kann, ſo änderte ſie zur Stund hierüber ihre Art und ſchlug auch der beſten Gevattermeiſterin einen Mund voll Brod ab, wenn ſie nicht mit ihr auf den Grund gehen und ihr lauter und klar zeigen wollte, wie ſie ſtehe, was ihre Haushaltung die Woche durch verdiene, wie ſie das abtheile und warum ſie nicht damit auskomme. Ihre erſte Antwort, wenn ihr Jemand eine Noth klagte, war jetzt: Ich muß mit dir heim und in deiner Stube ſehen, wo es dir eigentlich fehle und wie dir zu helfen ſei.

Das behagte freilich vielen Leuten nicht, andere ließen ſich helfen; an dieſen that ſie wie eine Mutter; aber ſie hatte auch erſt, ſeitdem ſie ihre Art hierin geändert, Freude an ihren Almoſen.

Bis jetzt that ſie dieſelbe als eine Art Schuldigkeit, ſo ungefähr wie rechte Leute Zoll und Zehnten abſtatten, gern und willig, aber ihr Herz war nicht dabei, und ſie dachte nichts dabei; jetzt wurden ſie ihr zur Luſt des Menſchen, der einem Kind aus dem Elend das Glück ſeines Lebens gründet. Sie thut das und gibt jetzt ihren Armen nicht mehr nur Brod und Geld, ſondern ſich ſelber und ihre Zeit, ihren Verſtand, ihr Anſehen und Alles, ſogar ihren freudigen Muth, ihnen ſo zu helfen, daß ihnen wirklich geholfen. Aber mitten indem ſie ihnen hilft, legt ſie ihnen auch Zaum und Gebiß in den Mund, daß ſie gegen eine gute Hausordnung, auf die ſie ihre Hülfe jetzt baut, nicht aufſchlagen dürfen, und legt nie eine Hand an, ſo lange ein Armer einen Krebs im Buſen verbergen will, der ihre Hülfe vereiteln, und was ſie immer an ihm thäte, ihn doch zum Tod bringen würde.

Man mag darüber ſagen, was man will, gewiß iſt nur das ein wahres Almoſen, wenn man macht, daß der, der es empfängt, nicht ferner betteln muß. Das iſt wahr, oder das Almoſen iſt nicht ein Opfer der Weisheit und Güte, ſondern etwas ganz anderes.

Ihre Mutter iſt jetzt auch wieder gut mit ihr. Da ſie ſieht, daß der Junker mit ſeinen Sachen Meiſter wird, ſo iſt ihr jetzt auch recht, daß ihre Tochter ihm hilft. Sie iſt

ein ſonderbares Weib, dieſe Mutter. Bei allen Fehlern, die ſie hat, rühmen ſie viele Leute ſehr, und ſagen, ſie könnte ein Königreich regieren; aber von allen, die ſie ſo rühmen, iſt nicht Einer, der behauptet, ſie könnte einen Menſchen, der mit ihr unter einem Dach wohnte, glücklich machen.

Eben ſo viel, wie die Reinoldin, und noch mehr that auch das Baumwollenmareili, der Hausordnung im Dorf aufzuhelfen, und es war ihm noch viel leichter. Sein Lebtag mit den armen Leuten und ihren Umſtänden bekannt, war es bei ihnen ſo daheim, daß es in ſeinem eignen Haus nicht mehr daheim war, und hatte darum nicht nöthig, wie die Reinoldin, in ihren Häuſern nachzuforſchen, wie es mit ihrer Ordnung ſtehe, es ſah es ihnen im Augenblick ſonſt an und merkte es an jedem Wort, das ſie redeten, an jedem Bündel Garn, den ſie ihm auf den Tiſch legten. Es hat ſchon, ſeitdem es Baumwolle ausgibt, an vielen Leuten mit Rath und That das Gleiche thun wollen, aber unter dem alten Junker iſt dieß umſonſt geweſen. Ein Rath, ein gutes Wort hat da ſo viel genützt, als eine Thräne im Krieg. Es iſt umſonſt unter einer Obrigkeit, wie der alte Junker, den Menſchen zu rathen. Nur da, wo eine Obrigkeit iſt, die zur Hausordnung Sorge trägt und ſelber Hausordnung hat, nur da kann man das thun.

Es war auch für das Mareili, wie wenn's nicht mehr im alten Dorf lebte, ſo fand unter dem neuen Junker ein jedes gut gemeinte Wort bei den Leuten ſo gute Statt, und ſeitdem der Eifer, auf Spargeld zu ſpinnen, in ſie hineingebracht worden, richtete es faſt mit allen Haushaltungen, die ihm ſpannen, in dieſer Hinſicht aus, was es wollte.

87. Von der Wahrheit und vom Irrthum.

Es fiel bald Jedermann in die Augen, daß es ſich im Dorf allenthalben ändere; denn auch von den ſchlechteſten Leuten kamen bald in dieſer, bald in jener Gaſſe einige ſichtbar in eine beſſere Ordnung, ſo daß, wo die Weiber

zuſammenkamen, beim Brunnen auf dem Kirchweg; und im Barthaus, wo die Männer, ſeitdem das Wirthshaus zu iſt, ihr Altes und Neues zuſammentragen, daß immer von nichts anderm die Rede war. Aber lange hielten die meiſten die neue Beſſerung der Leute für eine Art von Bettags- und Feſtfrömmigkeit, die ſo lange dauern werde, bis etwa eine Faſtnacht oder Kirchweih auf die heilige Zeit folge, die dann den Bettagsgeſichtern ein Ende machen werde. Ihrer viele ſagten: Es wäre wohl gut, wenn man die Leute wie einen ledernen Handſchuh umkehren könnte! Aber wenn es möglich wäre, ſo wäre der Junker gewiß nicht der erſte geweſen, dem es in den Sinn gekommen, er werde auch nicht der erſte ſein, dem es gelinge.

Im Anfang hatten ſie auch nur ihr Geſpött darüber und Einer ſagte einmal ſogar, es ſei ja nur eine Hundeordnung, und erklärte ſich dann, wenn des Scheerers Hund dem Hummel ſein gelbes Waſſer nicht unter dem Tiſch aufgelappt, ſo würde die neue Ordnung in den Häuſern und aller Lärm, den ſie anrichte, ſich Niemand träumen laſſen. Einige Wochen ſpäter aber ſpotteten ſie nicht mehr, ſondern fingen an, allerlei Gründe zuſammen zu ſuchen, warum ſie Recht hätten, und warum das neue Weſen nicht Beſtand haben könne.

So iſt der Menſch, ſo lange ihn das, was er nicht gern hat, auch nicht wahr dünkt, ſo ſpottet er nur darüber; wenn's ihm aber ahnt, es könnte doch wahr ſein, ſo fängt er an, Gründe zuſammen zu leſen, warum es nicht wahr ſein kann. Und überhaupt, was ihm ganz wahr iſt, dafür braucht er keine Gründe und ſucht keine. Erſt wenn's ihm ahnt, er könne ſich irren, geht er auf das gefährliche Jagen nach Gründen, auf welchem er ſo oft in die Labyrinthe des Irrthums geräth, wo für ihn keine Auswege mehr ſind.

Warum iſt er ein Narr, und thut das? Was will der Menſch mit dem Jagen nach vielen Gründen? — Die Wahrheit ruhet auf ihrem Felſen, als auf ihrem einzigen Grund. Die Unwahrheit hingegen hat ihre Lage immer hinter vielen Gründen und verbirgt ſich hinter ihnen, wie

hinter einem Haufen zuſammengeleſener Kieſelſteine. — Von da bringt ſie aus den Schlupfwinkeln ihres Sitzes den armen Jägern nach Gründen Steine aller Art und Gattung und Farbe, wie ein jeder von ihnen ſich den Felſen der Wahrheit an Art und Farbe und Gattung in ſeinem Kopfe vorſtellt, hervor. Die Schlange trägt die glänzenden Steine zwiſchen ihren Zähnen auf ihrer Zunge und beleuchtet ſie mit dem Glanz ihrer Augen. Aber das Schoßkind der Wahrheit, die ruhende Einfalt, kennt das Klappern ihres Nackens, und naht ſich den Hügeln nicht, wo ſie ihren Sitz hat; denn ſie weiß, wie das ſchlaue Thier, die Naſeweisheit, den Menſchen bethört, und die armen Jäger nach vielen Gründen unter den Knochen des Zaubergewildes, dem ſie nachſtreben, begräbt.

Noch einmal, was will der Menſch mit vielen Gründen? — Die Wahrheiten, deren Nichtwiſſen Schaden bringt, brauchen nicht viel Erklärens.

Aber der Menſch glaubt gern Narrenſachen und thut gern Narrenſtreiche, und möchte denn doch, daß das, was er als ein baares Vieh glaubt und thut, ſo vernünftig wäre, daß ihm Engel und Teufel nichts dagegen ſagen könnten. Darum muß er auch ſo oft und viel auf die arme Jagd nach Gründen, auf der jetzt auch die Bonnaler waren. Dieſe fanden auf ihrer Jagd für ihre liebe Meinung, daß dieſes neue Weſen keinen Beſtand haben werde, Gründe wie Steine.

Zwei leuchteten ihnen beſonders ein. Der erſte, die lahme und alles lähmende Rede, es ſei mit den Menſchen gar nichts zu machen. — Sie glücklich zu machen, zu beſſern und in Ordnung zu bringen, ſei ſo lange die Welt ſteht, Traum geweſen, und werde ſo lange die Welt ſteht, Traum bleiben.

Das iſt ſo lange die Welt ſteht, das Wort geweſen, womit dumme und ſchlaue Leute Hand in Hand einander geholfen, den Bogen abzuſpannen, wenn etwas Gutes, das man mit den Menſchen machen wollte, nicht in ihren Kram diente; und es iſt kein Wort in der Welt, womit man

ſicherer unter der Decke alles hindern und dem Menſchen in Allem, was er Gutes thun ſollte, die Augen ausbohren kann, als dieſes.

Der andere Grund iſt der gleiche, aber auf eine andere Manier. Es fand ihn ein Mann, der die Waſſerſucht hatte, und in ſeiner Krankheit Jahre lang Zeit hatte, hinter dem Ofen Allem nachzuſinnen. Dieſer verglich das ganze Weſen der Lufterſcheinung zu den Zeiten ihrer Großväter, da einmal drei Sonnen mit einander am Himmel geſchienen, aber in einer Viertelſtunde darauf wieder zu einer einzigen geworden. Dieſe Erklärung behagte ihnen ſo wohl und ließ ſie ihre liebe Meinung ſo vernünftig finden, daß ſie glaubten und ſagten, ſieben Pfarrer mit einander könnten es ihnen nicht beſſer erklären. Sie faßten ſie auch ſo feſt in den Kopf, daß Alles, was ihnen dagegen vor Augen ſtand, ihnen nichts war. Es iſt aber auch nichts, das mit dem Menſchen und ſeinem Kopf ſo übel fährt, als eine unrichtige Erklärung, an die er glaubt. Darum ſahen die Bonnaler, die jetzt dieſe Sonnenerklärung wie ihren Katechismus in den Kopf gefaßt, vergeblich mit ihren Augen die neue Hausordnung alle Tage mehr Fuß greifen nnd mehr Beſtand zeigen.

Doch dämpfte ihnen der Lindenberger die Hitze, mit der dieſe Sonnen in ihren Köpfen brannten. Er war noch ein Neuling im Widerſpruch gegen ſeine Bonnaler, die Träumerſchelmereien mit gleicher Hitze liebten. Und es waren viele Wochen, ehe er dem Lieutenant, wie ich ſchon erzählt, unter die Hände kam. Aber er fand dieſes Gleichniß doch jetzt ſchon nicht ſtichhaltig, und antwortete ihnen das erſte Mal darauf, die Schule und das Wirthshaus und das Baumwollenſpinnen laſſe ſich ſo wenig mit Erſcheinungen am Himmel vergleichen, als ſich ein Kälberbraten mit einer Krautſuppe vergleichen laſſe. Aber die ganze Scheerſtube widerſprach ihm und ſagte, es vergleiche ſich gar wohl, eins ſei ſo unerhört als das andere. Er erwiederte ihnen, an einem Ort und in einem Kopf ſei etwas unerhört, das in einem andern Ort und in einem andern Kopf gar wohl

erhört und völlig im Brauch ſei, z. B. könne es nicht anders ſein, es müſſe noch viel unerhörter geſchienen haben, den erſten Pflug ins Feld zu ſtellen und den erſten Baum zu pfropfen, als Alles, was der Junker bis jetzt angefangen habe. Und nun ohne Gleichniß und Sprüchworte zu reden, ſo müſſe eine Obrigkeit entweder die Leute überall laufen laſſen, wie ſie liefen, oder ſie könne ſich unmöglich, wenn ſie ein Land von der Lüderlichkeit und Unordnung abgewöhnen wolle, damit abſpeiſen laſſen, es ſei unerhört, die Leute arbeiten und in der Ordnung leben zu laſſen, eben ſo wenig als damit, es ſei ein böſer Traum, etwas mit dem Menſchen auszurichten.

So deutlich das war, ſo blieben dennoch immer viele Leute auf der alten Meinung. Einige, die geſtehen mußten, die neue Ordnung griffe wirklich mehr Fuß, kamen jetzt mit dem „ſie könnten nicht begreifen, wie es komme, daß es ihm ſo gehe wie er wolle!“ — Es war nur Niemand, der ihnen ſagte, es ſei nichts daran gelegen, ob ſie es begriffen oder nicht. Hingegen ſagte ein Kienholzer, er begreife es gar wohl, der Junker brauche die zwei Pfeifen, mit denen man, ſeitdem die Welt ſteht, Alles ausgerichtet: die Brodpfeife und die Freundlichkeitspfeife. Wer da war, rühmte die zwei Pfeifen und ſagte, es ſei wahr, der Junker brauche ſie wie ein Meiſter.

Aber ein Napfer ſagte, wenn ſie ihm dieſe Pfeifen noch ſo ſehr rühmten, ſo wolle es ihm doch nicht in den Kopf, wie er etwa ein Dutzend ſeiner Tagelöhner dazu bringen könne, daß ſie ihm vom Morgen bis zum Abend in ſeiner Torfgrube aushielten. Es ſind keine zwei Monat, ſetzte er hinzu, ſie hätten Einem, wenn der Henker auch mit dem bloßen Schwert vor ihnen geſtanden hätte, auch bei der leichteſten Arbeit nicht ſo ausgehalten. Ihm antwortete der Hügi: Red' doch nicht vom Henker, der iſt ein bloßes Narrenwort gegen dieſe zwei Pfeifen, wenn's darauf ankommt, die Leute tanzen zu lehren, wie man will, daß ſie Einem tanzen.

Einmal kamen ſie ſo an einem Samſtag darauf, was

der Junker doch bei Allem ſuche, und fielen zuerſt auf den Hochmuth. Sie ſagten, er wolle mit ſeinem Dorf auch etwas Beſonderes haben, wie es unter ihnen manchmal auch Leute gebe, die ſo etwas Beſonders haben wollten, wenn ſie nur ein Scheunenthor aufrichteten.

Aber viele fanden, daß ſei ein theurer Hochmuth, und ſagten, das Geld würde ſie dazu reuen. Ihnen widerſprach ein Ruſi, und ſagte, aber er meine doch nicht, daß er Geld dabei verliere. Dann muß er doch, antworteten die Bauern, mit dem Sack geſchlagen ſein, oder er führt keine Rechnung. Es dünkt euch jetzt ſo, erwiederte der Ruſi; aber wenn ihr rechnet, was die 90 Juchart neues Mattland ihm nur an Kornzehnten mehr eintragen müſſen, und dann, was er mit dem Eifer fürs Arbeiten und Sparen, den er in alle Häuſer hinein bringt, nur in zehn Jahren ausrichten muß, ſo kommt ihr gewiß auch darauf, daß ihm das Geld, das er jetzt anwendet, mit der Zeit einen großen Zins tragen muß! Er ſetzte hinzu: Es iſt ja kaum mehr ein Bettelkind im Dorf, dem es nicht bald alle Nacht von einem halben Bauernhof träumt.

Das ſummte den reichern Bauern wie ein höhnendes Scheltwort ins Ohr, daß ſie auf die Lippen biſſen und ſchwiegen. Aber die Armen, die es merkten, trieben nun das Geſpräch deſto länger, und ein krummer Humbel, der keinen guten Schuh am Fuß hatte, ſagte gegen die Dickbäuche, die oben ſaßen und nichts mit ihm hatten, hinaufgrinzend ſo laut er konnte und durch die Naſe: Ja, wenn meine Kinder ſo fortſpinnen und mir alle Wochen ſo viel Geld heimbringen, als den letzten Samſtag, ſo geht es keine zehn Jahre, ich kaufe einem Bauern, welcher es iſt, wenn er ein Hagelwetter hat oder ſonſt Geld braucht, ſeine beſte Matte für baar Geld ab.

Das war zu rund, und der Kerl zählte nicht darauf, daß ihm Jemand anders als mit dem Maul Antwort geben würde. Zu ſeinem Unglück war Einer da, der das that, und ihn an Maul und Naſe blutend zur Stube hinaus und die Treppen hinabſchickte. Das Hagelwetter hat ihm den

Hals gebrochen, es durfte ihm Niemand das Wort reden, und auch die Armen ſagten, wenn er ſchon ein Wort hätte reden wollen, wenn er nur nicht mit dem Hagelwetter gekommen wäre.

88. Vom Aendern alter Maſchinen.

Aber trotz dieſer Reden und dieſer Gründe faßte der Same des Guten in Bonnal immer mehr Wurzel. Nur das alte Volk, das im Sumpf des vorigen Lebens grau geworden war, kam mit Kopf und Herzen nicht mehr nach. Das mußte auch der Pfarrer erfahren, der ſich gerade an die Schlimmſten gewagt; wenn er ſich auch alle Mühe gegeben, ſo war's am Ende doch nichts. So lange er neben ihnen ſtand, ſchienen ſie wohl einen Anlauf zu nehmen, aber es dauerte keine vierzehn Tage, ſo ſah er ein, daß ſie noch die Alten waren und die Alten bleiben würden.

So ging es ihm auch mit dem Treufaug. Er hatte ihm beim Todbett der Vogtin alles Gute verſprochen und namentlich, er wolle mit dem Dr. Müller über ſeine Arzneien und Erfahrungen reden. Der Pfarrer erinnerte ihn ſeitdem mehrmal an ſein Verſprechen. Er ſchlug es ihm auch jetzt zwar nicht geradezu ab, aber er hatte immer einen Vorwand, warum es heute und morgen nicht ſein könne. Bald mußte er noch Schriften und Papiere zuſammenſuchen, ehe er es thun könne; bald es ſei noch die Frage, ob dem Dr. Müller damit gedient ſei, bald, es ſei nur Waſſer in die See getragen, und der Müller habe ja ſtudirt und wiſſe im kleinen Finger mehr, als er im ganzen Kopfe, und wieder, wenn der Herr Doctor etwas von ihm wolle, ſo wiſſe er ja wohl, wo er zu Hauſe ſei.

Aber es ſtand dem Dr. Müller auch nicht an, ihm deshalb nachzulaufen. Er ſagte dem Pfarrer deutſch, er glaube nicht, daß er etwas wiſſe, und noch weniger, daß er ihm etwas ſage; und er müſſe geſtehen, er möchte nicht, daß man ihm nachrede, er ſei ihm darum nachgelaufen und habe ſich von ihm zum Narren halten laſſen.

Aber der Pfarrer, der immer ſeinem guten Herzen folgte, ruhte nicht, bis er ſie einmal bei einander hatte, und brachte es endlich bei einem Mittageſſen im Pfarrhaus dahin. Der gute Mann gab das Beſte, das er in der Küche und im Keller hatte, und that Alles, was er konnte, den Henkerskerl in gute Laune zu bringen. Er ſetzte ihn, als den ältern Arzt, oben an den Tiſch, trank zuerſt ſeine Geſundheit und ſagte beim erſten Glas, ſie wollten alle drei nächſtens mit einander ins Schloß; der Junker werde ihnen dann einen andern einſchenken, als dieſer ſei, wenn er höre, daß ſie ſo mit einander gute Freunde geworden. Der Müller ließ ſich das Untenanſitzen und Alles gefallen, weil ſonſt Niemand da war, und der Pfarrer ihn vorher gebeten, er ſolle es doch nicht achten, er richte ſonſt mit dem alten Narren nichts aus.

Es hatte im Anfang auch den Anſchein, wie wenn es dem Pfarrer nicht fehl ſchlagen wollte. Der Treufaug ſoff darauf los und fing an, ſo geſprächig zu werden, daß dieſer meinte, er werde, ehe er vom Platz aufſtehe, auskramen, was er im hinterſten Winkel wiſſe. Es war nichts weniger der Fall. Er redete kein wahres Wort und ſchnitt auf, daß der Müller, wenn ihm ſchon der Pfarrer einmal über das andere winkte und ihn noch mit den Füßen unter dem Tiſch ſtieß, daß er ſchweige, ſich doch nicht mehr halten konnte und ihm widerſprach.

Nun war's aus. Der Treufaug fing jetzt an, ihn anzuſchnauzen, wenn er's beſſer wiſſe, ſo ſolle er reden und er wolle ſchweigen. Doch ſah er, ſo ſehr er einen Rauſch hatte, es dem Pfarrer an, wie ſehr es ihm weh thue, daß es ſo gehe; aber es machte ihm nichts. Er blieb nur noch, um die Gläſer zu leeren. Als dieſes geſchehen, ſtand er ſchwankend auf, ſtammelte ein paar Worte des Dankes für die Ehre, die ihm der Herr Pfarrer erwieſen, ſuchte ſeinen Hut und ſeinen Stock und wanderte weiter.

Als er fort war, ſagte der Dr. Müller zum Pfarrer: Da ſehen Sie, daß ich Recht hatte, und daß man einen alten Stier, wie dieſer einer iſt, nicht wie eine alte Kuh

melken kann. Der Pfarrer erwiederte: Es iſt mein Fehler, daß ich von ſolchen Leuten immer mehr hoffe, als ich ſollte.

Er war ein abgebrühter Menſch. Wenn er auch ſah, daß er Jemand kränke, das plagte ihn nicht mehr. Was ihn plagte, war die Langeweile, die er hatte, ſeitdem die Tragbahrenhiſtorie ihm ſeine Kundſchaft vertrieben. Er klagte auch einem jeden alten Weib, das bei ihm ſtill ſtand, wie ihm das weh thue.

Und da ſein Vetter von Audorf jetzt auf einer Reiſe ins Oberland bei ihm zuſprach, fing er an, die hellen Thränen zu weinen und ihm zu klagen, wie es ihm jetzt gehe und wie er oft den ganzen Tag keine lebendige Seele in ſeiner Stube ſehe. Der Vetter gab ihm zur Antwort, er ſolle nur zu ihm hinabkommen, da ſolle er den ganzen Tag Leute genug und Alles haben, was er nur wünſche.

Das leuchtete ihm wohl ein; aber es kam ihm ſchwer übers Herz, ſo aller Ehre gute Nacht zu ſagen. Doch bei mehrerm Nachdenken, da er fand, es ſei ſchon aller Ehre gute Nacht geſagt, entſchloß er ſich, in vierzehn Tagen das Haus zu ſchließen und ins Land hinunter zu ziehn, zum Meiſter Johannes, dem Henker in Audorf. —

Auch mit dem Hummel war es das Nämliche. Er erhielt ſich nicht in der Stimmung, in die ihn des Pfarrers Sorgfalt gebracht hatte. Seine Schulden zwangen ihn, ſein Hab und Gut ſeinen Creditoren zu überlaſſen. Alle Tage kamen neue Forderungen an ihn, und da die meiſten größer waren, als die Summe, die er als ſchuldig in ſeinen Büchern erkannte, ſo forderte bald dieſer, bald jener mit ihm perſönlich darüber zu reden und ſich mit ihm zu verſtändigen. Davor fürchtete er ſich wie vor dem Schwert; aber es war unausweislich, und das Schimpfen und Fluchen über ihn und über alle Liſt, über alle Lügen und alle Betrügereien, durch die er ſeine Creditoren ſo tief hineingebracht, war im Dorf allgemein und wurde dadurch noch ſtärker, daß er faſt über Alles, worüber er gefragt wurde, nur ausweichende Antworten gab.

Dieſer Umſtand und die Gefahr des Verluſtes brachten

viele dahin, daß ſie ihn jetzt gar nicht ſchonten, ſondern frei und gerade herausſagten, wie es ihrer Forderungen halber ſtehe. Das brachte aber den Hummel ganz und gar aus der geduldigen und beſcheidenen Stimmung heraus, in die ihn ſein Unglück, das Todbett ſeiner Frau, des Pfarrers Sorge und auch des Hübelrudi edle Handlungsweiſe gebracht hatte.

Sobald einer von ihnen ſchonungslos mit ihm redete und ihm einen Wink über das Unrecht gab, das er an ihm begehe, antwortete er ihm mit der ganzen Derbheit ſeiner alten Tage. Zu einigen ſagte er gerade heraus: Ihr habt zu reden, ihr; ihr ſeid größere Schelme als ich; ihr habt dieſes gethan, ihr habt jenes gethan nnd jetzt dankt ihr mir es ſo, daß ich euch eure Schelmenſtücke habe verſchweigen helfen. — Und bei vielen hatte er wahrlich Recht.

Aber der Eindruck, den dieſer Umſtand auf ihn machte, konnte nicht verderblicher ſein. Es war, wie wenn alles Gute, das der Pfarrer wieder in ihn hineinzubringen verſucht hatte, in ihm verſchwand. Er ſtand vor dieſen Leuten täglich da, wie er früher war. Seine alte Sünde floß gleichſam neu belebt in ſeinen Adern. Die Kraft, ſeine Fehler und Gelüſte wirkſam zu machen, fehlte ihm freilich, aber in gewiſſen Augenblicken äußerte ſich ſeine Wildheit nur deſto roher in ihm. Die ernſten, guten Gedanken waren jetzt wie in ihm ausgelöſcht. Er fühlte nur mit dem bitterſten Unwillen und Gram, daß er jetzt Haus und Hof und Mühle und Alles verlaſſen und als ein blutarmer Mann ſein Leben in einer Winkelſtube des Dorfs zubringen müſſe. Dieſe böſe Veränderung in dem Gemüth dieſes Mannes that dem guten Pfarrer, der ſie gar nicht erwartet hatte, jetzt ſehr weh, und er machte den Vogt mit Thränen darauf aufmerkſam. Dieſer antwortete ihm: Es iſt wahr, die Leute, die jetzt täglich zu mir kommen, bringen mich außer alle Faſſung; ich kann's nicht aushalten, wie ſie mir begegnen und wie ſie jetzt Alles vergeſſen, was ſie mir zu danken haben; wenn nur Niemand mehr zu mir gekommen wäre und ich mit keinem Menſchen kein Wort mehr hätte

noch mehr guten Leuten in der Welt, die es wie Lienert nöthig haben, die rechte Hand ſein und mit Schelmen und Heuchlern für ſie umſpringen könnte, wie er mit jenen umſprang, was würde ich doch für Gutes ausrichten? Er hat die Seele der Schurken in ſeiner Hand, weil er ſie kennt und wenn er mit ihnen zu reden kommt, ſo kann er ſie zerreißen, daß man meint, man ſehe ſie zwiſchen ſeinen Zähnen.

86. Vom Rathen, Helfen und Almoſengeben.

Ich verliere mich im Labyrinth des großen Bildes, das ich machte, lege den Pinſel ab, und faſſe meinen Traum im Ganzen.

Womit will ich Arners Thun vergleichen? — Es iſt gleich dem Regentropfen, der von der Rinne fällt und den Felſen höhlet. — Aber wer kann die Tropfen zählen unter der Rinne am Dach und ihre Kraft beſchreiben, die den Felſen höhlt? Ich kann es nicht, ich kann nur die Höhlen zeigen im Marmor unten an der Rinne, und ſagen, ſie ſind vom Reiben der Tropfen, die von ihr herabfallen — genug — das Fallen der Tropfen höhlte den Felſen, wo er am härteſten war.

Der Eifer mit dem Spargeld in den Spinnerhäuſern brachte eine Menge Leute in eine beſſere Ordnung, die ſich ſonſt durch nichts dazu bringen ließen; und man ſah mit jedem Tag mehr Männer und Weiber Theil an dem nehmen, was er wünſchte und ſuchte, und ihm ſo zu ſeinem großen Ziel helfen.

Die Reinoldin, — es iſt die, die ſeinen Carl ſo hart geküßt und dem Kinderzug ſo luſtig vor den großen Häuſern vorbeigeholfen, — ließ keinen Tag vorbei, daß ſie nicht den Spinnerweibern in ihrer Nachbarſchaft bei ihrem Eifer für die neue Ordnung mit Rath und That an die Hand ging. Sie war von jeher wohlthätig, aber als ſie ſah, daß die Arbeitsluſt und die Anführung zur Ordnung und zum Sparen den armen Leuten in einer Woche mehr aufhilft, als man ihnen mit keinem Almoſen in Jahren aufhelfen

kann, ſo änderte ſie zur Stund hierüber ihre Art und ſchlug auch der beſten Gevattermeiſterin einen Mund voll Brod ab, wenn ſie nicht mit ihr auf den Grund gehen und ihr lauter und klar zeigen wollte, wie ſie ſtehe, was ihre Haushaltung die Woche durch verdiene, wie ſie das abtheile und warum ſie nicht damit auskomme. Ihre erſte Antwort, wenn ihr Jemand eine Noth klagte, war jetzt: Ich muß mit dir heim und in deiner Stube ſehen, wo es dir eigentlich fehle und wie dir zu helfen ſei.

Das behagte freilich vielen Leuten nicht, andere ließen ſich helfen; an dieſen that ſie wie eine Mutter; aber ſie hatte auch erſt, ſeitdem ſie ihre Art hierin geändert, Freude an ihren Almoſen.

Bis jetzt that ſie dieſelbe als eine Art Schuldigkeit, ſo ungefähr wie rechte Leute Zoll und Zehnten abſtatten, gern und willig, aber ihr Herz war nicht dabei, und ſie dachte nichts dabei; jetzt wurden ſie ihr zur Luſt des Menſchen, der einem Kind aus dem Elend das Glück ſeines Lebens gründet. Sie thut das und gibt jetzt ihren Armen nicht mehr nur Brod und Geld, ſondern ſich ſelber und ihre Zeit, ihren Verſtand, ihr Anſehen und Alles, ſogar ihren freudigen Muth, ihnen ſo zu helfen, daß ihnen wirklich geholfen. Aber mitten indem ſie ihnen hilft, legt ſie ihnen auch Zaum und Gebiß in den Mund, daß ſie gegen eine gute Hausordnung, auf die ſie ihre Hülfe jetzt baut, nicht aufſchlagen dürfen, und legt nie eine Hand an, ſo lange ein Armer einen Krebs im Buſen verbergen will, der ihre Hülfe vereiteln, und was ſie immer an ihm thäte, ihn doch zum Tod bringen würde.

Man mag darüber ſagen, was man will, gewiß iſt nur das ein wahres Almoſen, wenn man macht, daß der, der es empfängt, nicht ferner betteln muß. Das iſt wahr, oder das Almoſen iſt nicht ein Opfer der Weisheit und Güte, ſondern etwas ganz anderes.

Ihre Mutter iſt jetzt auch wieder gut mit ihr. Da ſie ſieht, daß der Junker mit ſeinen Sachen Meiſter wird, ſo iſt ihr jetzt auch recht, daß ihre Tochter ihm hilft. Sie iſt

vernimmt, und es iſt jetzt doch keine Zeit, den Einen oder den Andern vor den Kopf zu ſtoßen.

Auf dieſe vielſeitigen Warnungen hin hatten auch die meiſten Leute ſich vorgenommen, zu Haus zu bleiben und einige gutmüthige Leute, die hie und da ſolche gute Vorſätze ausſprechen hörten, fingen wirklich an zu rühmen, wie ſehr es ſich in dieſer Rückſicht im Dorf gebeſſert. Aber wer das Dorf beſſer kannte und nicht blind gutmüthig war, hatte keinen Glauben an dieſes ſo plötzliche Beſſern, und als der junge Renold ſich auch über dieſe Vorſätze freute und dem alten Aebi den Gaſſen nach und an den Fingern vorzählte, wie viel Haushaltungen nach und nach in eine beſſere Ordnung gekommen, antwortete ihm dieſer: Wart' doch nur ein wenig, bis der Markt vorüber, ich will dann ein Narr ſein, wenn nicht aus den Haushaltungen, die du jetzt ſo rühmſt, mehr als ein Dutzend voll und toll und ein paar Stunden ſpäter, als ſie ſonſt ins Bett gehen, von Hirzau heimkommen.

Er hatte Recht. Der Morgen dieſes Tags war ſo ſchön; die Sonne ging wie pures Gold auf, und die evengelüftigen Weiber in Bonnal ſahen früh unter ihren Thüren und Fenſtern nach der ſchönen Sonne und nach dem Weg, der ihnen alſo hinab ins Dorf in die Augen ſchien, und ſagten bald über Gaſſen und Gärten hinüber zu einander, wie das ein ſchöner Tag ſei und wie luſtig es wäre, wenn ſie auch dürften. — Wir ſind doch keine Kinder mehr und können uns ſelbſt hüten, ſagte bald dieſes, bald jenes. Und dann: Gelt, Alter! du ſäufſt doch nicht? — Nein, nein. — Gelt, Junge, du kramſt doch nicht? — Nein, nein. — Und du ſpielſt doch nicht? — Ich rühre keine Karte an. — So kam man mit jedem Wort dem lieben Gehen näher, das denn auch bald kam. — Wohl vierzig Männer, Weiber und Kinder faßten den Entſchluß, ſie wollten es einmal wagen, es werde nicht Alles eine Sünde ſein. —

Und hin war mit dieſem Wort und wie aus dem Kopf weggewiſcht, was ſie mit einander vom Sparen, Sorghaben und dergleichen beim Aufgang der Sonne geſchwatzt. Sie

waren nicht ſobald einige Büchſenſchüſſe weit vom Dorf weg und bei einander, ſo hatten ſie ein Leben und Jauchzen, daß es im ganzen Dorf tönte, und auf dem Markt kauften, tanzten, ſoffen und ſpielten die meiſten ungefähr wie ſie es immer gethan hatten.

Aber die Leute hatten einen Vater daheim, der auf das Spielen ſeiner Kinder ein Auge hatte. Er vernahm ihr Marktlaufen, ehe ſie in Hirzau waren, und befahl ſeinem Klaus, der an dieſem Abend den Pfarrer von Bonnal heimfuhr, er ſolle beim Rückfahren am Scheideweg unten am Berg auf ſie warten, zu ſehen, wer ſie ſeien und wie ſie zugerichtet. Aber ſie kamen nicht bis in die ſpäte Nacht. — Er wartete ſie aus und ſaß da in der ſtockfinſtern Nacht mit ſeiner Pfeife im Mund zwiſchen ſeinen zwei Kutſchenlichtern wie ein wahres Geſpenſt.

Endlich gegen 10 Uhr hörte er ihr wildes Getümmel, und ſie ſahen von ferne ſeine Lichter. Das machte ſie ſtill. Je näher ſie kamen, deſto größer ſchienen ihnen die Feuer und deſto mehr dünkte es ſie, es ſeien nicht rechte Feuer und es ſtecke etwas Unrichtiges dahinter. Sie wurden ſo ſtill, daß man bald keinen einzigen von ihnen mehr hörte. Auch ihre Tritte wurden leiſer, ſo daß es bald war, wie wenn kein Menſch mehr vom Berg herab käme. Und in dieſer Stille ſagte ein Kind, das nicht wie die andern getrunken: Dieſe zwei Feuer ſeien mitten im Wege, wo ſie vorbei müßten, und es ſei ein wunderliches viereckiges Ding, das groß ſei wie ein Haus und kohlſchwarz, und doch manchmal wie lebendig ſcheine, gerade hinter den Feuern. Das machte die volle Heerde ſo ängſtlich, daß ſie faſt athemlos und wie mit einem Auge gegen die Feuer hinſtarrten; und nun bewegte ein Zufall die Kutſche, mit ihr ſchwankten die Lichter, und die volle Heerde meinte, ſie ſehe die Feuer kirchthurmhoch hinauf und hinabſpringen.

Behüt uns Gott! wie war das ein Schrecken. Die Alten verſtummten und die Kinder huben ein Zetergeſchrei an, und lange wußte Niemand, was rathen, was helfen. Endlich nach einer Weile dämpfte das Beben des Schreckens

bei einigen den Wein, daß es war, wie wenn ſie ihre Sinne wieder bekämen, und ein Leupi kam dazu, daß er, wie vernünftig, ihnen den Rath geben konnte, ſie ſollten Strohhalme ſuchen und ſie kreuzweis über einander in die linke Hand nehmen, und ſo wollten ſie eins dem andern feſt anhangend in Gottes Namen auf dem Fußweg neben dem Waſſergraben bei dem Geſpenſt vorbeigehen, und dann, wenn ſie gerade über, ſolle ein jedes die Worte ausſprechen: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn.“

Die arme Heerde folgte ihm ſo gern, wie furchtſame Schafe dem Hunde, wenn er den Wolf riecht, und ſie zuſammenjagt, daß ſie deſto ſicherer neben dem Wald vorbeikommen. Sie ſchickten ſich im Augenblicke an, an den Stauden neben dem Wege Strohhalme zu ſuchen. Als ſie deren hatten, zerbrachen ſie dieſelben, machten Kreuze daraus, und legten ſie den Kleinen und Jungen noch in die Hand, dann lehrten ſie ſie noch die Worte ausſprechen: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn.“

So traten ſie den Weg an; aber ihre Knie ſchwankten, ihre Hände bebten, und ſie zogen aneinander hangend fort, wie wenn ſie nicht gingen. So kamen ſie endlich ſo langſam forttreibend gerade neben die Feuer und wollten eben ihre Nothworte „Alle guten Geiſter“ über ihre ſtarren Lippen laſſen, als in dieſem Augenblick der Klaus ſein Leitſeil zog. Da ſtampften die Roſſe, die Räder klirrten, die Feuer ſprangen und, wie wenn die Erde unter ihnen gewichen, lag die Heerde mit einander im Graben und meinte nichts Anderes, als der Teufel habe ſie alle mit einander mit einen Klapps über Bord geworfen. Jetzt erhob ſich ein Schreien, das dem Klaus auf dem Bock ans Herz ging; denn es war wie das Schreien aus brennenden Häuſern. Er fing an, ihnen, was er aus dem Hals vermochte, zuzuſchreien: Ihr Narren! Ihr Narren! Was iſt das für ein Schreien? Kalberleder! du Ochs! Sigriſt! Hügi! ihr Hornvieh, und du, Leupi! du Narrenführer, wofür haltet ihr mich? —

Da erkannte die Heerde im Koth die Stimme des

Kutſchers und ſie war ihr, wie die Stimme eines Engels. Biſt du es, Klaus? Gottlob, daß du es biſt, antwortete aus dem Graben, was noch reden konnte. Dann fragten ſie ihn bald: Was doch das für Feuer, und ob er dabei ſei; und das Wort, es ſeien ſeine Kutſchenlichter, richtete ſie auf, wie das Wort, es ſei Pardon da, arme Teufel unter dem Galgen aufrichtet. Es war nicht anders, als wenn es ſie aus dem Graben heraushob. So wieder auf den Beinen, kamen ſie nach und nach auch auf die Hauptſtraße, wo der Klaus mit ſeiner Kutſche wartete.

Die meiſten hatten Schuhe und Hüte, und was ſie in Hirzau gekramt, verloren, und alle ihre Lichter waren verlöſcht. Er aber war freundlich mit ihnen und zündete ihnen ihre Lichter wieder an. Aber dabei ſah er auch, wer ſie waren. Das verdroß den Stierenbauer, der böſen Wein trinkt, und wenn er eine halbe mehr im Leib hat, als er gewohnt, nie ſein Maul halten kann; er fing zuerſt an zu murren, es ſei nicht nöthig, daß er ihnen jetzt noch ſo unter die Naſe leuchte, er habe ſo ſchon Bosheiten genug getrieben. Dann ſagte er ihm alle Schande und Spott, und brüllte laut, wenn er ſiebenmal des Junkers Knecht und ſeiner Roſſe Kutſcher ſei, ſo ſei's doch nicht recht und nicht brav, und ein ehrlicher Kerl mache es nicht ſo, und dergleichen. Das ängſtigte die vollen Männer und Weiber, daß ſie ihn mit Gewalt vom Klaus wegzerrten. Seine Frau hielt ihm ſogar ein Tuch vor den Mund, daß er ſchweigen mußte. Das volle Volk aber, das noch nicht ſtehen konnte, wollte dem Klaus jetzt doch dies und das ſagen, er ſolle es nicht übel nehmen und dergleichen. Aber er erwiederte ihnen, ſie dächten das alle auch, was der Stierenbauer ſage, und er ſei wohl nur der Ehrlichſte unter allen.

Damit zog er ſein Leitſeil, klatſchte mit der Geißel, und weg war er von der vollen Heerde.

90. Erziehung, und nichts anderes ist das Ziel der Schule.

Mit dem allem war doch nichts weniger als bewiesen, daß das neue Wesen im Dorfe und die große Aenderung in allen Haushaltungen gar keinen Bestand haben werde. Der Vorfall wirkte vielmehr wirklich das Gegentheil und machte, daß die Marktleute, die sich schämten, wie wild hinter ihre Arbeit hergingen und alle ihre Kräfte aufboten, die Scharte wieder auszuwetzen.

Im Uebrigen aber baute der Junker in seinem Streben, das Dorf zu ändern, gar nicht auf das alte Volk, sondern auf die Jugend und seine Schule. Hierin aber zählte er auf nichts weniger, als auf ein Geschlecht, das dem, von dem es abstammt, so ungleich sein würde, als Tag und Nacht einander ungleich sind. Er zählte aber nicht darauf, weil ihm davon träumte, sondern weil er sah, daß der Lieutenant es machte; — denn das that er, und das mit einer Einfalt, daß wenn man in seiner Schule alle Augen aussah, zu forschen, was er Besonderes mache, man nichts fand, das nicht so zu sagen ein Jeder glauben würde ihm nachmachen zu können.

Ein Beweis, wie weit die Kinder im Dorf gekommen, ist auch das: Wenn des Junkers Carl in dieser Zeit von Bonnal heimkam, sagte er immer: Die Buben in diesem Dorf sind ganz anders als andere Bauernbuben, so wenig scheu sind sie und so viel wissen sie gegen die andern. Ich erzähle das wegen des Nichtscheuseins; der Lieutenant baute den ganzen Erfolg seiner Erziehung auf den Grund dieses Nichtscheuseins, nämlich auf ein unverstelltes Inneres, und sagte hundert Mal zu seinen Kindern: „Ich verzeihe euch alle Fehler; aber wenn ihr anfangt euch zu verstellen, so seid ihr im Grund verloren, und ihr werdet nichts als elende, verdrehte Krüppel.“ — Auch durchstach er sie mit seinem Falkenblick, wenn er im geringsten so etwas merkte, und sagte dann darauf los, drückte darauf zu, preßte es ihnen aus, daß ihnen der Angstschweiß ausbrach; auch fürch-

teten ſie das Wort: Was machſt du für ein Geſicht? oder für Augen? von ihm wie ein Schwert; denn ſie kannten ſeine Strenge, ihnen alle Arten des verſtellten Weſens auszutreiben. Aber wie geſagt, er baute auch hierin auf ſichere Fundamente.

Er machte ſie bedächtig, damit ſie offen ſein könnten; er machte ſie vorſichtig, damit ſie nicht mißtrauiſch ſein müßten; er machte ſie erwerbſam, damit ſie nicht betteln müßten; er machte ſie treu, damit ſie Glauben fänden; er machte ſie vernünftig, damit ſie ſich trauen dürften und legte auf dieſe Art den Grund zu dem heitern offenen Weſen, das er von ihnen forderte, wenn ſie ihm vor Augen kamen. Kurz er lehrte ſie als ein Mann, der etwas iſt, wo man ihn hinſtellt, und machen will, daß auch ſie etwas ſeien, wo man ſie hinſtellt. Und das heißt freilich, er lehrte ſie ganz anders, als Leute lehren, die nur mit dem Mund etwas ſind und auf dem Papier etwas können.

Er hatte auch den Grundſatz, daß er den Kindern ſeine Liebe verbarg und ſie ihnen nur zeigte nach Maßgabe, als ſie alle Kräfte anſpannten, das zu werden, was ſie einſt ſein ſollten. Und es iſt unglaublich, was er damit ausrichtete. Sie wußten im Grund, daß ſie ihm lieb waren, und ſeine Kaltblütigkeit war ihnen wie ein Vorwurf, daß ſie nicht ſeien, was ſie ſein ſollten; ſie konnten ſie nicht ausſtehen und verdoppelten ihre Kräfte, bis er ihnen zeigte, daß er mit ihnen zufrieden. Auch ging ihnen der Kopf unter ſeinen Händen auf, daß es unglaublich war.

Das zeigte ſich nicht blos in ihren häuslichen Beſchäftigungen. Wenn ſie Zeit hatten, war ihnen bald auch das Fremdeſte nicht mehr fremd, und was ſie immer unter Menſchenhänden ſahen, das verſuchten ſie auch mit den ihrigen anzugreifen. Es iſt zum Exempel ein Meiſter Enger, ein Uhrmacher im Dorf, der ſeit 20 Jahren da geſeſſen, ohne daß je ein Bauerbub in ſeine Werkſtatt gekommen, dieſes oder jenes darin zu betrachten oder etwa ſelber anzugreifen und zu probiren. Aber ſeitdem Glülphi ihnen beigebracht, daß ſie Hände und Ohren und Naſen hätten wie

andere Leute, ſtecken ihrer mehr als ein halb Dutzend Nachbarsbuben dem Meiſter alle Abende im Haus und laſſen ihm keine Ruh, bis er ſie dies und das in die Hand nehmen und probiren läßt. Die Buben griffen es auch alle mit einer Art an, daß der Meiſter ſich nicht genug verwundern konnte und dem Schulmeiſter ſagen ließ: Wenn alle Bauerbuben in der Welt alſo gezogen würden, ſo wäre kein Handwerk, wozu man ſie nicht brauchen könnte, ſo gut und noch beſſer als die Stadtbuben.

Nicht nur das. Er hat gleich geſehen, daß es ſein Vortheil wäre, zwei der anſtelligſten von dieſen Buben zu ſich in die Lehre zu nehmen, und hat ihnen angeboten, ſie ſein Handwerk zu lehren, ohne daß es einen Heller koſten ſolle. Das ſind Buben, die kein Land und ſonſt nichts haben, und die ihr Lebtag Knechte und Taglöhner hätten ſein müſſen. Die Buben ſind vor Freuden in die Höhe geſprungen, als ihnen das Anerbieten gemacht wurde, und dann zum Schulmeiſter, ihm zu danken.

Noch nichts freute dieſen letzten ſo, wie der Dank dieſer Knaben, als ſie mit Thränen in den Augen vor ihm ſtanden und er ihre zitternde Hand in der ſeinen hatte. Sein Herz hob ſich, hinauszuſehen in die Zukunft, in der alle ſeine Schulkinder verſorgt ſein würden.

Er ſtand in ſtillem Staunen vor ihnen, träumte ſich den Segen ſeiner Laufbahn und das Königreich, wonach edle Bettler ſtreben und wonach auch meine Seele dürſtet — mit der Krone weißer Haare, der Segen der Menſchen zu ſein, die ihn umgeben.

Das Drücken der Knaben, die ſeine Hand in der ihren hatten, weckte ihn aus ſeinem Traum. Er ging dann mit ihnen zu ihrem Meiſter und machte ihnen einen ſo guten Accord, wie ſicher noch keine Knaben ohne Lehrgeld bei einem Uhrmacher bekamen. Der Lieutenant verſprach dem Meiſter, ſie forthin als ſeine Schüler anzuſehen und ſie im Zeichnen und in der Mathematik alles das zu lehren, was ihnen in ihrem Handwerk dienen könne. Das war dem Meiſter Enger ſo wichtig, daß er den Knaben einen Accord

machte in allen Stücken, wie der Lieutenant wollte. Er ſagte ihm ſogar, wenn er das an ihnen thue, ſo würden's die Knaben viel weiter bringen, als er es gebracht.

Der Lieutenant ſpürt aber auch, ſeitdem er Schulmeiſter iſt, was er darin kann, und es iſt vollends ſeine Liebhaberei geworden, darauf zu denken, diejenigen von ſeinen Buben, die kein Land haben, zu Handwerken zu beſtimmen. Er führt ſie auch, wenn er immer eine müßige Stunde hat, in alle Werkſtätten, die im Dorfe ſind, ſieht ihnen Stunden lang zu, wie der eine das und der andere dies angreife, und forſcht ſo von ferne, was aus einem jeden zu machen. Lebt er, ſo wird das, was er damit ausrichtet, die Umſtände der Armen in Bonnal noch viel mehr verändern, als das Weidevertheilen und die zehntfreien Aecker, die der Junker ihnen verſprach.

Eben ſo viel thut er an den Mädchen. Die Laſter der Eltern zerreißen ihr Innerſtes nicht mehr. Sie ſitzen vom Morgen bis zum Abend ungekränkt in der Stube eines frohen und weiſen Mannes. Ihre Hände ſind nie ſtill. Keine Art Geſchwätzwerk verwirrt ihren Kopf und verhärtet ihr Herz. Darum zarten ihre Wangen und ihre Schamröthe wachet in ihnen auf, wie Muth und Freude in ihren Augen. Ihre Füße hüpfen zum Tanz, ihre Hände werden biegſam zu jeder weiblichen Arbeit. Ihr Auge öffnet ſich der Schönheit der Natur und des Menſchen, und Fleiß, Sparſamkeit und Hausordnung, dieſe Seele des Lebens und dieſer Schirm der Tugend, der kein Tand iſt, wird ihnen unter Glülphi's Händen zur Natur.

O Gott! was wären ſie geworden unter der alten Regierung? Im Sumpf des Elends wird der Menſch kein Menſch. Ohne Vaterführung wird der Knabe kein Mann. Weniger noch wird das Mädchen unter der Hand einer Lumpenmutter und unter der Schulgewalt von Ochſenköpfen ein Weib. Aber unter Glülphi's Händen wuchſen Knaben und Mädchen auf, Männer und Weiber und das zu werden, was Männer und Weiber auf Erden in Zwilch und in Seide ſein können.

Bauet dem Manne Altäre!

Bis auf die Blume, die im Garten wächſt, braucht er Alles, die Seelen ſeiner Mädchen höher zu ſtimmen und durch ſie künftige Geſchlechter von Menſchen im niedrigſten Stande glücklich zu machen.

Es wohnt in Bonnal ein Weib, das aus einem fremden Dorf dahin geheirathet, das pflanzt ſeit zwanzig Jahren ſchöne Blumen, zartes Gemüſe und feines Obſt auf harten Stämmen. Bonnals rohes Geſchlecht ſtahl ihr freilich alle Jahr Blumen und Kohl und Birnen und Aepfel, und was es nicht ſtahl, das bettelte es zu Hochzeiten und Kindtaufen. Aber ihr nachzuahmen und auch Blumen, Kohl, Aepfel und Birnen zu pflanzen, daran kam ihnen kein Sinn. Sie verſchrieen und verleumdeten vielmehr das Weib und ſagten, ſie ſei keine Haushälterin, daß ſie ihre Zeit und ihren Miſt an ſolche Narrenſachen wende, die ihr doch alle Jahr geſtohlen würden.

Aber die Kinder des rohen Volkes waren nicht viele Wochen in Glülphi's Stube, ſo ſtanden ſie am Morgen und Abend vor dem Garten der alten Frau, um ſie zu fragen, wie ſie dies und das mache, daß es ſo ſchön werde. Die Alte ſtand Stunden lang bei ihnen ſtill, zeigte ihnen Alles, gab ihnen Blumen mit heim und verſprach ihnen Setzlinge und Samen, wenn ſie auch ſolche Gärten machen wollten. Und die Kinder brachten einmal ſolche Blumen in die Schule, zeigten ſie ihrem Glülphi und fragten, ob er nicht meine, ſie könnten daheim auch ſolche Gärten machen, wie dieſe Frau? Warum das nicht? erwiederte ihnen der Schulmeiſter, wenn ihr nicht zu faul ſeid, und führte ſie ſelbſt alle mit einander zu dieſer Frau in ihren Garten.

Die Freude der Alten iſt nicht auszuſprechen. Sie ſagte dem Lieutenant, es ſei ihr, ſie ſei ihr Lebtag noch nie in Bonnal daheim geweſen, wie heut, da er mit ſeiner Schule in ihren Garten komme. Und die Kinder riefen daheim bei ihren Müttern, ſie möchten ihnen Land geben Gärten zu machen, wie die Frau ihnen ſagte, daß man ſie machen müſſe.

Nichts, das früh oder ſpät ihnen nützlich ſein konnte, hielt er außer dem Kreis ſeiner Schularbeit; denn er fühlte ſich Vater und glaubte, ſeine Arbeit ſei das Erziehen der Kinder, und was immer ihr ganzes Erziehen erfordere, das ſei alles im Kreis ſeines Berufs.

Deshalb brachte er außer den Schulſtunden faſt alle Abende mit ihnen zu und machte dann mit ihnen, was ſie nur wollten. Manchmal ſchnitt er mit ihnen Holz, manchmal machte er mit ihnen Figuren aus Wachs, Menſchen und Thiere, Kopf und Hände, oft Häuſer und Mühlen, und Sägen und Schiffe. Zu Zeiten war die Schulſtube voll Handwerksgeſchirr und Spähne wie eine Werkſtatt; aber ehe ſie fortgingen, war ſie immer wieder ſo ſauber wie eine Frühlingswieſe, wenn ſo eben das Wintergeſträuch von ihr abgerechet iſt.

An ſchönen Abenden ging er mit ihnen unter den Schulnußbaum oben in der Matte. Es iſt, wie wenn die Alten ihn darum dahin geſetzt hätten, daß die junge Nachwelt ſich da unter ſeinem Schatten verweile, dem Sonnenuntergang, der ſich nirgends im Dorf ſo ſchön durchs ganze Thal hinab zeigt, zuzuſehen. Unter dieſem Baume redete er dann Stunden lang mit ſeinen Kindern über ihren Beruf und ihre Verhältniſſe.

Er machte ihnen da eine kleine Geſchichte von ihrem Dorf und erzählte ihnen, wie vor einigen hundert Jahren nur noch wenige Häuſer da geſtanden, und wie die Einwohner das Land nicht genugſam hätten warten können und ſie deshalb mit ihren Weiden Einrichtungen hätten machen müſſen, die jetzt bei dem größeren Werth der Güter und bei den vielen Händen, die im Lande ſind, das Dorf unglücklich und ärmer und lüderlicher machen würden, als es wäre, wenn dieſe alten Ordnungen nicht wären.

Er zeigte ihnen, wie das Baumwollenſpinnen Geld ins Land gebracht, und wie dadurch, wer nicht auf das Geld geachtet und nicht damit umzugehen gewußt, zu Grund gegangen, und wie viel Bauern vergantet worden, die im Grund zehn Mal mehr beſeſſen, als die, die ihre Güter

erſtanden, aber durch beſſeres Anbauen von kleinen Stücken dieſelben in wenig Jahren in zehnfachen Werth gebracht.

Das Ende ſeiner Dorfgeſchichte war die große Lehre, wie viel genauer man in unſern Zeiten ſei; wie viel ſorgfältiger man auf Alles ſchauen, Alles ausrechnen und ausſpitzen müſſe, und wie viel größere Ordnung und Bedächtigkeit man in Allem brauche, wenn der Menſch ſo zu einem geſunden und freudigen Alter, und ſeiner Kinder wegen ſo ruhig unter den Boden kommen wolle, als es vor Altem bei ſo wenig Leuten, ſo wenig Geld und bei einem ſo einfachen Leben ſo leicht möglich geweſen.

Und wenn die guten Kinder am Abend Stücke aus ihrer Dorfgeſchichte und aus ſeinen Lehren mit heimbrachten, ſo konnten ihre Eltern nicht begreifen, wie der Schulmeiſter dazu gekommen, was ſie zum Theil ſelbſt erlebt und erfahren und doch nicht erzählen konnten wie er — und dann gar, wie er das den Kindern ſo in den Kopf hineinbringe, daß ſie es in ihrem Alter ſo begreifen und ſo erzählen könnten.

Wer am meiſten daraus machte, war ein Renold, ein Mann, der gegen neunzig ging. Er hatte mit kaltem Blut und mit offenen Augen ſo lang gelebt und wußte die Veränderungen des Dorfes hinauf bis ins vorige Jahrhundert. Dieſer Greis hatte einſtmals nach alter Uebung ſeine Kinder und Enkel am Sonntag Abend zum Nachteſſen. Und als der Großſohn, an dem die Ordnung war, zuerſt ſein Capitel aus der Bibel geleſen, und die lange Reihe des geſegneten Hauſes am Tiſch ſaß, ſo ſah der Alte mit frohem nickendem Weſen hinab zu der lieben Jugend unten am Tiſch und ſagte: Kinder! was macht euer Schulmeiſter, iſt er auch geſund und wohl? Laut und freudig erwiederten die Kinder dem Alten: Ja, ja, Großvater, er iſt Gottlob geſund, der liebe Herr Schulmeiſter! Da ſagte der Alte: Ich wollte jetzt nichts lieber, als daß er auch da wäre, und wir alle mit einander dem braven Manne, den uns wohl der liebe Gott gegeben, auch danken könnten.

Dann fing er an und ſagte: Ihr wißt nicht, was er an euch thut und was er euch iſt, aber ich weiß es und will

euch jetzt ſagen, was ihr ihm zu danken habt. Kinder, unſer armes Dorf iſt wie eine zerrüttete Haushaltung geworden und hat in die vierzig Jahre wie ohne einen Vater gelebt; in dieſer Zeit haben ſich die Umſtände überall geändert, und die Menſchen in der Welt, wie ſie jetzt iſt, müſſen erzogen und gelehrt werden in der Ordnung, die jetzt iſt, ſo fortzukommen, wie die Alten in ihrer Ordnung, zu der ſie gewiß recht erzogen worden, fortgekommen ſind. Und das thut euch jetzt der Mann, der macht, daß ich mit Ruhe über das Grab hinaus denke, was ich in Gottes Namen ſeit zwanzig Jahren nicht mehr durfte, weil es mir tief am Herzen lag, ihr armen Kinder würdet, weil Niemand da iſt, der euch nach den Umſtänden zu dem anführt, was ihr ſein und werden müßt, vielleicht auch mit der größten Unſchuld von dem Strom der neuen Unordnung mit hingeriſſen, in kurzen Jahren faſt nothwendig unglücklich. Das fürchte ich nun nicht mehr und danke dem Mann, daß ich darüber in meinen letzten Tagen noch ruhig ſchlafen kann.

Nachdem der Alte ſo geſprochen, trank er dann auf des braven Mannes Geſundheit. Seine Kinder, die in die Schule gingen, ſchlugen ihm mit Jauchzen an. Und er hatte eine Freude, daß er ſelbſt dem jüngſten Enkel, der auf ſeinem Schooß ſaß, einen Tropfen auf ſeine Lippen goß und ihn den Namen des Mannes nachſtammeln ließ.

Nein, bauet dem Mann keinen Altar!

Der Säugling auf dem Schooß des Greiſes und der zitternde Tropfen auf den Lippen des Kindes, das ſeinen Namen ſtammelt, iſt mehr als Opfer und Altar! —

* * *

Es wird mir aber warm. Bald komme ich in meiner Einfalt nicht mehr fort. Aber es muß ſein.

Heute mußte der Waſſergraben zu der neuen Matte, die er anlegen wollte, endlich abgeſtochen werden. Die Quellen im Moosgrund waren nun vollends ausgegraben und ihr Waſſer floß in dicken Strömen über die Felder, die alle grünten, wo es hinfloß.

Der Lieutenant nahm auch zu dieſer Arbeit etliche von

ſeinen Buben mit ſich und ſagte, ehe er mit Feldtiſch und Viſir an ſeine Arbeit ging, zu ihnen: Probiret, Buben, ob ihr die Linien findet, wo der Bach jetzt hingeleitet werden muß, wenn man ſo viel Land als immer möglich mit ihm überwäſſern will. Die Buben ſprangen wie gute Jagdthiere von ihm weg, links und rechts, kreuz und quer, wo das Waſſer hin müſſe. Aber ſie wurden nicht einig und kamen in ihrer Meinung getheilt zurück. Die einen meinten, man müſſe den Graben zuerſt links führen, gegen die Tannenecke, und von da erſt wieder zurück gegen die Felder, die rechts liegen. Die andern glaubten, wenn man ihn gegen die Tannenecke führe, ſo bringe man ihn nicht mehr auf die Höhe vom Mooshügel, der dann trocken bleiben müſſe.

Es hat's keiner getroffen, ſagte der Lieutenant, und ſetzte hinzu: Der Graben muß zuerſt über den Vorhügel vom Moosweg und dann erſt herum zur Tannenecke. Oho! wenn das Waſſer über den Mooshügel gelaufen, ſo bringt ihr es nicht mehr auf die Höhe zu den Tannen, erwiederten die Buben. Oho! erwiederte der Lieutenant. Man füllt nur die Tiefe, die zwiſchen dem Hügel und der Ecke iſt, einen Schuh, drei oder vier hoch aus, dann läuft's, meine ich, wieder zur Tannenecke. Dann wohl, dann wohl, ſagten die Buben, und griffen nun friſch mit an. —

91. Vom Auferwecken vom Tode.

Der Vorfall am Hirzauer Markt betrübte am meiſten den guten Pfarrer. Er hatte gehofft, es werde Alles im beſten Gleiſe gehen und auch die verſtockteſten Herzen würden zum Guten umlenken und nun zerſtörte ihm der Hirzauer Markt alle ſeine Träume. Er war aber darin wirklich ſchwach. Man muß es auch können, den Menſchen verloren geben, wenn er verloren iſt. Man muß ihn ja auch todt laſſen, wenn er todt iſt und es iſt umſonſt, daß man ſeinen Leib aus dem Grabe ruft. Ebenſo iſt es umſonſt, den getödteten inwendigen Menſchen zum Leben rufen zu wollen.

Weh thut es freilich und alle guten Menſchen fühlen dieſen Schmerz.

Aber bei Manchem ſchlummert nur das innere Leben oder es iſt vergraben unter äußeren Formeln. So war es bei der kranken Kienaſtin. Sie hob ſich am Rande des Grabes aus den Sümpfen ihres Maullebens und ihrer Maulreligion empor und ſtimmte dem Pfarrer bei, daß die Lebenspflichten der Menſchen der beſte Lehrmeiſter ihres wahren Wiſſens ſeien.

Es ſchien auch etliche Tage, als ob man wieder Hoffnung für ihr Aufkommen haben könne, ſeitdem ſie von der Geiß alle Tage einige Löffel Milch genießen konnte. Sie nahm auch wieder Antheil an Allem, was vorfiel; wenn ihr etwas Gutes begegnete, oder wenn ſie die Liebe ihres Mannes und ihrer Kinder ſah, empfand ſie eine innige Freude und die Hoffnung, ihre Haushaltung werde glücklicher ſein und ihre Kinder würden vernünftiger handeln lernen, als ſie, auch wenn ſie im Grabe ſei, brachte auf ihrem Krankenbette eine Ruhe und Heiterkeit in ihr Herz, wie ſie ſie nie in ihrem Leben hatte und die ihrem gebeugten Manne und ihren Kindern oft Thränen auspreßte. Es war rührend, zu ſehen, wie die guten Leute dem Pfarrer dankten, daß er dieſe Frau zu einem ſo guten Muth gebracht.

Aber die Hoffnung der Wiedergeneſung war bald verſchwunden. Als der Pfarrer einige Tage darauf wieder zu ihr kam, ſah er, daß ihr der Tod ſichtbar nahe. Sie fühlte es ſelbſt; doch behielt ſie ihre volle Beſinnung und nahm das letzte Mal Abſchied von den lieben Ihren.

Als man ihr das Kleine auf das Bett legte, ſah ſie es eine Weile an und ihre letzten Thränen fielen herab auf daſſelbe; das Kind aber lächelte auf ihrem Schooße, ſtrampelte mit Händen und Füßen und warf den Kopf ſo froh und muthvoll umher, daß es die Sterbende erquickte. Sie lächelte ihm zu unter ihren Thränen und fragte ſich ſelbſt: Warum kann ich nicht ſein, wie du?

Sie redete noch mit allen ihren Kindern; am meiſten aber mit dem Vater und das faſt nur von dem Suſanneli.

Es lag ihr auf dem Herzen, dem Kinde zu ſagen, wie ſie ſelbſt daran ſchuld ſei, daß es nach und nach ſo hart geworden; ſie habe ihm ihre Haushaltung aufgebürdet, die man einem Kind nie aufbürden ſollte! Wenn's an ihr ſtünde, ihr Leben noch zu ändern, ſie wollte gewiß ihre Mutterpflichten erfüllen, aber das ſei jetzt nicht mehr möglich. Darum ſolle es ihr verzeihen und der Vater ſolle es ihm ſagen und es bitten, wiederzukommen, damit es ihm und den Kindern an die Hand gehe, ſo lange es nöthig.

Dann wollte ſie auch ihn um Verzeihung bitten, daß ſie nie als Frau an ihm gehandelt habe, aber das Wort erſtarrte ihr auf den Lippen und ſprachlos, wie ſie, lag er eine Weile auf ihrer Decke. Dann raffte er ſich wieder auf, ſah den Pfarrer an und fiel auf ſeinen Schooß.

Die Strebende ſah ihn liegen und ſagte: So wohl kann er nirgends ruhen und ach, ſo wohl ruhte er nicht bei mir! — Sie wollte auch noch dem Pfarrer herausſtammeln, daß er ihr verzeihe; aber indem er noch ſeine Hand auf den grauen Haaren ihres Mannes hielt, der noch auf ſeinem Schooße lag, tröſtete er ſie: Frau, die Fehler deines Lebens ſind nicht ſowohl dir, als denen zuzuſchreiben, die mit der Religion dem Menſchen nur den Kopf einnehmen und ſo füllen, als ob ihr Wiſſen Alles in Allem wäre und der Menſch ſeine Haushaltung und ſein Handwerk verſtehe, wenn er ſie verſtehe.

Der Blick der Frau auf dieſe Rede, wenn ich ihn malen könnte, daß man ihn ſähe, wie ihn der Pfarrer ſah — aber ich kann ihn nicht malen, ich kann ihn nur empfinden und erliege unter der Laſt unausdrückbarer Dinge. Ihr Klageblick im erlöſchenden Auge glich dem Blick des ſterbenden Lammes — nein, er glich nicht einem blutenden Thier, er glich — ich kann's nicht ſagen, könnte ich's, man würde nicht mehr Abgötterei treiben mit Gott in der Religionslehre, man würde den Menſchen thun laſſen, was ſeine Sache iſt. Ihr Blick und der Gedanke, daß ſie das Opfer der Thorheit ſei, durchſchnitt dem Pfarrer das Herz. Er erbebte in ſeinem Innerſten, wie man die Lehre von

Gott dem Menſchen wie ein Meſſer an den Hals ſetzen könne; er fühlte das Elend der Menſchen, die an dieſem Meſſer verbluten, er fühlte die Gefahr derjenigen, die ihm entfliehen.

Er konnte die Nacht nicht ſchlafen. Der andere Tag war ein Samſtag; aber er wußte beinahe nicht, was er predigte. Zu Mittag aber war er ruhiger, aber er redete nur von dem, was ihm auf dem Herzen lag. Als er eben in die Kirche gehen wollte, kam die Nachricht von ihrem Tode. Er mußte in die Kinderlehre, aber er redete nur von dieſer Frau und den Urſachen, die ſie ſo elend machten.

92. Eine Kinderlehre.

Der Pfarrer war ſo im Eifer, daß ihm die Gedanken oft durch einander kamen und er manchmal nicht recht ausdrückte, was er meinte. Doch läßt ſich eins und das andere, was er ſagte, mit ſeinen Worten wiedergeben.

Er verlas zuerſt das Gebot: „Du ſollſt Dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Waſſer unter der Erde iſt. Bete ſie nicht an und diene ihnen nicht.“ Dann ſagte er: Hart in den Kopf eingegrabene Bilder von Gott ſind im Grund um kein Haar beſſer und der menſchlichen Natur nicht weniger ſchädlich, als die ſteinernen und erzenen Götzen, die ſich die roheren Menſchen ſchnitzeln. Er behauptete, alle leidenſchaftliche, in die Sinne fallende und den Kopf der Menſchen anfüllende Anhänglichkeit an irgend eine Vorſtellung von Gott und göttlichen Dingen ſei nichts anderes, als wahre Abgötterei, die den Menſchen darum bis ins dritte und vierte Glied verderbe, weil ſie wider ſeine Natur ſei. Er erklärte ſich darüber alſo: Die meiſten Menſchen, die die Religion mit einem Feuer und einer Stärke in ihren Kopf hineinbrächten, das in keinem Verhältniß ſtehe zu der Stärke und dem Eifer, womit ſie andere Sachen in ihrem Kopfe herumtrügen, würden einſeitig und frömmelnd. Und weil

die Menschen überhaupt schwach sind und ein blödes Geschlecht, so macht das Ueberziehen dieses Religionspfundes sie auf der einen Seite sorglos, unaufmerksam, gedankenleer und darum blind; auf der andern Seite erstaunlich empfindlich, voller Ansprüche und dabei in sich selbst gekehrt, zu einem krummen, geheimen, verschlagenen Lebensgang geneigt und dabei in Namen des Herrn gewaltthätig. Mehr braucht es nicht, um die Menschen in allen menschlichen Verhältnissen unzuverlässig und unbrauchbar und zu abhängigen, ihrer Nothdurft und ihren Umständen nicht gewachsenen und dabei in ihren Wünschen unersättlichen armen Bettelgeschöpfen zu machen. So geht die Drohung Gottes, den Kindern bis ins dritte und vierte Glied die Missethat des Vaters entgelten zu lassen, an dem Kinde des Schwärmers, der ein Bild von Gott in den Händen oder im Kopf hat, in furchtbare Erfüllung.

Dann fuhr er fort: Gott hat sich den Menschen verborgen und die Geheimnisse der Zukunft für ihn in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl sei. Aber der Nebel, der um uns ist, ist von Gott und Segen unserer Natur, wenn wir darin ruhen. Und wir verheeren unser Inneres, wenn wir dem Schatten entweichen wollen, den Gott um uns gelegt hat. Gott hat die Nacht gemacht, wie den Tag: warum willst du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er seine Sonne dir zeigt, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen sie Gott verborgen, hervorrufen wird?

Gott ist für die Menschen nur durch die Menschen der Gott der Menschen. Der Mensch kennt Gott nur, insofern er den Menschen, das ist, sich selbst kennt; und er ehret Gott nur, insofern er sich selbst ehrt, das ist, insofern er an sich selbst und an seinen Nebenmenschen nach den reinsten und besten Trieben, die in ihm liegen, handelt.

Daher soll auch ein Mensch den andern nicht durch Bilder und Worte, sondern durch sein Thun zur Religionslehre emporheben. Denn es ist umsonst, daß du dem Armen sagest: „Es ist ein Gott“, und dem Waislein:

„Du haſt einen Vater im Himmel"; mit Bildern und Worten lehrt kein Menſch den andern Gott kennen. Aber **wenn** du dem Armen hilfſt, daß er wie ein Menſch leben **kann**, ſo zeigſt du ihm Gott; und wenn du das Waislein **erziehſt**, wie wenn es einen Vater hätte, ſo lehrſt du es **den** Vater im Himmel kennen, der dein Herz alſo gebildet, **daß** du es erziehen mußteſt.

Die Religion iſt nichts anderes, als das Beſtreben des Geiſtes, das Fleiſch und Blut durch Anhänglichkeit an den **Urheber** unſers Weſens in Ordnung zu erhalten. Und der Menſch gelangt zu dieſer Herrſchaft des Geiſtes über das Fleiſch nur, wenn er, von Jugend auf in den Mühſeligkeiten ſeiner Beſtimmung und Lebensart geübt, was ſeine Pflicht und ſein Vortheil in der Welt iſt, mit Leichtigkeit und ohne daß es ihn viel Müh und Anſtrengung koſtet, thut und erfüllt. Und das zeigt deutlich, in was für Fertigkeiten ein Menſch müſſe geübt ſein, wenn die Herrſchaft des Geiſtes über das Fleiſch und ein wahrhaft der Religion und ſeinen Umſtänden gemäßes Leben ihm leicht und natürlich werden ſoll. In allen euern Angelegenheiten, wo es euch um etwas zu thun iſt, das gemacht ſein muß, und ihr wollet zu einem Ziel kommen, iſt's immer eure erſte Regel: Nicht viel Worte, und kein Predigen. Und die Lehre von Gott und der Ewigkeit, die allein ſoll dem Menſchen, ob es ſchon in allen andern Dingen wider ſeine Natur, durch viele Worte und durchs Predigen in den Kopf und ins Herz hineingebracht werden?

Dann brach er plötzlich ab, und ſagte: Aber was ſoll ich denn thun? Soll ich euch von Gott ſchweigen? Das ſei ferne! Kommt mit mir in die Hütte des Armen und zu den Thränen der Waiſen, da lernet ihr Gott kennen und gut ſein und Menſchen werden. Kommt! In dieſer Stunde ſind in euerm Dorf zehn neue Waiſen worden, ſie ſind eure Geſpielen und an eurer Seite aufgewachſen, ſie haben keinen näheren Nächſten als euch. Kommt, zeiget ihnen, daß ihr Menſchen ſeid, und an dem, was euerm Nächſten begegnet, Theil nehmet! —

Ich war auch ein Waiſe und erinnere mich jetzt noch, wie wohl es mir gethan und wie es mich Gott erkennen machte, da ich hingeſtürzt auf meines todten Vaters Bett lag, und faſt ohne Sinnen, keinen Gedanken mehr hatte als „Ich habe jetzt auf Gottes Erdboden keinen Menſchen mehr, der ſich meiner annehme!“ — da ſind, weil ich ſo da lag und meine Hände ſich im Krampf zuſammen zogen und ich mit den Zähnen knirſchte und zitterte, zwei Nachbarn zu mir in die Stube hineingekommen und faſt auf mich niedergefallen, und haben vor Schluchzen kein Wort reden können. Ich weiß noch, und weiß es noch bis ins Grab, wie mir das wohl gethan und wie es mich gemacht Gott erkennen! —

Dann ſtand er auf, wie wenn er nicht wüßte, wo er war, und ſagte: Kinder! Kinder! kommt, wir wollen gehen zu dieſen Waiſen!

Die Kinder drängten ſich an ihn an, hatten Thränen in den Augen und ſuchten ſeine Hand.

Dann trat der Junker aus ſeinem Stuhl und ſagte: Ich will bei euch ſein, bis dieſe Kinderlehre aus iſt, und nun folgten die Vorgeſetzten und alles Volk, das in der Kirche war, dem Pfarrer in das Haus des Kienaſt.

Der Vater und die Kinder ſtanden alle um das Bett der Todten, als der Junker und der Pfarrer in die Stube hineinkamen.

Dann gingen ſie zuerſt allein und ließen die Vorgeſetzten und Kinder, und wer mit ihnen kam, unten vor dem Haus warten, bis man ihnen riefe.

Der arme Alte ſagte mit gebeugtem Haupt zu ihnen: Es hat in Gottes Namen eine Aenderung gegeben, ihr Herren! Wir wiſſen's, lieber Alter! erwiederte der Junker, und ſetzte nach der Bauern Weiſe hinzu: Gott tröſt' euch im Leid! Dann ließ er den zitternden Mann niederſetzen mit dem Pfarrer auf ſeine Ofenbank, ihm gegenüber und nahm ſeine kalte Hand in ſeine warme. Das machte den Alten bald traulich, daß er konnte anfangen zu reden, zu danken und dann zu erzählen, wie die Geißenmilch ſeiner

Frau selig noch so wohl gethan, wie sie die letzten fünf Wochen gar nichts mehr genossen, als alle Tage etliche Löffel voll davon, und dann wie sie Gottlob noch zu sich selber gekommen und auch wieder Antheil an allem genommen, was begegnet, insonderheit auch an dem neuen Wesen in der Schule, dem sie alle Tage bei den Kindern nachgefragt. Aber dann habe sie auch einmal mit einem tiefen Seufzer gesagt: Mein Gott! wenn ich in der Schule auch so zur Arbeitsamkeit erzogen worden wäre, so wäre ich gewiß nicht so geworden. Gottlob, daß es auch jetzt anders geht!

Das ging dem Junker und dem Pfarrer zu Herzen, daß sie die Thränen fast nicht zurückhalten konnten.

Da sie in die Stube kamen, hatten sie das Susanneli zwischen dem Vater und allen Kindern wie eine Mutter da stehend angetroffen. Es entrann aus seinem Stadtdienst und kam noch eine Stunde, ehe sie verschied, zu ihrem Sterben, warf sich wie von Sinnen auf ihr Bett und bat in unverständlichem Schluchzen um Verzeihung und um ihren Segen. Die Mutter konnte nicht mehr reden, aber noch öffnete sie ihre Augen, deutete auf das Ohr, daß sie noch höre, und auf den Mund, und dann gegen den Vater.

Er verstand sie, unterdrückte seinen Schmerz, daß er reden könne, und sagte dann mit stammelnden Worten, wie die liebe Mutter auch gegen sie ihre Fehler erkannt, und sie noch um Verzeihung gebeten! — aber dann auch, daß es bei ihnen bleibe und sie nicht mehr verlasse.

Bei jedem Wort des Vaters zitterte das Kind, sank sprachlos zwischen ihn und sie hin, und lag so da, bis sie erloschen. Da war's mit ihrem Erlöschen, wie wenn es erwachte, zu zeigen, daß es für sie Mutter und Schwester sei und bleiben wolle, so lang es nöthig. So standen Vater und Kinder um sie her, wie sie Arner erblickte, da er die Thür aufthat.

Er rief sie jetzt beiseit und fragte: Habt ihr auch zu essen? — Es that ein wenig die Augen gegen ihn auf und sagte halblaut: Ja!

Es war aber Nein; und er verſtand's, und ſagte: Ihr müſſet haben, und du mußt machen, daß dein Vater wieder zu Kräften kommt, und ihm danach kochen. Da haſt du etwas. Damit war er von ihm weg.

Indeſſen hatten die Vorgeſetzten vor der Thür abgeredet, damit der Junker und Pfarrer ſähen, daß ſie auch Mitleiden haben könnten, dem Kienaſt, ſo lang er lebe, alle Dienſte zu ſchenken und ihm ſein Holz ohne ſeine Koſten machen und zuführen zu laſſen. Und nun rief der Pfarrer ſie und die Kinder in die Stube. — Das übrige Volk, das aus der Kirche mitkam, blieb unter der Thür und vor den Fenſtern.

Aber es war dem Kienaſt, wie wenn er's nicht glauben könne, da ihm die Vorgeſetzten ſagten, was ſie abgeredet. Denn obwohl ein Herkommen im Dorf iſt, daß immer ſieben arme alte Männer ſo frohnfrei ihren Bürgergenuß beziehen ſollen, ſo kam das ſeit Mannesdenken doch nie an Jemand anders, als an Lumpen, die ihnen verwandt, oder an Schelme und freche Burſchen, deren Maul ſie fürchteten.

Die Kinder aber umringten, in Haufen getheilt, die Waiſen nach ihrem Alter; ein jedes drängte ſich zu demjenigen, das es am nächſten kannte. Sie drückten ihnen die Hand und ſagten: „Gott tröſt euch im Leid!“ Dann herrſchte ein tiefes Schweigen und Aller Augen waren voll Thränen.

Da nahm der Pfarrer das Wort und ſagte: Kinder! Gott iſt nahe, wo die Menſchen einander Liebe zeigen. — Dann führte er eins nach dem andern an der Hand zu der Todten, die da lag wie das Bild des überſtandenen Elends, und ſagte einem jeden ein Wort in ſeine Seele.

Es war ein Unterricht wie der Unterricht eines Heiligen.

Dann führte er ſie wieder, eines nach dem andern, zu den Waiſen und ließ ſie ihnen die Hand geben, und ſagte ihnen noch: Bleibt Geſchwiſter und denkt an dieſe Stunde, wenn ihr an Gott denkt! Mit dem Wort ſtand er auf, wie wenn er noch in der Kirche und ſeine Kinderlehre endete, und ſagte mit gefalteten Händen zum Volk: — „Der Herr

segne und behüte euch! Der Herr lasse sein heiliges Angesicht über euch leuchten, und sei euch gnädig! — Nun gehet hin im Frieden des Herrn, haltet christliche Zucht und Ehrbarkeit, und liebet einander wie uns Christus Jesus geliebet hat! Amen."

Nun ging die Gemeinde von einander und aus einem Munde tönte es: Es war doch schön! Und Vater und Mutter sagten zu einander: Die Kinder müssen angenehm werden vor Gott, wenn man sie also lehrt, es ist nicht anders möglich. Und auf allen Zungen lagen die Worte: „Wir möchten ihm danken!" Einer sprach sie aus, und ja! — ja! und nasse Augen waren die Antwort Aller.

Da stand das Volk zehn Schritt von des Kienast Haus still, und als der Junker und der Pfarrer heraus kamen, trat der alte Reinold, den die andern darum gebeten, hervor, und dankte im Angesicht des Volks, das sich immer stärker vor dem Haus versammelt, ihnen, dem Junker und dem Pfarrer mit dem Ausdruck, ihre Herzen seien voll, und sie könnten nichts anderes sagen, als daß sie ihnen an Gottes Statt seien!

Das tiefe Schweigen der Menge, und die Menschlichkeit des ganzen Anblicks riß den Junker und den Pfarrer hin, daß sie einen Augenblick nicht antworten konnten. Nach einer Weile sagte der Junker: Wir möchten wohl gern, wenn wir nur könnten, euch glücklich machen! Und das Volk erwiederte dem edeln Vater: Wir sehen's Gottlob, und erkennen's!

Er redete nichts mehr. Das Volk zerstreute sich still. — Er aber nahm noch des Pfarres Hand und sagte zu ihm: Wir sind Gottlob um einen Schritt weiter mit dem Dorf, als wir selbst geglaubt. —

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Lienhard und Gertrud. Vierter Theil 3

Einleitung 5

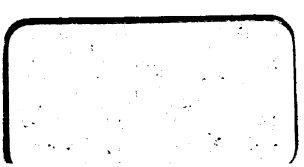
1. Wesen der Erziehung.
2. Ziel und Zweck der Erziehung.
3. Von den Schulen.
4. Methode und Unterrichtsstoff.

1. Erste Zugabe zu der Lebensbeschreibung der Sylvia.
2. Ein schwacher Mann, den die Niederträchtigkeit an der Nase herumführt.
3. Man kommt mit dem auf beiden Achseln tragen nirgends weit.
4. Es ist nicht gut, in die Hände eines solchen Weibes zu fallen.
5. Irreligiöse Verruchtheit in einen Mantel gehüllt, der Viele zu verführen geeignet ist.
6. Es öffnen sich Ansichten, die den Zusammenhang des reinen Mutterſinns in der Wohnstube mit dem Bedürfniß eines reinen Vaterſinns in der Schulstube in sein wahres Licht zu setzen beginnen.
7. Die ersten Folgen eines großen Wortes, das Gertrud redete.
8. Abermal eine Predigt
9. Eine kurze, aber eine Rede von ächtem, altem, reinem Rittergeist.
10. Die Freuden dieses Tags, die leider nicht ungetrübt sind.
11. Eindruck dieser Installation auf den alten Schulmeister.
12. Arners Thun fällt immer tiefer in schlechte Mäuler.
13. Man muß die Hülfe für die Erdenbewohner nicht beim Mann im Mond und die Hülfe für ein armes Dorf nicht beim Träumer in den Wolken, und mehr beim Mann, der zu Fuß durch Dick und Dünn geht, als bei dem, der zu Pferd über Berg und Thal reitet, suchen.
14. Große Verirrungen der menschlichen Selbstsucht in Rücksicht auf den gesellschaftlichen Begriff des Gemeinguts.
15. Alles Streben der Menschen fordert neben seinem innern Geist noch eine Anordnung und Sicherstellung seiner äußern Mittel.
16. Das äußerste Bedürfniß aller Dorfverbesserungsmittel liegt in der innern Reinheit und das äußerste Hinderniß derselben in der bürgerlich noch gesteigerten thierischen Selbstsucht unsrer Natur.
17. Ein guter Boden für die Dorfverbesserung, wo man ihn nicht leicht suchte.
18. Die Zeitabschwächung unsrer durch Sinnlichkeit verdorbenen Einbildungskraft im Zusammenhang mit unsrer Neigung zur Gemächlichkeit des Lebens, zum Bilderdienst, zum Sektengeist und den damit innig verbundenen Fehlern des Mißtrauens und der Verkeumdungssucht; eben so der Zusammenhang des Zeitübels unsrer Nervenschwäche mit schwächerer oder stärkerer Theilnahme an dem Luxusverderben unsrer Zeit und der großen Steigerung des Lumpenlebens, in welches die große Mehrheit unsers Volks versunken ist.

19. Wer da ſucht, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan.
20. Armſeligkeit, Schwachheit und Heirathsintriguen.
21. Die Unverſchämtheit macht Menſchen dummes Zeug ſagen, die ſonſt Anlagen genug hätten, das ganz klug ins Auge zu faſſen, worüber ſie jetzt dumm reden.
22. Weh dem Kinde, deſſen Geiſt und Herz ſchon in ſeiner Unmündigkeit und in ſeinen Schuljahren zum Dienſtknecht, ich möchte ſagen zum Packeſel ſeines Maulbrauchens gemacht wird.
23. Der Mund geht jedem Menſchen, deſſen Seele unruhig bewegt iſt, gern zu weit auf, und die Worte, die ihn dann aus ſeinem zu offenen Mund entrinnen, haben oft ſehr böſe Folgen.
24. Unſchuld und Reinheit des Herzens führt den fehlenden Menſchen leicht zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt.
25. Es iſt eine große, eine erhabene Kunſt, Vater und Mutter auch nur eines fremden Kinds zu ſein, und beim beſten Willen, den ein Menſch dazu haben mag, greift er es im Anfang faſt ſicher noch ungeſchickt an und muß, ehe er es recht kann, ein gutes Lehrgeld zahlen.
26. Wer an einem Ort zu Haus iſt, der kann am beſten rathen und helfen, was auch immer darin begegnet; auch wenn Feuers- und Waſſersnoth einbricht.
27. Das Mareili gibt ein Beiſpiel des Muthes, den der Menſch immer hat, wenn er ſich in einer Sache und an einem Ort recht zu Haus fühlt.
28. Der Menſch hat Unrecht, wenn er in irgend einer Sache das, was Gott und die Natur *vorangeſtellt, zurückſetzt* und *hintennach* ſtellt.
29. Der Menſch lebt in Kräften und durch Thaten. Wörter im Dienſt der Kräfte und Thaten dienen dem menſchlichen Leben, Kräfte und Thaten im Dienſt der Wörter ſchaden ihm.
30. Wenn dein Auge hell iſt, ſo iſt dein ganzer Leib hell, und wenn dein Auge dunkel iſt, ſo iſt auch dein ganzer Leib dunkel.
31. Abermal wenn dein Auge finſter iſt, ſo iſt auch dein ganzer Leib finſter, und deine Werke ſind Werke der Finſterniß.
32. Der Wahrheit Licht und der Liebe Flamme leuchten in die hinterſten Winkel der Finſterniß und bringen ihre Werke an den Tag.
33. Es iſt für arme Leute in der Welt oft eine ſchwere Sache, Recht zu ſuchen und Recht zu finden. Wohl denen, die Hülfe finden.
34. Die höchſte Lobrede einer Obrigkeit iſt das allgemeine Vertrauen, das der Arme und Schwache im Land auf ſie hat.
35. Sind unſere Zeiten für einen ſolchen Rechtsgang zu ſchlecht, oder iſt ein ſolcher Rechtsgang für unſre Zeiten zu ſchlecht?
36. Es zeigen ſich Schwierigkeiten in dieſem Rechtsgang, und es wird klar, daß er für Büchermenſchen und ſchwache Richter, und vielleicht auch für die, ſo ſchwach ſind, nichts taugt.
37. Der Schweizeriſche Bergarzt Schüppach hatte in ſeiner Apotheke eine Flaſche mit der Aufſchrift: Der Stärkſte wird Meiſter.

38. Der hohe Segen, der auf Entſchlüſſen ruht, die die Rührung des Herzens hervorbringt.
39. Freundſchaftliche Liebe und ein kleines Mißverſtändniß.
40. Ein Mann, der das Glück verdient, das auf ihn wartet.
41. Die Sonne fängt einem guten Mann an zu ſcheinen.
42. Eine erhabene Brautſtunde.
43. Eine fröhliche Anzeige einer Hochzeit in einem Pfarrhaus.
44. Er hat doch Recht und es iſt doch gut, daß er ſie begnadigt.
45. Wie die Vogtin ſich der Begnadigung, die ihr Arner zugedacht, würdig erzeigt.
46. Wie die Einbildungskraft krummen Schalken und böſen Narren noch Angſt und Schrecken über die Folgen ihrer Thaten macht.
47. Wie der Ochſenfeiſt den Korb, den ihm die Meyerin gibt, heimträgt, wie lange die zwei Verlobten bei ihrem Apfelkuchen im Pfarrhaus ſitzen bleiben, und wie tief Arner den Zuſammenhang ſeiner Herrſchaftspflichten mit einem Schädelort zu Herzen nimmt.
48. Kriecherei, Windbeutelei und Infamie.
49. Ein Weib, das ſich ſonſt nicht leicht ſchämt, kommt wegen etwas, wofür die Deutſchen keinen Namen haben, wegen einer Etiquette, in Verlegenheit.
50. Wie ein hoher Grad von Unnatur innerlich zur Lächerlichkeit des Unſinns und äußerlich zur Lächerlichkeit ſogar in der Kleidung hinführt.
51. Eine Dorfſchalksnärrin ſtattet an einen Hof-Mann Bericht ab über das Baumwollenmareili, über Glülphi, über ſeine Schule, über ſeine Eulenſpiegelgeſchichte und über ſeine Parteilichkeit zu Gunſten von Kindern, deren Eltern dem Henker unter den Händen geweſen — alles auf eine Weiſe, die dem Hof-Mann gar nicht mißfällt, und in einem Geiſt und Sinn, den viele andere Leute und ſelber viele Stadtleute mit der bäueriſchen Schalksnärrin theilen.
52. Fortſetzung des Schalksnarrenberichts über die ſchlechten Grundſätze des Junkers in Rückſicht auf das Lumpenvolk (la canaille) im Land.
53. Jetzt geht's über die Sonntagsgeſellſchaft und mit ihr über das Volkserziehen und ſelbſt über die Unverſchämtheit der Anſprüche der Menſchennatur los.
54. Ein Weib, das die Weltkenntniß in einer Zwerggeſtalt mit ſich herum trägt, und ein Mann, der die Miniaturanſichten ſolcher Weltkenntniſſe auf eine Weiſe zum Weltdienſt braucht, wie der ganze Haufe ſolcher Zwergleins in der Weltkenntniß es nicht zu ahnen vermögen.
55. Jetzt fangen auch noch die eigenen Angelegenheiten der Berichterſtatterin an, ans Tageslicht zu kommen.
56. Zur Geſellſchaft iſt ein Schwein des andern und ein Hund des andern werth.
57. Dienſttreue der Verruchtheit für verruchte Zwecke, und einige Aufſchlüſſe über die Beweggründe, Mittel und Schwierigkeiten einer ſolchen Dienſttreue, ſo wie eine Andeutung, daß auch die höchſte

Verruchtheit Ueberwindungskräfte bedarf und besitzt, daß aber solche Ueberwindungskräfte oft auch an einem Sprichwort, das klein ist, und wie das Veilchen im Verborgenen blüht und duftet, scheitert.

58. Wehe dem, der den Sehenden blind wünscht und dem, der in der Finsterniß sitzt, das Licht auslöscht. Wehe dem, der dem Lahmen seine Krücke unter der Achsel wegnimmt und dem Verwundeten seine heilende Wunde aufreißt, daß sie von Neuem eitere und blute.
59. Der Erde Segen ist Himmels Segen und ohne das Himmlische ist nichts Irdisches wahrer Segen.
60. Ein bewährtes Mittel wider lügenhafte Nachreden.
61. Höhere Ansichten über das Schulhalten.
62. Sonntagsversammlungen, aber nicht zu den sinnlichen Vergnügungen der höhern Stände, zu Bällen, Komödien, Tanzpartieen, Gaukel- und Hazardspielen.
63. Fortsetzung der Folgen dieser Sonntagsversammlungen, die aber, wie gesagt, in einem Zeitpunkt und bei einer Lebensweise nicht statt finden können, wo die Menschen durch die Sitten der Zeit und des Landes aus aller Einfachheit, Unschuld und Reinheit des häuslichen Lebens nicht blos herausgelockt, sondern selber herausgetrieben werden, wenn sie auch nur von ferne als Leute von einiger Distinction, Lebensart und Bildung, als Leute von gutem Ton angesehen werden wollen.
64. Es erscheinen wieder Leute, die Anspruch auf den guten Ton unsrer schönen Zeit zu machen berechtigt sind.
65. Verkehrte Ansichten über das Leben, über Erziehung, über Bildung, über Geldwerth, über die Brauchbarkeit der Menschen, und über die Gefahren, die es hätte, wenn man das niedere Volk gar zu gut lehren wollte, sich selbst zu helfen.
66. Hingeworfene Gedanken von Ansichten und Gefühlen Glülphis über Menschennatur und Menschenbildung.
67. Leben und Streben im Verderben und der Verkünstelung der menschlichen Selbstsucht.
68. Aus dem Mund der Unmündigen u. Säuglinge hast du dir Lob zubereitet.
69. Die Armseligkeit alles Treibens und Jastens unsrer Leidenschaften im Gegensatz gegen die Würde der Unschuld, der Menschenliebe und der Selbstsuchtlosigkeit.
70. Uebergang von ganz heidnischen Ansichten über das Volk und die Volksbildung zu christlichen.
71. Ein nichts entscheidender Wink über die Frage: „Hat das Jagdrecht und das Menschenrecht ein gleiches Fundament?“
72. Richtige Ansichten über die Volkserziehung und über die Armenversorgung machen viele Fragen über das Jagdrecht und über die Menschenrechte überflüssig.
73. Glülphis Hochflug zur Begeisterung über sein Schulmeisterwesen in einer schlaflosen Nacht.

74. Läßt ſich das Miniſterium des Erziehungsweſens und des öffentlichen Unterrichts mit dem Kriegsminiſterium und demjenigen der Finanzen und der Polizei vergleichen? Und wenn das nicht der Fall iſt, wo liegt die Urſache davon? Liegt ſie in der Menſchennatur, liegt ſie im Erziehungsweſen? Oder wo liegt ſie?
75. Bettelei, Reichthum und Mittelſtand in Beziehung auf den Lehrſtand, mit dem Reſultat: In medio tutissimus ibis.
76. Fernere Belege von der Wahrheit des Wahlſpruchs: In medio — und ſeine Anwendung auf die Möglichkeit der Anbahnung und Durchführung einer ernſt und redlich gemeinten Volkserziehung und Nationalcultur.
77. Glülphi will ſich über den Mittelſtand im Lande nicht täuſchen. Er findet ihn nicht in der Notabilitätsarmſeligkeit, er findet ihn nicht im Dienſtſtand: er findet ihn in Werkſtätten und Wohnſtuben, in denen die Berufswerkzeuge, die Bibel und die Nachtlampe neben einander ſtehen und Väter wohnen, denen der Hausſegen alles, eitle Ehre nichts und denen böſe Gewalt ein Dorn in den Augen iſt.
78. Er ſtieg durch ſein Herz und nicht durch ſeinen Kopf auf die Höhen ſeiner Menſchlichkeit.
79. Der ſchwache Anfangskeim verſpricht die Anbahnung einer reellen und ſoliden Volksbildung.
80. Eine Schwalbe macht keinen Sommer und Rom iſt nicht in einem Tag gebaut worden, aber eine Maus ſchlüpft in einem Tag durch viele Löcher. Item, Gleich und Gleich geſellt ſich gern und es iſt leichter, einen Haufen von Niederträchtigkeiten zuſammen zu tragen, als einen Kornhaufen, und eine böſe Zunge iſt anſteckender, als das gelbe Fieber.
81. Das Elend und die Leiden eines Narren.
82. Uebergang von einer Schulmeiſternoth zu einer Wirthshausnoth, und Vorfälle, die mich zweifeln machen, ob das Weintrinken dem Menſchen natürlich, oder ob es, wie das Handſchuh- und Perrückentragen, ein Werk der Kunſt und Civiliſation ſei.
83. Hauptſachen für Leute, die ſich einfallen laſſen, ſie könnten ein Dorf regieren.
84. Fortſetzung ähnlicher Hauptſachen für die gleichen Leute.
85. Ein Schritt zur Volkserleuchtung, die auf guten Fundamenten ruht.
86. Vom Rathen, Helfen und Almoſengeben.
87. Von der Wahrheit und vom Irrthum.
88. Vom Aendern alter Maſchinen.
89. Die Vorſätze ſchwacher Leute ſind wie ein Rauch, der warm aus dem Kamine auffſteigend hoch in die Luft empor wallt, aber dann darin plötzlich erkaltet und verſchwindet.
90. Erziehung und nichts anderes iſt das Ziel der Schule.
91. Vom Auferwecken vom Tode.
92. Eine Kinderlehre.